Princeton University Library
32101 064481698

902
896
v.7,
pt.1

Library of

Princeton University.

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG-ANTIQ.

Die Tat

Sozial-religiöse Monatsschrift für deutsche Kultur

herausgegeben von

Eugen Diederichs / Karl Hoffmann

7. Jahrgang. 1915/16

Band I. April / September

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1915

Printed in Germany

Inhalt des ſiebenten Jahrganges

I. Halbjahrband

Verfaſſer-Verzeichnis

Adelmann, Konrad, Vom deutſchen Bauern der Zukunft . . . . . Seite 450
Amonn, Alfred, Betrachtungen eines Nichtneutralen über Neutralität „ 139
„ „ Wir und England . . . . . „ 225
Ardeſchah, Jean Paul von, Die deutſche Bauernfrage und die Kriegsinvalidenanſiedelung . . . . . „ 357
„ „ „ „ Die polniſche Frage im Weltkriege . . . „ 201
Bahr, Hermann, Die Zukunft Öſterreichs . . . . . „ 45
Behne, Adolf, Der Haß der Neutralen . . . . . „ 340
Bittel, Karl, Ökonomie des Konſums . . . . . „ 341
Bloch, Adolf, Jeſus, Chriſtus und die Frömmigkeit . . . . . „ 346
Broßmer, Karl, Die Bedeutung der deutſch-türkiſchen Waffenbrüderſchaft „ 79
„ „ Englands Wirtſchafts- und Seepolitik gegen Deutſchland „ 265
Buchwald, Reinhard, Niederländiſche und deutſche Kultur . . . . . „ 179
„ „ Volksſeele . . . . . „ 18
Carlberg, Elſe von, Karl Hermann Scheidler . . . . . „ 255
Cartellieri, Alexander, Der italieniſche Treubruch . . . . . „ 311
Daskaljuk, Oreſtes, Gedanken über den ruſſiſchen Imperialismus . . „ 428
„ „ Rumäniens Nöte . . . . . „ 244
Diederichs, Eugen, Deutſche Aufgaben der Zukunft . . . . . „ 13
„ „ Deutſche Geſinnung! . . . . . „ 417
„ „ Vom deutſchen Nationalismus . . . . . „ 497
„ „ Gedanken zur Organiſation der deutſchen Kulturaufgaben . . . . . „ 97
„ „ Der Nationalfeiertag des neuen Deutſchland . . . „ 345
„ „ Eine Unterredung mit Spitteler . . . . . „ 260
Eberhardt, Paul, Die Richtung des religiöſen Bewußtſeins . . . . „ 193
Everth, Erich, Von der Seele des Soldaten im Felde . . . . . „ 273
Fackler, H., Zum Thema: Die Frömmigkeit der Zeit . . . . . „ 510
Fränzel, Walter, Guſtaf F. Steffen und unſer Krieg . . . . . „ 498
Fromme, Franz, Island im Gefüge der Weltpolitik . . . . . „ 173
„ „ Die vlämiſche Frage . . . . . „ 317
Gogarten, Friedrich, Frömmigkeit und deutſche Art . . . . . „ 254
„ „ Schöpfung, Staat und Volkstum . . . . . „ 23
Hagen, Benno von, Dankbare Griechen . . . . . „ 182
Hallſtröm, Per, Die Verblendung Englands . . . . . „ 513
Hefele, Herman, Der Charakter des Italieners . . . . . „ 337
Hengesbach, Joſeph, Die franzöſiſche Preſſe . . . . . „ 422
„ „ Franzöſiſches Staatsleben . . . . . „ 213
Hildebrand, Gerhard, Geſchichtliche Motive als Erlebnis im Felde . . „ 161

507484

Hoffmann, Karl, Das engliſche Reich . . . . . Seite 127
„ „ Nation und Entwicklung . . . . . „ 402
„ „ Prometheiſche Frömmigkeit . . . . . „ 186
„ „ Weltgeſchichte . . . . . „ 40
Hölderlin, Friedrich, Der Tod fürs Vaterland . . . . . „ 1
Jaffé, Edgar, Deutſchlands Wirtſchaftsleben der Zukunft . . . . . „ 433
Jaroslaw, Benno, Die gemeinwirtſchaftlichen Lehren des Krieges . . „ 49
„ „ Die Maske der Gemeinnützigkeit . . . . . „ 268
„ „ Neugruppierung im künftigen Wirtſchaftsleben . „ 413
Jászi, Oskar, Mittel-Europa, Ungarn und der Balkan . . . . . „ 388
Juſtus, Der Einzelne . . . . . „ 68
„ Frühling . . . . . „ 252
„ Das große Freſſen . . . . . „ 331
„ Grenzen . . . . . „ 494
„ Ein Jahr . . . . . „ 411
„ Konſtellationen . . . . . „ 158
Klein †, Albert, Gedanken im Felde . . . . . „ 150
Koch, Walther, Über inneres Deutſchtum . . . . . „ 420
Konrad, Völkerziele . . . . . „ 263
Kralik, Richard von, A. E. I. O. U. . . . . „ 113
Liljedahl, Ernſt, Ein europäiſcher Staatenbund . . . . . „ 392
Loosli, C. A., Der Schweizer Standpunkt . . . . . „ 261
Marr, Heinz, Klaſſenverbindungen zur gegenſeitigen ſozialen Erziehung „ 163
Martius, Martha, Nachruf einer Mutter . . . . . „ 96
Mayer, Adrian, Deutſchland und das Elſaß . . . . . „ 467
Meißner, Carl, Offener Brief an Herrn C. A. Loosli . . . . . „ 349
Meſſer, Auguſt, Offener Brief an Romain Rolland . . . . . „ 353
„ „ Rollands Antwort . . . . . „ 516
Meyer, Rudolf, Spitteler und wir . . . . . „ 62
„ Walter, Zur Entwicklung des freideutſchen Jugendgedankens . „ 508
Michel, Ernſt, Eine Tatbücherei . . . . . „ 183
Molden, Berthold, Austria erit . . . . . „ 378
Müller, Wilhelm, Amerikaniſche Neutralität . . . . . „ 236
Müller-Oeſtreich, Ilſe, Nicht übers Ziel! . . . . . „ 502
Natorp, Paul, Vom Beruf des Deutſchen . . . . . „ 2
Neurath, Otto, Öſterreich-Ungarn und die morgenländiſche orthodoxe Kirche . . . . . „ 425
Nohl, Herman, Die Ideen in der auswärtigen Politik . . . . . „ 28
„ „ Der Staat in den Gegenſätzen der politiſchen Theorien „ 454
Pernerſtorfer, Engelbert, Profeſſor Maſaryk . . . . . „ 270
Potthoff, Heinz, Endlich! . . . . . „ 416
„ „ Gegen den Wucher . . . . . „ 74
„ „ Kriegswucher und Kriegsgewinn . . . . . „ 505
„ „ Wie ehren wir die Sieger? . . . . . „ 107
„ „ Der Wucher als Verkehrsſitte . . . . . „ 326
Prellwitz, Gertrud, Von den ſtrömenden Quellen deutſcher Myſtik . . „ 443
Preuß, Hugo, Politiſche Führerperſönlichkeiten . . . . . „ 168

Rauecker, Bruno, Hinter der Front . . . . . Seite 372
Rudnyckyj, Stefan, Die Nationen des öſtlichen Kriegsſchauplatzes . . „ 334
Steffen, Guſtaf F., Europa und die Engländer . . . . . „ 78
„ „ „ Greater Britain . . . . . „ 170
„ „ „ Der ruſſiſche Imperialismus . . . . . „ 120
Taut, Bruno, Krieger-Ehrung . . . . . „ 257
Teutenberg, Adolf, König Alberts Buch . . . . . „ 478
„ „ Ein Preußendrama . . . . . „ 86
Thorſteinsſon, Vernhardur, Gedanken eines Isländers zum Weltkrieg „ 303
Ullmann, Hermann, Deutſche Koloniſationsaufgaben . . . . . „ 293
Valentin, Veit, Bismarck und Kaiſer Wilhelm II. . . . . „ 70
Voechting, Fritz, Ein amerikaniſches Urteil über Deutſchland . . . . „ 81
Wyneken, Guſtav, Kriegsfrömmigkeit . . . . . „ 87
Zaunert, Paul, Der Deutſche und ſeine Sprache . . . . . „ 55
* Die italieniſche Frage und der Groß-Orient . . . . . „ 340

Sachverzeichnis

A. E. I. O. U. Von Richard von Kralik . . . . . Seite 113
Alberts Buch, König. Von Adolf Teutenberg . . . . . „ 478
Amerikaniſche Neutralität. Von Wilhelm Müller . . . . . „ 236
Amerikaniſches Urteil über Deutſchland, Ein. Von Fritz Voechting . . „ 81
Austria erit. Von Berthold Molden . . . . . „ 378
Bismarck und Kaiſer Wilhelm II. Von Veit Valentin . . . . . „ 70
Britain, Greater. Von Guſtaf F. Steffen . . . . . „ 170
Deutſche Aufgaben der Zukunft. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 13
Deutſchen Bauern der Zukunft, Vom. Von Konrad Adelmann . . . . „ 450
Deutſche Bauernfrage und die Kriegsinvalidenanſiedelung, Die. Von Jean Paul von Ardeſchah . . . . . „ 357
Deutſche Geſinnung! Von Eugen Diederichs . . . . . „ 417
Deutſche Koloniſationsaufgaben. Von Hermann Ullmann . . . . . „ 293
Deutſche und ſeine Sprache, Der. Von Paul Zaunert . . . . . „ 55
Deutſche Volk, Das. Von Ernſt Abbe . . . . . „ 192
Deutſchen, Vom Beruf des. Von Paul Natorp . . . . . „ 2
Deutſchen Kulturaufgaben, Gedanken zur Organiſation der. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 97
Deutſchen Nationalismus, Vom. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 497
Deutſchtum, Über inneres. Von Walther Koch . . . . . „ 420
Deutſch-türkiſchen Waffenbrüderſchaft, Die Bedeutung der. Von Karl Broßmer . . . . . „ 79
Einzelne, Der. Von Juſtus . . . . . „ 68
Elſaß, Deutſchland und das. Von Adrian Mayer . . . . . „ 467
Endlich! Von Heinz Potthoff . . . . . „ 416
England, Wir und. Von Alfred Amonn . . . . . „ 225
Engliſche Reich, Das. Von Karl Hoffmann . . . . . „ 127

Englands, Die Verblendung. Von Per Hallſtröm . . . . . Seite 513
Englands Wirtſchafts- und Seepolitik gegen Deutſchland. Von Karl Broßmer . . . . . „ 265
Europa und die Engländer. Von Guſtaf F. Steffen . . . . . „ 78
Europäiſcher Staatenbund, Ein. Von Ernſt Liljedahl . . . . . „ 392
Franzöſiſche Preſſe, Die. Von Joſeph Hengesbach . . . . . „ 422
Franzöſiſches Staatsleben. Von Joſeph Hengesbach . . . . . „ 213
Freideutſchen Jugendgedankens, Zur Entwicklung des. Von Walter Meyer „ 508
Freſſen, Das große. Von Juſtus . . . . . „ 331
Frömmigkeit der Zeit, Zum Thema: Die. Von H. Fackler . . . . . „ 510
Frömmigkeit, Prometheiſche. Von Karl Hoffmann . . . . . „ 186
Frömmigkeit und deutſche Art. Von Friedrich Gogarten . . . . . „ 254
Front, Hinter der. Von Bruno Rauecker . . . . . „ 372
Frühling. Von Juſtus . . . . . „ 252
Gedanken im Felde. Von † Albert Klein . . . . . „ 150
Gedanken zur Zeit 93, 189, 351, 430, 519
Gemeinnützigkeit, Die Maske der. Von Benno Jaroslaw . . . . . Seite 268
Grenzen. Von Juſtus . . . . . „ 494
Griechen, Dankbare. Von Benno von Hagen . . . . . „ 182
Geſchichtliche Motive als Erlebnis im Felde. Von Gerhard Hildebrand „ 161
Holland, Aus. Von O. A. . . . . „ 176
Island im Gefüge der Weltpolitik. Von Franz Fromme . . . . . „ 173
Italieners, Der Charakter des. Von Herman Hefele . . . . . „ 337
Italieniſche Frage und der Groß-Orient, Die. Von * . . . . . „ 340
Italieniſche Treubruch, Der. Von Alexander Cartellieri . . . . . „ 311
Jahr, Ein. Von Juſtus . . . . . „ 411
Jeſus, Chriſtus und die Frömmigkeit. Von Adolf Bloch . . . . . „ 346
Klaſſenverbindungen zur gegenſeitigen ſozialen Erziehung. Von Heinz Marr . . . . . „ 163
Konſtellationen. Von Juſtus . . . . . „ 158
Krieges, Die gemeinwirtſchaftlichen Lehren des. Von Benno Jaroslaw „ 49
Krieger-Ehrung. Von Bruno Taut . . . . . „ 257
Kriegsfrömmigkeit. Von Guſtav Wyneken . . . . . „ 87
Kriegswucher und Kriegsgewinn. Von Heinz Potthoff . . . . . „ 505
Loosli, Offener Brief an Herrn C. A. Von Carl Meißner . . . . . „ 349
Maſaryk, Profeſſor. Von Engelbert Pernerſtorfer . . . . . „ 270
Myſtik, Von den ſtrömenden Quellen deutſcher. Von Gertrud Prellwitz „ 443
Nachruf einer Mutter. Von Martha Martius . . . . . „ 96
Nationalfeiertag des neuen Deutſchland, Der. Von Eugen Diederichs . „ 345
Nation und Entwicklung. Von Karl Hoffmann . . . . . „ 402
Nationen des öſtlichen Kriegsſchauplatzes, Die. Von Stefan Rudnyckyj „ 334
Neutralen, Der Haß der. Von Adolf Behne . . . . . „ 340
Neutralität, Betrachtungen eines Nichtneutralen über. Von Alfred Amonn . . . . . „ 139
Niederländiſche und deutſche Kultur. Von Reinhard Buchwald . . . „ 179
Ökonomie des Konſums. Von Karl Bittel . . . . . „ 341
Öſterreichs, Die Zukunft. Von Hermann Bahr . . . . . „ 45

Öſterreich-Ungarn und die morgenländiſche orthodoxe Kirche. Von Otto Neurath . . . . . Seite 425
Politik, Die Ideen in der auswärtigen. Von Herman Nohl . . . . „ 28
Politiſche Führerperſönlichkeiten. Von Hugo Preuß . . . . . „ 168
Polniſche Frage im Weltkriege, Die. Von Jean Paul von Ardeſchah . „ 201
Preußendrama, Ein. Von Adolf Teutenberg . . . . . „ 86
Religiöſen Bewußtſeins, Die Richtung des. Von Paul Eberhardt . . „ 193
Rolland, Offener Brief an Romain. Von Auguſt Meſſer . . . . . „ 353
Rollands Antwort. Von Auguſt Meſſer . . . . . „ 516
Rumäniens Nöte. Von Oreſtes Daskaljuk . . . . . „ 244
Ruſſiſche Imperialismus, Der. Von Guſtaf F. Steffen . . . . . „ 120
Ruſſiſchen Imperialismus, Gedanken über den. Von Oreſtes Daskaljuk „ 428
Scheidler, Karl Hermann. Von Elſe von Carlberg . . . . . „ 255
Schöpfung, Staat und Volkstum. Von Friedrich Gogarten . . . . „ 23
Sieger? Wie ehren wir die. Von Heinz Potthoff . . . . . „ 107
Soldaten im Felde, Von der Seele des. Von Erich Everth . . . . . „ 273
Spitteler und wir. Von Rudolf Meyer . . . . . „ 62
Spitteler, Eine Unterredung mit. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 260
Staat in den Gegenſätzen der politiſchen Theorien, Der. Von Herman Nohl . . . . . „ 454
Steffen und unſer Krieg, Guſtaf F. Von Walter Fränzel . . . . . „ 498
Schweizer Standpunkt, Der. Von C. A. Loosli . . . . . „ 261
Tatbücherei, Eine. Von Ernſt Michel . . . . . „ 183
Ungarn und der Balkan, Mittel-Europa. Von Oskar Jászi . . . . „ 388
Vaterland, Der Tod fürs. Von Friedrich Hölderlin . . . . . „ I
Vlämiſche Frage, Die. Von Franz Fromme . . . . . „ 317
Völkerziele. Von Konrad . . . . . „ 263
Volksſeele. Von Reinhard Buchwald . . . . . „ 18
Weltgeſchichte. Von Karl Hoffmann . . . . . „ 40
Weltkrieg, Gedanken eines Isländers zum. Von Vernhardur Thorſteinsſon „ 303
Wirtſchaftsleben der Zukunft, Deutſchlands. Von Edgar Jaffé . . . „ 433
Wirtſchaftsleben, Neugruppierung im künftigen. Von Benno Jaroslaw „ 413
Wucher als Verkehrsſitte, Der. Von Heinz Potthoff . . . . . „ 326
Wucher, Gegen den. Von Heinz Potthoff . . . . . „ 74
Ziel! Nicht übers. Von Ilſe Müller-Oeſtreich . . . . . „ 502

die Tat

Eine Monatsschrift Herausgegeb. von Eugen Diederichs und Karl Hoffmann

7. Jahrgang Heft 1 April 1915

Der Tod fürs Vaterland

Du kömmſt, o Schlacht! ſchon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab ins Tal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunſt und des Arms, doch ſichrer

Kömmt über ſie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten ſchlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgeſänge
Lähmen die Kniee der Ehreloſen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einſt nicht ſterbe gemeinen Tods!
Umſonſt zu ſterben, lieb ich nicht; doch
Lieb ich, zu fallen am Opferhügel

Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut,
Fürs Vaterland — und bald iſts geſchehn! Zu euch
Ihr Teuren! komm ich, die mich leben
Lehrten und ſterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürſtet' ich euch zu ſehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich iſts hier unten;

Und Siegesboten kommen herab: die Schlacht
Iſt unſer. Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Toten! Dir iſt,
Liebes! nicht einer zu viel gefallen.

Fr. Hölderlin

Paul Natorp
Vom Beruf des Deutſchen

Wir alle, die wir dieſen Krieg miterleben, ſind uns bewußt, daß da etwas vorgeht, das mit nichts Früherem vergleichbar iſt und wohl in aller Zeit ſeinesgleichen nicht finden wird. Die gewaltigen miteinander ringenden Maſſen, die unerhörte Hartnäckigkeit und Ausdauer täglich erneuter ſchwerſter Kämpfe, die unheimlich geſteigerte Technik der Zerſtörung, die Orgien der Vernichtung von Leben und Lebensgütern, die aus dem allen ſich ergeben, die gar nicht zu ermeſſenden Gewinn- und Verluſtmöglichkeiten, die unabſehbaren Folgen für die ganze fernere Geſtaltung der Völkergeſchicke, das alles, ſo ungeheuer es iſt, reicht noch nicht hin, das welthiſtoriſche Phänomen, das ſich da vor unſeren Augen abſpielt, in ſeinem innerſten Weſen zu kennzeichnen. Das alles iſt nur die Außenſeite; es begründet nur Gradunterſchiede, obgleich ſtarke. Vielmehr darin erſt erkennen wir das weſenhaft Unterſcheidende dieſes Krieges, daß in ihm die Seele eines ganzen großen Volkes um ihr Sein oder Nichtſein ringt. Das bedingt einen ungeheuren Einſatz innerſter, ſeeliſcher Energie, von dem das Aufgebot aller beſonderen, phyſiſchen wie geiſtigen und Willenskräfte nur die Folge iſt. Das iſt das Unerhörte: wie hier ſo ohne Beſinnen alle alles geben; die Arbeit, das Handwerk, Gewerbe und Technik jeder Art ihre letzte Kraft, ihre höchſten Leiſtungen, ihren reichſten Gewinn, das Land die Frucht ſeiner Felder und Milch und Fleiſch ſeiner Herden, Wiſſenſchaft und Kunſt die Früchte auch der edelſten geiſtigen Ausſaat — aber das Koſtbarſte von allem ſchenkt verſchwenderiſch die Liebe: den Gatten das Weib, den Geliebten die Braut, die Mutter den Sohn — alle tragen, was ſie nur haben, herbei zu einem Opferbrand, wie noch keiner zum Himmel emporgelodert iſt. Und in einer Erkenntnis, einem Empfinden, einem Wollen ſtehen um den Altar die eben noch heftig Streitenden, ſcheinbar nach allen Winden Auseinanderſtrebenden; verwundert ſelbſt, betroffen, im tiefſten bewegt, erſchüttert von dem Neuen, das auf einmal über ſie gekommen iſt wie ein Heiliges aus rätſelvollen Ewigkeiten, wie das Geheiß eines mehr als irdiſchen Willens, dem man nur mit jeder Faſer ſich hingeben kann ohne Sparen, verzichtend auf jedes eigene Wünſchen und Sehnen, weggeriſſen über alle Schlünde der Gefahr, alle Klüfte innerer Gegenſätze, über

ſich ſelbſt, hinan zu jeder Höhe. Und das dennoch nicht in einem beſinnungsloſen Rauſch der Begeiſterung. Wie hielte der wohl ſtand dem nun ſchon halbjährigen Stellungskampf im Schützengraben, dem kalt entſchloſſenen Aushungerungsſyſtem, das unſer bitterſter Feind als nicht vornehmſte aber drohendſte Waffe gegen uns aufbot? Aber wir ſtanden und ſtehen, wir wanken nicht und werden nicht wanken, ſondern ſiegen oder ſterben. Denn wir wiſſen, es gilt diesmal unſer ganzes, unzerſtückbares, leiblich-ſeeliſches Sein — oder Garnichtſein. Einen ſolchen Kampf hat noch kein Volk gekämpft und wird vielleicht nie wieder eines kämpfen müſſen; wir empfinden es wie eine Opfertat, die einmal vollbracht werden muß für immer, nicht für unſer Volk allein, ſondern für die Menſchheit.

Darum iſt es ſo ſehr nicht zu verwundern, wenn die Andern unſerm Tun ſchlechthin verſtändnislos gegenüberſtehen, und es ſich nur zu deuten wiſſen als den hellen Wahnſinn einer ihnen unfaßlichen Kampfwut, oder als blöden Gehorſam eines an Knechtſchaft gewöhnten Volkes gegen den finſteren Machtwillen eines von Zäſarenwahn befallenen fürchterlichen Tyrannen, der ſie zu Hunderttauſenden in den Tod treibt. So unſagbar traurig dies Mißverſtehen unſeres Heiligſten, ſo begreiflich, ſo entſchuldbar ſogar iſt das Nichtverſtehen. Verſtehen denn wir ſelbſt, was da über uns gekommen iſt? Wirklich nur Wahnſinn oder große Liebe opfert alles, opfert ſich ganz. Hier iſt ein ſolches Opfer, und wenigſtens wir ſelbſt, die es darbringen, wiſſen, es iſt nicht Wahnſinn, alſo muß es die große Liebe ſein. Wer aber verſteht die, der nicht die Erfahrung davon hat? Am Ende haben die Andern gar nicht, was wir „Seele" nennen, vielleicht erfuhren ſie noch gar nicht dies Höchſte von allem was es gibt. War es denn ſelbſtverſtändlich für uns, daß wir es erfuhren? Erfahren wir es doch, in der ganzen Tiefe ſeiner Bedeutung, als Nation erſt heute!

Was iſt denn der Gegenſtand dieſer großen Liebe? Um was wird gekämpft? Um nichts, das ſchon war, um nichts Nennbares, das wir zu erringen gedächten. Es iſt kein bloßes Behaupten oder nur Fortſetzen, Steigern, Vollenden des ſchon Begonnenen, ſondern ein ſchlechthin Neues, das werden will. Was will werden? Wir ſelbſt wollen werden. Was werden? Wir ſelbſt werden — wie nennen wir es nur? Deutſche. Gewiß ein Wort von hehrem Klang, von ſtarkem Gefühlswert für uns: aber was ſagt es auch nur uns ſelbſt, vollends Andern?

Es geht um den Beruf des Deutſchen. Beruf: ein treffliches Wort. Wer denn ruft uns, und welcher Prophet legt den Ruf uns aus? Denn

wir vernahmen ihn zwar alle, gewaltig aufrüttelnd traf er unſer Ohr, doch nur zu gewaltig und zu neu, als daß wir ihn ſogleich mit ſchlichten Worten zu umſchreiben wüßten. Getraut doch kaum die tiefgründigſte Philoſophie, die begnadetſte Dichtung ihn zu deuten, und der Allheit aufzuzwingen, was gerade dem Einzelnen in ſeiner Seele davon vernehmlich wurde. Nur das Volk ſelbſt kann den Ruf ſich deuten, da er doch an das Volk, nicht an den Einzelnen erging. Berufen werden konnte es nur zu etwas, das in ſeiner Seele ſchon lag, ſchon zum Licht ſich durchringen wollte. Alſo muß es zuletzt etwas ganz Schlichtes, in ſeiner Schlichtheit jedem einfachſten Sinn Einleuchtendes ſein, wozu er aufruft. Wie hätte ſonſt der Ruf ſo einmütig von allen vernommen werden, und aus jedem Einzelnen einen Helden machen können? Alſo gibt es keinen anderen Weg, zu ergründen, was der Ruf ſagen will, als daß wir unſerem kämpfenden Volke ſelbſt an den Puls fühlen und es fragen: Worum kämpfſt du ſo heldenhaft, opferſt ſo ohne Beſinnen alles, was du nur haſt und biſt?

Es antwortet uns, die Ruhe und Heiterkeit innerlichſter Erkenntnis im treuherzigen Antlitz: Nichts wollen wir erſtreiten, als unſeren *Frieden*. Frieden aber in *Freiheit*. Denn frei wollen wir ſein. Gern wollen wir Freiheit und das Leben — das iſt uns eins — täglich neu erobern müſſen, nur von keinem ſie zu Lehen nehmen, und wären's Engel vom Himmel, die ſie uns bringen wollen.

Kein Verſtand der Verſtändigen kann anderes oder beſſeres ſagen. Wer einen anderen Sinn als dieſen dem Kampf- und Opferwillen unſeres Volkes unterlegt, der fälſcht ihn, und beweiſt nur, daß er die Fühlung mit der innerſten Seele des Volkes verloren hat, ſie in ſich ſelber nicht wiederfindet. Doch will der Gehalt dieſer ſchlichten Forderung: Frieden in Freiheit, Freiheit in Frieden, erſt ergründet ſein; er liegt nicht an der Oberfläche.

Frieden will unſer Volk; aber nicht bloß und nicht unbedingt den äußeren Frieden. Gewiß iſt der Deutſche friedliebend, aber nicht im gemeinen Sinn. Wie hätte ſonſt das friedwilligſte der Völker auf einmal das kriegentſchloſſenſte werden können? Es weiß ganz wohl: müßte es ſelbſt in alle Zeit bis an die Zähne gerüſtet ſtehen, zu jeder Stunde des Kampfes gewärtig, es wäre dazu entſchloſſen, geſetzt daß es nur ſo ſeine Eigenart, ſein eigengeartetes *Schaffen* ſich erhalten könnte. Und es ahnt wohl auch, daß Friede, im äußeren Sinn, vorderhand gar kein mögliches Ziel iſt. Steht doch heute faſt die ganze Welt gegen uns. Behaupten wir uns für diesmal — wir werden ein Wunder vollbracht

haben; aber nur um ſo grimmiger werden wir gehaßt ſein, umſomehr müſſen wir jeden Augenblick darauf gefaßt ſein, daß unſere Feinde, nur ſtärker gerüſtet, von neuem über uns herfallen. Friede, im äußeren Sinne wäre das nicht. Und würden wir gar beſiegt — wir vermögen uns das ja garnicht auszudenken — aber ſo viel wiſſen wir: die Waffen aus der Hand legen dürften wir dann erſt recht nicht. Wie heute die Völker gegeneinander ſtehen, heißt leben für die Völker kämpfen, wenigſtens zum Kampfe jeden Augenblick bereit ſtehen.

Dennoch trügt die innere Stimme nicht, die uns als Siegespreis den dauernden Frieden verheißt. Es gilt eine neue Friedens*möglichkeit* aufzuſtellen, eine neue Friedens*geſinnung* erſt zu gründen. Das iſt heute die Schickſalsfrage nicht für uns allein, ſondern für die Menſchheit: Werden wir es erleben, oder ſoll es ein leerer Traum bleiben, daß, heute zum erſtenmal in aller Geſchichte, ein ganzes großes, innerlich und äußerlich ſtarkes Volk wirklich den Frieden, wirklich die Freiheit will, nicht ſeinen Frieden, ſeine Freiheit allein, die darin beſteht, die Andern knechten zu dürfen, ſondern *den* Frieden, *die* Freiheit. Das ſind ja nicht zwei Ziele, die bloß harmoniſch zuſammenſtimmen, allenfalls ſich gegenſeitig bedingen, ſondern im letzten Grunde eines: die Freiheit eines jeden, die mit der jedes andern beſteht, das und nichts anderes wäre in Wahrheit der Friede. Das aber kann nur ſicher gegründet ſein in einem ſtarken und allgemeinen, nicht bloß inſtinktiven, ſondern bewußten *Sachwillen* und *Organiſationswillen*; einer unbedingten Entſchloſſenheit, Einer für Alle, Alle für Einen zu ſtehen, und aus dem Geiſte ſolcher Gemeinſamkeit zu opfern; nicht bloß Sachen zu opfern, um Sachen zu gewinnen, ſondern ſich ganz zu geben für die eine, gemeinſame Sache, die nicht meine oder deine, ſondern die Sache der *Allheit* iſt. Dieſe hohe Fähigkeit, die allein ein Volk, einen Staat, und ſo auch ein Volk von Völkern, den Staat der Staaten, den erſehnten Friedensbund der Menſchheit gründen kann, dieſe beweiſt heute mit jeder ſeiner täglichen und ſtündlichen Taten unſer Volk in einer Stärke, wie noch keines je ſie bewieſen hat. Es iſt gewiß ein kühner, aber doch kein unmöglicher Gedanke; jedenfalls aber, ob möglich oder nicht: es iſt der einzig denkbare Weg, wie die Erdenvölker aus ihrer jetzigen Hölle errettet werden können: daß wir mit unſerem gegenwärtigen Kampfe dies Beiſpiel aufſtellen, was ein entſchloſſener, tief gegründeter Friedens- und Freiheitswille vermag; und daß durch dies Beiſpiel der gleiche Wille in allen wachgerufen, „erlöſt" wird, damit ſie fortan gemeinſam mit uns ringen, bis der Friede, der

wahrhafte Friede der Freiheit erſtritten iſt nicht für uns allein und die wenigen, die jetzt ſchon mit uns gehen wollen, ſondern für alle, für die Menſchheit.

Daß in unſerem Volke dieſer Sinn lebendig iſt, das braucht uns nicht erſt bewieſen zu werden; es beweiſt ſich ſelbſt jeden Tag unwiderſprechlich durch die Tat. Sie iſt das Urſprüngliche, das jeden Augenblick neu Lebendige, das ewig ferner Leben Gebärende; das allein wahrhaft Gegenwärtige und Zukünftige wie je weſenhaft Geweſene. Davon gilt keine Berufung auf den leeren, in vermeinter Erhabenheit über der Tat ſchwebenden Gedanken. Der Gedanke iſt mitnichten das Schnellſte; ſondern wie das Licht billionenfach ſchneller iſt als die ſchnellſte Hirnarbeit, ſo iſt das innere Licht des weſenhaften Geſchehens, das Licht, das der Tat innerlich vorleuchtet, immer unmeßbar weit voraus dem abgezogenen Gedanken, der allenfalls augenblicksweiſe von ſeinem Schimmer etwas weniges erhaſcht. Aber um ſo ſicherer gilt der Rückſchluß: was ſelbſt dem Gedanken ſchon ſicht- und greifbar geworden iſt, das muß wohl in der Tat längſt lebendig wirkſam ſein, wenn auch bis dahin ſich ſelber unbekannt. Zurückblickend aber von dem Erlebnis der Tat müſſen wir es auch als längſt im Wirken begriffen erkennen können.

Man fragt jetzt vielfach, woher eigentlich unſerem Volke die ſo überwältigend auf einmal bewieſene Liebe zum Vaterland gekommen iſt. Man erklärt es etwa* durch die Einwirkung des Geiſtes der Antike. Das iſt nicht falſch. Aber weshalb haben die Deutſchen, die doch weniger unmittelbar den Einfluß des Altertums erfahren haben, gerade darin ſeinen Geiſt tiefer als alle anderen erfaßt? Und woher ergriff dieſe Geſinnung bei uns alle Volksſchichten, auch die, die ſonſt die Einwirkung des antiken Geiſtes kaum erkennen laſſen? Doch wohl, weil in uns ſelbſt dieſer Geiſt uranfänglich ſchlummerte, und nur an den großen Vorbildern des Altertums ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen nötig hatte. Und hier kommt uns der Nachweis entgegen**, daß im Deutſchen, ſchon im früheſten Stadium, wo wir ihn kennen, lange voraus jedem beſtimmenden Einfluß des Altertums, und ſehr lange bevor er eigentlich ein „Vaterland" hatte, ſchon dieſe wunderbare Fähigkeit ſich bewieſen hat, unbedingt *ſein Leben einzuſetzen* für ein Unſichtbares, das er „Ehre" nannte, das aber nicht bloß die perſönliche Ehre des Einzelnen war, ſondern die Ehre der Sippe, der Gefolgſchaft, der wie auch immer engen *Gemeinſchaft*. Daß das Leben der Güter höchſtes

* So Karl Hoffmann, im letzten Heft. S. 561 ff. ** Guſtav Neckel, Barbaren und Helden, im letzten Heft. S. 554 ff.

nicht iſt, das haben wir nicht von unſerem Schiller erſt zu lernen brauchen, wohl aber empfinden wir ihn darin beſonders als den unſern, daß er uns das ſo ſtark ins Gedächtnis rief. Denn das lag ſchon in uns, als wir noch „Barbaren" im reinſten Sinne waren. Den Staatsgedanken allerdings haben wir erſt ſpät erfaßt, gewiß nicht ohne die Leitung der Alten und der darin dem antiken Geiſt nie ganz entfremdeten lateiniſchen Völker. Aber nicht das unterſcheidet uns von den anderen Völkern, ſondern der in uns urſprüngliche Geiſt bedingungsloſer Hingabe, durch den wir den Staatsgedanken erſt uns näher gebracht, in Wahrheit umgeſchaffen oder erſt zu ſeiner eigenen letzten Tiefe durchgearbeitet haben. Das und nichts anderes iſt das Eigentümliche des deutſchen Geiſtes: daß er nicht von außen nach innen, ſondern von innen nach außen ſein ſoziales Leben ſich aufgebaut hat. Darum iſt das deutſche Volk, äußerlich angeſehen, das zuletzt gekommene, darum hat es Jahrtauſende gebraucht, bis es als Staat ſich zu feſtigen vermochte; darum kam jetzt erſt ſein Tag, nicht als ein „Tag in der Geſchichte", wie jedes Volk ihn einmal erlebt, ſondern als „die Ernte der ganzen Zeit".

„Tatenarm und gedankenvoll" — ſo ſpotteten wir, mit bitterem Schmerz, noch vor hundert Jahren unſerer ſelbſt; doch nicht ohne ſofort uns zu beſinnen: „Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt, aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald? O, ihr Lieben, ſo nehmt mich, daß ich büße die Läſterung!" Wirklich ſind wir nicht ärmer geworden an Gedanken, ſeit wir auch Taten vollbracht haben, wie ſelbſt äußerlich gemeſſen kein anderes Volk größere aufzuweiſen hat. Mit nichten iſt Goethe in uns verdrängt worden durch Bismarck. Sondern endlich kam uns, wie es ja endlich geſchehen mußte, „aus Gedanken die Tat". Das mag dem früher Geſagten zu widerſprechen ſcheinen, doch iſt es kein Widerſpruch: in unſerem Denken arbeitete längſt urſprünglich die innerlichſte Tat; die Bücher, ſie lebten, ſie waren Leben. „Im Anfang war die Tat": dies Wort Goethes hatte ſchon längſt voraus die Antwort gegeben auf den gutgemeinten Rat, den man uns heute erteilt, daß wir von Bismarck zu Goethe zurückkehren möchten.

Doch was beweiſen zuletzt geſchichtliche Rückblicke; darauf kommt es an, was heute in uns, im ganzen Volke lebendig iſt. Aber wir erfahren es jetzt täglich: noch lebt in unſerem Volke die tapfere Zuverſicht Luthers auf „unſern Gott", unſere feſte Burg, unſere Wehr und Waffen; noch lebt in uns die tapfere Philoſophie des kategoriſchen Imperativs; noch zwingt unſere Seelen die großartige innere Organiſation der Bach-

Beethovenſchen Muſik, und Goethes Religion der Ehrfurcht vor dem „Göttlichen" im Menſchen, durch das er, hinaus über die ewigen, ehernen, großen Geſetze der unfühlenden Natur, allein, im Unterſchied von allen Weſen, die wir kennen, das „Unmögliche" vermag: dem Augenblick Dauer zu verleihen, das Zeitliche im Lichte des Ewigen ſo zu ſehen, daß es als Zeitliches verſinkt. Das zuletzt iſt das allen Unbegreifliche, weil eben ihnen „Unmögliche". Sie haben es uns tauſendmal bewieſen, daß es das gar nicht gibt, gar nicht geben kann, nach eben jenen „ewigen, ehernen, großen Geſetzen", nach denen „wir alle unſeres Daſeins Kreiſe vollenden" müſſen, den Geſetzen des *Lebens*, nach denen, was lebt, notwendig leben will, leben wollen *muß*. Einzig wir, wir Unbegreiflichen, wollen etwas anderes, etwas mehr als das, wie ſo viele ſeltſame Ausſprüche unſerer Dichter und Denker verraten; ſchärfer vielleicht keiner als unſer deutſcheſter Dichter in dem ſchroffen Wort: „Alle Pfade, die zum *Leben* führen, alle führen zum gewiſſen *Tod*." Was iſt es mit dieſer unheimlichen deutſchen Metaphyſik, die das „Ideal" ſo verwegen über das „Leben" hinausſetzt, ſo unerſchrocken das Leben dem Tode verſchreibt? Die im Idealen, das den andern allenfalls als zweckdienliche Geſte, als nutzbringendes „Als-Ob" gilt, die echtere, die allein echte Realität ſieht? — Für uns bedarf es hier keines langen Grübelns und Tiftelns: wir erleben ja das jetzt, ſtärker denn je. Sicherlich keinem in unſeren Millionenheeren bleibt der Schauder erſpart vor dem ſtündlich drohenden Tode; aber keiner auch erliegt ihm, ſondern er wird ſeiner Herr, nicht indem er den „Willen zum Leben" in ſich austilgt, ſondern indem er dieſen kleineren Willen, der eigentlich nicht Wille, ſondern Müſſen iſt, überwindet durch den größeren, den allein echten Willen zur *Sache*. Navigare necesse est, vivere non necesse — das brauchen wir heute nicht erſt vom alten Rom zu lernen, denn ungleich näher und ſtärker lehren es uns jetzt, nicht in einzelnen unerhörten Taten allein, ſondern in ihrem alltäglichen Pflichtdienſt, unſere „blauen Jungen". Wir alle aber empfinden das als gar nichts Fremdes, ſondern als eben das, was in uns immer ſchon lag, nur jetzt tagtäglich ſich, ſtärker als ſonſt, zu beweiſen Gelegenheit findet. Es iſt zuletzt gar nichts anderes als derſelbe ſchlichte Sachwille, den jeder redlich Arbeitende fort und fort beweiſt: Bergmann, Eiſenbahner, Flieger, wer immer. Es iſt gar nichts dem Prinzip nach anderes, als daß der Schuhmacher will, daß ſein Schuh ſitzt, der Richter, daß ſein Spruch recht, der Gelehrte, daß ſein Beweis ſchlüſſig ſei, der Künſtler, daß ſein Werk ſtehe und lebe, länger als er ſelbſt, ſein Ge-

winn, oder auch ſein Nachruhm. Das iſt die ganze geheimnisvolle Metaphyſik des Deutſchen; jeder einfachſte Arbeiter verſteht und befolgt ſie, wenn er ſich ſagt: er will nicht bloß gelebt, er will auch etwas geſchafft haben. Dies „etwas, das man geſchafft haben will", dieſe ſchlichte Philoſophie des unbedingten Willens zur Sache iſt unſer ganzes Geheimnis, damit ſchlägt der Deutſche allen Biologismus und Evolutionismus, ſamt Ökonomismus und all die andern faulen Korollarien.

Gewiß wäre es eine arge Vermeſſenheit, zu behaupten, daß bei uns alles, bei den Andern nichts ſolchen reinen Sachwillen erkennen ließe. Doch iſt hier ein fühlbarer Unterſchied, jetzt, da es auf die härteſte Probe angekommen iſt, uns ſicherer als je bewußt. Wir können es beweiſen, daß in faſt allen unſeren Inſtitutionen, in unſerem ganzen ſozialen Leben ein hohes Maß dieſes ſchlichten Sachwillens ausgeprägt iſt. Aber gerade weil dies uns etwas ſo Selbſtverſtändliches iſt, ſo verweigern wir auch den Andern gar nicht ihren Anteil an dieſer höchſten Tugend, die eigentlich alle andern in ſich ſchließt. Vielmehr unſer Glaube an die Menſchheit beruht auf der Vorausſetzung, daß dies, ebenſo wie in uns, auch in den Andern wenigſtens angelegt ſein müſſe. Nur ſo glauben und hoffen wir, daß einmal am deutſchen Weſen die Welt geneſen werde. Dies „deutſche" Weſen, es iſt gar nichts anderes, als was wir Deutſche als das Weſen des Menſchen, als das „Göttliche" in ihm erkennen. Wir ſuchten es ja immer auch bei den Andern, glaubten ſehr oft es bei ihnen zu erkennen, auch wo es gar nicht war, oder nur im ſchwachen Anſatz. Darin gerade wurzelt das uns ſo eigene Verſtändnis für die Andern, das gegen die abſolute Verſtändnisloſigkeit und, das mindeſte zu ſagen, Sympathieloſigkeit der andern Völker für uns ſo auffallend abſticht. Gerade darin freilich empfinden wir auch wieder unſere innere Überlegenheit, denn wer verſteht, der überſieht; wer das Edle auch am Feinde achtet, beſiegt ihn damit innerlich, denn er erteilt ihm dieſe Achtung aus dem Grunde ſeiner eigenen Geſinnung, er erkennt das Edle in ihm, weil der Adel in ihm ſelber iſt.

Darauf allein aber beruht auch unſer Glaube, unſere Gewißheit, daß wir, und wäre es gegen die ganze Welt, uns nicht nur behaupten werden, ſondern durchdringen. Man hat von einem „inneren Imperialismus" geredet. Der Ausdruck iſt nicht glücklich, denn neben nicht ein Imperium iſt es, was wir erſtreben. Aber daß wir als die innerlich, ſeeliſch Stärkeren uns beweiſen, daß die Macht unſeres ſeeliſchen Weſens, friedlich erobernd, auf die andern Völker alle einfließen werde, dieſen Glauben laſſen wir uns nicht nehmen. Warum auch ſollte man ihn uns nehmen

wollen? Er droht ja keinem mit etwas anderm als mit Gutem, das nur Schlechtigkeit als Drohung empfinden kann. Dränge freilich bei uns selbſt der äußere Imperialismus durch — der uns innerlich fremd iſt, gegen den unſer ganzes Weſen ſich empört —, dann würden wir aufhören, wir ſelbſt, Deutſche zu ſein. Drängen wir damit durch, ſo wäre es nicht deutſches Weſen, das den Sieg behielte, ſondern der internationale Kapitalismus hätte bloß ſeinen Schwerpunkt an eine andere Stelle verlegt; es wäre nicht viel anders, als wenn der Zarismus von Zargrad ſtatt von Petrograd die Weltherrſchaft übte.

Es iſt aber keine Gefahr, daß wir damit durchdringen. Beſtänden wir im gegenwärtigen Völkerkrieg auch über alles Träumen, gelänge es uns die ganze vielköpfige Hydra unſerer Feinde niederzuzwingen — nichts anderes wäre die Folge, als daß die für einmal Niedergeworfenen nur entſchloſſener und einiger als je ſich in kurzem wieder erhöben, um das Joch der deutſchen Weltherrſchaft abzuſchütteln, ſo wie jetzt wir von der ruſſiſch-engliſchen Weltherrſchaft uns und die Welt freizukämpfen hoffen. Es wäre das gleiche Spiel nur mit vertauſchten Rollen: was jetzt unſere moraliſche Stärke ausmacht, wäre die der Gegner geworden; ſie kämpften den Kampf der Befreiung, den heute wir gegen ſie kämpfen, gegen uns, die Knechtenden.

Der Weg zur Völkerfreiheit und zum Völkerfrieden wäre das nicht. Ihn zu zeigen iſt nicht ſchwer; ſchwerer freilich ihn zu gehen. Es müßten alle die Völker, die ernſtlich entſchloſſen ſind, der vorerſt ruſſiſch-engliſchen, zuletzt ruſſiſchen *oder* engliſchen Weltherrſchaft ſich nicht zu beugen, ſich zu gemeinſamem Schutz und Trutz eng zuſammenſchließen. Sind die Völker zu kurzſichtig, dieſe Notwendigkeit zu begreifen, zu engherzig, von den greifbar nahen Vorteilen und den nahen kleineren Gefahren den Blick abzulenken auf die nur ſcheinbar ferne, wirklich ſchon heute drohende, *eine* große, allgemeine Gefahr und den von ihrer Beſchwörung zu erwartenden, wenn auch fernen, doch ſicheren, unabſehbar großen Gewinn für die ganze Menſchheit, dann dürfen ſie ſich hernach nicht wundern, wenn dieſer Krieg nur die Eröffnung einer langen Reihe immer ſchrecklicherer Kriege ſein wird, unter denen ſchließlich die Menſchheit zugrunde gehen müßte. Glauben ſie denn, daß unſern Beſiegern, wenn wir gefallen ſind, noch irgendeine Macht der Erde zu trotzen vermöchte; daß den Staaten, die unſerer Vernichtung gleichgültig oder ſchadenfroh zugeſehen hätten, hernach eine andere Wahl bliebe als, welchem der Gewalthaber ſie Heeresfolge leiſten wollen, um ihm die Eroberung der Welt vollenden zu helfen, und als Lohn

ihrer Hilfe die eigene Knechtſchaft davonzutragen? Alſo ſollte das allerdringendſte Intereſſe der Selbſterhaltung jedem Volke, das überhaupt noch die Energie des Lebenswillens aufbringt, gebieten, den Weg der gemeinſamen Befreiung entſchloſſen zu betreten. Dazu aber wäre nicht eine lockere, jeden Augenblick wieder lösbare „Verſtändigung" hinreichend, ſondern nur ein unzerreißbarer Bund auf lange, vielmehr auf ewige Zeit. Es müßten, damit der Bund Beſtand gewinnen könne, vorab die wirtſchaftlichen Beziehungen unter den verbundenen Völkern ſo geordnet werden, daß nicht nur jedem gefahrdrohenden Intereſſenſtreit unter ihnen ſelbſt vorgebeugt wäre, ſondern jeder an ſeinem Teil dazu mithülfe, auch die andern wirtſchaftlich zu ſtärken, weil von der wirtſchaftlichen Stärke jedes einzelnen Gliedes die Stärke des Ganzen abhängt und durch die Gemeinſamkeit der wirtſchaftlichen Intereſſen der innere Zuſammenhalt des Bundes am beſten geſichert wäre. Es müßten ferner, um die jeden Staat innerlich ſchwächenden Gegenſätze der wirtſchaftlichen Klaſſen in allen verbündeten Staaten nach Möglichkeit zu mildern und zugleich auch von dieſer Seite ein Hand-in-Hand-arbeiten der verſchiedenen Staaten zu erleichtern, weitgehende, in den Grundlagen einſtimmige Geſetze zum Schutze der arbeitenden Klaſſen erlaſſen, aber auch ſonſt alle Mittel nicht nur oder vorzugsweiſe ſtaatlichen Zwanges, ſondern mehr der freien, genoſſenſchaftlichen Organiſation in Bewegung geſetzt werden, um durch eine geſunde Regelung des ganzen ſozialen Ernährungsprozeſſes zugleich deſſen Ertrag aufs höchſte zu ſteigern, und die körperlichen und geiſtigen Kräfte und dadurch die ganze Leiſtungsfähigkeit der beteiligten Völker auf die höchſte erreichbare Höhe zu erheben. Es müßte in genauem Zuſammenhang damit eine durchgreifende Organiſation der Volksbildung, die an erſter Stelle dahin ſtrebt, nach Möglichkeit jeden Einzelnen zu dem, was er am beſten leiſten kann, auch am beſten auszurüſten und auch dadurch die Kräfte des Ganzen zu ſteigern, in allen Staaten verwirklicht, endlich durch übereinſtimmende Maßregeln ein unverbrüchlicher Schutz der Nationalitäten und religiöſen Bekenntniſſe geſichert ſein.

Freilich, je gewaltiger die Aufgabe, um ſo geringer iſt die Hoffnung, daß die Völker und Regierungen ſo bald die Klarheit der Einſicht und die Kraft der Entſchließung für ein ſo großes Unternehmen aufbringen werden. Doch gibt es *einen* Lehrmeiſter, dem ein ſolches Meiſterſtück am Ende gelingen könnte: die Not. Gibt doch eben der gegenwärtige Krieg neben vielen betrübenden Lehren die eine erhebende: welch hoher Anſpannung der Kräfte, welcher Treue des Zuſammenſtehens, welches

Maßes von Opferwillen der Menſch, und zwar jeder einfachſte Menſch fähig iſt, wenn erſt einmal durch eine beſonders deutliche Sprache des Schickſals der ganze Ernſt der Forderungen des Lebenskampfes ihm zum Bewußtſein gebracht iſt. Warum ſollte dieſe große Erfahrung, die wir jetzt an uns ſelbſt machen, den andern Völkern nicht auch zuteil werden? Kurz: die Freiheit der Völker, und mit ihr der Friede, iſt um keinen geringeren Einſatz zu gewinnen, alſo muß dieſer Einſatz erbracht werden.

Wird aber dieſer Weg jetzt verfehlt, dann wird freilich die Lage für uns ungeheuer ſchwer bleiben. Aber nur um ſo dringender wären dann wir aufgefordert, entweder allein oder mit den wenigen Andern, die ſchon jetzt, durch die gleiche Not zur gleichen Einſicht gebracht, auf unſere Seite traten, unſere phyſiſchen und ſeeliſchen Kräfte bis zum äußerſten anzuſpannen; das aber würde jedenfalls uns auf den Weg zwingen, der in Wahrheit für alle der allein zum Heile führende iſt. Den Andern allen aber würde damit das Beiſpiel gegeben, welches dann wenigſtens mit der Zeit innerlich, friedlich erobernd auf ſie alle zurückwirken müßte; ſo wie ſie ſchon jetzt die allgemeine Wehrpflicht, die allgemeine Volksbildung, die Arbeiterverſicherung von uns anzunehmen ſich genötigt ſehen.

So ernſt muß es uns ſein mit dem Willen zur Freiheit, und zum Frieden durch die Freiheit. Damit erſt würden wir uns voll würdig erweiſen des hohen Rufes, der heute an uns ergeht; würdig unſerer edelſten Vergangenheit; würdig auch des heldenhaften Mannes, deſſen Gedächtnis wir in dieſen Tagen begehen. War es ſein Werk, Deutſchland in den Sattel zu ſetzen, ſo iſt es jetzt an uns, zu beweiſen, daß es auch reiten kann.

Indem ich dieſes ritterlichen Vergleichs des „eiſernen Kanzlers" mich erinnere, ſteht augenblicklich vor meines Geiſtes Auge das jedem Deutſchen vertraute, ſo grunddeutſche Bild eines andern, eiſengepanzerten Ritters, von hoher Geſtalt, der, finſtere Entſchloſſenheit in den Mienen, feſt gradausblickend, ſein ſtarkes, treues Roß zügelt, mitten hindurch durch wilde, unheimliche Umgebung: dicht zu ſeiner Rechten, auf häßlichem Klepper, der, die Totenglocke um den Hals, den Kopf zu Boden ſenkt, einen dort liegenden Schädel zu beſchnuppern, ein anderer Reiter, keineswegs ritterlichen Anſehens: der Tod. Den Hals von Schlangen umwunden, das Stundenglas hoch in der Rechten, blickt er dräuend — und doch erbärmlich zum Ritter empor; während von hinten die noch fürchterlichere — und jämmerlichere Geſtalt eines Teufels ſich

ſchon dicht an den Ritter heranmachen möchte, aber nur ohnmächtig — denn der Panzer ſchützt ihn ja — nach ihm die Kralle reckt. Er aber reitet gelaſſen ſeines Weges vorwärts, ſieht ſie gar nicht, will ſie nicht ſehen, die Greuelgeſtalten; doch ſicher hält den Schaft der mächtigen Lanze die eiſerne Rechte; und noch in der Scheide harrt an ſeiner Seite das gewaltige Schwert; er wartet in Ruhe des Augenblicks, wo es ihm an der Zeit dünkt, dann wird er die ſtarken Waffen ſchwingen, von den ſchlimmen Geſellen ſich und die Welt freizukämpfen. Tod, wird es dann heißen, wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg? Und die Befreiten werden dankbar herzutreten, ihm die harte Rechte ſchütteln, und er wird ſie mild und freundlich begrüßen: Nun dürfen wir wieder in Frieden ſchaffen. Und wird ſein Roß zum Stall führen, die ſchwere Rüſtung von ſich tun, die Waffen an ihren Ort legen, und wie ſelbſtverſtändlich an ſeine Friedensarbeit gehen, um ſie nicht minder tapfer als ſein herbes Kriegshandwerk zu vollführen.

Eugen Diederichs
Deutſche Aufgaben der Zukunft

Niemand kennt heute den Ausgang des Kampfes. Wir wiſſen nur, daß wir *nicht* unterliegen, weil wir für unſere Zukunft auf Jahrhunderte hinaus kämpfen. Wir fühlen die moraliſche Macht unſeres Innenlebens und empfinden, daß wir nicht umſonſt eine ſtolze Vergangenheit haben, die uns jetzt die Hände reicht. Niemand kann ſagen, ob uns wirklich die geahnte Weltmachtſtellung als Siegespreis in den Schoß fällt. Nur das möchte ich behaupten, daß nach dem Krieg ein größerer Ernſt in uns als Volk kommen wird, daß alle, die in den Schlachten kämpften, wahrhafter, männlicher zurückkehren, als ſie hinauszogen. Ich meine, alle, die zurückkommen, werden mehr das Weſentliche der Dinge ſehen — und das Weſentliche iſt: ſelbſtſchöpferiſches, geiſtiges Leben, Freude an ſeiner Arbeit, Liebe zur heimatlichen Natur und zum eigenen Volke.

Die geiſtige Situation nach dem Kriege wird durch zwei Fragen beſtimmt werden. Erſtens: haben wir neue Aufgaben in der Welt draußen zu erfüllen, und zweitens: haben wir dann die Kraft, eine Kultur zu ſchaffen, die den anderen Weltmächten wirklich überlegen iſt? Beide Dinge

ſtehen in Wechſelwirkung. Haben wir große Aufgaben in der Welt, ſo zwingen ſie unſere Kultur zu einer inneren Geſchloſſenheit und uns zu verſtärkter Arbeit daran. An dieſe innere Kraft für kulturelle Aufgaben zu denken iſt wichtiger, als negative, unfruchtbare Haßgefühle zu kultivieren. Ein Selbſtgefühl, das nur durch Verachtung des Gegners wächſt, iſt eine leere Faſſade, wachſen muß es durch den Willen zu eigenen Leiſtungen. Jede höhere Sittlichkeit wächſt nur durch Überwindung unſeres Selbſt zu höheren Zielen.

Welche Aufgaben erwachſen uns in der Welt durch einen Krieg mit gutem Ausgang? Fern aller politiſchen Kannegießerei möchte ich ſie andeuten. Es ſtünde uns bevor: eine enge Gemeinſchaft mit Öſterreich-Ungarn, eine nähere kulturelle Verbindung mit den ſkandinaviſchen Stammesgenoſſen ſowie mit den Holländern und Vlämen, und auch Frankreich wird uns nahekommen, denn es kann ſich nur erneuern mittelſt ſeiner nordfranzöſiſchen und burgundiſchen Beſtandteile, die beide von der germaniſchen Raſſe ſtark durchſetzt ſind. Weittragender aber als ein verſtärktes Zuſammenarbeiten mit europäiſchen Völkern iſt die Möglichkeit, die uns Aufgaben und Leben in Ländern mit anderen klimatiſchen Bedingungen bieten.

Es gehört zu der Art, wie ich meinen Beruf auffaſſe, daß ich, ehe ich z. B. die isländiſchen Sagas verlege, zuvor ſelbſt nach Island fahre, mich dort aufs Pferd ſetze, um Leute und Land kennen zu lernen und ſo dem alten Wikingertum näherzukommen. So habe ich nicht nur Belgien, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen auf Reiſen genauer ſtudiert, ſondern auch die Slaven und den Orient. Als ich vor zwei Jahren von Belgrad über Orſowa die Donau hinunter nach Rumänien fuhr, empfand ich ſehr ſtark, daß die Donau unſer deutſcher Strom der Zukunft iſt, und es wurde mir zur Gewißheit an den Küſten des Schwarzen Meeres, der ruſſiſchen und auch der kleinaſiatiſchen türkiſchen. Ja, ſelbſt im Kaukaſus empfand ich es inmitten der dortigen ſchwäbiſchen Koloniſten: hier an der Südküſte des Schwarzen Meeres wird ſich zunächſt die einſtige Hohenſtaufen-Sehnſucht des deutſchen Volkes erfüllen. Ein zweites Deutſchland, ein neues geiſtiges Griechentum unter ſüdlichem Himmel wird hier auf dem alten Boden Groß-Griechenlands entſtehen. Wir zu Hauſe ahnen gar nicht, wie leicht man am Pontus Euxinus mit unſerer Mutterſprache durchkommt. Trotzdem die Touriſten ſo gut wie ganz fehlen, ſprach beiſpielsweiſe auf ſtockruſſiſchen Schiffen ein Drittel der Paſſagiere der I. Klaſſe deutſch, Engländer und Franzoſen waren überhaupt nicht zu ſehen. Wie weit der Islam und jene vergeiſtigte Art

des Proteſtantismus, zu der wir in der Zukunft hoffentlich kommen, nahe Berührung haben, will ich hier nicht ausführen, aber das iſt ſicher, daß das ruſſiſche Kirchentum uns ferner ſteht als die ritterliche Ethik des Mohammedaners. Wir brauchen uns der türkiſchen Freundſchaft nicht zu ſchämen. Ich ſage dies alles nur, um den Verdacht abzuwehren, daß ich phantaſiere, wenn ich behaupte: Den eigentlichen Enderfolg des Weltkrieges bilden als eine Art rückläufige Bewegung früherer Völkerverſchiebungen die kulturellen Aufgaben des Germanentums am Schwarzen Meer und in Kleinaſien, ja bis zu all den Völkern Aſiens hin, die ariſches Blut in ſich haben. Und hier zeigen ſich auch deutlich die als notwendig angedeuteten Rückwirkungen künftiger politiſcher Arbeit auf die innere Fortentwicklung des deutſchen Lebens. Es offenbart ſich der Zuſammenhang von Kultur und Politik. Durch eine erneute Berührung von Orient und Germanentum kommen wir zu einer neuen Entfaltung unſerer idealiſtiſchen Anlagen. Wir wurden zu geſchäftig, zu betriebſam, zu materiell, die große Weite des Orients, ſein herrliches Klima zwingen uns zur Entfaltung innerer Eigenſchaften als der notwendigen Vorausſetzungen äußeren Wirkens.

Man kann wohl annehmen, daß der Deutſche nach dem Kriege mit größerem Selbſtbewußtſein unter anderen Völkern lebt. Ich verſtehe darunter nicht jene Arroganz, die zu abſprechendem Urteil anderer Sitten führt, weil es bei uns anders ſei, ſondern die äußere Form ſtolzer Haltung, die nur dann zu Rechte beſteht, wenn der innere Menſch das Anrecht darauf hat. In dieſer Beziehung müſſen wir uns grundſätzlich von den Engländern unterſcheiden.

Was ſoll aber in Deutſchland dafür geſchehen? Die Geſchichte hat zwei Warnungstafeln vor uns aufgeſtellt. Nach 1813 eine Reaktion ſchlimmſter Art, nach 1870 Materialismus und Strebertum. Wir entrüſten uns über den glatten Geſchäftsſtandpunkt der Engländer. Aber machen wir uns auch klar, daß wir auf der Linie waren, uns in derſelben Richtung zu entwickeln? Mit einemmal wird jedes Fremdwort verdeutſcht! Warum haben genau dieſelben Leute nicht ſchon früher dafür geſchwärmt? Jetzt wollen ſie jedes Fremdwort durch Überſetzung abſchaffen. Wiſſen ſie nicht, das nur ſchöpferiſcher Sprachgeiſt neue Worte bilden kann und daß ein ſolches Vermögen nicht allein für ſich beſteht, ſondern daß zugleich das ganze Volk ſchöpferiſche Ideale durchdringen müſſen? Daß die Religion ihrer theologiſchen Ausdrucks-

weiſe entkleidet und jede nationale oder ſoziale Phraſe als unerträgliche Lüge empfunden werden muß? Solange noch Univerſitätsprofeſſoren den Allerweltstitel „Hofrat" höher ſchätzen als die ſchlichte Charakteriſierung ihres Berufes, ſolange wir noch Kaſtengeiſt pflegen, fürchte ich, werden wir nie die Weltherrſchaft gewinnen.

Der Verlauf der Mobilmachung und der Krieg haben wohl uns allen klar gemacht, welch wundervolle Organiſation der Generalſtab iſt. Auch bei der Eiſenbahn war nichts von verſtaubter Bureaukratie zu ſpüren. Wir haben geſehen, was eine durchgeiſtigte, immer von neuem lebendige Organiſation leiſten kann. Sollte es jetzt nicht wieder unſere Aufgabe werden, daß freie Perſönlichkeiten in ähnlicher Weiſe wie vor 100 Jahren ſich innerhalb des Staates auswirken, ohne daß ihr Recht dazu durch eine langjährige Beamtenlaufbahn verbrieft und beſiegelt ſein muß, und ſo an einer Verlebendigung ſeiner Organiſationsformen arbeiten? Wohl mancher Großkaufmann Hamburgs hätte zum Beiſpiel das Zeug zu einem hohen Verwaltungspoſten. Warum blieb Dernburg nur eine Ausnahme? Nach der bureaukratiſchen Ordnung verleiht das Alter den Verſtand, aber im praktiſchen Leben herrſcht der Mann der Initiative und Tatkraft. So hoch das Pflichtgefühl des deutſchen Beamten ſteht, wir werden nur dann England in der Weltherrſchaft ablöſen, wenn wir unbureaukratiſcher werden. „Mehr Innenpolitiſch" heißt zugleich, daß ſich jeder Staatsbürger ſelbſt verantwortlich für die Ausbildung des Staatsgedankens fühlen muß. Daß dies bisher zu wenig geſchah, daß der Deutſche zu wenig politiſch und zu ſehr „obrigkeitlich" war, iſt vielleicht der tiefſte Grund zu dem Vorwurf des Auslands: „Barbaren". Dieſe Herrſchaft der geiſtigen Menſchen und die geiſtige Selbſtändigkeit der Geſamtheit iſt dann auch wahre Freiheit. Freiheitlich muß Deutſchland werden, aber unſer Geſchick bewahre uns vor jener Freiheit, die von der Suggeſtion des Schlagworts lebt, das für die Maſſe, die nichts Eigenes denkt und in der Hauptſache nur Reſervoir für zukünftige Geſchlechter iſt, geſchaffen wird.

Wir müſſen es demnach fertig bringen, zwei Ergebniſſe unſerer Vergangenheit zu gleicher Zeit feſtzuhalten: erſtens die Organiſation, d. h. Fähigkeit, Mengen lebendig zu machen, indem man ſie richtig beherrſcht; und zweitens den Geiſt, der heute immer wieder als der überragende Wert deutſchen Weſens hingeſtellt wird. Sollen wir eben dieſe zwei Ergebniſſe zu gleicher Zeit feſthalten, ſo ergeben ſich zwei Forderungen: Förderung des geiſtigen Menſchen und durch ihn Vergeiſtigung der Organiſationen.

Darum muß die Führung des Staatslebens noch in viel höherem Grade als wie bisher jene dünne, kulturfördernde Schicht gewinnen, die im Kampf des Lebens täglich neu ihre Kräfte probt, die eines höherſtrebenden Aufſteigens ſich bewußt ihr Leben lebt, und die der Jugend und den heraufkommenden Schichten die goldenen Eimer, von denen Plato ſpricht, weiter reicht. Denn ſie gibt das Beſte, was man der kommenden Generation geben kann, ſie redet keine ſchönen Worte, ſie verſchreibt keine fertigen Lebensrezepte, ſie tanzt keine Tänze um das goldene Kalb, ſondern ſie gibt das Beiſpiel ihres Lebens. „Deutſch ſein, heißt Charakter haben."

Was wir brauchen iſt, daß die, „die aus ihrem Innern heraus leben und ſich dem Leben handelnd entgegenwerfen", ſich durch Zuſammenſchluß in dem öffentlichen Leben zu Gehör bringen. Aber ſind die ſchöpferiſchen Menſchen nicht durchweg Eigenbrödler und daher zur Organiſation ungeeignet?

Ich will nur kurz andeuten, daß die künſtleriſche Bewegung des letzten Jahrzehnts ſich mit Erfolg die Organiſation des „Werkbundes" geſchaffen hat und ſo die künſtleriſchen Eigenbrödler mit den Männern der Praxis zum Handeln einte. Manches iſt dabei zwar noch nicht recht über das Programm hinausgekommen, aber man iſt wenigſtens dem toten Schlagwort entronnen, die „Qualität" iſt gemeinſame Anſchauung geworden. So muß ſich auch die neuidealiſtiſche Bewegung zu einer parallelen Organiſation zuſammenſchließen, nicht um einſeitig die Übung des Redens zu fördern, ſondern um die lebendigen Kräfte, die an der Verinnerlichung unſeres Lebens arbeiten, aus ihrer chaotiſchen Exiſtenz zu erlöſen und ſie zur Wirkung im Staatsleben zu bringen. Man mißverſtehe nicht meine Worte. Kein neues Kulturprogramm, kein neuer Verein, ſondern eine Arbeitsgemeinſchaft, die jedem ſeine eigene Betätigung läßt, wenn nur das Ziel gemeinſam iſt.

Es müſſen gemeinſam von verſchiedenen Punkten aus die Aufgaben in Angriff genommen werden, die zuerſt im neuen Deutſchland nötig ſind, damit der Blutumlauf des ganzen Volksorganismus richtig zirkuliert und ſo ſein Volksleben geſund iſt. Es muß der Menſch vor der Sache gelten. Es iſt nicht unſere Aufgabe als Volk, daß in behaglicher Bequemlichkeit der menſchliche Tatendrang erſtickt wird, ſondern daß wir leben, um Ideen zu verwirklichen und ſo im Diesſeits göttliches Leben zur Sichtbarkeit bringen.

Gedanken zur Realiſierung dieſer Arbeitsgemeinſchaft werde ich in einem ſpäteren Aufſatz darlegen.

Reinhard Buchwald
Volksſeele

Zwiſchen Einzelmenſch und Menſchheit liegen die Gemeinſchaften Familie, Stamm, Raſſe, Staat, Volk. So klar die Mehrzahl dieſer Begriffe iſt, ſo unbeſtimmt und umſtritten iſt noch heute der Begriff Volk. Steht das Volk über den Stämmen wie die Gattung über den Arten in der Natur? Verdienen die den Staat bildenden Menſchen den Namen eines Volkes? Iſt Volk gleichbedeutend mit Raſſe?

Die meiſten Völker werden geeint durch die gemeinſame Sprache. Die Sprache iſt aber etwas Geiſtiges, zwar in ihren Anfängen bedingt durch körperliche Vorausſetzungen, in ihrer weiteren Geſchichte dieſen Bedingungen bald entwachſen. Auch in den Völkergeſchichten ſind überall körperliche, raſſenhafte Anfänge zu finden; zu Völkern aber ſind die Gemeinſchaften erſt geworden im Verlaufe einer Geſchichte, die in der Hauptſache Seelengeſchichte iſt. Die Volksgemeinſchaft erſchöpft ſich nicht in der Sprachgemeinſchaft, ja es gibt Fälle, wo die erſte ohne die zweite möglich iſt. Dann aber müſſen noch feſtere Bande ſeeliſcher Art das Volk zuſammenhalten. Denn der entſcheidende Beſtandteil in der Volksgemeinſchaft iſt die Volksſeele.

Volksſeele iſt nichts verſchwommen Romantiſches, ſondern etwas durchaus Faßbares, ja das einzige wirklich Faßbare am Begriff Volk. Freilich müſſen wir, um uns über die Volksſeele zu verſtändigen, uns zuvor über die Seele überhaupt verſtändigen. Seele iſt zunächſt nichts als die zuſammenfaſſende Bezeichnung für eine große Zahl von Vorgängen und Handlungen, die man dadurch von anderen, rein körperlichen Handlungen und Vorgängen unterſcheiden will. Die Seele eines Menſchen iſt die Summe ſeiner ſeeliſchen Vorgänge und Handlungen (Aktionsbegriff). Wir haben ſcheinbar das Wort Seele nur durch das Wort ſeeliſch erſetzt; damit aber iſt erreicht, daß jeder, der mit uns verhandelt, dasſelbe meinen wird wie wir, während ſich bei dem Hauptwort Seele leicht jeder etwas anderes denkt. Jeder iſt ſich darüber klar, daß es rein körperliche Vorgänge gibt, z. B. den Herzſchlag, ſodann ſeeliſch-körperliche (pſychophyſiſche) Vorgänge, z. B. das Sehen, wobei wir aber wieder den Anteil des Körperlichen und des Seeliſchen leicht ſcheiden können, ebenſo wie bei allen körperlichen Handlungen, denen ein ſeeliſcher Entſchluß vorangeht; endlich kennt jedermann rein ſeeliſche Vorgänge und Handlungen, z. B. Träumen und Denken. Daß auch dieſe

an Körperliches, nämlich an das Gehirn, gebunden ſind, ſpricht nicht gegen die vorgenommene Scheidung, ſolange die Seele ſich ſelbſt, d. h. ihr eigenes Geſchehen als Gefühl, Gedanke und Willensregung beobachtet, und nicht als Vorgänge des animalen Nervenſyſtems. Man kann natürlich über den beſchriebenen Seelenbegriff hinausgehen und — was bekanntlich ſehr oft geſchehen iſt — die Behauptung aufſtellen, daß das Handelnde dieſer ſeeliſchen Handlungen eine ſtofflich vom Körper unterſchiedene Seele ſei (Subſtanzbegriff). Mit dem Aktionsbegriff Einzelſeele wird ſich niemand ſcheuen, wiſſenſchaftlich zu arbeiten; der Subſtanzbegriff Einzelſeele iſt wiſſenſchaftlich beſtenfalls Hypotheſe oder Poſtulat. Mit demſelben Recht, wie den Aktionsbegriff Einzelſeele, können wir aber auch den Aktionsbegriff Volksſeele bilden. Volksſeele iſt dann die Summe der ſeeliſchen Handlungen eines Volkes.

Freilich nicht die Summe aller ſeeliſcher Handlungen aller einzelnen Glieder der Volksgemeinſchaft. Volksſeele iſt keine bloße Addition, ebenſowenig wie ſie eine bloße Formel für das allen einzelnen Gliedern nach Abzug der individuellen Eigenarten Gemeinſame iſt. Wenn wir aber beides ablehnen: kommen wir nicht gerade dann in Gefahr, eine romantiſche Idee zurückzubehalten, ein Phantom fern aller Wirklichkeit? Im Gegenteil: wir dürfen eine über den Einzelmenſchen erhabene Volksſeele behaupten, wir können ein wirkliches lebendiges Gebilde entdecken und ſind berechtigt, ihm den Namen Seele beizulegen, wenn wir nur noch einmal an das Weſen der Einzelſeele zurückdenken und uns erinnern, was wir über die vorhin angeführte Begriffsbeſtimmung hinaus als ihr weſentliches Merkmal feſtſtellen können. Dieſes Merkmal, das Wachſen der Seele, iſt ja auch das, worin die Pſychologie den Hauptunterſchied des ſeeliſchen vom körperlichen Sein findet. Jede Seele iſt ein Werdendes und Wachſendes. Sie lebt und ſchafft, und entgegen allen Naturgeſetzen iſt gerade dies Leben und Schaffen kein Verbrauchen und Ausgeben, ſondern in ihm liegt ihr Wachſen, ihr Sich-Erweitern, Reichwerden an bewußten und unbewußten Erinnerungen, ihr Reifwerden. Aus der Seele des Kindes wird die Seele des Mannes, indem ihr Träger lernt und erlebt, indem er durch Leidenſchaft, Wollen und Denken hindurchgeht, an ihnen reif wird, ſich an ihnen erzieht. Nannten wir alſo die Seele des Menſchen zunächſt die Summe ſeiner ſeeliſchen Handlungen, ſo fügen wir nun hinzu, daß dieſe Handlungen nicht bloß durch das leibliche Ich des Trägers zu einer Einheit zuſammengefaßt werden, ſondern durch eine Geſchichte, durch die Entwicklung des ſeeliſchen Menſchen vom Kind zur Perſönlichkeit. Dieſe

Geſchichte aber iſt weit mehr als eine Folge von Stufen, die zum gegenwärtigen Zuſtand der Menſchenſeele hinanführen und ſo allenfalls der Erklärung der Gegenwart dienen. Es iſt viel zu eng, mit einer heute weit verbreiteten Geſchichtsauffaſſung anzunehmen, die Seele — ſei es die von Menſch oder Volk — mache im Lauf der Zeit bloß Veränderungen, Entwicklungsſtadien durch. Nein, die Geſchichte iſt in der lebendigen Seele ſichtbar lebendig: die Seele iſt zugleich ein Beſitz an vergangenen Erlebniſſen und Handlungen, die als Erinnerungen in ihr gebettet ſind und von ihrem wollenden Teil zu Idealen der Zukunft geformt werden.

So iſt auch die Volksſeele der gemeinſame Beſitz des Ertrags unſerer gemeinſamen ſeeliſchen Vergangenheit. Volksſeele ſind unſere dauernden Erinnerungen, unſere großen Ideale. Und da wir erſt in der Seele das entſcheidende Moment für das Daſein eines Volkes erkannten, ſo können wir ſagen: eine Gemeinſchaft verdient erſt dann Volk zu heißen, wenn ſie eine gemeinſame Geſchichte hinter ſich hat und eine gemeinſame Zukunft vor ſich ſieht. Wir gingen aus von der gemeinſamen Sprache; darüber noch ſtehen die praktiſchen Geiſtesſchöpfungen von Geſellſchaft, Wirtſchaft, Recht; über allem aber ſtehen Heldentum, Glaube, Kunſt. Mögen die erſten ſich miſſen oder nachholen laſſen: der Beſitz und die Verehrung von Nationalhelden, der feſte Glaube an das, wofür ſie geſtritten und geblutet, und als drittes die Verklärung des gemeinſamen Geiſtes in ewigen Schöpfungen von Lied und Bild — ſie ſind es, ohne die ein Volk nicht ſein kann, ſie ſind es, die wir mit dem Wort Volksſeele meinen.

Und dieſe Volksſeele iſt, wie jede Seele, nicht etwas Daſeiendes, ein bloßer Beſitz von Kulturgütern, ſondern etwas Handelndes und Wachſendes. Das bisher unbeſehen gebrauchte Wort Beſitz muß ſo verſtanden werden, daß für eine große Gemeinſchaft eine politiſche, rechtsſchöpferiſche, ſittliche, künſtleriſche Arbeit geleiſtet worden iſt, die nun nacherlebt und gefördert, am Leben erhalten, zu neuem Leben erweckt, einem geſteigertem Leben entgegengeführt wird. Die Überlieferung von Kulturbeſitz iſt nur dann Wirklichkeit, wenn an ihr nicht allein die Überliefernden, ſondern auch die Empfangenden handelnd beteiligt ſind. Es iſt derſelbe Vorgang, wie im Kunſtleben: eine Dichtung iſt nur „vorhanden“ in der Seele des Schaffenden und in der Seele des Nacherlebenden, alles andere iſt tote Möglichkeit. Hier erkennen wir nun auch, wodurch der Einzelne, außer durch ſein Staatsbürgertum im Volksſtaat, unmittelbar Glied ſeines Volkes

iſt. Am Leben der Volksſeele nehmen zunächſt die teil, die zu ihrer Vermehrung beitragen; dann aber auch diejenigen, die ſich beſcheiden mit der Gefolgſchaft der Führer begnügen müſſen. Nicht alles, was große Deutſche tun oder denken, braucht eine Vermehrung der deutſchen Volksſeele zu bedeuten oder, mit anderen Worten: deutſch zu ſein. Nur das iſt deutſch, was, von den Führern vollbracht und erſchaut, Beſitz der andern geworden iſt, wird oder werden kann. Ob es geſchehen wird, wer von den Mitlebenden will es ſagen? Die Tat wird zu ihrer Bewährung in den Strom der Geſchichte geworfen; vielleicht wird ſie als neues Ideal, als Anfang einer neuen Geſchichte die Grenzen des Volkes über Sprache und Land hinaus erweitern; vielleicht wird ſie das bisherige Ganze in Parteien zerſplittern. Große Verantwortungen erwachſen daraus für uns, die wir nur als Gefolgsleute der Führer am Wachſen der Volksſeele mitſchaffen. Wie gewagt iſt es, etwas als undeutſch zu verdammen, ehe beſcheiden die Bewährung in der Geſchichte abgewartet iſt! Zunächſt iſt alles nur deutſche Möglichkeit, die ihre Verwirklichung zu deutſchen Weſen vielleicht bald, vielleicht ſpät, vielleicht nie findet. Was wir Kleinen tun können, iſt nur dies: daß wir uns auf der Grundlage unſrer deutſchen Vergangenheit, frei und doch unſeres geſchichtlichen Erbes bewußt, zu Menſchen entwickeln, die ihres deutſchen Gefühles gewiß, zu deutſchem Tun ſtark, in deutſchem Denken bewährt ihre Mitarbeit an der Zukunft mit gutem Gewiſſen auf ſich nehmen können. Um zuſammenzufaſſen, iſt die Handlung des Einzelnen alſo dann zugleich Handlung des Volkes, wenn ſie als Schöpfung oder Vorbild oder in ihren Folgen Beſitz der Volksgenoſſen werden kann; dazu kommen die Handlungen, wodurch ſich die andern jenes Beſitzes bemächtigen. Volksſeele aber benennen wir die Summe der ſeeliſchen Handlungen einer Gemeinſchaft, die auf Vermehrung und Ergreifung jenes lebendig wachſenden Beſitzes ausgehen. Die Grenzen eines Volkts reichen ſo weit, als Menſchen ſich um einen ſolchen gemeinſamen Beſitz tätig bemühen.

Man hat in den letzten Jahrzehnten geſtritten, ob Geſchichtsſchreibung Wiſſenſchaft ſei und Wert für politiſche und andere Erkenntniſſe beſitze. Einen unendlichen Wert hat zumindeſt die vaterländiſche Geſchichte: ſie iſt die Bewußtmacherin, die Erhalterin unſerer Vergangenheit und damit die Deuterin unſerer Volksſeele. Die Vergangenheit birgt mehr als die Wurzeln der Gegenwart; das Volk ſchaut im Spiegel der Geſchichte ſeine jugendlichen Wanderungen und ſeine männlichen Taten, und es findet dort die echten Bilder ſeiner Helden. Und

noch mehr: es gibt Menſchen, denen es vergönnt iſt, zu ſagen, was ſie leiden und leben; die die Erlebniſſe ihrer Lebenskreiſe in bleibenden Formen verewigen. Deshalb kann ja kein Leben ſo in die Tiefe verfolgt werden wie das Leben der Künſtler. Hieraus erhellt die weit über alles Äſthetiſche hinausgehende Bedeutung der vaterländiſchen Kunſt. In den Kunſtwerken hat die Volksſeele ihren Gehalt ſo ausgeſprochen, daß auch die Nachfahren, ohne die Vermittelung des Geſchichtsſchreibers, immer unmittelbar mit den Ahnen Zwieſprache zu halten vermögen. Die nationale Kunſt iſt ein Saal der lebendigen Erinnerungen des geſamten geſchichtlichen Volkstums, zugänglich jedem ernſthaft Suchenden.

Die Grenzen des Volks ſind für den Blick in die Zukunft durchaus fließend; ein Merkmal, das ſich aber bei allen Erſcheinungen wiederfindet, die wir individuell und damit geſchichtlich nennen. So unterſcheidet ſich das Volk durchaus von der Raſſe; dieſe iſt ein naturwiſſenſchaftlicher Begriff, ihre Natur iſt feſt, ſie kann nur vererbt werden, die Geſchichte kann ſie allenfalls zur Entartung bringen. Ebenſo iſt es mit den Stämmen. Nie kann ich Angehöriger der Germanen oder der Thüringer werden, wenn ich es nicht bin. Aber Mitglied eines Volkes — Deutſcher, Amerikaner, Schweizer — kann ich werden; denn es iſt der Geiſt, der „ſich den Körper baut", d. h. Gegenſätze der körperlichen Raſſe überwindet. Die Staaten wollen heute Nationalſtaaten ſein; das Wort iſt doppelſinnig, denn Nationalität kann die bloße Raſſeneinheit oder die völkiſche, geſchichtlich werdende Kulturgemeinſchaft bedeuten, und ſo können auch die Staaten, um *Nationalſtaaten* zu ſein, ſich entweder an die Raſſengrenzen halten oder *Kulturſtaaten* werden, die ihre Einwohner geiſtig zu einem Volke einen. Es iſt eine Gefahr, wenn wir die Kulturfragen zu einſeitig von Literatur und Kunſt her beantworten. Dieſe beiden Kulturgebiete ſind ja *zugleich* allgemein menſchlich, völkiſch und raſſenbedingt. Um der gleichen Sprache willen gehört eine Dichtung noch lange nicht zu einer beſtimmten Nationalliteratur. Wenn Gottfried Keller deutſch ſchreibt, ſo erſchließt dies ſeine Werke unſerm Verſtändnis unmittelbar, und ferner erhöht die gemeinſame Sprache noch beſonders die durch dauernden Kulturaustauſch geſtärkte Stammverwandtſchaft des Schweizers mit uns Deutſchen, während doch im „Martin Salander" der Dichter beſonders für ſein Volk geſchrieben hat. Die Sprachgemeinſchaft Verhaerens mit Frankreich dagegen hat einen viel äußerlicheren Sinn. Andere Kulturgebiete, wie Recht und Erziehung, ſind viel völkiſcher als gerade Kunſt

und Dichtung. So iſt denn die Schweiz nicht etwa nur ein Staat, ſondern die Schweizer ſind auch ein Volk, wenn ſie ſich auch ihrer Zuſammengehörigkeit in Vergangenheit und Zukunft die Johannes von Müller, Hilty, Bluntſchli ſchon dargelegt hatten, erſt in der Stunde der Gefahr bewußt wurden; dieſe Stunde ſchlug auch für ſie 1914. Die Deutſchamerikaner haben gezeigt, daß ſie die Stammesgemeinſchaft mit uns nicht vergeſſen wollen; aber viele werden mit Stolz auch ihrer neuen Volksgemeinſchaft angehören, die ihre Helden in Waſhington und Franklin, ihre Dichter und Denker in Whitman und Emerſon, ihren beſonderen Lebensglauben trotz aller Sektiererei, ja faſt ihre eigene Sprache beſitzt. Auch geiſtig hochſtehende Öſterreicher ſuchen in der ſeeliſchen Gemeinſchaft das Heil ihres Staates; ſie ſind überzeugt, daß ihr Staat geſichert ſein wird, wenn er ein allen Nationalitäten gemeinſames geiſtiges Ziel aufſtellen wird, wie er es ſchon einmal in der Vergangenheit getan hat, als er dem Joſephinismus diente. Den Deutſchen hat Arndt in Stunden der Zerſplitterung ausdrücklich einen gemeinſamen Glauben, eine deutſche Religion gepredigt.

Wir führen ſcheinbar einen Streit um Worte. Alle Unterſuchungen von der Art der unſrigen haben zu gleicher Zeit zwei Ausgangspunkte: ſie nehmen ein Wort der lebendigen Sprache und ſuchen über Verbreiterungen und Verdrehungen hinweg ſeinen eigentlichen Sinn zu entdecken; zugleich ordnen ſie es aber in ein Syſtem ſich ſtreng ausſchließender Begriffe ein. Dabei kann eine von beiden Handlungen gewaltſam ausfallen, es kann aber auch eine die andere fördern, da Sprachſchöpfung ahnende Welterkenntnis iſt. Das umſtrittene Wort Volk iſt aber auch zugleich ein Symbol für umſtrittene Gedanken, die geklärt ſein wollen, wenn wir klar in unſere Zukunft ſehen wollen. Wenn wir in dem Worte Volk den Sinn finden, den wir darin entdeckten, ſo eröffnen ſich plötzlich freie Ausſichten, wo wir nur drohende Wolken ſahen. Völker können werden, können wachſen, durch die Tat des Geiſtes, der die Volksſeele erzeugt.

Friedrich Gogarten
Schöpfung, Staat und Volkstum

In dem alten Weltbild gehörte der Staat zu den Einrichtungen, die Gott den Menſchen nach dem Sündenfall gab. Seine Aufgabe iſt, dem Unrecht zu wehren. „Gott hat zwei Regimente

verordnet, das geiſtliche, welches Chriſten und fromme Leute macht durch den heiligen Geiſt unter Chriſto, und das weltliche, welches den Unchriſten und Böſen wehrt, daß ſie äußerlich müſſen Frieden halten und ſtille ſein ohne ihren Dank." So ſagt Luther und tut es in dem Bewußtſein, als erſter der Obrigkeit wieder göttliche Weihe gegeben zu haben „ſeit der Apoſtel Zeit".

Solche Auffaſſung widerſpricht der, die wir vom Staate haben. Wir wiſſen es, daß der Staat nicht nur Böſes abwehrt, ſondern daß er poſitiv Gutes geſchaffen hat und daß er weiter Gutes ſchafft. Das iſt uns ſo geläufig, daß man es gar nicht zu beweiſen braucht. Wer heute an Volkserziehung denkt, der denkt kaum an die Kirche, ſondern an den Staat. Er denkt an die Schule, die eine Einrichtung des Staates iſt, und denkt an die Erziehung durch das Volksheer und durch politiſche Mitarbeit. Und ſo käme ja ſchon eine mittelbare Wirkung auf die religiöſe Erziehung und Bildung heraus.

Jene alte Trennung vom geiſtlichen und weltlichen Regiment, die Luther mit ſeiner Zeit und dem ganzee Mittelalter machte, beſteht für uns gar nicht mehr. Denn es gibt für uns auch nicht mehr jene alte Trennung zwiſchen „Welt" und Kirche oder Göttlichem. Es iſt uns eben alles Welt, und die Kirche ſteht nicht neben ihr, ſondern iſt ein Stück von ihr, ſogar ein von Vielen vergeſſenes, und Gott ſuchen wir nicht über der Welt, ſondern in der Welt. Wir ſuchen ihn deshalb auch in dem, was Luther das weltliche Regiment nennt, und wir glauben, daß er in ihm gerade ſo wirkt wie in dem geiſtlichen Regiment.

Daran ändert die Tatſache nichts, daß auch die großen Frommen der modernen Zeit nicht viel vom Staat wiſſen wollen. Ich erinnere an Nietzſche und Lagarde, die im übrigen ſehr verſchieden denken. Beide wehren ſich gewaltig gegen den Staat. Aber das iſt nicht der Proteſt der alten Frommen gegen die Welt. Sie wehren ſich gegen den Staat wie gegen jede Organiſation, und wie ſich die großen Frommen faſt alle gegen die Kirche gewehrt haben, weil jede Organiſation, die urſprünglich dazu geſchaffen wurde, dem Leben zu dienen, nach einiger Zeit auch noch daran denkt, ſich ſelbſt zu behaupten und dann unbekümmert das Leben feſſelt. Und es gab Kirchen und Staaten, die ihren urſprünglichen Zweck vergaßen und nur noch darauf aus waren, ſich zu behaupten, ſehr zum Schaden des Lebens, dem ſie dienen ſollten. Dagegen proteſtiert dann das Leben, und deshalb wehren ſich Nietzſche und Lagarde gegen den Staat und gegen die Kirche und gegen jede Organiſation des Lebens, die ſich ſelbſt zum Zweck werden will.

Wir erkennen an dieſem Beiſpiel beides, was unſere Auffaſſung von der alten unterſcheidet. Einmal dies: die menſchlichen Ordnungen, in unſerem Falle der Staat, arbeiten poſitiv an der religiöſen Bildung der Menſchen, ſie machen, wenn oft auch nur mittelbar, um Luthers Wort zu gebrauchen, „Chriſten und fromme Leute". Und dann das andere: ihre Unvollkommenheiten werden deshalb nicht überſehen. Aber es wird keinem einfallen zu ſagen, ſie ſeien Folgen der Erbſünde und erſt recht nicht, ſie müßten ertragen werden als verdiente Strafe für eigene Unvollkommenheit und als Übung in der Geduld und Demut. Als Organiſation, die dem Leben helfen wollte, war der Staat gut; daß ſeine jetzige Form nicht mehr genügt, iſt nicht Schuld der Vergangenheit, ſondern Folge davon, daß das Leben vorwärtsſchreitet und ſich neu geſtalten will.

Aber gehen wir noch tiefer. Der Staat iſt uns doch immer nur, wir mögen ſo hoch von ihm denken, wie wir wollen, äußere Form und äußeres Geſetz. Das Leben ſelbſt, das dieſe Form und ihr Geſetz gebraucht, um zu erſcheinen, ſtammt aus anderer Quelle. Es ſtammt aus dem Volk. Und das Volksleben, das Volkstum, das im Staat ſich ſeinen Ausdruck, ſein Organ geſchaffen hat, das iſt es auch, was dem Staat und den ſtaatlichen und allen geſellſchaftlichen Einrichtungen ihren Wert gibt.

Und hier iſt der Punkt, an dem uns die Wendung von der alten Frömmigkeit zur neuen am dringendſten und deutlichſten wird.

Im alten Weltbild waren die drei Spieler des Weltſpieles ſo angeordnet: das natürliche, ſinnliche Leben im weiteſten Sinn iſt verdorben durch die Erbſünde und wird gebändigt, damit es ſich nicht durch ſeine Bosheit ſelbſt vernichtet, durch die Geſetzgebung, deren Zuſammenfaſſung in der Obrigkeit gegeben iſt, und über dieſer natürlichen und ein für allemal fertigen Lebensgrundlage ſchwebt die Gottheit und führt die Menſchen durch ein in der ſeeliſchen Welt zu erfaſſendes und nur für ſie gültiges Geſetz zu ſich.

Während ich dies ſchreibe, fällt mir der „Kriegshirtenbrief" der deutſchen Biſchöfe in die Hände. Er behandelt den Krieg als Strafgericht. Und die Hauptaufgabe, die aus ihm erſteht, iſt Buße und Reue. Wäre ein großes Erdbeben oder ſonſt ein großes Unglück über uns gekommen, die Biſchöfe hätten geradeſo ſchreiben können. Denn ein Krieg und ein Unglück, das die Natur über die Menſchen bringt, ſie unterſcheiden ſich nicht weſentlich von einander. Beide ſind Folge der

irdiſchen Unvollkommenheiten, der eine der menſchlichen, das andere der Unvollkommenheiten der Natur. Der Krieg iſt ein Vorgang m Verhältnis der Staaten und der menſchlichen natürlichen Eigenarten, der Nationalitäten, zueinander, eine der großen Unvollkommenheiten des menſchlichen Lebens, wie die Peſt und der Tod. Bringt er Veränderungen im Volkstum, gewiß, das iſt ſchön, aber ohne jede Bedeutung für das religiöſe Leben der Menſchen. Das religiös wertvolle Leben ſpielt in einem anderen Reich. Iſt der Krieg religiös von Bedeutung, dann iſt er, gerade wie ein Erdbeben oder eine Seuche, eine Strafe oder Prüfung, die Gott den Menſchen ſchickt, daß ſie innerlich frei werden von allem Irdiſchen und ihr inneres Leben reiner und ſtärker werde, daß ſie „in die Kirche ziehen und dort den Heiland finden". Nationalität, Volkstum, Volksart gehören dem altgläubigen Frommen zum natürlichen, ſinnlichen Leben. Und alle Natur und Sinnlichkeit iſt ihm von der Erbſünde durchſetzt und verdorben und darum der ſchärfſte Gegenſatz alles geiſtigen Lebens, das ihm eben ganz und gar jenſeits vom „Stofflichen" und Natürlichen liegt. Darum iſt es ihm ganz unmöglich, in ſeinen religiöſen Gedanken einen Platz zu finden für den großen Wert, den das Volkstum für uns hat, und deshalb iſt es ihm ein abſurder Gedanke, daß Gottes Schöpfung im Volkstum am Werke ſei, daß er ſich in ihm den Menſchen neu offenbare. Bedeutete ihm der Staat ſchon nicht viel, ſo gehört ihm das Volkstum zu den niederen, natürlichen Dingen, an denen man ſich ſchließlich freut, wie an der Schönheit und Verſchiedenheit der Landſchaft, die aber nicht den geringſten Wert haben für das innerſte, religiöſe Leben der Seele.

Hier empfinden wir ganz entgegengeſetzt. Uns iſt das Volkstum mehr als der Staat, wie uns der Inhalt mehr iſt als die Form. Und ein religiöſes Leben ohne den Hintergrund des Volkstums iſt uns ein Unding.

Soweit uns der Krieg Veränderungen im Volkstum bringt, iſt er für uns kein Unglück, auch kein Strafgericht so wenig ein Chriſt ſagen würde, der Tod Jeſu auf Golgatha ſei ein Unglück geweſen. Der Tod Jeſu war kein Unglück, weil er Neues ſchuf, weil er eben Schöpfung war. Und ſo bedeutet auch uns dieſer Krieg, wenn wir ihn als Fromme erleben, nicht ein Unglück, weder für den einzelnen, der durch ihn betroffen wird, noch für das ganze Volk.

Ich gebrauche dieſen Vergleich mit dem Tod des Chriſtus abſichtlich. Ich kann mir denken, daß er einem Altgläubigen als Läſterung er-

ſcheint. Ich gebrauche ihn, weil für unſer religiöſes Denken jenes höchſte göttliche Schaffen, wie es auf Golgatha Ereignis wurde, nicht auf dieſen Ort und dieſe eine Zeit beſchränkt iſt, ſondern hindurchgeht durch alle Zeit und durch alles Leben. Wo es wichtiger war, wo weniger wichtig, — wer will das ſagen? Es wird davon abhängen, wo es die empfänglichere Seele traf.

Über dem Krieg als göttlicher Schöpfungstat liegt dasſelbe heilige Dunkel, das über allem ewigen Licht liegt, das in der Seele aufgeht und ihr leuchtet auf ihrer Wanderung durch dieſe zeitliche Ewigkeit. Es geht uns, wie es dem Altgläubigen beim Tode des Chriſtus geht: es iſt ein Erſchrecken in der Seele, daß die göttliche Schöpfung und Erlöſung mit ſoviel Furchtbarem und Verzweifeltem umhüllt iſt. Die Alten ſagten, weil die Kreatur durch die Erbſünde verdorben iſt. Wir wiſſen nicht, warum es ſo iſt. Wir wiſſen nur, daß alle Schöpfung voll Schrecken und Schmerzen iſt, ein meſſerhartes Schneiden von zwei Willen, von denen der eine halten will, was er ſchuf, und der andere gerade aus dem Geſchaffenen Neues und Größeres ſchaffen will. Und wir wiſſen, daß alle Schöpfung voll weitblickender Güte iſt, die den Willen ſtark und tief macht und ihn hineinwachſen läßt in das ewige Leben.

Und ſo vergleichen wir getroſt den Krieg als göttliche Schöpfertat mit dem Tode des Chriſtus. Und wir tun es auch deshalb, um zu zeigen, was göttliche Schöpfung ſchafft und worin ſie ſich zeigt. Sie ſchafft nicht äußeren Erfolg. Die Schöpfung auf Golgatha war, äußerlich geſehen, kläglicher Mißerfolg. Das ſoll nicht heißen, daß dieſer Krieg uns äußeren Mißerfolg bringen müßte, damit er zur Schöpfung werde. Aber dies ſoll es heißen: Die Schöpfung ſchafft nicht an der Oberfläche des Geſchehens, nicht dort, wo man den Erfolg greifen und ſehen und in Verträgen aufſchreiben kann. Gewiß ſind dieſe Dinge nicht gleichgültig, aber ſie ſind im beſten Fall doch nur Stoff, aus dem etwas geſchaffen werden ſoll. Der koſtbarſte Marmor iſt toter Stein und die vollkommenſte techniſche Bearbeitung macht nichts Beſſeres aus ihm, wenn nicht ein Künſtler ſeine Seele in ihn hineinarbeitete. Und der glänzendſte äußere Erfolg iſt religiös geſehen ein Mißerfolg und Schlimmeres, wenn nicht mit ihm ſtarkes inneres Leben wuchs, das ihn ſich dienſtbar macht. Iſt der Krieg Schöpfung, dann iſt er es allein deshalb, weil er aus den natürlichen, ſinnlichen Grundlagen des Lebens, aus Nationalität und Volkstum neuen geiſtigen und ſeeliſchen Gehalt herausholt, weil er Nationalität und Volkstum vergeiſtigt, weil er ſie

zu vollkommenerem Ausdruck des ewigen Gedankens macht, als den ſie der Schöpfer dachte und ſchuf.

So iſt auch uns das wertvollſte, religiös geſehen, das einzig wertvolle Ergebnis des Krieges, daß er uns — wenn ich die Worte der Biſchöfe gebrauchen darf — in die Kirche treibt und daß wir dort den Heiland finden. Nur daß es für uns neben der Welt gar keine „Kirche" gibt als eine metaphyſiſche Wirklichkeit, eine höhere, wirklichere Welt, in der Gott den Menſchen näher und offenbarer iſt als in der gewöhnlichen Welt. Die ganze Welt iſt uns „Kirche". Wir finden Gott in ihr oder nirgends. Und es gibt für uns auch keinen Heiland, den man nur in der Kirche findet oder deſſen Stellvertreterin die Kirche iſt. Wir ſuchen auch den „Heiland" allein in der Welt, eben in der Welt, die uns „Kirche" iſt, oder, in unſerer Sprache, in der Welt, die uns Bild und Gleichnis der Ewigkeit iſt.

Herman Nohl
Die Ideen in der auswärtigen Politik

Der Kampf auf den Schlachtfeldern draußen iſt begleitet von einer geiſtigen Auseinanderſetzung der Völker leidenſchaftlichſter Art, einer weltgeſchichtlichen Debatte, in der ſich jedes von ihnen bemüht, den letzten Sinn auszuſprechen, um deſſentwillen es ſeine Söhne in Kampf und Tod ſendet und um deſſentwillen es an die Gerechtigkeit ſeines Sieges glaubt. Und wie in dieſem Kriege mit den großen Problemen der Zukunft auch alle politiſchen Probleme der älteſten Vergangenheit wieder wach werden, ſo erſcheinen in dieſer geiſtigen Kriſis auch alle politiſchen Ideen der Menſchheit aus allen Stufen ihrer Geſchichte im chaotiſchen Gegenſatz. Ich möchte in dieſem Vortrag zeigen, wie ich verſuche, mich in dieſem Babel zurechtzufinden.

Ich beginne mit den rein machtpolitiſchen Ideen.

Noch heute wird in England das ſtehende Heer jährlich „zur Aufrechterhaltung des europäiſchen Gleichgewichts" bewilligt. Seit den Tagen Cromwells und ſeines Militarismus fürchten die Engländer im Heer ein Staatswerkzeug, das auch gegen ihren Willen gebraucht werden könne, und unter Wilhelm III. wurde die Meutereiakte eingeführt, die das ſtehende Heer außerhalb der bürgerlichen Geſetze ſtellte, der Re-

gierung aber das Recht zugeſtand, ein ſolches Heer zu halten, um der Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts willen. Und wie geſagt, dieſe Begründung gilt in England noch heute.

Die Idee des Gleichgewichts der Mächte iſt neben der Idee des Imperiums die elementarſte Idee der auswärtigen Politik. Im 19. Jahrhundert iſt ſie lange verachtet worden als die mechaniſtiſche Formel einer Zeit, die das europäiſche Staatenſyſtem wie eine politiſche Maſchine konſtruieren wollte. Aber in unſerem Krieg iſt ſie wieder mit aller Stärke hervorgetreten: England und Frankreich nehmen ſie in Anſpruch, wenn ſie gegen unſere Machtüberlegenheit auf dem Kontinent kämpfen, und wir fordern das Gleichgewicht gegen Englands Weltherrſchaft. Auch von dem „geſtörten Gleichgewicht auf dem Balkan" redet man. Die Idee des Machtgleichgewichts iſt eben in der Sache ſelbſt, dem Nebeneinander von Staaten und ihren Machtanſprüchen begründet und nur die Geſtalt, die ſie ſeit dem weſtfäliſchen Frieden angenommen hatte, war hiſtoriſch.

Auswärtige Politik gibt es nur, wo es ein Staatenſyſtem gibt, d. h. mehrere Staaten, die ſich als ſolche ankennen — Dſchingis-Chan und Attila trieben keine auswärtige Politik. Ganz allgemein angeſehen gibt es aber der Möglichkeiten in dem Verhältnis mehrerer Staaten zueinander nur zwei: Entweder die eine Macht beherrſcht die anderen. Die Formen dieſer Herrſchaft können ſehr verſchieden ſein und reichen von bloßer Hegemonie bis zum völligen Imperium. Oder es exiſtiert eine Rivalität der Mächte. Dann iſt die leitende Idee ſolcher Rivalitätspolitik die Idee des Gleichgewichts. Beide Ideen aber, die des Imperiums und die des Gleichsgewichts, ſtehen in einem Wechſelverhältnis: derart, daß jedem Verſuch einer Macht, zur Hegemonie oder Univerſalherrſchaft zu gelangen, die anderen Mächte mit der Idee des Gleichgewichts gegenübertreten. Das iſt die elementare Logik aller Machtpolitik. In den geſchichtlichen Darſtellungen iſt man gewohnt, die Idee des Gleichgewichts wie eine literariſche Entdeckung ſeit der Renaiſſance zu verfolgen. Man verſteht ſie aber erſt in ihrem Kern, wenn man ſich klar gemacht hat, daß ſie immer da iſt, wo ein Machtſyſtem vorliegt. Ganz gleich ſogar, ob dieſes Machtſyſtem mehrere Staaten oder innerpolitiſche Faktoren umfaßt. Auch die Antike hat mit ihr gearbeitet, wie wir aus Thukydides, Demoſthenes oder Polybius wiſſen. Im Syſtem der aſiatiſchen Mächte ſpielte ſie ſo gut eine Rolle wie im griechiſchen Machtſyſtem oder im Staatenſyſtem der Diadochen. Hiero von Syrakus hat ſie mit vollem Bewußtſein angewendet im

Verhältnis zu Rom und Karthago, der Papſt das ganze Mittelalter hindurch im Verhältnis zu Kaiſer und Fürſten, trotz ſeines Univerſalismus. Die Analogie in der inneren Politik iſt theoretiſch formuliert worden in der Lehre des Ariſtoteles und Polybius von den gemiſchten Verfaſſungen und der Lehre Montesquieus von der Teilung der Gewalten.

Im europäiſchen Staatenſyſtem hat dieſe Idee dann allerdings eine ganz beſondere Bedeutung bekommen. Die große Idee des Imperiums im Sinne der mittelalterlichen Kaiſer war erloſchen. Seine letzte Darſtellung durch Dante war doch nur der ſpäte Traum eines Dichters. Er ſprach den tiefen Gehalt aller imperialiſtiſchen Politik noch einmal in ſeiner ganzen Großartigkeit aus, den ſtoiſch-römiſchen Gedanken der Ökumene, den chriſtlichen der Friedenseinheit des Reiches Gottes auf dieſer Erde. Aber die ſelbſtändige Entwicklung der nationalen Völker hatte ſich damals ſchon völlig entſchieden. Und dieſes Nebeneinander freier Mächte fand nun in der Idee des Gleichgewichts den theoretiſchen Ausdruck für ſeine Behauptung gegenüber allen Verſuchen der Erneuerung irgendeines Univerſalismus, auch des Katholizismus. Im Machtſyſtem der italieniſchen Staaten der Renaiſſance iſt ſie zuerſt literariſch aufgetreten und in den Händen der Venetianer zu dem ſchärfſten politiſchen Inſtrument entwickelt worden. Und nun bleibt ſie die gewichtigſte Waffe im Kampf der ſouveränen Staaten gegen die Übermacht eines einzelnen. Gegen die univerſaliſtiſchen Tendenzen Habsburgs ſeit Karl V. ſchreibt der Herzog von Rohan 1638 ſein Buch „Über das Intereſſe der Fürſten und Staaten der Chriſtenheit", in dem er die Machtbalance von Frankreich und Spanien als die Grundlage aller Erörterungen über auswärtige Politik auch für die anderen Staaten nachzuweiſen ſucht. Als dann das Frankreich Ludwig XIV. die Hegemonie übernimmt, ergreift wieder Habsburg dieſe Waffe, und Paul von Liſola ſchreibt ſein Buch „Le bouclier d'état et de justice": die Idee Rohans ſei ſchon richtig, aber die Anwendung ſei falſch, denn Frankreich ſei der Störer des Gleichgewichts. Und es kommt zu der großen Koalition der Seemächte unter Wilhelm III., die dieſen Gleichgewichtsgedanken zu realiſieren unternahm. Seitdem hat England ihn als ſeinen politiſchen Gedanken dem Kontinent gegenüber feſtgehalten, während es unbekümmert um dieſe Idee ſein Seeimperium entwickelte. Napoleon hat dann alle kontinentalen Mächte zur Aufrechterhaltung des maritimen Gleichgewichts gegen England aufgeboten, auf dem Feſtland aber die Völker unterjocht. Und in unſerem Befreiungskampf

fand dann noch einmal die Idee des Gleichgewichts gegenüber der Idee des Univerſalismus, wie dann in den Verhandlungen des Wiener Kongreſſes eine reiche Verwendung.

Soweit erſcheint die Idee von abſtrakter Einfachheit. Es iſt erſt die Einſicht der modernen Geſchichtswiſſenſchaft, vor allem Rankes, die uns gelehrt hat, daß die Einfachheit ſolcher Ideen eine Täuſchung iſt, daß ſie immer nur die Zuſammenfaſſung eines komplizierten und immer verſchiedenen Lebens ſind, daß hinter der ſcheinbaren Gleichförmigkeit derſelben Schlagworte ein ganz verſchiedener Wille ſteht, der ihnen einen ganz verſchiedenen hiſtoriſchen Sinn gibt.

Noch einmal ganz allgemein beſprochen, liegen ja ſchon im Gedanken des Gleichgewichts für jeden Staat zwei ganz verſchiedene Möglichkeiten ſeiner Politik: die eine iſt die, alle Staaten als Gegengewichte (contrepoids) gegen einen übermächtigen auf die Wage zu legen. Die andere, wie es immer mit einem falſchen Bilde iſt: das Zünglein an der Wage zu bilden, d. h. außerhalb der ſich balancierenden Mächte zu ſtehen und ſo die ausſchlaggebende Macht zu ſein. Beides geht immer durcheinander, hat aber doch einen ſehr verſchiedenen Sinn. England hat kraft ſeiner Lage Europa gegenüber ſehr bald nur noch dieſe zweite Politik getrieben. Wo man nicht herrſchen kann, muß man wenigſtens das Zünglein ſein. Hanotaux empfahl noch kurz vor dem jetzigen Kriege Frankreich dieſe Politique de l'équilibre in ſeinem ſo betitelten Buch.

Die Politik der Gegengewichte iſt dagegen die Politik der Schwachen, und ſie dient der tieferen politiſchen Idee: der Idee der Freiheit und Unabhängigkeit der Staaten. Wie ſie denn auch der Proteſtantismus immer angewandt hat. Es iſt der eigentliche Kniff der Politik Englands, daß es ſeinen Gleichgewichtsgedanken immer wieder zuſammenwirft mit dieſem ganz anderen, der die Freiheit der Völker garantieren ſoll, und ſeiner Machtpolitik damit den Glorienſchein des Völkerrechts gibt, mit dem es auch jetzt für Belgien eingetreten iſt. Dieſe völkerrechtliche Bedeutung hat der Gleichgewichtsidee jahrhundertelang den idealen Glanz verliehen. Es iſt der letzte Kern des Völkerrechts: die Anerkennung der Selbſtändigkeit der Staaten und ihrer Rechte. Und es war der große Gedanke der Politik des Gleichgewichts im 17. und 18. Jahrhundert, wie es die Juriſten auffaßten, in dieſem Mechanismus der Balance jene garantierende Macht zu finden, die den Völkern für ihre rechtlichen Beziehungen fehlt. So wurde dieſe Idee in dieſer Zeit aus der bloßen Machtpolitik hinübergenommen in die Rechtspolitik, als Grundlage des Friedens und der Freiheit von

Religion, Staat und Handel. Es war ein ungeheuerer Fortſchritt, als an die Stelle der alten Idee vom Weltreich dieſer viel tiefere Gedanke von nebeneinanderſtehenden Staaten in einer völkerrechtlichen Gemeinſchaft entwickelt wurde, und es tut der Wahrheit dieſer Idee keinen Abbruch, daß ſie von den ſchwächeren Staaten ausging. Der Gedanke der Freiheit in ſeiner Tiefe kann immer nur in dem entſtehen, der in der Gefahr war unterdrückt zu werden. Mit dieſer Idee eines völkerrechtlich anerkannten Staatenſyſtems an Stelle eines Imperiums beginnt politiſch angeſehen eine neue Zeit. Ihre Verknüpfung mit der Gleichgewichtsidee aber, in dem Sinne wie jene Jahrhunderte ſie verſtanden, die war falſch, genau ſo falſch, wie die entſprechende innerpolitiſche mechaniſtiſche Idee der Zeit von der Teilung der Gewalten, als Garant der Freiheit der Verfaſſung, oder wie die Affektenlehre der Zeit, die durch die Herſtellung des Machtgleichgewichts der Affekte die Freiheit des Geiſtes verbürgen wollte.

Für die politiſche Gleichgewichtsidee kam die große Enttäuſchung, als die Machtexpanſion der größeren Staaten den Gleichgewichtsgedanken benutzte, um Polen nach der Idee des Gleichgewichts aufzuteilen. Seitdem hatte ſie eigentlich ihren Kredit in der allgemeinen Bildung als Rechtsbürge verloren. Ein tieferer Grund dafür aber lag in dem Aufkommen der nordiſchen Mächte, vor allem Preußens. Denn das war doch die Bedingung der Gleichgewichtsidee, daß die Machtfaktoren nicht verſchoben werden durften: die Aufrechterhaltung des „status quo“. Sie iſt völlig negativer Natur, weil ſie außerhalb der lebendigen Kräfte ſteht und ſie eben nur mit Hilfe des Gegeneinander wie Naturkräfte ausbalancieren und damit ausſchalten will. So wie die Macht poſitiv von innen verſtanden wurde, mußte ihr eigenes Lebensgeſetz zur Geltung kommen. Jene mechaniſtiſche Auffaſſung mußte für die Entwicklung des Völkerlebens ganz unfruchtbar ſein, und ihre Mittel des entſprechenden Rüſtungszuwachſes und der Kompenſation, der abſtrakten, quantitativen Gleichheit waren dieſem Leben nicht gewachſen. Schon vor dem Machtfaktor der innerpolitiſchen Erſtarkung ſtand ſie völlig ratlos, als vor einem Unmeßbaren, und vor allem durfte eben keine neue Macht in das Syſtem eintreten. So iſt Friedrich der Große der erſte, der offen erklärte, daß er mit dem Gleichgewicht nichts anfangen könne, ſondern die Idee der politiſchen Autonomie vertrete, d. h. das Recht der produktiven Bedürfniſſe jedes Staates. Mit der Exiſtenz dieſer neuen Macht im Zentrum Europas war das alte Bild von der Wage erledigt. Die nordiſche Gruppe kam dazu und nun trat an die Stelle der Gleich-

gewichtsidee die Idee der Großmacht. Das Syſtem der fünf Großmächte bildete ſich heraus. Auch nach Napoleons Sturz kam man nicht auf den alten Gleichgewichtsgedanken zurück, ſondern verſuchte in der Heiligen Allianz eine poſitive Organiſation dieſer Pentarchie der Großmächte zu ſchaffen. Die moderne Fortſetzung iſt das ſogenannte europäiſche Konzert. Der politiſche Machtgedanke des Gleichgewichts bleibt natürlich und die Alliancen ſtellen auch wieder ein ſolches Gegeneinander her, aber mit dem völkerrechtlichen Sinn des Gleichgewichts iſt es aus. Nur die neutralen Kleinſtaaten, zur politiſchen Unfruchtbarkeit verdammt, haben ihn noch neben der Idee des ewigen Friedens voll Pietät und Glauben im Glasſchrank ihrer Erinnerungen ſtehen.

An die Stelle der alten negativen Formel, daß keine Macht ſo groß werden dürfe, daß ſie nicht von den anderen, durch eine Koalition und am beſten durch jede einzelne in Schach gehalten werden könne, tritt die neue poſitive Formel: Großmacht iſt die Macht, die nur durch eine Koalition überwunden werden kann. Man ſieht, hier iſt die Machtauffaſſung ins Aktive und Produktive gewendet und in dieſer Wendung iſt der alte Expanſionsgedanke des Univerſalismus auf das eigentümlichſte verbunden mit der Anerkennung des Nebeneinander mehrerer Staaten.

Man muß ſich dieſen Widerſpruch deutlich machen. Die Produktivität im Begriff der Großmacht hat eine doppelte Quelle. Die eine iſt die Entwicklung der nationalen Idee. Dieſes Einſtrömen der nationalen ſchöpferiſchen Energien in das Leben und die Formen des Staates geſchah zuerſt in der franzöſiſchen Revolution und gab Frankreich den ungeheueren Machtzuwachs, mit dem es das alte Europa ſtürzte. Aber die Ideen, in deren Dienſt ſich dieſe nationale Bewegung ſtellte, waren univerſaliſtiſcher Natur. Erſt im Kampf gegen Napoleon haben dann die Deutſchen den reineren Sinn der nationalen Idee entwickelt. Und dann machte dieſe produktive Bewegung ſich überall geltend. Der Expanſionsdrang dieſer nationalen Energie darf aber logiſcherweiſe nur ſo weit reichen, als bis die nationale Einheit erreicht iſt. Iſt ſie dahin gelangt, muß ſie ſich ſaturiert erklären, wenn ſie ihrer eigenen Idee nicht widerſprechen ſoll, oder muß einen neuen Rechtsgrund ſuchen.

Während der Kontinent in dieſen Kämpfen ſtand, konnte England unberührt von dem ganzen nationalen Problem, das es nie in ſeiner Tiefe erfahren hat, und das darum hier ganz in der Aufklärung ſtecken blieb, jene rieſige Expanſionspolitik treiben, die ihm, wenn man ſeine

Herrſchaft über das Meer mitrechnet, 18/20 der geſamten Erdoberfläche gewonnen hat. Dieſe Weltpolitik iſt die zweite Quelle jener produktiven Entfaltung im Begriff der Großmacht. Dieſelbe Expanſion war Rußland möglich durch ſeine freie Seite nach Oſten, wie Amerika mit ſeinem grenzenloſen Weſten. Damit traten dieſe Staaten aus den bisherigen Maßen der Politik heraus und wurden Weltreiche. Auch Frankreich hat dieſe Bewegung im kleinen mitmachen können. Aus dem europäiſchen Staatenſyſtem iſt ein Weltſtaatenſyſtem geworden. Und wieder, wie unter Friedrich II., tritt nun Deutſchland als Störenfried mit dem Anſpruch auf, in dieſer Gemeinſchaft mitzuleben und einen Platz an der Sonne gemäß ſeinen Bedürfniſſen zu haben. Genau wie damals iſt das für die anderen eine Bedrohung des status quo und des Gleichgewichts. Es wird oft genug von deutſchem Imperialismus geredet, aber für uns iſt der Kern dieſer deutſchen Weltpolitik nicht Univerſalismus, ſondern Selbſtbehauptung als Großmacht. Und ſo reden denn auch wir wieder vom Gleichgewicht gegenüber dem engliſchen Univerſalismus, und wir tun das aus der tiefſten Überzeugung heraus: daß die Behauptung unſeres deutſchen Weſens als einer Großmacht in der Welt ihr unerſchütterliches Recht hat in dem Kulturwert des deutſchen Geiſtes.

Und damit komme ich nun zu einer Schicht von Ideen, die hinter den rein machtpolitiſchen liegen. Durch unſere geſchichtliche Erfahrung, daß wir zum Schaden unſerer ſtaatlichen Exiſtenz das Machtweſen des Staates vergeſſen hatten, ſind wir Deutſchen ſeit Bismarck geneigt, im Kampf der Völker nur das nackte Machtſtreben zu ſehen und als „Realpolitiker" von den Ideen, in deren Dienſt ſich dieſe Macht doch immer wieder ſtellt, als einem ideologiſchen Schein zu abſtrahieren. Während doch am Ende immer erſt ſolche Ideen die moraliſche Energie abgeben, ohne die auch die größte äußere Macht zuſammenfällt, wie der tönerne Rieſe, dem die Flammen die goldenen Adern ausleckten. Sicher ſtehen die Ideen allein ganz hilflos in der Welt, und es iſt das tragiſche Problem des Menſchen, wie Idee und Intereſſe in ihm verwachſen ſind. Wie Kant das ausdrückte: der Menſch ſei aus krummem Holz geſchnitzt. Auch dem Geiſtigſten, wenn es in die Welt tritt, iſt ein Trieb zur Machtentfaltung an ſich beigemiſcht, ich denke z. B. an Luther. Und immer ſind es die Intereſſen und ihr Egoismus, die erſt die ganze Scharfſichtigkeit des moraliſchen Urteils und die höchſte Opferbereitſchaft hervorrufen. Der Unparteiiſche hat ſie ja auch, aber ſo viel ſchwächer, und keinesfalls führen ſie ihn zur Aktion. Hegel hat

das die Liſt der Vernunft genannt. Wir alle haben es in dieſem Kriege erfahren an den Feinden wie auch an der Lauheit der Neutralen. Wir haben aber auch das erfahren, daß kein Volk in dieſen Krieg ſeine Söhne bloß um der Intereſſen willen in den Tod ſchickt, ſondern daß jedes von ihnen hinter den Intereſſen die Idee ſucht, für die ſich wahrhaft zu ſterben lohnt. Auch das iſt zu allen Zeiten ſo geweſen. Jedes Volk ſucht das Recht zu ſeinem Krieg in einem Ideellen und nimmt aus dem Glauben, der Repräſentant desſelben zu ſein, die Kraft zu ſeinen Taten.

Die urſprüngliche Form, in der dies Ideelle erſcheint, iſt die Religion. Das Volk fühlt ſich als das auserwählte und kämpft für ſeinen Gott. In unſerer Geſchichte iſt das mittelalterliche Kaiſertum und ſeine Kreuzzüge ſo begründet geweſen. Im heiligen Krieg der Moslems wirkt dieſe Form bis in unſere Tage hinein, wenn ihr auch mit dem defenſiven Charakter, den die Türken ihm gegeben haben, daß er nämlich kein Angriff auf andere Religionen ſei, die eigentliche Spitze abgebrochen wurde. Auch bei den Ruſſen ſpricht dieſe religiöſe Begründung heute noch ſtark mit.

Es iſt der große Fortſchritt in Griechenland geweſen, daß hier zum erſtenmal an die Stelle des religiöſen Gegenſatzes ein weltlicher, der Gegenſatz von Kultur und Barbarei getreten iſt. Hellenen und Barbaren, die griechiſch reden und die unverſtändlich reden, die höhere Kultur gegen die niedere, das iſt der Gegenſatz, der die ganze griechiſche Geſchichte ſeit den Perſerkriegen beherrſcht. Und ſchon Herodot hat den tiefſten Grund der Kultur gegenüber dem Barbarentum in der politiſchen Freiheit gefunden, gegenüber dem Deſpotismus. Immer wieder haben die Griechen, von Perikles' Leichenrede bis Ariſtoteles und Polybius, in der guten freien Verfaſſung den Kern alles wertvollen Lebens der Staaten gefunden und aus ihr das Recht zur Herrſchaft über die anderen genommen. Auch dieſer Gegenſatz iſt nun lebendig geblieben. In unſerer Geſchichte hat er ſeinen Höhepunkt in der Aufklärung gefunden. Es iſt z. B. der letzte Sinn der Gedanken Montesquieus. Garve fragt in ſeinem lehrreichen Büchlein über Politik und Moral einmal: wann darf ein Fürſt Krieg führen und welcher Partei ſoll er ſich anſchließen? Und er antwortet: wenn die Gerechtigkeit bedroht iſt, die Sicherheit des eigenen Staates in Frage ſteht und endlich der Sieg für den Vorteil des menſchlichen Geſchlechtes überhaupt zu wünſchen iſt. Und nach welchen Geſichtspunkten iſt das zu beurteilen? Nach den „großen Gegenſtänden" Gewiſſensfreiheit oder Religionszwang, Aufklärung und gute Sitten oder Unwiſſenheit und Laſter, endlich Deſpotismus oder Geiſt

der vernünftigen Freiheit. Es iſt der tiefſte Punkt der hiſtoriſchen Analyſe, den die Aufklärung erreicht hat, daß die politiſche Freiheit der letzte Grund aller Kultur ſei.

Wer die Äußerungen der beſten unter unſeren Feinden kennt, in Frankreich wie in England, der weiß, daß es gerade dieſer letzte Gegenſatz iſt, um deſſentwillen ſie angeben, gegen uns kämpfen zu müſſen. Und dieſer Gegenſatz gegen uns iſt nicht erſt heute ſo empfunden worden. Spencer hat ihn ſchon geſchichtsphiloſophiſch zu begründen verſucht, er hat den Gegenſatz von freien Induſtrieſtaaten und autokratiſchen Militärſtaaten aufgeſtellt und die erſteren als die höhere Stufe in der geſchichtlichen Entwicklung behauptet. Deutſchland ſtehe noch auf der niederen Stufe des Militärſtaates und werde ſich zum Induſtrieſtaate entwickeln müſſen. Das iſt jetzt die allgemeine Überzeugung im Ausland, nicht bloß bei unſeren Gegnern, ſondern auch bei den Neutralen, wie den Schweizern und den Amerikanern. Zwei Syſteme, ſo heißt es, ſtehen ſich in dieſem Krieg gegenüber: das Syſtem der Demokratie und des militäriſchen Deſpotismus, des Liberalismus und der Autokratie. Die Demokratie iſt der Förderer aller Kultur, unter der Autokratie iſt Deutſchlands Ziviliſation zurückgegangen. Die ſchlechte politiſche Verfaſſung hätte zur Folge eine Demoraliſierung, die ſich in brutalem Kriegsſinn, Kruppismus, Blut- und Eiſentheorie, politiſchem Zynismus in der Auffaſſung internationaler Verträge (Bethmanns Wort vom „Stück Papier") — kurz in der „kaltblütigen Barbarei", die Erfolg um jeden Preis will, zeige und die ſich auch in dem barbariſchen Kunſtſtil unſerer Bismarcktürme wie unſerer neuen Architektur offenbare. Wie Fichte 1808 die Welt angeſichts Napoleons vor die Entſcheidung ſtellte: ewiger Deſpotismus oder immerwährende Freiheit, genau ſo ſchreibt jetzt ein engliſcher Dichter (Galsworthy): es handele ſich in dieſem Kampf ein für allemal darum, ob die Freiheit oder die Tyrannei in Europa herrſchen ſolle. Wie eine große moraliſche Erhebung gehe es durch die Welt gegen Deutſchland, die mit der Befreiung Europas auch eine fundamentale Reform des inneren politiſchen Lebens bei uns erreichen werde, die Befreiung Deutſchlands.

Uns kommt heute dieſe ganze Argumentation nur komiſch vor, aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß der deutſche Sozialismus bis zu Kriegsbeginn genau ſo geſprochen hat, ja daß auch ein Mann wie Naumann trotz ſeines Eintretens für Kaiſertum und Heer im Grunde dieſelbe Auffaſſung unſerer politiſchen Exiſtenz hatte, wenn er ſeinen Liberalismus verkündete mit der Lehre von der perſönlichen Freiheit. Wenn er in

„Demokratie und Kaiſertum“ ausdrücklich ſagt: „Das iſt die Aufgabe des Zeitalters, das wir Heutigen noch erleben können: die Erlangung der politiſchen Freiheit, wie ſie England hat.“ Es iſt der Allgemeinheit doch erſt in dieſem Kriege klar geworden, daß, wenn man ſich in das Zentrum unſerer Geſchichte ſtellt, dieſer Militarismus ſowie unſere Art der Verfaſſung keine Stufe der Verfaſſungsentwicklung iſt, die überwunden werden muß, ſondern eine geographiſch-hiſtoriſche Notwendigkeit, in der zugleich auch die beſten Kräfte unſeres Volks zur Entfaltung kommen. Mit dieſer Verfaſſung ſind wir hoch gekommen und ſind wir noch heute dieſer Welt von Feinden gewachſen. Wir wiſſen aber jetzt auch weiter, daß in unſerer Verfaſſung ein viel tieferer Begriff von Freiheit und Staatsbewußtſein enthalten iſt, als die Aufklärungsphiloſophie unſerer Gegner ſich träumen läßt. Iſt wirklich das Staatsbewußtſein das Fundament der Kultur, ſo haben wir jetzt einen Staatsſozialismus bewieſen, wie er in der Weltgeſchichte noch nicht da war. Wie der gewachſen iſt, uns ſelber überraſchend, wird noch einmal darzuſtellen ſein. Die preußiſche Heeres- und Beamtenethik iſt ſeine eine Quelle, eine andere iſt der deutſche Sozialismus mit ſeiner politiſchen Geſinnung, eine dritte der Sinn für die Hingabe an die großen Objektivitäten, wie ſie das hiſtoriſche Bewußtſein in Deutſchland entwickelt hat. Berufsauffaſſung des Lebens, Pflichtbewußtſein innerhalb einer Organiſation, freies ſich Einſtellen in objektive Zuſammenhänge, das iſt deutſche politiſche Kultur gegenüber dem abſtrakten Staatsbewußtſein der Engländer und Franzoſen und ihrem Utilitarismus.

Aber auch einen neuen Begriff von Freiheit haben wir gegenüber dem perſönlichen Freiheitsideal der Engländer entwickelt, mit dem wir auch *dieſes Aufklärungsideal* überwunden haben. Damit erſcheint ein viel tieferer Gegenſatz als der von Freiheit und Barbarei: nämlich *der Gegenſatz der Nationen ſelber und ihrer Beſtimmungen*. Es iſt nicht mehr der Gott oder eine univerſale Kultur,* als deren Repräſentant ein Volk ſich fühlt, ſondern es iſt *die Eigenart der Nation* und die welthiſtoriſche Bedeutung ſeines nationalen Geiſtes,

* Auch der Chinafeldzug Europas wurde ſeinerzeit mit der Formel „Kultur gegen Barbaren“ geführt. Daß das ſo nicht richtig war, der Kultur Chinas gegenüber, das wiſſen wir heute alle. Aber es bleibt doch ein übernationaler Gegenſatz Europas gegen den Oſten, der mit jenem alten Gegenſatz verwandt iſt und im tieferen Sinn das „Hellenen gegen Barbaren“ erneuert. Vielleicht, daß dieſer Gegenſatz noch einmal, wie unſer Kaiſer das ausſprach, die nationalen Gegenſätze vergeſſen macht, wie die konfeſſionellen Gegenſätze ja auch verblaßt ſind.

die einem Volke ſeine Bedeutung im Kreis der Völker gibt. So voll die Welt von Nationalitätskämpfen iſt, die ganze Bedeutung dieſer Idee haben erſt wir Deutſchen erfaßt, und ich behaupte: wir konnten das eben wegen der nationalen Eigenart, die uns Anlage und Geſchichte gegeben haben.

In dieſem Kriege ſind alle Völker gezwungen worden, ſich auf ihren beſten Wert zu beſinnen. Was hat dieſe Beſinnung zutage gebracht? Frankreich hält ſich für das auserwählte Volk wegen der Kultur, mit der es im Zeitalter Ludwig XIV. die Welt beherrſchte, und wegen der revolutionären Gleichheitsgedanken von 1789, mit denen Napoleon ſie dann beglücken wollte. Der Engländer bringt ſein Puritanertum und den Gedanken der politiſchen Autonomie und der individuellen Freiheit im Sinne der engliſchen Revolution. Der Ruſſe entwickelt ſein der weſtlichen Kultur abgewendetes Ideal der Einheit von Staat und Kirche mit der Lehre von der allgemeinen Brüderlichkeit aller Menſchen als dem tiefſten Gedanken des Slaventums, der doch nur der Ausdruck gemeinſamer Knechtſchaft iſt. Keiner von ihnen kommt über den alten Abſolutismus hinaus, der im Grunde bei aller Freiheit, die er zu bringen vorgibt, dieſe Welt uniformieren will. England hat nach der Erfahrung vom Abfall Amerikas ſeinen Kolonien die politiſche Autonomie gegeben, aber ſein Kulturideal iſt die Anglikaniſierung der Welt.

Will man demgegenüber beſtimmen, was wir Deutſchen der Welt zu bringen haben, ſo iſt noch keine Formel dafür in der allgemeinen Bildung vorhanden, aber unſere Literatur hat ſie ſeit 100 Jahren mit aller Beſtimmtheit ausgeſprochen, wie ſie tief in unſerer Geſchichte gegründet iſt.

Unſer Volk hat den Kosmopolitismus der Aufklärung ſtärker als irgendein anderes mitgemacht, hat ihm aber von vornherein einen ganz eigentümlichen Sinn gegeben: Verſtändnis alles fremden Weſens in ſeiner Eigenart. Der Deutſche ſoll die Summe alles Geiſtes ziehen, indem er allen gerecht wird, alle Geſtalten des Lebens in ſich aufnimmt. Das wurde der deutſche Sinn des Begriffs von Humanität, von Menſchſein in unſerer klaſſiſchen Zeit. Man hat das oft als Schwäche geſcholten, dieſes Verſtehenwollen des Fremden und die Anerkennung der in ihm enthaltenen eigentümlichen Werte, die Freude an fremder Sprache und fremdem Stil. Zugrunde liegt ihnen aber doch eine Stärke ganz eigener Art. Aus ihr haben wir die Kraft der Objektivität genommen, mit der wir ſelbſt in dieſen Tagen die Kultur des Verſtehens

auch dem Feinde gegenüber behaupten können, die den anderen ſo völlig abhanden gekommen iſt: die Freiheit des Geiſtes. Aus ihr haben wir das hiſtoriſche Bewußtſein und die ganze neue Welt der hiſtoriſchen Geiſteswiſſenſchaften entwickelt, die das eigentümliche Werk der deutſchen Wiſſenſchaft ſind. Franzoſen und Engländer ſind aus ſich nicht über den Poſitivismus der Naturwiſſenſchaften hinausgekommen.

Und dieſes Verſtändnis für das Individuelle, die von der Freude an ihm und ſeiner Exiſtenz begleitet iſt, hat nun ihre politiſchen Grundlagen in unſerer Geſchichte: in dem Partikularismus, der das Machtweſen unſerer Nation ſo lange geſchädigt hat, der unſer Land noch heute nach Stämmen gegliedert ſein läßt, nach Provinzen und Ländern, ſtatt nach Departements wie in Frankreich, der dieſe Fülle von territorialen Selbſtändigkeiten geſchaffen hat mit ihren Reſidenzen und individuellen Kulturzentren, ſo reich, daß alle anderen Länder der Welt, welche man auch nehme, monoton wirken gegenüber dieſer Polyphonie. Wir ſind das differenzierteſte Volk der Erde. Dazu dann noch der Gegenſatz der Religionen, der hier in einer Tiefe ausgekämpft wurde, wie nirgends ſonſt. So hat ſich denn auch hier jene letzte weltpolitiſche Idee entwickeln können, die die Freiheitsidee der Engländer und Franzoſen überwunden hat: *die Freiheit der nationalen Eigenart*. Die Theorie dieſer Politik iſt bei uns ausgebildet worden im Kampf gegen Napoleon und ſeinen aufgeklärten Deſpotismus, z. B. in Jena von Luden, dann von Ranke, Pfizer, Treitſchke und vielen anderen. Die Schönheit der Menſchheit liegt in ihrer Vielgeſtaltigkeit. Ihr Weſen kann ſich nicht in einer Form erſchöpfen, ſondern erſcheint in der individuellen Mannigfaltigkeit der Nationen. Jede ein Gedanke Gottes. Jede lebt aus dem Kern ihrer metaphyſiſch verankerten Eigenart, das iſt die moraliſche Energie, die ſie treibt. Das ſind die immer wiederkehrenden Formeln der deutſchen Ideenpolitik. Eine tiefere Begründung des Rechtes eines Volkes zur Selbſterhaltung iſt bis jetzt nicht erſchienen.

Wenn behauptet wird, am deutſchen Weſen ſolle die Welt geneſen, ſo iſt nicht abſtrakt zu ſagen, was damit gemeint iſt: jedenfalls kein neuer Abſolutismus und Pangermanismus. Ganz ſicher nicht, denn das Gegenteil iſt die ſpezifiſch deutſche Entdeckung: die Einſicht in die individuelle Exiſtenz jeder Nation, in die natürliche Verabſolutierung ihres Machtwillens, und die Beſinnung auf die Grenzen ſolchen Machtwillens, die eben aus der Eigenart aller Nationen entſtehen. *Univerſalität des Geiſtes, die aber eben deswegen fremde Art reſpektiert.* Im Pantheon der Römer ſtanden die Säulen aller Götter der unterworfenen

Völker, im Pantheon des deutſchen Geiſtes leben alle nationalen Geſtalten an ihrer Stelle ihr eigenes freies Leben. Was wir für uns wollen, iſt nur in dem Garten dieſer Erde den Platz zu bekommen, der uns erlaubt, zu blühen und Früchte zu bringen nach unſerer Art und unſeren Kräften.*

Karl Hoffmann
Weltgeſchichte

Wenn nicht mancherlei Anzeichen trügen, ſo beginnt allmählich eine Zeit ſich zu nähern, mit der jene Epoche, die man als die „neuere Geſchichte Europas" zu bezeichnen liebt, für immer abgeſchloſſen ſein wird.

Dieſe Epoche hatte vor ungefähr 400 Jahren mit dem ſogenannten Zeitalter der Entdeckungsfahrten begonnen. Im weſentlichſten kennzeichnet ſie ſich dadurch, daß in ihr die Geſchichte Europas zur „Weltgeſchichte" wurde. Vorher hatte es keine Weltgeſchichte gegeben, ſondern nur verſchiedene Geſchichten in ſich abgeſchloſſener Kulturkreiſe, deren

* Für den, der ſich mit den angeregten Fragen näher befaſſen will, ſeien folgende Werke genannt: Ranke: Die großen Mächte. Derſelbe: Politiſches Geſpräch. 1883. Max Lenz: Die großen Mächte, Berlin 1900. Rudolf Kjellén: Die Großmächte der Gegenwart, Leipzig 1914. J. J. Ruedorffer: Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart, Stuttgart 1914. Heinrich Luden: Handbuch der Staatsweisheit, Jena 1811. von Rochau: Grundſätze der Realpolitik, Stuttgart 1853. H. v. Treitſchke: Politik, Leipzig 1897. Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalſtaat, München 1908. Otto Hintze: Hiſtoriſche und politiſche Aufſätze, Deutſche Bücherei Bd. 100/101 (vor allem der Aufſatz über „Imperialismus und Weltpolitik", und über „Raſſe und Nationalität und ihre Bedeutung für die Geſchichte". Vgl. auch ſeine Aufſätze in der „Internationalen Wochenſchrift"). Joſ. v. Held: Das Kaiſertum als Rechtsbegriff, Würzburg 1870. Gregorovius: Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geſchichte, München 1890. U. Wilcken: Über Werden und Vergehen der Univerſalreiche, Bonn 1915. Adolf Rein: Sir John Robert Seeley, Langenſalza 1912 (Seeley iſt der Prophet des engliſchen Imperialismus; von ihm ſtammt das Wort „Expanſion" in der Politik). E. Raeber: Die Idee des europäiſchen Gleichgewichts in der publiziſtiſchen Literatur vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Berlin 1907. Hume: Von dem politiſchen Gleichgewicht (ein Aufſatz aus ſeinen „Verſuchen und Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände", in dem er dieſe Idee in der antiken Geſchichte aufſucht). Gentz: Fragmente aus der neueſten Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts in Europa, Petersburg 1806. Guſtaf F. Steffen: Krieg und Kultur, E. Diederichs, Jena 1915 (hier iſt das wichtigſte Material für die Erkenntnis der Ideeneinſtellung unſerer Gegner zu finden). Georg Miſch: Vom Geiſt des Krieges und der deutſchen Barbarei, Jena 1914. Ernſt Troeltſch: Das Weſen des Deutſchen, Heidelberg 1915. Wilhelm Dibelius: England und wir. Hamburg 1914.

Geſchehen ſelbſtändig und unabhängig von einander verlief. Hie und da mochten ſich wohl die verſchiedenen Kulturkreiſe berühren, und ſolche Berührungen wurden mit der Zeit fühlbarer; aber es waren immer nur mittelbare Beziehungen, wie ſie ſich allenfalls aus den Verzweigungen von Handelsverhältniſſen ergaben und zuweilen auch aus der indirekten Hinüberwirkung politiſcher Machtverſchiebungen, die man ſpürte, ohne die Urſache zu kennen. Niemals aber wurden dieſe Beziehungen zu unmittelbar lebendigen Faktoren, die tief oder irgendwie *bedingend* in die Eigenkraft und ſelbſtändige Machtlage eines fremden Kulturkreiſes hätten eingreifen können. Die hin- und herwogenden Wellen der Mongolenmaſſen Innerafiens brachen ſich im 13. Jahrhundert bei Liegnitz an der ſtarrenden Ritterrüſtung des Abendlandes und drückten flutend auf die Kulturen Süd- und Oſtaſiens; doch von einer politiſchen Fühlung zwiſchen dem Heiligen Römiſchen Reiche und China oder Indien gab es trotzdem keine Spur. Und in der Zeit der Handelsblüte der oberitaliſchen Städte im ausgehenden Mittelalter war der Aufſtieg und Abſtieg der venetianiſchen Macht dem indiſchen Kontinent ebenſo gleichgültig und fremd, wie in den Jahrhunderten kurz vor und nach der Geburt Jeſu Chriſti die Herrſcherſtellung des römiſchen Reiches und die gleichzeitige Glanzperiode Chinas unberührt voneinander geblieben ſind.

Nun vergegenwärtige man ſich die plötzliche Erweiterung des wirtſchaftlichen und politiſchen Horizontes, wie ſie bei den ſeefahrenden Völkern Europas durch die Entdeckungsreiſen mit einem Male ſtattfinden mußte. Durch die Siedelungen, die aus dem ſchnell methodiſch gewordenen Verfahren dieſer Entdeckungsreiſen an fernen Küſten zurückblieben, gerieten fremde Völker, wilde und ſolche von eigener Kultur, unter den Einfluß und die beſtimmende Wirkung europäiſcher Länder. Die Kraft — ſei es die ſchaffende oder verheerende —, immerhin die Kraft der europäiſchen Kultur übertrug ſich auf ſie. Die Geſchichte, die bisher kulturell abgegrenzt und getrennt verlaufen war, begann jetzt von Europa aus ſich *interkulturell* zu entfalten. Kulturgebilde von eigenem Wuchs, die ganz fremd und neu und ein Hindernis waren, wurden jählings vernichtet, wie die toltekiſch-aztekiſche Kultur; und andere, zu denen man vorher nur gleichſam zufällig, auf Umwegen und durch Vermittler, in Verkehr treten konnte, wie Indien z. B., ſollten von nun ab handelspolitiſch unmittelbar in Angriff genommen und *ausgenutzt* werden. Es entſtanden die Kolonialreiche, eins nach dem andern, zuerſt das ſpaniſche und portugieſiſche, dann, dieſe ablöſend,

das holländiſche, engliſche und franzöſiſche Kolonialreich, von denen das engliſche das überragendſte wurde. Bisher ſelbſtändige Machteinheiten und Kontinente, die ſich unverſehrt von innen her hatten entwickeln können, verfielen nach und nach einem lähmenden Abhängigkeitsverhältnis zu den europäiſchen Zentren, die ſie mit der Zeit vergewaltigten und dienſtbar machten. Nicht mehr nach eigenen, ſondern nach europäiſchen Maßſtäben wurde ihr Wert jetzt gemeſſen, und ihr europäiſch gerichteter Wert beſtand lediglich darin, daß ſie die wirtſchaftliche Baſis und das politiſche Gerüſt jener kolonialen „Weltreiche" ſein mußten. Jeder Konflikt innerhalb der Machtverhältniſſe Europas und jede Entſcheidung eines ſolchen Konfliktes entſchied nunmehr zugleich über die Schickſale anders gearteter Länder; und in Europa ſelber entſtand die Gewißheit oder zum mindeſten der Glaube an die Gewißheit, daß im europäiſchen Geſchehen von nun ab für immer das Weltgeſchehen zentraliſiert ſei. So mußte die Geſchichte unſeres kleinen Kontinents als der fortlaufende Knoten- und Mittelpunkt der Weltgeſchicke erſcheinen. Für das europäiſche Empfinden wurde die Geſchichte Europas zur Geſchichte der Welt.

Das Syſtem der Kolonialreiche zog aber Folgen nach ſich, die man urſprünglich kaum vorauszuſehen vermochte. Vor allem die Entſtehung eines überſeeiſchen Europäertums, das ſich einmal gegen den alten Erdteil zurechtſtellen könnte.

Allmählich hatten ſich durch das Siedelungsverfahren neue überſeeiſche Menſchheiten europäiſcher Herkunft gebildet, welche durch ihre fortdauernde und tiefer wachſende Verwurzelung in nichteuropäiſchen Ländern die Keime zu neuen Volkseinheiten empfingen. Einmal muß die Zeit wahr werden, da ſie ſich rein durch das naturhaft wirkende Schwergewicht ihrer mittlerweile gewonnenen Eigenkraft von dem Mutterland ablöſen, um ſelbſtändig weiter zu leben. Für die lateiniſchen Kolonien in Südamerika war dieſer Zeitpunkt bereits vor faſt hundert Jahren gekommen. Und in einem ſolchen Zuſammenhange erübrigt es ſich, auf den Unabhängigkeitskrieg Neuenglands, aus dem nachher die Vereinigten Staaten von Nordamerika hervorgehen ſollten, noch beſonders aufmerkſam machen zu wollen. Kanada zeigte in den Jahren 1837—38 ähnliche Neigungen von bedenklicher Art. Es gewann daraus ſeine Bildung zu einem in ſich geſchloſſenen Staatsganzen, das ſich ſelber regiert. Auſtralien und die Südafrikaniſche Union haben inzwiſchen dieſelbe Selbſtändigkeit mit eigener Verwaltung errungen. Dieſe überſeeiſchen, europäiſch bevölkerten „Dominions" ſind innerpolitiſch Staaten

für ſich, die in dem Gefüge des britiſchen Weltreiches mit dem Mutterland nur in einem verhältnismäßig recht loſen Zuſammenhang ſtehen. Es ſoll nicht geſagt ſein, daß die Zeit jetzt ſchon in greifbarer Nähe ſei, wann auch ſie ſich abtrennen werden. Rein nach den Bevölkerungsziffern in der Verteilung des Britentums hat das heimiſche Großbritannien dem Anſchein nach noch für lange das Übergewicht. Aber daß der Loslöſungsprozeß in irgendeiner Zukunft Wirklichkeit werden wird, dürfte immerhin eine Tatſache ſein, die man mit einiger Beſtimmtheit vorausſagen kann. Wenigſtens ebenſo ſtark wie dafür, daß dieſe Zukunft noch ferne ſein mag, ſpricht die Wahrſcheinlichkeit dafür, daß ſie ſich verwirklichen muß. Denn es iſt ein Entwicklungsgeſetz, das ſich in der Vergangenheit ſchon bekundet und bewahrheitet hat.

Eine andere Folge des Syſtems der kolonialen Reiche war dieſe. Durch die immer heftiger werdende Fühlung mit dem europäiſchen Weſen, wobei die fremden alten Kulturvölker, ſagen wir einmal Aſiens, ſtets nur der leidende und hergebende Teil waren, mußte mit der Zeit deren Widerſtand wach und bewußt werden. Und ſobald ſie durch jene Entſtehung und Verſelbſtändigung des überſeeiſchen Europäertums den Umſtand gewahr wurden, wie es auch außerhalb Europas und im Gegenſatze zu dieſem Machtzentren gebe und wie die beſtimmenden Kräfte des Weltgeſchehens von Europa auf andere Weltteile und in ihre eigene Nachbarſchaft ſich übertrugen, mußte das ihre Widerſtandskraft noch verſtärken. An der Vielfältigkeit in der Ausdehnung der weißen Raſſe, die dabei war, eine außereuropäiſche und von Europa unabhängige Weltgeſchichte zu ſchaffen, entwickelten ſie ſich von neuem zur Selbſtbeſinnung empor. Durch die entſcheidende Löſung vom mütterlichen Boden, dem ehrfürchtig geahnten Schoß übergewaltiger Kräfte, hatte die weiße Raſſe ſelber ſich ihnen entgöttert und war zu ihresgleichen geworden. Belege im einzelnen darf ich mir erſparen.

Die Ereigniſſe werden ihren Gang gehen und ſich folgerichtig entwickeln. Und mit einiger Deutlichkeit, die vielleicht doch nicht trügt, können wir das Ergebnis dieſer Entwicklung vermuten: eine andere Zeit als die, an deren Verhältnislage wir uns gewöhnt haben, eine neue Epoche der Weltgeſchichte, die heraufkommen wird. Schon in dieſem Kriege, der ſeinem Urſprunge nach eine durchaus innereuropäiſche Angelegenheit iſt, erleben wir es, daß die Parteien von einem Eingriff außereuropäiſcher und ſogar fremdraſſiger Machtzentren ſich abhängig machen oder ſich mit ihm abzufinden haben. Das überſeeiſche Europäertum iſt zu einem Faktor geworden, mit dem jeder von vornherein

rechnet und rechnen muß. Europa iſt ganz und gar nicht mehr in der Lage, über die Geſchicke der Welt zu beſtimmen, und überdies auf dem beſten Wege, nicht einmal mehr über ſich ſelber beſtimmen zu können. Von ſeiner ſelbſtverſtändlichen Führerſtellung auf dieſem Erdball hat ſich unſer Kontinent abſetzen laſſen. Eine neue Zeit bereitet ſich vor, in der die „Weltgeſchichte" erſt richtig anfangen wird. Nämlich eine Weltgeſchichte, in welcher nicht mehr bloß Europa der Schauplatz der Mächtekonflikte ſein wird, ſondern eben „die Welt". Eine Weltgeſchichte, in der nicht mehr ein einzelner Erdteil und Kulturkreis ſo tun kann, als ob es ihn allein gäbe, ſondern in der alle menſchlichen, kulturellen und politiſchen Kräfte, die auf der Welt leben, von allen Seiten her in den Wettkampf treten und um die Macht, um den Ausſchlag und um das Übergewicht ringen. Der Sitz und Wurzelpunkt dieſer Kräfte wird dann nicht mehr auf Europa beſchränkt, ſondern — ſeiner grundſätzlichen Möglichkeit nach — überall ſein.

In einer ſolchen Epoche der Zukunft werden ſich neue Machteinheiten herausbilden müſſen, in denen die Kräfte ſich zuſammenſchließen, zentraliſieren und binden, um ſich von den fernen und weſensfremden zu ſondern. Dieſe Machteinheiten werden kulturell und geographiſch beſtimmt ſein. Die Bedingungen, unter denen ſie entſtehen können, ſind ſchon gegenwärtig in ihren Anſätzen vorhanden, und wir dürfen ahnen, daß es drei ſein werden: die oſtaſiatiſche, die angelſächſiſche und die alteuropäiſche Machteinheit oder Kultur.

Wir wollen gewiß nicht prophezeien. Aber daß das Verhältnis zwiſchen China und Japan zurzeit ſich anſchickt, eine Art von Verbindungsprozeß — wenn auch gewaltſamer Natur — einzugehen, läßt ſich unſchwer erraten. Wir können es uns vielleicht denken, wie China, von den Japanern bevormundet und militäriſch beherrſcht, mit ſeinen ungeheuren Menſchenmengen und mit ſeinen unerſchöpflichen Vorräten an kultureller Innerlichkeit das dünnere Japanertum nach und nach aufſaugt, ſich mit deſſen tatkräftigeren Energien durchſetzt und eine verjüngte oſtaſiatiſche Kulturgeſtaltung, die das eigentliche Japan verzehren würde, aus ſich heraustreibt.

Dieſer oſtaſiatiſchen Kultur- und Machteinheit läge auf der anderen Seite des Ozeans das überſeeiſche Angelſachſentum gegenüber, wie es auf den neuen Kontinenten Amerikas und Auſtraliens da iſt, ſich dort ſelbſtändig einrichtet und wächſt und immer mehr wachſen wird, bis es einmal ſeines europäiſchen Urſprungs nicht mehr bedarf. (Die weiße Bevölkerung Südafrikas iſt hauptſächlich holländiſcher Herkunft und

ſcheidet darum hier aus.) Immer ſchärfer hebt ſich das Angelſachſentum als eigentümliche Menſchheitsgruppe von dem bloßen und echten Europäertum ab, und ſein Zentrum wird dereinſt nicht mehr im alten Britannien, ſondern in Nordamerika ſein. Was für Kräfte und Möglichkeiten das lateiniſche Südamerika vielleicht noch enthüllen kann, läßt ſich heute nicht im geringſten ermeſſen. Für eine europäiſche Kolonialpolitik alten Stils mit Südſeeinſeln, Stützpunkten an den Gelenken des Weltverkehrs und Kohlenſtationen wäre es in einer ſolch fernen Zukunft einſtweilen vorbei. Nur der alte Kontinent, noch roh oder mit verwandter Kultur, d. i. Afrika und Vorderaſien, bliebe der europäiſchen Expanſion offen und für ſie gewahrt.

Aber eine *Führerſtellung* auf dieſem Erdball müßte der europäiſche Kulturkreis ſich erſt wieder von neuem erwerben; und damit er das könne, müßte die Geſamtheit Europas zuvor für ſich ſelbſt eine *Machteinheit* werden. Und daß die Richtung des Entwicklungswillens ſich ſchon langſam hierhin bewegt, dafür ſpricht allenthalben die Widerſetzlichkeit, das Geſchrei und die Angſt vor der ſogenannten Hegemonie.

Hermann Bahr
Die Zukunft Öſterreichs

Von allen Überraſchungen, die uns dieſer Krieg gebracht hat, war die größte, daß Öſterreich, ſo oft totgeſagt, noch lebt, und lebendiger als je. Wie wird es aber nach dem Kriege ſein? Es wäre ja nicht zum erſten Male, daß Öſterreich aus glorreichen Augenblicken des höchſten Heldenmutes und einer ſchier unüberwindlichen Eintracht wieder ins Seelenloſe zurückſinkt. Ja faſt ſcheint es Öſterreichs Schickſal, immer nur in extremis, in den letzten Zügen aufzuleben, kaum aber wieder bei Atem gleich dem alten Elend zu verfallen. Wenn Öſterreich je von der Kraft, durch die es in Kriegen ſelbſt Feinden Bewunderung abringt, auch endlich einmal im Frieden Gebrauch machen lernte! Woran liegt es, daß dieſe Kraft, in jeder Gefahr ſtets wieder da, ſtets mit der Gefahr wieder verſchwindet? Wie kommt es, daß Öſterreichs Nationen im Kriege jedes Opfer bringen, im Frieden keines? Weil Öſterreichs Nationen zu jedem Opfer bereit ſind für Öſterreich, aber zu keinem für eine der anderen Nationen, und weil, ſobald der gemeinſame Feind nicht mehr droht, jede ſich wieder von jeder bedroht glaubt und ſo jede

wieder jede verdächtigt, Öſterreich für ſich gegen die anderen zu mißbrauchen; denn alles Unrecht, das eine Nation an der anderen verübt, geſchieht ja immer im Namen Öſterreichs. Im Kriege, ja, kann jede Nation Opfer bringen, weil da der äußere Feind die anderen von ihr auf ſich ablenkt, wie ſie von den anderen. Vom äußeren Feind bedroht, fühlen ſich Öſterreichs Nationen voreinander ſicher, und dieſes ungewohnte Gefühl nationaler Sicherheit iſt's, das ſie Wunder tun läßt. Im Frieden aber, wo kein Volk Öſterreichs weiß, weder welche Rechte noch welche Pflichten es hat, weder was es darf noch was es muß, wo jedes bald durch ungemeſſene Verſprechungen gereizt, bald in den billigſten Hoffnungen enttäuſcht, jedem mit allem gewinkt, nichts gehalten wird, wo jedes ſeinen Anteil an der Macht, ſeine Stellung im Reich, ja jeden nationalen Atemzug ſich täglich erſt von neuem wieder erobern, erliſten, erhandeln muß, fühlt ſich kein Volk in Öſterreich ſeines Lebens ſicher. Ein Menſch kann als Herr leben und er kann als Knecht leben, aber kein Menſch kann leben, der nie weiß, ob er Herr oder Knecht iſt. Wenn wir auch dieſen ungeheuren Augenblick, den größten, den uns ſeit den Türkenkriegen Gott geſchenkt hat, wieder nicht benützen, um endlich alle Nationen Öſterreichs in ihren nationalen Grundrechten zu ſichern, ſo daß keine mehr jeden Tag erſt wieder um ihr nacktes Leben betteln muß, wir wären unwürdig, ihn erlebt zu haben! Alle Nationen Öſterreichs haben in dieſem Krieg bewieſen, daß ſie Öſterreich wollen, ſo kann jede nun fordern, daß auch Öſterreich ſie will. Ihr Recht darf nicht mehr der Willkür der anderen preisgegeben, es muß ihr geſetzlich verbürgt ſein. Und dies von Öſterreich ſelbſt, nicht durch irgendeinen Kuhhandel mit den anderen; über ihr Recht auf das eigene Leben erſt mit anderen verhandeln zu müſſen, von anderen etwa gar darüber abſtimmen zu laſſen, die bloße Zumutung empfindet ja jede Nation ſchon als Schmach. Der Kaiſer hat ſie zum Krieg gerufen, der Kaiſer muß ihnen den Frieden geben! Geſchieht das, ſo wären wir auch gleich von dem bisherigen politiſchen Perſonal erlöſt. Bisher hat man ſich ja ſeinem Volke nicht beſſer empfehlen können, als durch Haß der anderen. Gerechtigkeit ſchien Schwäche. Verſtändnis für die anderen ſchon Einverſtändnis mit ihnen, und wer auch nur mit den anderen zu verhandeln riet, ein Verräter. Alle nationale Politik beſtand in Haß, und es gab ja nur nationale Politik. Dieſe Politiker werden nicht ſo ſchnell umlernen, und ſelbſt, wenn ſie das könnten, würde man es ihnen nicht glauben, das Mißtrauen iſt zu tief. Sie haben vom Unrecht an den Nationen gelebt, und wenn erſt keine

mehr für ihr Volkstum fürchten muß, hat damit die einzige Politik ein Ende, auf die ſie ſich verſtehen, und eine öſterreichiſche Politik wird möglich. In dem ewigen Streit, wer Öſterreich regieren ſoll, iſt ja ſchließlich in Öſterreich überhaupt nicht mehr regiert worden, in dem ewigen Streit, wer Öſterreich beſtimmen ſoll, iſt Öſterreich ganz unbeſtimmt geblieben, in dem ewigen Streit, wem Öſterreich gehören ſoll, hat es niemand mehr beſtellt, weder gut noch ſchlecht, ſondern gar nicht. Da ſtets dem Volke, das gerade zur Macht zu gelangen ſchien, ſogleich die Macht von den anderen wieder beſtritten wurde, kam keines dazu, von der Macht Gebrauch zu machen. Alle wollten ſich der Macht bemächtigen; aber ſich der Macht dann auch zu bedienen, Macht auch auszuüben, dazu waren ſie ohnmächtig. Was man in anderen Ländern Politik nennt, werden wir in Öſterreich erſt haben können, wenn die Vorbedingung erfüllt iſt, wenn alle öſterreichiſchen Völker national geſichert ſind, keines ſich mehr ein Vorrecht anmaßen darf, aber auch keines mehr ein Unrecht zu fürchten hat und wenn ſo endlich Öſterreich, von dem ja gar nicht mehr die Rede war, Öſterreich ſelbſt erſcheinen kann.

Aber dieſes Öſterreich, ein wirkliches Öſterreich könnte dann auch Deutſchland viel mehr ſein, als ihm das alte jemals war. Was hätte Deutſchland von einem Öſterreich, das nur ein abgeſchwächtes Duplikat Deutſchlands wäre? Es braucht ein mächtiges, vom Vertrauen ſeiner Völker getragenes, Ungarn und Slaven bindendes Öſterreich, das deutſchen Willens iſt. Ob Öſterreich deutſch ſpricht, kann Deutſchland gleichgültig ſein, wenn es dafür nur gewiß iſt, daß Öſterreich deutſch handelt. Bis zu dieſem Kriege war ja das deutſch-öſterreichiſche Bündnis doch eigentlich immer nur ein Bündnis des Deutſchen Reichs mit den öſterreichiſchen Deutſchen, und alſo angewieſen auf die höchſt fragwürdige Macht der öſterreichiſchen Deutſchen in Öſterreich. Erſt in dieſem Kriege haben ſich alle öſterreichiſchen Nationen für das deutſch-öſterreichiſche Bündnis auch innerlich entſchieden, ſeit dieſem Kriege iſt es erſt in Wahrheit ein Bündnis zwiſchen den beiden Reichen, aber freilich nur ſo lange, bis wieder der Verdacht entſteht, das Bündnis wolle den öſterreichiſchen Deutſchen die anderen öſterreichiſchen Nationen unterdrücken helfen, ein Verdacht, der niemals erlöſchen wird, bevor nicht alle öſterreichiſchen Nationen national an Leib und Leben ſo geſichert ſind, daß keine mehr von keiner unterdrückt werden kann. Weder die Ungarn noch unſere Slaven ſind ja dem deutſchen Weſen feind, ſie ſind es auch dem Deutſchen Reiche nicht, ſie wehren ſich bloß gegen die öſterreichiſchen Deutſchen, von denen ſie ſich bedroht glauben.

Man kann es täglich in Prag erleben, wie willkommen den Tſchechen Berliner ſind, wie verhaßt Wiener. Berlinern antwortet der Schaffner in der Prager Elektriſchen willig, auf Wiener Fragen kann er plötzlich nicht mehr deutſch. Wie wohl hat ſich Richard Strauß bei den Tſchechen gefühlt! Wie gaſtlich wird Max Reinhardt jedes Jahr in Budapeſt begrüßt, wo man Wiener Schauſpieler nicht ausſtehen mag! Iſt den öſterreichiſchen Nationen, dadurch daß ihre Grundrechte geſichert ſind, nur erſt einmal die Furcht ausgetrieben, von den öſterreichiſchen Deutſchen unterdrückt zu werden, dann können ſie ſich erſt ſelber eingeſtehen, wo ihr Platz in Europa iſt: an der Seite Deutſchlands. In dieſem Kriege haben ſie das doch alle durch die Tat bekannt. Es muß ihnen nur ermöglicht werden, auch im Frieden unbeſorgt deutſchen Willens ſein zu können!

„Schulter an Schulter" ſtehen die Truppen des Deutſchen Reichs und unſere, „Schulter an Schulter" das deutſche Volk mit den Völkern Öſterreichs. Aber dieſer Krieg hat ja das Merkwürdige, daß ihn nicht bloß der Krieger kämpft, ſondern überall kämpft das ganze Volk mit, nicht aus Gehorſam bloß, nicht bloß um ſeine Pflicht zu tun, ſondern in dem Gefühl eines jeden, das Heiligſte zu verteidigen, was er hat. Die Truppen des Deutſchen Reiches und unſere, das deutſche Volk und die Völker Öſterreichs verteidigen gemeinſam das Heiligſte. Seit Monaten erleben ſie Tag für Tag, daß ihnen allen, den Deutſchen des Reichs und unſeren Deutſchen, den Ungarn, den Kroaten, den Serben, den Slovaken, den Slovenen, den Tſchechen, den Polen, den Ruthenen, den Rumänen, allen das Heiligſte gemeinſam iſt. Eine ſolche Gemeinſamkeit, in ſolcher Not erlebt, mit Blut getauft, in einem ſolchen Augenblick der höchſten Wahrhaftigkeit, der reinſten Selbſtbeſinnung jedes einzelnen und aller Völker, eine ſolche Gemeinſamkeit in den Tiefen, an den Wurzeln, im Urgrund des innerſten Lebens, das iſt keine bloße Waffengemeinſchaft mehr, dieſe Völker ſind jetzt nicht mehr bloß durch einen Staatsvertrag verbündet, ſie ſind verwachſen, denn das Höchſte, was ein Volk erleben kann, haben alle dieſe Völker zuſammen erlebt: ein gemeinſames Heiligtum. Es iſt kein Zufall, daß mit einemmal wie auf Verabredung jetzt überall in Öſterreich der Ruf nach einer Wirtſchaftsgemeinſchaft mit dem Deutſchen Reich laut wird: der gemeinſame Geiſt will einen gemeinſamen Leib! Der Präſident des öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſes, Dr. Julius Sylveſter, hat ſich zum Sprecher dieſer allgemeinen Forderung gemacht: Zolleinigung zwiſchen Öſterreich und Deutſchland, keine Schranken mehr, ein einziges gemeinſames Wirtſchaftsgebiet, eine einzige

Arbeitsgenoſſenſchaft, ein geſchloſſener Handelsſtaat von der Nordſee zur Adria, von Antwerpen bis Belgrad. Das wäre der Anfang einer neuen Welt in Europa, einer Willensgemeinſchaft von Nationen, die, jede in ihren Grundrechten geſichert, ihre Eigenart hütend, ſich ſelbſt beſtimmend, in gemeinſamem Haushalt leben, einer Organiſation von freien Nationen Europas. Dichter und Denker träumten, ein Europa zu haben, dieſes hat der Krieg zerſtört, aber derſelbe Krieg hätte dann ein neues Europa gebracht, auf deutſchem Grunde. Ein Öſterreich, das ſeine alte Kraft, die es auf den Schlachtfeldern wieder gefunden hat, gebraucht, um alle ſeine Nationen national zu ſichern, und aus der bloßen Waffengemeinſchaft eine feſte Wirtſchaftsgemeinſchaft, ja eine völlige Willensgemeinſchaft mit dem Deutſchen Reiche macht, dazu das Deutſche Reich ſeinen wachſenden Willen ausſtreckend, weltdeutſch geworden, und beide nun genötigt, allen dieſen Nationen ein ungeheures Ziel zu ſetzen, das ihnen keine Zeit zu Mißtrauen oder Eiferſucht läßt, genötigt, alle dieſe Nationen immer von neuem wieder zur Tat zuſammenzuraffen, über den Nationalſtaat empor zum Völkerbund genötigt — und es wären uralte Träume, die dieſer Krieg für immer zu vernichten ſchien, eben durch dieſen Krieg erfüllt. Dieſe Waffengemeinſchaft, Wirtſchaftsgemeinſchaft, Willensgemeinſchaft im Herzen Europas könnte dann vielleicht das Vaterland jener Weltfrömmigkeit werden, die Goethe verkündigt hat.

Benno Jaroslaw
Die gemeinwirtſchaftlichen Lehren des Krieges

Als der Krieg ausbrach, erfüllte alle nur ein Gedanke: Dienen dürfen! Wer nicht mit hinauszog, der ſuchte — oft überſtürzt und wahllos — irgendein noch ſo beſcheidenes Plätzchen, von dem aus er dem Heere oder der heimiſchen Wirtſchaft helfend, beratend, mittatend glaubte von Nutzen ſein zu können. Klavierfabrikanten fertigten Patronentaſchen, Philoſophieprofeſſoren verwalteten Lazarette, Theologen knipſten Straßenbahnfahrſcheine, Literaten packten Liebesgabenballen, Bodenſpekulanten organiſierten den Kartoffelbau, und Kaufleute bearbeiteten Verluſtliſten. Man fühlte: Jetzt iſt nicht die Zeit, ſich anſpruchsvoll um ſolche führende Tätigkeit zu bemühen, die den

Fähigkeiten des einzelnen vielleicht beſſer entſprach. Wie dem Gedienten die Geſtellungsorder den Ort und die Zeit ſeiner beſonderen Eignung angab, ſo folgte man dem Winke des erſten beſten Zufalls und der Parole: Antreten, Einordnen, Gehorchen, Abwarten! — Das taten auch diejenigen Vertreter der freien Berufe, die zu Friedenszeiten aus ihrer Unabhängigkeit den Beruf herleiten, frei von dem Vorurteil des Beamten, des Parteigenoſſen, des Klaſſenmenſchen zu öffentlichen Angelegenheiten mutig Stellung zu nehmen. In Fragen der auswärtigen Politik verbot ſich jede Art und Form der Kritik von ſelbſt. Aber auch die Entſcheidung von inneren Fragen überließ man — angeſichts der innigen Verflochtenheit militäriſcher und wirtſchaftlicher Probleme — mit rückhaltloſem Vertrauen den berufenen Organen der Regierung. Von dieſer Erſtarrung des innerpolitiſchen Lebens beginnt man heute, je mehr der Krieg in ein chroniſches Stadium übergeht, allmählich zu erwachen. Zwar daß im Zeichen des Burgfriedens die Intereſſenpolitiker die öffentliche Meinung nicht behelligen dürfen, darüber ſind wir uns einig. Wer aber von je die salus publica nicht blos auf der Zunge, ſondern im Herzen getragen hat, für den wird es nachgerade Zeit ſich zu erinnern, daß von ihm mehr verlangt wird als die Erfüllung der allgemeinen Pflicht. Dieſe Zeit, die ſo viel junges Leben tötet, ſo viel Hoffnung zu Grabe trägt, iſt gleichzeitig ſo reich an friſchen Keimen, ſo ſchwer von neuen Entwicklungsmöglichkeiten auf allen Gebieten des ſozialen Lebens, daß wir mit der inneren Verarbeitung nicht bis nach Friedensſchluß warten können. Wir müſſen uns von der lähmenden Spannung befreien, die nur von heute auf morgen lebt und für nichts Sinn hat als für den letzten Bericht des W. T. B. Wir müſſen uns Rechenſchaft ablegen über die Fragen: Was iſt heute unſer früheres Streben und Fühlen noch wert? Was hat der Krieg davon bekräftigt, was erſchüttert? Was ſehen wir beſtätigt, was müſſen wir umlernen? Was iſt bleibend, was iſt vergänglich? — In ſolcher Abſicht haben dieſe Blätter ihre Arbeit wieder aufgenommen, in dieſem Sinne ſeien von jetzt ab wieder die wirtſchaftlichen und allgemein ſozialen Wandlungen des Krieges verzeichnet und beurteilt.

Der Krieg draußen brachte uns den Frieden im Innern. Hätte man doch eher an die Erfüllung der bibliſchen Prophezeiungen vom friedlichen Zuſammenweiden von Wolf und Schaf geglaubt, als daß ſich je Bund der Landwirte und Hanſabund, Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganiſationen, Großbetrieb und Mittelſtand zu gemeinſamem Tun zuſammenfinden würden. Stellte ſich doch bisher unſer Wirtſchaftsleben

dar als eine fortgeſetzte Reihe innerer Kämpfe, nur mühſam im Zaum gehalten durch ein verwickeltes Syſtem von Verträgen und Konventionen, auf deren Ablauf jede Partei lauerte wie auf das Ende eines läſtigen Waffenſtillſtandes. Nun enthüllte es ſich plötzlich in der Form einer organiſchen Volksgemeinſchaft, deren Funktionen nicht beſtimmt wurden durch Feilſchen, Vorſchlagen und Nachgeben, ſondern ſich ſpontan mit ſachlicher Notwendigkeit auswirkten, ſobald die inneren Reibungen ausgeſchaltet waren. Wir ſind hier ſeit Jahren für das „Miteinander, nicht Gegeneinander" im Wirtſchaftsleben eingetreten. Die Intereſſenvertreter in der Preſſe und den Verbänden, die vom Kampfe der Parteien leben und deren ganzes Denken und Handeln auf die Betonung des Gegenſatzes eingeſtellt ſind, haben uns ausgelacht und den Streit als den Vater aller Dinge in den Himmel gehoben. Heute ſind ſie zur Ruhe verwieſen. Aber die Streitaxt iſt nur begraben. Man nutzt „die ſtille Zeit", um allenthalben „Material zu ſammeln", damit, wenn Friede kommt, wieder genug Munition für den inneren Krieg vorhanden iſt und die gegenſeitige Vergiftung luſtig von neuem beginnen kann. Alſo keine Illuſionen! Wohl hat ſich die Idee eines friedlichen Zuſammenarbeitens weſensverſchiedener Individuen als lebensmöglich erwieſen. In der ſoziologiſchen Form der „Gemeinſchaft" braucht nicht bloß eine Familienſippe zu erſcheinen oder eine Kirche von Gläubigen, oder ein Regiment Soldaten, oder eine universitas von Lehrern und Jüngern, ſie kann auch der Ausdruck wirtſchaftlicher Funktionen werden, ohne daß deren Träger deshalb zu ideenloſen Wirtſchaftsbureaukraten erſtarren müßten. Das hat der Krieg bewieſen. Aber ob dieſe lebensmögliche Gemeinſchaftsidee auch weiter und ſpäter lebensfähig bleiben wird, das hängt von der Energie ab, mit der ihre Apoſtel ſich für ſie einſetzen.

Eine zweite Überraſchung war der Eintritt des „Konſumenten" in den Geſichtskreis wirtſchaftstheoretiſcher Betrachtung und — wirtſchaftspolitiſcher Beeinfluſſung. Auch in dieſem Punkte brachte der Krieg unſeren langjährigen Bemühungen eine Erfüllung, die nur deshalb ſchmerzlich iſt, weil nicht freie Erkenntnis, ſondern die Not der Stunde ſie bedingte. „Ein Taler kann ein Segen oder ein Fluch ſein, je nach dem, was wir daraus machen", wie häufig haben wir dieſes Wort Ruskins zitiert. (Hiddekk! und einen Sechſer in die Raſſe!, raunzen die Stammtiſchpolitiker). Vergebens! Vergebens auch die Beſtrebungen des Käuferbundes und des Werkbundes, in dem Verbraucher ein neues Verantwortlichkeitsgefühl zu wecken. Als wir vor Jahresfriſt

die Herausgabe einer Zeitſchrift wagten, welche Geſundheitslehre und Wirtſchaftspraxis in nähere Beziehung bringen ſollte, da rümpften die Hygieniker die Naſe, als wollte man ihre Dienſte zum Vorſpann für irgendein anrüchiges Kosmetikum mißbrauchen, und die Volkswirtſchaftler — erhoben den Kompetenzeinwand. Daß gar Hauswirtſchaft und Volkswirtſchaft voneinander lernen müßten, darüber ſchüttelten die Damen von der Frauenemanzipation vollends ihre würdigen oder lockigen Häupter. Heute ziehen der Hygieniker Rubner und der Nationalökonom Eltzbacher zuſammen mit der Kriegskochkünſtlerin Hedwig Heyl am gemeinſamen Wagen und ſuchen den Volksverzehr in geſundheitlich und wirtſchaftlich richtige Bahnen zu lenken, hinter dem Kriegsausſchuß für Konſumentenintereſſen ſtehen achtzehn Millionen Deutſche, und der Staat erzwingt eine Konſumregelung, tauſendmal einſchneidender als der Organiſationsverſuch freiwilliger Beſinnung, den ich vor Jahren anregte, wo man mir einen Rückfall in die längſt überwundene Politik des alten Polizeiſtaates vorwarf. — Daß nicht nur die Funktionen der Warenerzeugung, ſondern auch des Warenverzehrs ſich an gemeinwirtſchaftlichen Maßſtäben zu orientieren haben, und daß der unreife und eigenſinnige Konſument durch die Obrigkeit bevormundet werden dürfe, dieſe Wahrheit hat uns der Krieg wieder in Erinnerung gebracht und hat auch bewieſen, daß man ſich bei ſolcher Bevormundung ſehr wohl, vielleicht noch wohler als früher fühlen kann. Aber keine Illuſionen! Erzwungene Enthaltung im Kriege iſt keinen Schuß Pulver wert, wenn ihr nicht freiwillige Beſcheidung und Stätigung im Frieden folgt. Und die Herren Generalſekretäre unſerer Luxusinduſtrien warten ja nicht mal den Frieden ab. Da lieſt man bebewegliche Klagen, daß von der geſchädigten Anſichtskartenfabrikation ſo viele Leute leben, und welche Werte in dem Luxus der Jagd verkörpert ſeien und daß der Blumenhandel auf das ſüdliche Veilchen nicht verzichten könne, dem es nicht anzuſehen ſei, ob es von der franzöſiſchen oder italieniſchen Riviera komme. Für 300 Mark Eintrittsgeld läßt in der Reichshauptſtadt eine ſchweizeriſche Modenfirma, die „mit den erſten Zentren der Mode in Verbindung ſteht", ihre neueſten Modelle vorführen. Und die Pariſer Röckedeſſins werden in ſchwarzweiß-rot umränderten Modekupfern als amerikaniſche Kreationen angeprieſen. Die Spezialgeſchäfte geben die Parole aus: „Luxus iſt patriotiſch", und die Berliner Konfektion, die auf einmal ihr Herz für den Werkbund entdeckt hat, bietet alles auf, damit die „deutſche Mode", die doch dem ganzen Weſen dieſes Bundes nach auf eine Stätigung

der Form und Veredlung des Stoffes hinarbeiten ſollte, an Abwechslung und Bizarrheit nur nichts der Pariſer nachgebe und nur ja nicht zur deutſchen Tracht erſtarre. — Ich wiederhole, möglich iſt eine Regelung und Läuterung des Volksbedarfs, das iſt die zweite Lehre des Krieges; aber ſie im Frieden durchzuſetzen wird noch viel Arbeit und Schweiß koſten.

Noch ein drittes Schauſpiel ließ uns der Krieg ſehen: Die Konkurrenz hat ſo gut wie aufgehört. Auch nicht aus freiwilliger Entſchließung, ſondern weil ein weſentlicher Antrieb jeder Konkurrenz, die Überproduktion, aus Mangel an Rohmaterial und aus Mangel an gelernten Arbeitskräften aufgehört hat. Die Händler ſchlagen ſich nicht mehr um die Abnehmer, ſondern um die Fabrikanten. Man teilt ſich in die Rohſtoffe mittels beſonderer gemeinnütziger Kriegsmaterialgeſellſchaften im Verhältnis zu der Leiſtungsfähigkeit der Einzelbetriebe und vergibt auch in verſchiedenen Geſchäftszweigen nach demſelben Grundſatze die Heereslieferungen. Ordnung ſtatt Wirrwarr! Auch das iſt eine alte Forderung jedes einſichtigen Volkswirts, daß die wirtſchaftlich unfruchtbare Konkurrenz, die himmelweit entfernt iſt vom ehrlichen Wettbewerb, beſeitigt werden müſſe. Der Kaiſer hat neulich (im Hinblick auf England) treffend vom Jockei geſprochen, der, ſtatt ſein eigenes müde gewordenes Pferd anzuſtacheln, nach dem fremden Pferde ſchlägt: ein treffendes Bild für die gewöhnliche Konkurrenz, die im Frieden noch durch die unglaubliche Macht der Reklameinduſtrie geſteigert wurde. Auch dieſe Herren ſitzen jetzt auf dem Trockenen. Wenn der Luxusbedarf und die Konkurrenz einſchlafen, ſchrumpft der Inſeratenteil zuſammen. Darum lag es im Intereſſe der Inſeratenpächter, die Jagd nach den Fabrikanten und nach den Rohſtoffen für die eigene Taſche nutzbar zu machen. Darum fand man keine oder nur laue Worte des Tadels für den Unfug, daß zwanzig Händler denſelben Auftrag in zwanzig Annoncen zu vergeben ſuchten und zwanzig andere Händler in zwanzig anderen Annoncen daſſelbe Quantum Rohmaterial zu kaufen ſuchten. Darum zeterten auch die Reklamefachmänner: Wenn wir die Reklame retten, haben wir das Vaterland gerettet! Und eine öffentlich-rechtliche Handelskörperſchaft fand den Zeitpunkt geeignet, um ſich einen Reklameausſchuß anzugliedern und für unverminderte Benutzung der Propaganda im Kriege offiziell — Reklame zu machen! So verſchwimmt manchen Leuten der Unterſchied zwiſchen ehrlicher wirtſchaftlicher Arbeit (die auch im Handelsgeſchäft zu Kriegszeiten ihren Wert behält, ja ſteigert) und eitler Windmacherei. Noch einmal: Die unfrucht-

bare Konkurrenz muß aufhören, nicht auf Koſten der Abnehmer, wie es die Monopolkartelle möchten, nicht auf Koſten des jungen Nachwuchſes, wie es die zünftleriſch angehauchten Konventionen erſtreben, ſondern auf Grund einer durchgreifenden Organiſation von Produktion und Komſumtion, die indeſſen den ſachlichen Wettbewerb, das friedliche Nebeneinanderlaufen nach einem gemeinſamen Ziel, nicht ertöten darf. Daß es ohne Konkurrenz geht, hat der Krieg bewieſen. Wie im Frieden ein freies Wirtſchaftsleben zu ermöglichen ſei, das der Konkurrenz entraten kann und doch nicht dem Zwange der Verbeamtung verfällt, das bleibt eine weitere Aufgabe, die noch der Löſung harrt. —

Zielgemeinſchaft der Produktion, Stätigung des Verbrauches, Verſachlichung des Wettbewerbs, das war von je das Programm aller derjenigen, die in unſerem wirtſchaftlichen und ſozialen Verkehr keinen iſolierten Lebensbezirk ſehen, ſondern beide in den Dienſt kultureller Höherentwicklung ſtellen wollen. Der Krieg hat allen Zweiflern gezeigt, daß das Programm keine Utopie zu bleiben braucht. Aber es wäre eine gefährliche Illuſion, aus der uns ſchon die Friedensglocken unſanft wecken würden, wenn wir glaubten, daß der Krieg uns bereits ſeine Erfüllung beſchert hätte. Zu ſtark ſind die Intereſſen derjenigen, die vom Hader der Wirtſchaftsparteien, von der Genußſucht und von dem Kampfe aller gegen alle behaglich leben; an ihnen werden die Lehren dieſes Krieges verloren ſein.

Uns aber, die wir wie bisher für eine Veredlung des Wirtſchaftslebens eintreten, hat der Krieg manchen wertvollen Fingerzeig gegeben. Das Programm bleibt das alte, aber wir haben gelernt, daß man, um Erfolge zu erringen, ſchwereres Geſchütz auffahren, ſchärfere Waffen anwenden muß als bloß wohlmeinendes Zureden und die Bedrängung der Gewiſſen. Was nutzt es, wenn man Warenwucherern, Klaſſenverhetzern und Reklamevampyren mit dem ſchönen Satze kommt: „Handle ſo, als ob die Maxime deiner Handlungen durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgeſetze werden ſollte“? Mit Kant iſt da nichts anzufangen, denn Kant iſt erſt das Ende; der Anfang aber heißt — Lykurg und Drako! Darüber ein anderes Mal.

Paul Zaunert
Der Deutſche und ſeine Sprache

Der Kampf, den wir um unſer Daſein als Volk führen müſſen, und der unſer geſamtes nationales Leben bis in ſeine letzten Gründe zu ſtärkſter Betätigung ſpannt, hat in vielen unſerer Volksgenoſſen auch das ſprachliche Gewiſſen geweckt oder geſchärft. Man kann ſich über dieſen Wetteifer, ſich auch in der Sprache zum Deutſchtum bekennen zu wollen, aufrichtig freuen und möchte doch ein „Eile mit Weile" rufen. Ein Blick in unſere Geſchichte zeigt uns, wie leicht derartige Beſtrebungen übers Ziel hinausſchießen. In den Tagen Arndts und Körners, als eine ähnliche Welle nationaler Begeiſterung durch Deutſchland ging, gab es Leute, die wollten den Generalſtab in ein „Hildamt" verdeutſchen, und die Generaladjutanten ſollten den klangvollen Namen „Hauptwernolde" erhalten. Nun, die Scharnhorſt, Gneiſenau und Blücher, die doch gewiß auch gute Deutſche waren, haben das doch nicht mitgemacht, der Generalſtab iſt Generalſtab geblieben, und wer möchte dies Wort, bei dem ſoviel ſtolze Erinnerungen und Hoffnungen in uns anklingen, heute noch miſſen?

Daß wir alle unſere Sprache rein und geſund zu erhalten wünſchen, verſteht ſich ja von ſelbſt, aber das „Wie" iſt die Frage. Sollen wir wieder ein planmäßiges Keſſeltreiben gegen Fremdwörter eröffnen, ſie auch als läſtige und gemeingefährliche Ausländer in Konzentrationslager ſperren? Heißt die Loſung: Verdeutſchung von Fremdwörtern um jeden Preis?

Daß geſündigt worden iſt und geſündigt wird in dieſen Dingen, iſt gewiß; und nicht nur im Gebrauch von Fremdwörtern, ſondern, was noch ſchlimmer iſt, durch Einſchleppung ausländiſchen Sprachgebrauchs in Grammatik und Syntax. Aber in der abſondernden Behandlung aller dieſer Sprachmißbräuche und -ſchäden, in der Herauslöſung der Sprache aus dem großen Lebenszuſammenhang liegt eine Gefahr. Sprache und Geiſt, ſprachliches Leben und geſamtes Geiſtesleben, ſie dürfen nicht getrennt werden, ſie ſind ja gemeinſamen Urſprungs. Wer die Sprache reformieren will, muß den Geiſt reformieren. Sonſt ſind alle Verbeſſerungsverſuche totgeboren. Oder iſt es wirklich ein Fortſchritt, wenn in den erſten Kriegstagen die Beſitzer großſtädtiſcher Cafés und Bars die ausländiſchen Namen ihrer Lokale, ihr „Piccadilly" uſw. ſchleunigſt durch irgendeinen patriotiſchen Superlativ erſetzten? Es

wäre zum Lachen geweſen, wenn es nicht zugleich hätte verſtimmen müſſen als ein Beweis der Abweſenheit jener Empfindung, die für uns eigentlich ſelbſtverſtändlich ſein ſollte, daß uns nämlich der Patriotismus zu gut iſt zum Aushängeſchild.

Soll uns das, was wir jetzt durchleben, wirklich zur Beſinnung auf uns ſelbſt bringen, ſo dürfen wir es nicht bei ſolchen Schlagwörtern wie „Ausländerei" bewenden laſſen, nicht unſer Deutſchtum in einer bloßen Negation ſuchen. Warum wurde das „Grand Hotel de Francfort" dem „Großen Frankfurter Hof" vorgezogen, warum wurde mit Fremdwörtern wie „Atelier", „Salon" ein ſolcher Unfug getrieben; ſo daß nicht bloß Maler und Photograph, ſondern auch der Zahnarzt (wohl als eine Art Plaſtiker?) und die Modiſtin (als „Bekleidungskünſtlerin"?) die Stätte ihres Wirkens Atelier nannten; daß der tüchtige Friſeurgehilfe, der ein eigenes Geſchäft auftun wollte, ſich nicht mehr an dem Schild „Fritz Müller, Barbier" genügen ließ, ſondern einen „Raſier- und Friſierſalon" eröffnete, und als das auch ſchon zu gewöhnlich wurde, zum „Coiffeur" mit „Manicure und Pedicure" avancierte? (Jetzt ſteht auf ſeinem Schild: „Friſier-Räume"; man beachte den Plural.)

War das nur „Ausländerei"? Nennen wir doch das Kind beim rechten Namen! Es war jene Großmannsſucht, jene Reklameſucht, jenes Mehrvorſtellenwollen als man iſt, die weite Geſchäftskreiſe, und nicht nur ſie, ergriffen hatten; man hat mehr und mehr das Gefühl für die ſich immer vergrößernde Kluft zwiſchen Schein und Sein verloren. Wo bleiben da die deutſchen Kardinaltugenden, die Sachlichkeit, die Ehrlichkeit? Da ſoll nicht mehr durch die Güte der Ware die Kundſchaft gewonnen werden, der Konkurrent ſoll überſchrien, dem Konſumenten die Kaufluſt oder -notwendigkeit ſuggeriert werden, in dem er ſyſtematiſch mit klingenden auffallenden Fremdwörtern, oder eigens zu dem Zweck erfundenen Reklamewortmonſtren bearbeitet und verfolgt wird. Daher ſolche Eiſenbahnzüge wie „Sandow-Griff-Apparate-Geſellſchaft", „Hamburg-Amerika-Linie", „Japan- und -China-Waren", „Ullſtein-Buch", „Jung-Philodermin" uſw., deren Erfinder vergeſſen zu haben ſcheinen, daß es bei uns für ſolche Zwecke einen Genitiv oder adjektiviſchen Bildungen gibt. Hier iſt der Plakatſtil in die Sprache eingedrungen, der unter Weglaſſung von „Unweſentlichkeiten" (wie hier eines Genitiv-s oder einer adjektiviſchen Ableitungsſilbe), in denkbar höchſter Stiliſierung und „Monumentalität" nur das unübertreffliche Fabrikat in möglichſt ſtarker „Geſte" uns ſchon von weitem in die Augen ſpringen läßt.

Aber was im Bilde geht, geht eben doch nicht in der Sprache; und es wäre zu wünſchen, daß ſich die Reklame möglichſt in der Bildſprache austobte, wo ſie außerdem von Künſtlerhänden gebändigt werden kann, und daß die Wortſprache mehr als bisher geſchont würde. Damit aber, daß wir auf die anglo-amerikaniſche Herkünft ſolcher Sprachverſtümmelungen hinweiſen, ſie als „made in England“ brandmarken, werden wir ſie nicht los; unſere Geſchäftswelt hätte eben dem Amerikanismus und Anglizismus in ſeinen verſchiedenen Erſcheinungsformen nicht in ſolchem Maße Eingang gewährt, wenn ihr nicht die Praxis des anglo-amerikaniſchen Geſchäftsmannes, der nur Dollars machen will um jeden Preis, der den Konkurrenten niederſchreien, der vorteilhafte Geſchäfte durch Bluffs machen will, ihr als ein leuchtendes Vorbild erſchienen wäre; wenn nicht auch bei uns manchem der Sinn für Sachlichkeit und Wahrheit ſchon ſtark abgeſtumpft wäre. Die Ausländerei in der Geſchäftsſprache wird erſt aufhören, wenn das deutſche Geſchäftsleben ſeinen eigenen inneren Stil gefunden hat, wozu doch reiche Anſätze vorhanden ſind, wenn es ſich deſſen voll bewußt geworden, daß ſeine Kraft und Zukunft nur auf Idealiſierung der Arbeit beruht, d. h. wenn der deutſche Kaufmann und Fabrikant, den Markt nur durch Gediegenheit und Zweckmäßigkeit des Fabrikates, durch unabläſſige Verbeſſerung der Methoden, durch unbedingte Zuverläſſigkeit und Ehrlichkeit erobern will. Und wie auf dieſem Teil des Sprachgebietes, ſo iſt es überall, überall ſind Wörter und Sachen nicht zu trennen; die vielen Fremdwörter in der „Bekleidungsbranche“ werden erſt nach und nach verſchwinden, wenn unſere Abhängigkeit in der Frauentracht von Paris, in der Herrenmode von England aufhört, wenn wir ſelbſt wiſſen werden, was uns gut ſteht; die Überſchwemmung der deutſchen Sprache mit engliſchen Brocken vom Sportsbetrieb her wird nach und nach abebben, wenn wir von der übermäßigen Bewunderung des engliſchen Sportsman, die ja in den letzten Jahren ohnehin bereits im Abflauen war, zurückgekommen ſein und gewohnt ſein werden, in der Pflege der Leibesübungen eigene Wege zu eigenen Zielen zu gehen; daß wir uns hinſetzen und den Sprachſchatz des engliſchen Sportsman Stück für Stück überſetzen, tut's nicht allein. Die Sprachgeſellſchaften des 17. Jahrhunderts, lächerlichen Angedenkens, die „fruchtbringende Geſellſchaft“, die „teutſchgeſinnte Genoſſenſchaft“ uſw. ſollten uns hier ein warnendes Beiſpiel ſein.

Um deutſch zu ſein in der Sprache, genügt es nicht, mit Gott für König und Vaterland darauf los zu verdeutſchen; auch nicht, eine

Reihe von Sprachſünden in der Wortbildung („Eiſenbahner", „Hamburg-Amerika-Linie", „Speiſen-Karte" uſw.), im falſchen Gebrauch von Umſtandswörten („öſtlich Reims" ſtatt „im Oſten von Reims") uſw. aufzuſpießen; wiewohl das nebenbei *auch* nützlich und nötig iſt. Deutſch ſprechen und ſchreiben heißt vor allem aber: ein beſtändiges Ringen um den vollkommenſten reinſten Ausdruck des Gedankens, eine immer ſich erneuernde Befreiung des Geiſtes, nicht ſeine Feſſelung durch eine ängſtliche engherzige Sprachpolizei. Nicht derjenige Stil iſt der deutſcheſte und ideale, der gar keine Fremdwörter mehr enthält, ſondern der nur beſtändig auf ſeinen Gegenſtand ſieht. So lange dieſe geiſtige Arbeit wach und rüſtig bleibt, dies beſtändige Neuerſchaffen der Sprache, ſo lange bleibt ſie lebendig. „Die Mutterſprache zugleich reinigen und bereichern", ſagt Goethe, „iſt das Geſchäft der beſten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweiſt ſich öfters als geiſtlos: denn es iſt nichts bequemer, als von dem Inhalt abſehen und auf den Ausdruck paſſen. Der geiſtreiche Menſch knetet ſeinen Wortſtoff, ohne ſich zu bekümmern, aus was für Elementen er beſtehe, der geiſtloſe hat gut *rein* ſprechen, da er nichts zu ſagen hat. Wie ſollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte? Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zuſammengreifen müſſen, wenn die Sprache lebendig wachſen ſoll." — Wem es Ernſt iſt um den *Gedanken*, für den iſt es ſelbſtverſtändlich, daß er ſich um Reinheit ſeiner Sprache bemüht, daß er allen falſchen Flitter, alſo auch jedes unnütze Fremdwort verſchmäht, aber auch ebenſo ſelbſtverſtändlich, daß er dem Fremdwort gegenüber unbefangen bleibt. Wie ſollten wir vergeſſen, daß wir vieles in unſerer Bildung dem anregenden, befruchtenden Verkehr mit fremden Kulturen verdanken; daß wir es unſerer Fähigkeit verdanken, die Eigenart, das Weſen anderer Völker zu erfaſſen, das geiſtig Bedeutende überall zu erkennen, wo es ſich regt; es zu erkennen und uns zu eigen zu machen, es umzuſchaffen in einen Teil *unſeres* Weſens und es ſo weiterzubilden, neuzuſchaffen; „uns hat ein Gott geſegnet mit freiem Lebensblick", wie ſollten wir je unſere Anlage und unſeren Beruf zum Univerſalismus, zum geiſtigen Welteroberertum vergeſſen, zu der Aufgabe, eine „Weltliteratur" im Goetheſchen Sinne zu ſchaffen? Was tut's, wenn wir da und dort in unſerer Sprache Beſtandteilen begegnen, die uns an dieſe vielfältigen Beziehungen und Verknüpfungen erinnern? Mechanik und Technik z. B., Wörter, die ein Arbeitsgebiet bezeichnen, auf

das wir beſonders ſtolz ſind, erinnern uns daran, daß es ſich hier um ein Stück internationaler Arbeit handelt, daß, ebenſo wie am Wort, ſo auch an dem Verdienſt um die Sache viele Völker teilhaben, und daß die wiſſenſchaftlichen Vorbedingungen dafür in ihren Anfängen in die Antike zurückreichen.

Unſer geſchichtlicher Sinn, wenn anders wir uns mit Recht ſeiner rühmen, wird uns vor gewaltſamen Eingriffen in die Entwicklung der Sprache bewahren. Wir wiſſen, daß ſie untrennbar mit dem geſamten Werdegang der Kultur verknüpft iſt; niemals werden wir irgendein Wort einem falſchen Nationalismus opfern, ſobald wir empfinden, daß etwas von dem Gehalt, dem Leben, das an dem Worte haftet, uns mit dem Worte verloren gehen würde.

Deutſch iſt organiſches, ſchöpferiſches Denken, undeutſch Mechaniſierung und Abſperrung. Solange unſere geiſtige Entwicklung in lebendigem Fluß bleibt, wird ſie auch einen Prozentſatz von Fremdwörtern tragen müſſen und können ohne Schaden.

Mindeſtens ebenſo wichtig, wie die Forderung, daß wir uns fremder Wörter nicht ſtatt derer bedienen ſollen, die uns die eigene Sprache bietet, iſt für uns Deutſche die andere Mahnung, daß wir uns der eigenen Sprache nicht ſo bedienen, als wenn es eine fremde wäre; d. h. daß wir in ihr nicht bloß mit einem Schatz fertiger Phraſen arbeiten, wie man es bei einer fremden macht, oder notgedrungen in der Regel machen muß. Dieſe Gefahr iſt bei einer Sprache, die wie die unſrige das Ergebnis einer hohen geiſtigen Kultur iſt, in der bereits eine ſolche Summe von Empfindungen, Erlebniſſen, Problemen fertig durchgearbeitet vorliegt, ſehr groß. Man wiederholt die Prägungen anderer, und glaubt ſelbſt zu denken. Hierher gehört z. B. auch der leidige Mißbrauch der deutſchen Modewörter, die immer bequem zur Hand ſind und einmal im Schwang, an paſſender und nur zu oft unpaſſender Stelle angewendet werden; wie „bedeutſam", „monumental", „bodenſtändig", „Umwertung" und „Werte", „Geſte" oder auch „Gebärde", „Rhythmus", und nun gar „künſtleriſch"! Doch das Aufzählen und Regeln geben allein hat keinen Zweck. So wenig die römiſche Sittlichkeit durch die Auguſteiſchen Verordnungen gerettet werden konnte, ſo wenig läßt ſich eine Sprache durch Sprachgeſetzgebung geſund halten. Wahre Sittlichkeit gedeiht nur durch Beiſpiele, vorbildliche Perſönlichkeiten, und auch auf das Sprachleben wirken mächtiger als alle Regelmacherei die Muſter und Meiſter der Ausübung. Alle, die auf einen größeren Leſer- und Hörerkreis wirken, alle Redner, Prediger, Lehrer, und vor

allem die Zeitungen, haben daher jetzt, wo der Ruf nach einem reineren Deutſch, einem geläuterten Deutſchtum in der Sprache, ergeht, die doppelte Pflicht, unſer Deutſch zu ehren und zu pflegen in dem Sinne, daß es eine ſtets neue Leibwerdung, Offenbarung des Geiſtes ſein ſoll, das, was nach Luther, die Sprachen des Bibel-Urtextes für das Evangelium ſind: „die Scheide, darin das Meſſer des Geiſtes ſteckt"; und unſern Bühnen ſollte gerade jetzt zur Pflicht gemacht und möglich gemacht werden, vor allem jene Stücke zur Darſtellung zu bringen, in denen die deutſche Sprache am vollſten und ſtärkſten erklingt, die Werke unſerer Großen.

Noch auf eines mag hingewieſen werden, das noch zu wenig beachtet wird und zugleich ein Troſt iſt für die, welche mit Beſorgnis der Zukunft unſerer Mutterſprache entgegenſehen. Wer befürchtet, daß auch bei intenſiver geiſtiger Arbeit, bei fortgeſetzter Steigerung der geiſtigen Kultur, ja gerade *durch* ſie, eine Erſchöpfung der Sprache eintreten werde, ähnlich wie bei einzelnen Individuen durch ſtete Vergeiſtigung früherer Verbrauch der phyſiſchen Kraft und körperlicher Verfall ſich zeigt, der mag ſich der ſtarken Reſerven erinnern, die unſerer Sprache noch in unſeren deutſchen *Mundarten* zu Gebote ſtehen. Die Freude an der Mundart hat, wie die Literatur des letzten Jahrhunderts zeigt, keineswegs abgenommen. Es gilt hier nur, die Bewegung in die rechten Bahnen zu lenken, das Intereſſe an der Mundart jetzt in einem großen nationalen Sinne zu vertiefen. Auf zweierlei ſcheint es hier vor allem anzukommen. Einmal muß die maſſenhafte Kleinliteratur, die lokale Mundartenliteratur über die oberflächliche, dilettantiſche, gedankenloſe, geſchwätzige Manier, in der ſie jetzt zum großen Teil ſteckt, hinauskommen. Die Mundart darf nicht als ein bloßes Kurioſum behandelt werden, und nicht bloß einem, dem wahren Volksleben oft innerlich fremden Machwerk als ein loſes Gewand übergeworfen werden. Soll erſt einmal der ganze Reichtum mundartlicher Wörter und Wendungen gehoben werden, ſo muß es einen geſunden, markvollen Stamm von lokalen Dichtern und Schriftſtellern geben; dieſe Art Literatur dürfte nur ſolche Stoffe behandeln, welche ſich reſtlos, ohne das bedenkliche Surrogat einer mechaniſch in Dialekt überſetzten Gebildetenſprache, nur mit dem echten Sprachſchatz der Mundart geſtalten laſſen; es dürfen nur Dinge geſagt werden, die ganz innerhalb des Geſichtskreiſes des dialektſprechenden kleinen Mannes liegen, und nur mit ſeinen Ausdrucksmitteln dürfen ſie geſagt werden. Es iſt ſicherlich ſchwer, hier Wandel zu ſchaffen, aber nicht unmöglich. Anſätze genug ſind vorhanden; das

Intereſſe an lokaler volkstümlicher Überlieferung, an Ortsgeſchichte, Schwank, Sage, populären Perſönlichkeiten und Originalen, und vor allem die Freude an lebendiger Betätigung einer kräftigen landſchaftlichen und lokalen Sonderart, lebt noch. Und die Wiſſenſchaft, die gerade jetzt aufblühende Volkskunde und Mundartenforſchung werden helfen, indem ſie den Geſchichten- und den Sprachſchatz erſchließen, und eine ſichere Kritik ermöglichen.

Über dieſer Literatur muß ſich dann eine zweite aufbauen, die das landſchaftlich und örtlich Beſchränkte in einen größeren Zuſammenhang rückt, die das Leben und Denken jener Menſchen mit den Mitteln moderner Seelenkunde und Erzählungskunſt zu erfaſſen und zu geſtalten ſucht, das Ewig-Menſchliche und Vorbildlich-Nationale herauszuarbeiten ſucht; ſie kann ihre Aufgabe nicht mehr innerhalb des reinen Dialekts löſen, wohl aber Farbe, Leben, Anſchaulichkeit aus ihm holen; nicht etwa bloß, um milieugetreu zu wirken, ſondern im Kontakt mit der Mundart wird ſich ihr Sprachgefühl lebendig und jung erhalten; denn in dieſer quillt das ſprachliche Leben noch ganz unmittelbar, naiv, allein dem inneren Geſetz folgend. —

Das iſt nun nicht etwa ſo gemeint, als ob damit zwei ſcharf abgegrenzte Kategorien aufgeſtellt werden ſollten. Der „reine Dialekt" ſowohl wie der ſprachliche Ausdruck einer vollkommenen Durchgeiſtigung des Stoffes, ſie exiſtieren beide nur in der Idee; es ſind die Pole, zwiſchen denen das Sprachleben hin- und herflutet, ohne dieſe beiden Endpunkte je zu erreichen. Was ich als erſtes forderte, war alſo nicht etwa eine Dichtung in einem eigens zu dieſem Behufe konſtruierten reinen Dialekt, ſondern möglichſt enger Anſchluß an die Wirklichkeit, an gegebene Verhältniſſe, intimſte Beobachtung, vollkommenes Zuhauſeſein in der Sprach- wie der ganzen Lebensſphäre wirklich exiſtierender Dialektſprecher.

Mit dieſen Betrachtungen aber wollen wir uns keineswegs auf ein Programm feſtlegen. Der ſprachſchöpferiſche Geiſt des Volkes wird, wie die Geſamtheit der ihm innewohnenden Kulturkräfte, ſich nie ſeine Bahn vorſchreiben laſſen. Aber Mißgriffen, ſtörenden Eingriffen können wir vorbeugen, und wo Entwicklungsmöglichkeiten zutage liegen, ihnen die Bahn freimachen, uns darüber klar werden, wo die Wurzeln unſerer Kraft liegen. Sie liegen auch für die ſprachliche Entwicklung in dem Ineinandergreifen der individualiſtiſch-partikulariſtiſch-ſtammheitlichen und der univerſaliſtiſch-weltbürgerlichen Tendenzen; alles geſunde Sonderleben und Eigenleben, vom nationalen über das landſchaftlich-ſtammestümliche bis zum lokalen, ſoll ſich frei entfalten, aber zugleich wollen

wir uns unſer altes Erbgut, die freie Weltanſicht, nicht verkümmern, uns den freien Blick über die Grenzpfähle hinaus in alle Weltweite nicht verbauen laſſen.

Rudolf Meyer
Spitteler und wir

Bekenntnis eines Studenten der Theologie und Philoſophie

Gerade als wir uns rüſteten, Carl Spittelers 70. Geburtstag ſo feſtlich zu begehen, als es der große Krieg irgend geſtattete, hat er durch einzelne Stellen ſeines Vortrages über die Schweizer Neutralität ſeine deutſchen Freunde teils tief verletzt, teils befremdet, und namentlich bei denen, die ihm bisher gleichgültig oder gegneriſch gegenüberſtanden, einen „Sturm der Entrüſtung" entfacht.

Auf die teils wohlbegreiflichen, zum größeren Teile jedoch recht bedauerlichen Äußerungen deutſcher Journaliſten und Schriftſteller gegen Spitteler möchte ich nicht eingehen*.

Was ich noch zu dem „Falle" hinzuzufügen habe, iſt ein ganz perſönliches — ich möchte wohl ſagen: tragiſches — Erlebnis, das mir Spittelers Stellungnahme bereitet hat. Vielleicht aber dürfte es für alle die „gültig" ſein, die Spitteler und ſeine große Kunſt vor dem Kriege recht erlebt haben und die nun auch den Ereigniſſen des Krieges als Reichsdeutſche durchaus „parteiiſch", doch aber unſer würdig nachzuſinnen wiſſen.

Erſt ſei es noch einmal kurz betont: an des Verfaſſers lauterem Charakter läßt die Broſchüre „Unſer Schweizer Standpunkt" (Verlag von Raſcher & Ko. in Zürich 1915) aber auch gar keinen Zweifel aufkommen! — Und dennoch: es bleibt etwas, das können wir nicht verwinden.

Jedesmal, wenn ich ſie wiederleſe, kann ich mich einer herben Schmerzempfindung nicht erwehren bei dem unverwiſchbaren Eindrucke: Spitteler erlebt nicht mit uns unſern „heiligen Zorn", unſer Pochen auf das ſittliche Recht und die ſittliche Größe unſeres Volkes in dieſem Kriege. Ja, Spitteler glaubt überhaupt nicht an das Große.

Das kommt auf Seite 11 — wenngleich ich gefunden habe, daß die Äußerungen auf den folgenden Seiten den durchſchnittlichen Leſer viel

* Ferdinand Avenarius hat im „Kunſtwart" (2. Januar- und 2. Februarheft) einen offenen Brief an den Dichter und einen zweiten Aufſatz veröffentlicht, der Spittelers Vortrag objektiv behandelt. Es ſei auf beide ausdrücklich zur Orientierung hingewieſen. — Vgl. ferner E. Diederichs im Märzheft der „Tat".

mehr entrüſten — zu ſeinem klarſten Ausdrucke; ja, wen dieſer Satz einmal tief ins Herz getroffen hat, wie kann den das übrige als notwendige empiriſche Folge der — ich möchte ſagen: metaphyſiſchen Vorausſetzung überhaupt noch verwundern? Spitteler ſagt da:

„In der Tat läßt ſich die ganze Weisheit der Weltgeſchichte in einen einzigen Satz zuſammenfaſſen: Jeder Staat raubt ſoviel er kann. Punktum. Mit Verdauungspauſen und Ohnmachtanfällen, welche man ‚Frieden' nennt."

Dieſes Wort erinnert an ein anderes, das auch ein großer Dichter kurz vor der Vollendung ſeines 70. Lebensjahres aus reichſter Erfahrung ſchrieb: Goethe war es, der die Weisheit der Weltgeſchichte im Diwan (Noten und Abhandlungen: „Iſrael in der Wüſte") in den Satz zuſammenfaßte:

„Das eigentliche, einzige und tiefſte Thema der Welt- und Menſchengeſchichte, dem alle übrigen untergeordnet ſind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrſcht, unter welcher Geſtalt er auch wolle, ſind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt."

Das deutſche Volk bekennt ſich heute ganz zu Goethes Ausſpruch. Es hat zwiſchen dieſen himmelweit auseinanderklaffenden Standpunkten überhaupt keine Wahl.

Unſer Volk empfand in den letzten Jahren in weiten Schichten — und gerade in den geiſtigſten — ganz anders. Wir kennen alle nur gar zu gut das Fahrwaſſer, in das unſere moderne Literatur und der Geſchmack des Publikums hineingeraten waren, das Spitteler einmal derb als „öde Pſychologaſterei" bezeichnet hat. Skepſis, Lebensmüdigkeit: ewig dieſelben Themata, die man abhandelte. Thomas Mann nur ſei hier genannt als typiſcher Vertreter, dieſer aber gerade als einer, der wegen der Ehrlichkeit ſeines Ringens gewißlich zu achten iſt.

Einige, aber freilich nur wenige entdeckten Spitteler; doch die ihn erlebten, verfochten ihn mit „Orthodoxie", wie Rich. M. Meyer ſpöttelte. Denn dieſer große Dichter hatte ja auch mit all den bitteren, Décadence-Geſchlechtern eigenen Erkenntniſſen gerungen: daß geiſtiger Aufſtieg Leiden iſt und ſchließlich innerlich morſch zu machen droht; er wußte auch, wie ſchwer es iſt, „an das Leben zu glauben", „dennoch" zu ſagen: religiös zu ſein alſo. Aber eben dieſer — und vielleicht er als einziger unter den führenden Dichtern von heute — hatte überwunden, wir fanden unſer Tiefſtes in der Dionyſos-Mär des Olympiſchen Frühlings, in dem „Ringen um Aſtraiens ſelige Nähe" ver-

klärt. Mit einem Worte: aus ſeinem Werke konnten wir das, was der Zeit in ihrer Vielweisheit mit all den differenzierten Empfindungen fehlte, lernen: den heroiſchen Lebensſtil.

Und nun kam das große Ereignis über unſer Volk, das eben dieſen Lebensſtil von ihm forderte!

Wer zu den großen Opfernden dieſes Krieges gehörte oder wer mit Ehrfurcht dieſe betrachtet hat, weiß, daß es Wiedergeburten — ein Wort, das vielfach zur Kanzelphraſe herabgeſunken war — gibt, zu Tauſenden jetzt gibt. Jetzt, wo das Leben nicht nur für die vielen Einzelnen, nein: ſelbſt in ſeiner Ganzheit und dem Weſen nach erſt recht als „fragwürdig" erſcheinen mochte, jetzt gerade erſtand der Glaube an das Leben ſelbſt und das Große in ihm in unſerem Volke wieder. Und bei dieſem Anblick drum ſchrieb mir ein Freund aus dem Schützengraben, daß man Männer wie Thomas Mann als die glänzenden Schilderer und Zergliederer kaum noch würdigen werde, es ſei denn: er ſchreibe von nun ab im Sinne des Wortes, das er ſich einſt abrang, „daß nicht, wer ſtark iſt, ein Held ſei, ſondern wer ſchwach iſt, aber ſo glühenden Geiſtes, daß er ſich dennoch den Kranz gewinnt." Ich antwortete ihm — es war vor Spittelers Rede zu Zürich —, ſo ſei denn die Zeit für Spitteler gekommen.

Auf den Bühnen ſind wieder Schiller und Kleiſt, die längſt von Hauptmann und Wedekind Überholten, zu ihrem Rechte gekommen. Aber wer von denen, die heute leben, ſoll der Verkünder des Heroismus ſein? Gewißlich will ich nicht Richard Dehmel und einigen anderen zu nahe treten. Der einundfünfzigjährige Dichter im Schützengraben hat zweifellos die Lieder, die in uns allen nun erwachen wollten, geweckt. Aber auch dieſer war vorher nur, als Geſamtperſönlichkeit angeſehen, ein mit uns zuſammen Strebender, Vollendung Wollender (was ihn natürlich ethiſch durchaus nicht herabſetzen kann!), aber kein Vollendeter, der uns zu ſich heraufzuziehen vermöchte. Das war nur der, welcher die Geſtalt des Herakles erſann und in dem Trotzliede:

„Hie Waſſerdonnertanz, umrauſcht von Adlerflug!
Mut ſei mein Wahlſpruch bis zum letzten Atemzug.
Mein Herz heißt ‚Dennoch'..."

ſchon vor dem Hereinbrechen des großen Schickſals, das uns nun den heroiſchen Stil mit Allgewalt lehrte, dieſe Stimmung eines ganzen Volkes prophetiſch vorauszuahnen ſcheint und ſie in zeitloſe Gewande gekleidet hat.

Vollends der tolle Humor und die idylliſche Andacht zum Kleinen

— beides die ſicherſten Kennzeichen der Größe, um die einer nicht mehr ringt, ſondern die er hat, als ſicheren Beſitz hat — erheben Spittelers Dichtungen, die neben dem Weihevollen auch einen Poſeidon, „den Wildlingswuchs der Ungewöhnlichkeit" und die Zartheit der Glockenlieder aufzuweiſen haben, über alle die modernen Werke, die durch Ironie oder krampfhaftes Ringen die Dinge zu meiſtern ſuchen; eine Gelaſſenheit, ein Überwundenhaben geben Spittelers Schöpfungen den inneren Rhythmus.

Aber — und da liegt nun das Schmerzliche, das ich bei Spittelers Stellungnahme ſo tief empfinde — es iſt, als ob ſich das, was uns der Dichter in ſeinen Helden neben dieſem allen als das Bitter-Tragiſche des Heroismus gezeigt hat, an uns ſelbſt jetzt in typiſcher Prägung erfüllen ſoll, und noch dazu durch die Ironie der Weltgeſchichte ſo gefügt, daß wir es gerade im Verhältnis zu ihm ſelbſt erleben müſſen.

Es ſcheint ſich nämlich an uns wieder einmal die alte Wahrheit zu vollziehen, daß jedermann trotz aller Freundſchaften in dem Kampfe letzter Inſtanz um ſeine Daſeinsberechtigung und -möglichkeit tiefeinſam und unverſtanden ſich finden wird, da er, um zu ſiegen, immer ergriffen — denn das liegt auch im heroiſchen Stile! — ſein muß, während die Unbeteiligten alle nüchtern und „objektiv" bleiben. Nicht genug daran, daß jene Kluft zwiſchen uns und unſern kriegeriſchen Gegnern unüberbrückbar faſt aufgeriſſen wird, es ſtarrt uns auch noch die tiefe Fremdheit, welche aus dem Unvermögen, an das Große zu glauben, entſpringt, von ſeiten derjenigen entgegen, die fern dem Kampfe bis über die Ohren im Alltage bürgerlicher Ziviliſation ſtecken.

Und dieſe Tatſache ſpielt ſich jetzt vornehmlich zwiſchen uns und demjenigen ab, welcher gerade ihre ganze Tragik dichteriſch verklärt hat. Nicht nur im Herakles, Prometheus, Apoll, Viktor, meine ich, hat er das getan; ſondern ich möchte faſt ſagen, daß all ſeinen Geſtalten dieſer tragiſche Zug mehr oder weniger als ein ergreifendes Element in ihrem tiefſten Lebensgefühl unveräußerlich beigemiſcht iſt. Seine Geſchöpfe — dazu mag zwar ſeine geniale Bildnerkraft an ſich ſchon beitragen — haben alle etwas in ſich, wie ſonſt nur die der plaſtiſchen Kunſt. So teilen ſie auch mit dieſen Weſen, die ihr Leben kraft eines großen Meiſters im Marmor führen, als tiefſtes Verhängnis gleichſam ihnen angeboren, jene ſeltſame Einſamkeit, die den Dunſtkreis jeder dieſer Schöpfungen wie vor Froſt erſtarren macht. Ich denke nicht allein etwa an die Louvreſklaven oder die Propheten an der Sixtiniſchen Decke; auch die Juno Ludoviſi z. B. oder die Libyca Michelangelos oder Klingers

Amphitrite haben bei aller Anmut und ſeeliſchem Gleichgewicht im Innerſten — ganz gleich, ob das in den Mitteln der Bildhauerkunſt ſchon begründet iſt — an einem verzweifelten Fürſichſein und einer grenzenloſen Verlaſſenheit zu tragen. Dieſe Art Tragik eignet Spittelers Schöpfungen alſo, und ſo nun aber auch uns, dem deutſchen Volke, jetzt. Sie mit ſo manchen anderen Eigenſchaften, die unſer Volk jetzt angenommen hat, bringt die Wirkung des Monumentalen hervor, was eben das iſt, woran es unſerem Geſchlechte fehlte.

Wollen wir Spitteler, da die Dinge ſo ſeltſam ſich verhalten, noch weiter tadeln oder gar angreifen? Man möchte verſucht ſein, bei all den Wunderlichkeiten, die das Schickſal uns in dieſer Zeit zu tragen zumutet, in Sebaſtian Francks alte Geſchichtsbetrachtung einzuſtimmen: „Wer dieſe Sache mit Ernſt anſieht, dem wäre nicht Wunder, daß ihm ſein Herz zerbreche vor Weinen. Sieht man's wie Demokrit ſchimpflich an, ſollt einer vor Lachen zerknallen. So gaukelt die Welt. Wir ſind alle Gelächter, Fabel und Faſtnachtſpiel vor Gott." —

Auch Spitteler kennt in ſeinen Dichtungen ſolche Klänge. Aber gerade er wiederum hilft uns darüber hinweg. Letzten Endes iſt ſeine Geſchichtsbetrachtung doch die Goetheſche!

Aber wie reimt ſich denn ſeine jetzige Stellungnahme dennoch zu uns? möchte einer, ungeduldig werdend, ſchließlich ausrufen.

Sie reimt ſich überhaupt nicht, mein Freund; manche Gedichte reimen ſich nur in den Ohren Gottes. — Und wir? Wir ſchweigen dazu. Dies große Kriegsgedicht, ein Trauerſpiel, hat noch unendlich viel mehr Verſe, wie wir ja wiſſen, welche noch wunderlicher klingen und ohne Reim ſcheinen. Was ſagt da einer mehr oder weniger?

Nebenbei bemerkt: unſere Zeit iſt ja überhaupt groß im Verwiſchen der Grenzlinien und Gegenſätze; ſie erträgt es in ihrer Nichtachtung des Irrationalen und ihrem ſchwächlichen Ausweichen vor tragiſchen Konflikten einfach nicht, die Widerſprüche (z. B. die zwiſchen Krieg und chriſtlich oder individualiſtiſch geſtimmter Lebensauffaſſung, von dem Kapitel Wiſſenſchaft heute garnicht zu reden) hart gegeneinander ſtehen zu laſſen. Allerwärts drängt ſich das Geſchwätz der Erklärungen, tröſtenden Beweislein, am ſchlimmſten jedoch das der moraliſchen Folgerungen jetzt hinein.

Im Sinne dieſer letzten Sätze nun empfindet auch Spitteler. Er appelliert in einem an mich gerichteten Schreiben an die „Gläubigkeit" und vertraut auf beſſeres gegenſeitiges Verſtehen nach Friedensſchluß (wie viele tragiſchere Szenen werden wir auch dann noch nicht verſtehen?).

Das Ergreifendſte aber ſind ſeine vornehmen Schlußworte (S. 23) der berüchtigten Rede, mit der er ſeine Neutralen ermahnt:

„Wenn ein Leichenzug vorübergeht, was tun Sie da? Sie nehmen den Hut ab. Als Zuſchauer im Theater vor einem Trauerſpiel, was fühlen Sie da? Erſchütterung und Andacht. Und wie verhalten Sie ſich dabei? Still, in ergriffenem, demütigem, ernſtem Schweigen. . . Wohlan, füllen wir angeſichts dieſer Unſumme von internationalem Leid unſere Herzen mit ſchweigender Ergriffenheit und unſere Seelen mit Andacht, und vor allem: nehmen wir den Hut ab."

Meine Schrift iſt am Ende. Seltſam: ſie iſt aus einer Klage wider Spitteler nun doch ſchließlich beinahe zu einer — Huldigung an ihn geworden; ich konnte wohl nicht ſtrenger ſein. . . .

Aber trotz dieſes Fehltritts, was mir am Herzen lag, liegt nun in der Schrift: eine nochmalige Warnung an alle wohlmeinenden Patrioten, den Unkritiſchen nicht durch Zeitung oder Wort den Weg zu dem Tempel der großen Spittelerſchen Kunſt für die Zukunft zu verbauen, wenn möglich: auch ſich ſelbſt dieſe Quellen der Verjüngung offen zu laſſen. — Jetzt, ſolange Krieg iſt, zu ſeinen Dichtungen zu gehen, das mag vielleicht nicht jedem Patrioten gelingen, wenn ihn das Gefühl nebenbei ſtets quält, daß dieſer einer iſt, der nun einmal nicht in unſerem heiligſten Kampfe mit uns geht. Aber es möge ihm doch ſpäter wieder gelingen. Vielleicht ergreift ihn, uns alle überhaupt, dann die Schöpfung des Olympiſchen Frühlings noch viel tiefer. So werden wir dann — um nur irgendein Beiſpiel herauszugreifen — den Apoll (in mehr Punkten aber noch den Zeus!) als die monumentale Ausgeſtaltung unſerer durch den Krieg gewonnenen Geiſtesverfaſſung erleben. Eines mögen wir wohl auch wörtlich — mancher vielleicht nicht ohne Rührung — auf unſeres Volkes jüngſte Erfahrungen beziehen, die tief melancholiſche Erkenntnis Apolls, des Geiſtesmenſchen, der ohne eigene Schuld zur Waffe greifen mußte: daß „der nicht Duldung findet, der nicht töten kann".

Auf uns allein ſelbſt zurückgezogen, werden wir dann vielleicht noch einmal die Einſamkeit empfinden, jene Einſamkeit des Siegers — und Gott gebe uns den Sieg —, die ihn umzuwerfen droht. . . Aber Spittelers Apoll hat ſich dann wieder aufgereckt und der Welt in Liebe zugewandt mit dem Jubelrufe:

„Wohl mir, wie ſind auf Erden noch der Edlen viel!
Kommt alle, alle! Keiner fehle! Nie zuviel!"

Umſchau

(Werke, Ereigniſſe, Menſchen)

Der Einzelne Wir wollen verſuchen, die Stellung des Einzelnen im Gewühl der gegenwärtigen Zeitereigniſſe zu ergründen. Was iſt aus dieſem „Einzelnen“ geworden, den wir uns bereits wie einen feſten Begriff zurechtgelegt hatten? Wir hatten ihn mit ziemlich ſtarken Eigenſchaften ausgeſtattet, „Perſönlichkeit“ beſaß er, und überall ſprach man ihm ein gutes Maß Bedeutung zu.

Heute iſt er zu einer ziemlichen Bedeutungsloſigkeit herabgedrückt. Gegenüber den gewaltigen Schlägen des Kriegsgottes will er faſt hilflos erſcheinen. Und wir denken dabei nicht etwa bloß an den Mann in der Kompagnie, der dem Befehle folgt, ohne den Plan zu kennen, ſondern mindeſtens ebenſo ſehr an den Zuhauſegebliebenen. Zwar haben ſehr viele einen Vetter im Generalſtab oder einen Neffen im Hauptquartier, und wenn ſie flüſternd etwas weitergeben aus den Briefen dieſer Kenner, dann rieſelt wieder das angenehme Gefühl der Bedeutung durch die Glieder. Aber es iſt ein kleiner Selbſtbetrug. Die Entwicklung hat gezeigt, daß ſie nie das Richtige treffen. Denn alle wirklich großen Ereigniſſe während dieſes Krieges ſind an ganz anderer Stelle lebendig geworden, als man erwartete. Als die Metzer Schlacht kam, ſah alles gerade nach Mühlhauſen und nach Belgien. Als Tannenberg geſchlagen wurde, war die Königsberger Gegend in aller Munde. Und vor der jüngſten großen Winterſchlacht in Maſuren, da hatten ſie von den Karpathen geflüſtert oder gar von den deutſchen Armeekorps, die Serbien gegen Bulgarien zu durchbrechen ſollten.

Natürlich geht es unſeren Gegnern nicht anders. Dort wird auch keiner der vielen Couſins im Admiralſtab das Bombardement der Dardanellen vorausgeſagt haben. Ja, wir haben ſogar Grund und Hoffnung zu der Annahme, daß der „Einzelne“ bei unſeren Feinden noch viel weniger weit blickt als in Deutſchland. Denn (ganz abgeſehen von dem allgemeinen Bildungsgrade) iſt es ja klar, daß an beiden Stellen der Einzelne ſein Wiſſen in der Hauptſache aus den Zeitungen ſchöpft. Und da dürfen wir ſicher nicht zweifeln, daß der geiſtige Stand der deutſchen Preſſe der weſentlich höhere iſt. Wenn ein großes Pariſer Blatt ſich von Herrn Wetterlé eine ganze Serie von Artikeln liefern läßt, in denen die Einverleibung Elſaß-Lothringens ſchon ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung iſt und nur noch bis ins Detail unterſucht wird, welche deutſchen Einrichtungen man mit übernehmen wird, welche nicht, ſo gönnen wir gern dem Einzelnen an der Seine dieſe Verblendung. Und wenn der Miroir (die „Woche“ der Franzoſen) eine erkleckliche Zahl von Bilderfälſchungen und die Jugendzeitſchrift La Croix d'Honneur eine Zahl von ſchrecklichen Greuelbildern bringt (von den Pariſer Anſichtspoſtkarten gar nicht zu reden), ſo neiden wir den dortigen Abonnenten ſchwerlich ſolche Koſt. Gewiß iſt es auch für uns hart, in den Kriegsgeſprächen zu neun Zehnteln das Papier der Zeitungen raſcheln zu hören, aber immerhin: wir haben doch ein mutiges und aufrichtiges Papier, auf dem auch die Bulletins des ruſſiſchen und franzöſiſchen Hauptquartiers wortgetreu zur Schau geſtellt werden, und das vollſtändige Verluſtliſten erträgt, die an der Seine undenkbar wären.

So ſteht alſo der Einzelne ziemlich ratlos dem Werden der Kriegsereigniſſe gegenüber. Faſt noch ſtärker zeigt ſich ſeine Bedeutungsloſigkeit gegenüber der diplomatiſchen Arbeit. Denn dieſe iſt ſeit ihrer Geburt auf Heimlichkeit angewieſen, während der Krieg doch wenigſtens einiges lärmend und ſichtbar von ſich gibt. Große Wellen diplomatiſcher Strömung kommen und gehen, bald eine amerikaniſche Welle, dann wieder eine italieniſche, dann eine rumäniſche, eine chineſiſche. Und immer, wenn ſie vorübergeglitten ſind, iſt es an der betreffenden Stelle ganz ſtill geworden. Rumänien war ſchon zweimal in aller Munde, dann wurde es faſt ganz vergeſſen. Der Notenwechſel mit Amerika kam herbeigeſchwommen und ebbte langſam zurück. Nun ſchwoll die italieniſche Welle bedenklich an, bis auch in Rom wieder plötzliche Ruhe eintrat. In Griechenland plätſchert es, ſpäter vielleicht in Skandinavien. Und wer will wiſſen, ob nicht vom Oſten oder Weſten her ganz unerwartet eine Friedenswelle gezogen kommt.

Still ſchaut der Einzelne auf dieſes Auf und Ab. Die Zeitung gibt ihm Kunde, aber meiſt erſt, wenn die Welle vorüber oder jedenfalls in ihrem Zuge nicht mehr aufzuhalten iſt. Wir haben es zu oft erlebt, daß der Vetter (der diesmal in der Redaktion oder im Direktorium einer großen Bank geſeſſen iſt) auch hier vorbeigeſchlagen hat. So laſſen wir denn ab und blicken rund herum und fragen wohl: Womit hat unſer braver Einzelner das verdient, daß man ſo wenig auf ihn achtet?

Es muß ſo ſein! Das iſt die beſte Erklärung. Der Krieg iſt nicht auf dieſe Sorte Einzelner zugeſchnitten. Sie paſſen nicht zueinander. Und der Krieg iſt der ſtärkere, da muß der Einzelne verzichten. Mit der Frage, ob er das verdient hat, kommt man nicht vom Flecke.

Aber, wenn ſchon die Schuldfrage auftaucht, ſo mag der Einzelne auch ein paar Worte der Rüge hören. Er iſt mitnichten ſo unſchuldig, als es ſcheinen möchte. Er hat verſagt. Nicht überall, aber in vielem. Sein Ehrenſchild iſt die Freiwilligkeit, und da ſitzt doch der eine oder andere Fleck darauf. Freilich da, wo der Schild den Kriegsdienſt abgebildet trägt, iſt er ſtrahlend rein. Die Million der deutſchen Kriegsfreiwilligen iſt einer der höchſten Punkte unſerer nationalen Entfaltung. Aber auf der anderen Seite des Schildes, wo die Bilder des Innenlebens ſitzen, iſt die Freiwilligkeit merklich zuſammengeſchrumpft. In dieſen letzten Wochen iſt kaum ein Tag vergangen ohne wirtſchaftliche Maßregeln. Und da ſteckt der Gegenpol: die Geſetzesſtrenge. Je weniger Freiwilligkeit, deſto mehr Geſetzesſtrenge. Das iſt faſt ein Naturgeſetz. Verkauft der Bauer freiwillig die Kartoffeln und bäckt die Hausfrau freiwillig keinen Kuchen mehr, ſo ſind Geſetze überflüſſig. Am Druck des Geſetzes läßt ſich alſo der Wert des Einzelnen meſſen, eine Umkehr, die manchem zu denken gibt, der früher ſein einzelnes Ich nahm, um daran die Güte der Geſetze zu meſſen.

Am gefährlichſten wirkt der Vergleich. Der Vergleich mit dem Nachbar, der es auch nicht beſſer macht. Es gibt Vergleiche nach oben und Vergleiche nach unten. Im Heere draußen wirkt überwiegend das erſtere: Heldenmut reißt fort und ſtärkt zu gleichen hohen Taten. Im Lande drinnen iſt das Vergleichen nach unten ſchon beliebter, und der Geiz und die Gleichgültigkeit des einen vergiftet auch dem anderen nur zu leicht das freiwillige Opfer. Hier wäre der einzige Punkt, wo dem Einzelnen etwas mehr an „Bedeutung“ zu wünſchen wäre. Wer Edles tut, aber doch nur in der Maſſe der übrigen verſchwindet, hat nicht den Lohn, den er verdient. Kein äußeres Ehrenzeichen tut not für ihn, aber ſein Seelenfrieden ſollte ihm nicht durch das Verſagen der anderen Gefährten getrübt werden.

Wir ſprachen bisher nur von der einen Art der Einzelnen, der Art, zu der wir uns ſelber bekennen, der Art, die unter dem Druck der Geſetze, unter der Wucht der Ereigniſſe, unter dem Zeichen der Maſſe ſteht. Aber über uns ſchreiten die anderen. Einzelne von Gottes oder Geſetzes Gnaden. Die großen Generale und Kanzler, die unſere Geſchicke in der Hand tragen. Sie ſtellen das Heer zur Schlacht, ſie ſpinnen die ſtillen Fäden der Diplomatie, ſie werden den Frieden machen. Geſetze binden ſie kaum, an den Ereigniſſen arbeiten ſie ſelber mit, das Maſſenhafte iſt für ſie der Boden, auf dem ſie ſtehen.

Hier ſcheint eine Kluft zu gähnen. Die einen, vielen harren und warten, über die Zeitung gebeugt. Die anderen, einzelnen handeln und wirken, im Schlachtgewühl, im rollenden Wagen, an hohen Pforten und auf gleitenden Wellen.

Und iſt doch Blut von unſerem Blut und Geiſt von unſerem Geiſt! Wer ſchlägt die Brücke von uns zu ihnen? Das iſt keine äußere Staffel, die hinüberführt, die Rangordnung etwa vom Musketier hinauf zum General, vom Schreiber zum Miniſter. Nur eine Seelenkraft ſchwingt ſo weit, um ſolche Gegenſätze zu überwinden. Das Vertrauen iſt das Band, das den Tagelöhner mit einem Hindenburg verbindet. Vertrauen ſchmiedet die Millionen jener Einzelnen, auf die zuerſt unſer Blick gefallen, aneinander und gibt auch ihnen die Bedeutung wieder!

Es ſteigt in dieſen Tagen der hundertjährige Geiſt des alten Kanzlers aus dem Grabe. Er hat unſer Geſchick in der Hand gehalten wie kaum einer zuvor. Wir haben geharrt und gewartet unter ſeinem eiſernen Druck. Aber getragen hat ihn doch nur unſer Vertrauen. Sein Auge hat nicht nur Fürſten geleuchtet, ſondern auch dem ärmſten der Tagelöhner.

Einzelner, denke daran! Pflege die Saat des Vertrauens in deiner Bruſt. Das iſt, Einzelner, deine Bedeutung. Juſtus

Bismarck und Kaiſer Wilhelm II.*

Am 9. März 1888 ſtarb Wilhelm I.; und ſein Sohn Friedrich folgte ihm auf den Thron und ins Grab. Bismarck und das Reich erhielten in dem einen Jahr den dritten Kaiſer. Der Großvater und der Vater waren Naturen von mittlerem Maß geweſen: unter ſich entgegengeſetzt genug, aber gleichartig an Intenſität der Erſcheinung — Wilhelm I. ſoldatiſch, ſchlicht, ſtramm, treu; Friedrich weich, läſſig, bewußt, dem Geiſtigen und Glänzenden zugeneigt. Der Sohn und Enkel, Wilhelm II., ein 29jähriger, zeigte nun zu den beiden den vollen Kontraſt.

Wilhelm II. iſt zu einer Zeit des mächtigſten Aufſchwungs deutſcher Geſchichte aufgewachſen. Die welthiſtoriſchen Ereigniſſe der Kämpfe um das Reich waren in ſeiner Entwicklung ganz nahe Geſchehniſſe ſeines Hauſes, ſeiner Familie. Dieſer Eindruck der heroiſchen Zeit, in der Bismarck als der Bewunderte und Angefeindete, in jedem

* Unter dem Titel „Bismarck und ſeine Zeit“ hat Veit Valentin in der Teubnerſchen Sammlung „Aus Natur und Geiſteswelt“ eine gute Bismarckbiographie erſcheinen laſſen, deren Bedeutung ſowohl in der Auffaſſung von Bismarcks menſchlicher Entwicklung liegt, durch die wir die Einzigartigkeit ſeines Werkes beſtimmt ſehen, als auch in der ſcharfen Zeichnung ſeiner politiſchen Umwelt. Das Buch enthält für den Kenner eine Menge von Anregungen und neuen Ergebniſſen und iſt doch zugleich durch ſeine klare Darſtellung ein wirkliches Volksbuch. Wir glauben des großen Kanzlers an ſeinem 100. Geburtstag nicht beſſer gedenken zu können, als indem wir durch eine wirkungsvolle Probe aus Valentins Buch zugleich dem Gründer wie dem heutigen Leiter des Reiches huldigen. Red.

Fall als der unvergleichlich Erfolgreiche aufragte, iſt für ſeine Entwicklung beſtimmend geworden. Die beſondere, ungewöhnliche Begabung des Prinzen Wilhelm war ſchon in ſeiner Jugend zweifellos. Und mit dieſem Reichtum an Talent verband ſich eine früh geprägte Individualität, die das Heterogenſte aufnehmen konnte und dabei immer ſie ſelbſt blieb. Bürgerlich erzogen, wurde er in ſeinen Neigungen nun doch gerade kein Bürgerfürſt. Von der Mutter erbte er die Liebe zu den Künſten und das Wohlgefallen, ſich darin zu verſuchen. Er verkehrte gern unbefangen und liebte ſcharfes Disputieren. Er war Soldat aus innerſter Neigung, und ſeine große techniſche Begabung führte ihn auf die Marine. So war er ſchwer zu erkennen und zu verſtehen; klar war nur, daß hier ein unermüdliches und bedeutendes Ich lebendig war.

Bismarcks Weſen und Wirken war naiv. Er ſtand nie außerhalb ſeiner ſelbſt, er ſetzte ſich nicht als Objekt. Es war bei ihm wie die Entladung einer Naturkraft. Prinz Wilhelm war ganz anders. Ihn erfüllte ein innerer und erhabener Schwung; er hatte durch Eindrücke, Studien und die geſtaltende Kraft ſeiner warmen Empfindung ſich eine Anzahl großer leitender Ideen herausgearbeitet — in Sozial-, Kultur- und Wirtſchaftspolitik, in bezug auf die Ausgeſtaltung der deutſchen Wehrkraft und auf die Ausbildung der deutſchen auswärtigen Politik. Und dieſe Ideen wollte er nun verwirklichen; ohne Kompromiſſe, trotz augenblicklicher Niederlagen und Enttäuſchungen, trotz dem für ihn unverſtändlichen und verwerflichen Entgegenarbeiten der Feinde — trotz dem und allem. Und immer war er dabei bereit, ſich ſelbſt für die Idee mit Rede und Schrift, mit ſeinem ganzen perſönlichen Weſen einzuſetzen.

Zwiſchen Kaiſer Friedrich und Bismarck hatte eine Gegnerſchaft der Anſchauungen beſtanden, wie ſie zwiſchen einem Fürſten von mehr konventioneller Art und einem genialen Staatsmann vielleicht lange beſtehen konnte ohne einen äußeren Bruch. Auch Bismarck ſelbſt faßte das ſo auf; er rechnete auf Kämpfe mit Friedrich — ſie begannen ja ſchon während der 99 Tage —, aber er getraute ſich, durch Nachgiebigkeit im kleinen ſie zu beſtehen. Zwiſchen Bismarck und Wilhelm II. beſtand aber ein fundamentaler Gegenſatz des Weſens, und jeder der beiden Typen war in ſich ſtark und bedeutend: hier ein Greis, mit Ruhm bedeckt, titaniſch in ſeiner Gewaltſamkeit, ganz irdiſch und diesſeitig, der Heros einer Nation und eines Jahrhunderts; und dort ein jugendlicher Mann, hochgeſtimmt, hochfliegend, unberührt vom Gemeinen, ganz Schwung und Geiſtigkeit, voll ſchwellender goldener Gedanken, durchſtrömt von der Majeſtät ſeiner Miſſion und ſeiner Jugend, der gläubige, ſonnige Führer eines neuen Geſchlechts, das einem ſtrahlenden Morgen zugewandt war.

Wie bei allen großen menſchlichen Konflikten hat die Frage nach dem materiellen Recht oder Unrecht wenig Sinn; es handelt ſich darum, ſoweit unſer heutiges Wiſſen reicht, die innere Notwendigkeit des Ereigniſſes zu verſtehen.

Wilhelm II. galt bei ſeiner Thronbeſteigung als ein begeiſterter Bewunderer des Fürſten Bismarck, und er war es auch. Von ſeinem Vater, Kaiſer Friedrich, hatte ihn zuletzt viel geſchieden. Graf Waldersee war ſein Intimſter; durch ihn ging die militäriſche Tradition Wilhelms I. direkt auf ihn über. Nahe ſtand ihm auch Fürſt Bismarcks älteſter Sohn, Graf Herbert. Der ſollte, ſo hoffte der alte Fürſt, die weite Diſtanz überwinden, die ihn ſelbſt von Wilhelm II. trennte, und er ſah in Herbert immer gewiſſer den zukünftigen vertrauten Miniſter und ſeinen eigenen Nachfolger. Der Reichskanzler hatte Wilhelm perſönlich gut kennen gelernt, da er ſich den Prinzen zur Einweihung in die Geſchäfte hatte übergeben laſſen, als Friedrichs Krankheit

kritiſch wurde. Er glaubte den begeiſterten Schüler zu verſtehen, und er verſtand ihn wirklich, wenn er das berühmte Wort ſprach: Dieſer Kaiſer wird ſein eigener Kanzler ſein. Er gab Wilhelm das feierliche Verſprechen, ſich nie von ihm zu trennen, und ging nach Friedrichsruh, während der junge Kaiſer in Begleitung von Herbert Bismarck ſeine höfiſchen Antrittsbeſuche im Ausland machte.

Das Jahr 1889 brachte keinen Konflikt, nur einen Skandal, der vorüberging. Die Tagebücher Kaiſer Friedrichs aus dem Feldzug 1870/71 wurden durch ſeinen Freund, Profeſſor Geffcken, veröffentlicht; ſie enthielten mancherlei Peinliches für die kleineren deutſchen Fürſten, deren Beſeitigung der einſtmalige Kronprinz ja für nötig hielt. Bismarck faßte die Angelegenheit als eine Intrige der enttäuſchten Fortſchrittler auf und machte den vergeblichen Verſuch, die Tagebücher als Fälſchung hinzuſtellen.

Ende 1889 weilte der Zar in Berlin; Bismarck verſicherte ſeine Loyalität. Da fragte der Zar: „Sind Sie ſicher, im Amt zu bleiben?“ Und Bismarck bejahte mit Beſtimmtheit. Der Kampf um die Macht zwiſchen Kaiſer und Kanzler bereitete ſich vor. Eine Tatſache war: Bismarck war ein alter Mann. Seine gewöhnliche Hartnäckigkeit und Heftigkeit hatte ſich zu einem für ſeine Mitarbeiter ſchwer erträglichen Grad geſteigert. Er behandelte Gegner mit einer unbekümmerten Verachtung, die trotz ſeiner eminenten Autorität den Widerſpruch auch der Wohlgeſinnten herausforderte. So war auch ſeine politiſche Arbeit weniger kaltblütig, weniger geſchmeidig und nachhaltig geworden. Er kam zudem wenig nach Berlin; viele maßgebende Perſonen pflegte er nur noch ſelten zu ſehen. In Friedrichsruh empfing er ſeinen diplomatiſchen Hof. Aber nicht jeder ging hin. Seine Stellung war jetzt ſo ſouverän geworden, daß eine kleine Überſpannung darin empfunden wurde. Und ſchließlich: Graf Herbert trat genau ſo rückſichtslos auf wie ſein Vater, und das konnte nur verletzen, erbittern und dauernd ſchaden. Es vermehrte ſich die Zahl der Eiferſüchtigen und der Übelwollenden.

Die perſönlichen Gegenſätze offenbarten ſich bald in einer Anzahl von ſachlichen Konflikten. Bismarck ſuchte im Sinne des Rückverſicherungsvertrages mit Rußland gut zu ſtehen; Wilhelm II. neigte mehr zu einem klaren und eindeutigen Bündnis mit Öſterreich-Ungarn. Bismarck verlangte 1890 von dem Kartellreichstag eine verſchärfte Erneuerung des Sozialiſtengeſetzes. Wilhelm II. dachte nicht nur die alte Kampfpolitik gegen den Sozialismus aufzugeben, ſondern auch eine neue poſitive Schutzpolitik zu inaugurieren, deren Grundſätze er in einem eigens dazu ohne Bismarcks Vorwiſſen einberufenen Kronrat vortrug. Er erklärte, Zeit, Dauer und Art der Arbeit geſetzlich regeln zu wollen. Bismarck wandte ſich ſchroff dagegen und verſuchte die Pläne des Kaiſers zunächſt dadurch unſchädlich zu machen, daß er eine internationale Konferenz anregte. Der Kaiſer ließ ſich aber nicht beirren; der Reichsanzeiger veröffentlichte ſeine ſozialpolitiſchen Erlaſſe ohne Gegenzeichnung Bismarcks. Im Reichstag war indeſſen durch die Konſervativen und wohl im Sinne Bismarcks das ganze Sozialiſtengeſetz zu Fall gekommen. Der Kartellreichstag wurde nach Hauſe geſchickt; Bismarck wollte mit der Parole des Kampfes gegen die Sozialdemokratie die Neuwahlen machen. Das Ergebnis war aber eine Niederlage des Kanzlers; die Linke kehrte erheblich verſtärkt zurück. Vierzehn Tage ſpäter vereinigten ſich die Mitglieder des internationalen ſozialpolitiſchen Kongreſſes in Berlin.

Es herrſchte alſo Krieg zwiſchen Kaiſer und Kanzler. Da wagte Bismarck eine Machtprobe. Aus dem Jahr 1852 exiſtierte eine Kabinettsorder Friedrich Wilhelms IV., wonach der Miniſterpräſident die volle Kontrolle über die Maßnahmen der übrigen

Miniſter haben ſollte, dergeſtalt, daß nichts Wichtiges zwiſchen König und Miniſter ohne Vermittlung des Miniſterpräſidenten vorgehen konnte.

Wilhelm II. verhandelte aber, wie es durchaus den Umſtänden entſprach, perſönlich und entſcheidend mit den Miniſtern. Boetticher, Berlepſch, Verdy du Vernois waren die Hauptſtützen dieſes kaiſerlichen Regiments. Bismarck führte nun den erſten Hieb. Er macht die Miniſter auf die völlig in Vergeſſenheit geratene Kabinettsorder aufmerkſam und fordert ſie auf, ſich danach zu richten. Wilhelm II. faßt das mit Recht als eine Knebelung auf. Bismarck erklärt ſich bereit zurückzutreten. Wilhelm läßt die Abſchaffung der Order anregen. Bismarck erklärt ſie für nötig.

Ein letztes Moment wurde wirkſam. Es war am 14. März 1890, unmittelbar nach der parlamentariſchen Niederlage der Regierung. Bismarck wollte den Kampf gegen die Linke, auf alle Fälle. Die Norddeutſche Allgemeine Zeitung verriet bereits die neue Mehrheit: Konſervative und Zentrum. Da ließ Windthorſt durch Bleichröder Bismarck um eine Unterredung bitten und ſtellte ſeine Forderungen. Bismarck diskutiert, opponiert, er geht ſchließlich halb auf manches ein. Windthorſt, der Bismarcks Stellung ſtärken wollte, hatte den Eindruck, daß er unrettbar vor dem Sturz ſtand.

Wilhelm II. führt den Gegenſtoß. Er läßt Bismarck durch Lucanus mitteilen, daß er ihn vorher orientieren möge, wenn er mit Parteiführern Verhandlungen führen wolle. Bismarck weiſt dieſen Eingriff ſcharf ab. Und da ſtellt der Kaiſer ihn tags darauf am frühen Morgen zur Rede. Bismarck wird ſehr heftig, er verbittet ſich die Einmiſchung und lehnt den Befehl des Kaiſers ab. Er ſagt, er ſei übrigens bereit zu gehen. So pocht er auf ſeine Stellung. Da ſchickt der Kaiſer Hahnke, ſeinen Adjutanten, und fordert die Entlaſſung. Der Fürſt erbittet ſich Zeit und erklärt offen, der Schritt ſei ein Verhängnis für Volk und Reich. Vertraute gehen auf und ab, die Miniſterkollegen werden ängſtlich um ihr Schickſal. In Bismarck wühlt der Ingrimm und macht ſich Luft in ſtarken Worten. Der Kaiſer läßt den Miniſtern, die unter Boettichers Vorſitz zuſammengetreten ſind, ſagen, ſie möchten ſich nicht mehr bemühen, ſeine Entſchlüſſe ſeien gefaßt.

Lucanus erſcheint wieder bei Bismarck: das Entlaſſungsgeſuch ſei noch nicht in der Hand des Kaiſers, er mahnt und ſtellt einen Termin. „Ich bin verantwortlich vor mir und vor der Geſchichte", ſagte der alte Kanzler. Er läßt den Kaiſer warten. Er präſidiert noch der Arbeiterkonferenz und ſieht ihre Mitglieder bei ſich zu Tiſch. Am 20. März ſchickt er das denkwürdige Geſuch an den Kaiſer; es iſt ein Monument ſeines Geiſtes und ſeines Stolzes. Sofort erſcheinen Hahnke und Lucanus mit der Antwort: das Geſuch iſt bewilligt, und Bismarck iſt Herzog von Lauenburg und Generaloberſt der Kavallerie geworden.

Die Entlaſſung Bismarcks ließ die öffentliche Meinung im Reich und im Ausland erſtarren. Die Hofleute in Berlin atmeten auf, Bismarcks perſönliche Feinde triumphierten. Der Kaiſer litt ehrlich unter dem, was er hatte tun müſſen. Auch Graf Herbert nahm ſeinen Abſchied. Der Fürſt führte würdig das Amtliche zu Ende. Auf dem Grabmal des alten Kaiſers legte er ein paar Roſen zum Abſchied hin. Am 29. März verließ er Berlin, umjubelt von der Menge.

Wilhelm II. hat Bismarck nicht in einem hellen Aufflackern des Zornes entfernt. Er hat lang und ſchwer darum gekämpft und hat es ſchließlich klar und folgerichtig getan, ſo wie man einer höheren Notwendigkeit gehorcht.

Wilhelm II. hat nicht den Meiſterdiplomaten Europas beſeitigen wollen. Er hat

den Tyrannen der inneren Politik beſeitigen müſſen, den Mann des Kulturkampfes und des Sozialiſtengeſetzes, der mit ſeinem Weſen, ſeiner Wucht und der Verwegenheit ſeiner innerſten, letzten Gedanken und Pläne laſtete auf den Hoffnungen und Wünſchen der neuen Generation. Daß Wilhelm II. zu dieſer Handlung trotz aller Hemmungen, trotz aller ſo leicht vorauszuſehenden Kritik, trotz der eminenten Werte, die mitgeopfert wurden und die er beſſer kannte als irgendwer, — daß er trotz alledem den Mut zu dieſer Handlung fand, daß er die Kühnheit hatte, die neue Zeit, die begonnen werden mußte, feſt und entſchieden zu beginnen: das war geſchichtlich groß gehandelt. Es war nach Bismarck überhaupt und unter allen Umſtänden ſchwer zu arbeiten, und doppelt ſchwer für einen jugendlichen Monarchen. Aber das politiſche Genie hat Nachfolger und muß Nachfolger haben. Seine Einzigkeit beſteht nicht in dem materiellen Inhalt ſeines Handelns, ſondern im Stil ſeines Handelns. Bismarcks Zeit war vorüber. Es war ein Widerſinn, Bismarckiſche Gedanken und Taten in der neuen Epoche zu vertreten und zu verlangen.

Und den Begriff von dem Weſen und den Forderungen dieſer neuen Epoche hat Wilhelm II. gehabt. In der Zeit der völligen Umwandlung der politiſchen Daſeinsbedingungen der Staaten der Erde hat Wilhelm II. ſeine ganze gewaltige und raſtloſe Arbeit daran geſetzt, Deutſchland zu einer der neuen Weltmächte zu machen, obgleich es bei dieſem Beſtreben durch natürliche und hiſtoriſche Verhältniſſe unter allen möglichen Konkurrenten am wenigſten begünſtigt war; Bismarck hatte geſagt, Deutſchland iſt ſaturiert. Wilhelm II. hat das Neue unternommen, dem Reich einen Platz an der Sonne zu ſichern, deſſen Rang der deutſchen Volkskraft, der deutſchen Arbeit und der deutſchen Kultur würdig wäre. Der Idealiſt Wilhelm II. hat dieſe große Idee mit der ganzen Inbrunſt ſeiner Seele erfaßt; alle ſeine Einzelpläne zielten auf ihre Verwirklichung; es war in der Tat der Sinn der neuen Weltepoche, und das Reich mußte ſich, wenn es die Bismarckiſche Heroenzeit dem Geiſte nach fortſetzen wollte, über ſeine europäiſche Sphäre hinaus behaupten, in allen Meeren, ſelbſt auf die Gefahr des Kampfes und des Unterganges hin. Veit Valentin

Gegen den Wucher!

Nie war das deutſche Volk ſo ſozial wie jetzt; eine mächtige Welle vaterländiſchen Empfindens, ſtarken Gemeinſchaftsgeiſtes hat hinweggefpült, was den Kern unſeres Volkes verdeckte und vielen vorher Sorgen machte. Zehn Millionen Männer folgen ohne Beſinnen dem Rufe unter die Fahnen; zwei Millionen drängten ſich zur Kampfgefahr, ehe ſie gerufen wurden; andere Millionen Männer und Frauen arbeiten raſtlos an der Beſeitigung von Not, an der Heilung von Wunden, an der Erhaltung des Wirtſchaftslebens. Jeder ſetzt ſein Beſtes ein, um den Sieg des Reiches zu fördern. Denn jeder weiß, daß vom Vaterlande und ſeinem Schickſale auch das eigene Glück, die eigene Zukunft mit abhängt.

Nur an einer Stelle iſt die Woge vorübergerauſcht; an einer Sandbank ſieht man ſtatt klärender Wellen nur Schlamm abgeſetzt. Nie war das deutſche Geſchäftsleben ſo unſozial wie jetzt. Es ſteht im vollſten Widerſpruche zu allem anderen; in einem Widerſpruche, der für den ſozial empfindenden Menſchen einfach unbegreiflich iſt. Ich verſtehe es, wenn der Amerikaner die Weltlage rückſichtslos zu Geſchäftsgewinnen ausnutzt, und würde es nur anſtändiger finden, wenn er jede Scheinheiligkeit dabei unterließe. Ich würde es verſtehen — wenn auch aus tiefſtem Herzen bedauern —, wenn deutſche Bürger mehr Sinn für ihre Perſon als für ihr Vaterland

hätten. Aber die unſozialen Geſchäftsleute ſind ja dieſelben, die freudig ihr Vaterland verteidigen. Der Abgeordnete Friedberg hat im preußiſchen Landtage ſich entrüſtet über den Liebknechtſchen Vorwurf, daß die herrſchenden Klaſſen aus dem Kriege ein gutes Geſchäft machten; er hat auf die zahlloſen Angehörigen der „herrſchenden Klaſſen“ hingewieſen, die auf den Schlachtfeldern in Oſt und Weſt kämpfen und bluten; er hat offenbar nicht gemerkt, daß er damit gar nichts bewieſen, ſondern eine Unbegreiflichkeit anerkannt hat.

Zwei Millionen Bürger haben über das Geſetz hinaus freiwillig ihrem Vaterlande Leib und Leben angeboten — mehr können ſie doch nicht bieten. Aber nicht zwei Fabrikanten haben der Heeresverwaltung angeboten, ihr den notwendigen Bedarf zu Selbſtkoſten mit üblicher Verzinſung zu liefern. Nicht zwei Landwirte oder Händler haben ſich ernſtlich gegen die allgemeine Verteuerung der Lebensmittel geſtemmt, die dem Reiche die Kriegskoſten unnötig erhöht und dem Volke das Durchhalten unnötig erſchwert. Dieſelben Leute, die freudig in den Kugelhagel rücken, verſuchen raſch noch vorher einen übertrieben hohen Gewinn auf Koſten der Geſamtheit oder der Mitbürger einzuſtreichen. Ohne Ausnahme finden auf allen Gebieten Preisſteigerungen ſtatt, auch wo von einer Erhöhung der Herſtellungskoſten gar keine Rede iſt. Jeder nimmt, was er kriegen kann. Der *Wucher* iſt zur allgemeinen Verkehrsſitte geworden.

Und was das ſchlimmſte iſt: er wird tatſächlich als Sitte anerkannt. Während alle andere Moral ſchärfer geworden, iſt die Geſchäftsmoral im Kriege laxer als ſonſt. Wer ſich der Wehrpflicht entzieht, iſt ein Schuft; aber wer ſeine Vorräte dem Verkehre entzieht, um die Preiſe zu treiben, iſt ein kluger Geſchäftsmann. Höchſt achtbare Leute, die bisher mit Käſe handelten, übernehmen jetzt Lieferung von Granaten, um einen Teil des 200 Proz.-Gewinnes als Vermittlergebühr in die Taſche zu ſtecken. Andere achtbare Leute, die vielleicht Gummi oder Nähmaſchinen fabrizierten, ſpekulieren jetzt in Lebensmitteln, um an deren Hochtreibung, d. h. an der Not der Bevölkerung mit zu verdienen. Und keiner von ihnen ſchämt ſich! Denn er tut ja nur, was allgemeine Verkehrsſitte und als ſolche anerkannt iſt.

Und die Benachteiligten? Sie ſchelten auf die anderen und machen es ebenſo, wenn ſie können; oder bedauern, daß ſie nichts zu verkaufen haben, an dem ſie 200 Proz. verdienen können. Sie rufen nach Staatshilfe, aber ſind zu träge zur *Selbſthilfe*. Die Selbſthilfe der Konſumenten muß in zweierlei beſtehen: in der moraliſchen Ächtung aller Wucherer und in der wirtſchaftlichen Ächtung ihrer Erzeugniſſe. Wenn unſere *Hausfrauen* und ihre Männer doch endlich die Macht erkennen wollten, die ſie in Händen haben, ſobald ſie einheitlich handeln! In Wien beſteht ſeit langem eine gute Organiſation der Haushaltungen, die ſchon ausgezeichnete Erfolge erzielt hat. Warum wird ſie nicht in allen deutſchen Städten nachgeahmt? Alle Nahrungsmittel ſind zu erſetzen und zu entbehren. Was über Gebühr hoch im Preiſe ſteht (wie z. B. jetzt die Schweine), braucht nur einige Wochen lang von den Konſumenten boykottiert zu werden, um auf einen angemeſſenen Preisſtand zurückzukehren.

Der *Staat* hat ja Maßregeln gegen einen übertriebenen Wucher in den unentbehrlichſten Nahrungsmitteln ergriffen durch die *Höchſtpreiſe*. Dieſe ſind meiſt ſo hoch geſetzt, daß ſie die Regelpreiſe des letzten Jahrzehnts weit überſteigen. Aber die Höchſtpreiſe ſind noch dazu vielfach umgangen worden. Und ſie haben, da ſie meiſt nur für Produzenten und Großhändler gelten, nicht eine übermäßige Übervorteilung des Publikums hindern können. Trotz der Strafen gegen Überſchreitung der Höchſtpreiſe, trotz behördlicher Mahnungen. Folge: man ruft nach neuen Maßnahmen,

neuen Geſetzen ... Ja, haben wir denn keinen Rechtsſchutz gegen ſolche Vergehen? Oder ſind unſere ordentlichen Geſetze außer Kraft?

Vor kurzem haben die preußiſchen Miniſter des Handels, der Landwirtſchaft und des Inneren an alle Regierungen einen Erlaß zur Beaufſichtigung der Kartoffelpreiſe im Kleinhandel herausgegeben, in dem es heißt, daß Aufſchläge verlangt und gezahlt worden ſind, die „zum Teil den Charakter wucheriſcher Ausbeutung des Publikums trugen". Ja, wiſſen die Miniſter denn nicht, daß unſere Geſetze einen Schutz gegen wucheriſche Ausbeutung gewähren? Warum wenden ſie ſich nicht an den preußiſchen Juſtizminiſter mit dem Anſuchen, die eigens zu ſolchen Zwecken geſchaffene Staatsanwaltſchaft dagegen mobil zu machen? Wir haben doch im Strafgeſetzbuche einen § 302e, der gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen Wucher mit Gefängnis nicht unter drei Monaten und zugleich mit Geldſtrafe von 150 bis 15000 Mk. bedroht. „Auch iſt auf Verluſt der bürgerlichen Ehrenrechte zu erkennen."

Gibt es einen ſchärferen und beſſeren ſtaatlichen Schutz gegen „wucheriſche Ausbeutung des Publikums" als ſolche Strafbeſtimmung? Zwei Verurteilungen würden genügen, um unſer ganzes Geſchäftsleben auf andere Grundlage zu ſtellen. Wenn man erſt erfährt, daß Wucher kein Normalzuſtand im Kriege iſt, daß die Ausbeutung der Kriegsnot zu übermäßigem Gewinn zu Gefängnisſtrafen und Entehrung führt, dann beſinnen ſich die Geſchäftsleute aller Art. Aber, aber ... werden unſere Gerichte die Verurteilung ausſprechen? Zum Tatbeſtande des Wuchers gehört nicht nur ein hoher Gewinn und eine Ausbeutung der Notlage oder der Unerfahrenheit eines anderen, ſondern auch ein Vermögensvorteil, der „nach den Umſtänden des Falles in auffälligem Mißverhältniſſe zu der Leiſtung" ſteht. Da liegt der entſcheidende Punkt. Wenn unſere Gerichte den Standpunkt vertreten, daß die Geſchäftsmoral im Kriege nicht unſozialer ſein darf als im Frieden, daß die Volksnot ein „Umſtand" iſt, der die wucheriſche Ausbeutung der Mitmenſchen in ſchlechterem Lichte erſcheinen läßt, dann kann die Juſtizverwaltung mit einem Federſtriche die Preiſe auf einen angemeſſenen Stand bringen, kann den häßlichen Zug wegwaſchen, der das erhabene Antlitz unſerer Zeit entſtellt.

Dann kann zugleich die Heeresverwaltung die Kriegskoſten um 100 Millionen vermindern. Denn alle wucheriſchen Geſchäfte ſind nach § 138 des Bürgerlichen Geſetzbuches nichtig, und man wird ſowohl eine Ausbeutung der „Notlage" wie der „Unerfahrenheit" in ſehr vielen Fällen anerkennen müſſen. Auf das Kapitel der Heereslieferungen ſoll nicht eingegangen werden. Genug, daß Hunderte von Millionen geſpart ſein könnten, wenn alle Heereslieferungen richtig vergeben und keine höheren Preiſe bezahlt würden, als ſolche, die den Erzeugern das Doppelte des im Frieden üblichen Verdienſtes brächten.

Man unterſchätze die Bedeutung dieſer Frage nicht. Sie liegt nicht nur auf ſozialſittlichem Gebiete, ſondern auch auf ſehr materiell-volkswirtſchaftlichem. Wir wiſſen noch nicht, ob wir die Koſten des Krieges und ſeiner Folgen, die Dutzende von Milliarden betragen, von den Gegnern erſetzt bekommen; wir wiſſen auch nicht, welche Anforderungen während und nach dem Kriege an die deutſche Volkswirtſchaft geſtellt werden. Aber das kann ſchon mit ziemlicher Gewißheit prophezeit werden, daß nach dem Frieden eine allgemeine Teuerung bleiben, vielleicht noch ſteigen wird, wenn nicht ſehr energiſche Maßregeln rechtzeitig getroffen werden. Dieſe müſſen dahin gehen, daß die Verſorgung des Konſums über dem Geldgewinn an der

Produktion ſteht. Ein wichtiges Mittel dazu iſt die Beſeitigung der Anſchauung, daß es in Notzeiten keine Grenze für die Ausbeutung der Mitmenſchen und der Allgemeinheit gäbe. Die Militärverwaltung hat in dankenswerter Weiſe die Arbeiter und Angeſtellten gegen den Arbeitswucher, d. h. gegen unberechtigte Herabſetzung des Lohnes geſchützt. Hoffentlich fehlt ihr weder Sachverſtändnis noch Energie, ſich ſelbſt gegen Sachwucher zu ſchützen.

Wenn die vorhandenen Rechtsmittel dazu nicht ausreichen ſollten, ſo darf man ſich nicht vor einer Ergänzung ſcheuen. Es müßte erreicht werden, daß nach dem Frieden alle Heereslieferungen einer ſachverſtändigen Prüfung unterzogen und im Falle offenbarer Übervorteilung der Preis nachträglich herabgeſetzt, der Überſchuß eingefordert wird. Wer hinter die Kuliſſen geſchaut hat und weiß, daß unter einigen hundert Prozent Aufſchlag überhaupt nichts verkauft wird, der zweifelt nicht, daß ungeheure Summen damit erſpart werden können.

Noch ein anderes darf nicht vergeſſen werden. Als Fortſetzung des Wehrbeitrages iſt eine Vermögenszuwachsſteuer eingeführt worden. Alle drei Jahre muß jeder Mann ſein Vermögen angeben. Iſt es um mindeſtens 10000 Mk. gewachſen, ſo müſſen von dem Zuwachſe Steuern bezahlt werden, und zwar in drei Jahren je ¼ Proz.; nur bei Vermögenszuwachs von mehr als 50000 Mk. und bei Geſamtvermögen von mehr als 100000 Mk. ſteigt der Steuerſatz und erreicht bei Millionengewinnen das Dreifache des genannten Satzes. Alſo eine ungemein beſcheidene Abgabe!

Soll ſich das Reich mit dieſem winzigen Anteile auch begnügen gegenüber ſolchen Gewinnen, die im Kriege und am Kriege gemacht worden ſind? Das wäre geradezu ein Hohn auf die vielen, die ſich mühſam über Waſſer halten; auf die vielen, die Beruf und Erwerb verlieren, weil ſie dem Vaterlande dienen; auf die vielen, die für den Reichtum der anderen bluten und ſterben. Wenn wir eine ſoziale Geſchäftsmoral hätten, wenn das wachſende ſoziale Verſtändnis der Gegenwart nicht gerade am Geſchäfte faſt ſpurlos vorübergegangen wäre, ſo wäre es ſelbſtverſtändlich, daß niemand im Kriege ſein Vermögen wachſen ließe; daß jeder ſich ſcheute, größere Gewinne als ſonſt zu machen; daß jeder den Überſchuß, zum mindeſten doch den Überſchuß ſeiner Einnahmen über ſeine üblichen Ausgaben, alſo ſeinen Vermögenszuwachs, der Allgemeinheit, dem Liebesdienſte, dem kämpfenden Heere, den Verwundeten, den Hinterbliebenen zur Verfügung ſtellte; reſtlos! Da unſere Wirtſchaftsmoral leider das Gegenteil beſagt, da ſie den Wucher zum allgemeinen Brauche macht und viele Vermögen wachſen läßt, muß das Reich mit Steuerzwang ſich einen Anteil ſichern. Aber nicht ein Hundertſtel des Gewinnes oder noch weniger, wie das Beſitzſteuergeſetz heute vorſchreibt, ſondern mindeſtens ein Zehntel, möglichſt ein Viertel oder noch lieber die Hälfte. Mit anderen Worten: vor dem Ende des Jahres 1916 muß eine geſetzliche Beſtimmung in Kraft ſein, wonach in den Jahren 1917, 1918, 1919 die Zuwachsſteuer im fünfzigfachen oder im dreißigfachen, allermindeſtens aber im zehnfachen Betrage erhoben wird.

Auch eine zweite Änderung des Geſetzes iſt nötig, damit nicht die großen Kriegsgewinne verſteckt werden können. Es muß vorgeſchrieben werden, daß Grundſtücke und Wertpapiere am 31. Dezember 1916 nicht niedriger geſchätzt werden dürfen als am 31. Dezember 1913. Denn es iſt ſehr möglich, daß bis Ende des nächſten Jahres noch kein regelmäßiger Börſenverkehr wieder beſteht oder die Kurſe noch gedrückt ſind. Wenn wir ſiegen, werden alle deutſchen Werte ſicher bald ſteigen; wer auf ruſſiſche Anleihen hereingefallen iſt, mag den Schaden tragen, wenn er nicht durch die

Friedensbedingungen geſchützt werden kann. Auch die Bodenpreiſe werden leider wohl ſehr bald eine ſteigende Tendenz aufweiſen (wenn nicht, um ſo beſſer!). Es iſt alſo durchaus nicht unberechtigt, wenn man die vorübergehende Minderung der Vermögenswerte, die ja nur eine buchmäßige, keine tatſächliche Einbuße darſtellt, nicht berückſichtigt, ſondern den Kriegsgewinn ungeſchmälert zu erfaſſen ſucht.

Wenn nachträglich die Hälfte der Kriegsgewinne in die Reichskaſſe fließt und zu ſozialen Zwecken Verwendung findet, ſo iſt wenigſtens teilweiſe das Unrecht gutgemacht, das an ihrem Erwerbe hängt. Vielleicht kommt durch dieſe Steuer auch manchem zum Bewußtſein, in welchem ſchreienden Widerſpruche das deutſche Geſchäftsleben zu den übrigen Seiten deutſchen Volkstumes ſteht; und vielleicht erwächſt daraus der Anfang einer neuen, ſozialen Moral. Heinz Potthoff

Europa und die Engländer

Es gibt in Europa zwei Imperien, von denen man im Zweifel ſein kann, ob ſie wirklich als rein europäiſche Staatsweſen oder nur halb als ſolche zu zählen ſind. Ich meine Rußland und England. Und ich frage mich, ob ſie nicht ſo ſchwer durch außereuropäiſche Intereſſen wirtſchaftlicher und politiſcher Art belaſtet ſind, daß ihre ſtaatlichen Beſtrebungen und Entwicklungstendenzen *ſtörend* in die Entwicklung Europas eingreifen müſſen. Daß dieſe Frage heute aktueller als je ſein muß, braucht hier nicht betont zu werden.

Das britiſche Imperium zählte 1910 419 Millionen Einwohner, von denen kaum 46 Millionen in Europa wohnen, dagegen 323 Millionen in Aſien, 35 Millionen in Afrika, 6 Millionen in Auſtralien und 9 Millionen in Amerika. Gewiß ſind die Engländer Europäer vom reinſten Typus. Ihre Staatskunſt aber kann unmöglich die rein europäiſchen Allgemeinintereſſen verfolgen.

Der britiſche Staatsmann muß in der auswärtigen Politik vor allem dafür ſorgen, daß das britiſche Imperium zuſammenhält und gegen drohende Machtverſchiebungen in Europa oder *außerhalb* Europas geſchützt wird. Was dabei in Europa paſſiert, iſt dem Engländer gleichgültig — inſofern es nicht England und ſeinem Imperium ſchadet. Sein Herz erwärmt ſich nie und nimmer für die rein kontinental-europäiſchen Lebensfragen, dagegen aber *ſehr* für die vitalen aſiatiſchen, afrikaniſchen und ſogar für die amerikaniſchen Probleme. Wo er ſeine Koloniſten, ſeine Beamten, Soldaten und ſein Geld hat, da iſt ſein Herz. Sein Imperium würde wohl, von dem europäiſchen Kontinent abgeſchnitten, nötigenfalls noch beſtehen und innerlich erſtarken können — wenn nur ſeine Inſeln in der Nordſee genügend geſchützt wären. Eine *splendid isolation* paßt ihm ganz gut — wenn er ſie haben *kann*. Wenn nicht, ſo iſt ein *jeder* nützliche Verbündete gut genug. Raſſe ſpielt dabei keine Rolle. Auch nicht die etwaigen *europafeindlichen* Entwicklungstendenzen ſeines Verbündeten.

Gegen ein Bündnis mit Rußland kann der britiſche Staatsmann alſo keine Bedenken haben, die ſich auf das kontinentale Europa als ſolches beziehen. Kann er in Aſien mit dem Ruſſen zurechtkommen und droht ſeitens Rußlands keine wirtſchaftliche Konkurrenz oder militäriſche Invaſion für das europäiſche England, ſo iſt alles gut.

Eins müſſen wir uns klar machen. Die Engländer haben *Furcht*. Der Gedanke an eine deutſche Invaſion und an eine erdrückende wirtſchaftliche Konkurrenz ſeitens Deutſchlands jagt ihnen eine Höllenangſt ein. Wenn ſie jetzt auf Deutſchland in möglichſt entſcheidender Weiſe losſchlagen, ſo geſchieht das im guten Glauben — in dem

Glauben, daß ihnen nirgends in der Welt eine ſolche *Gefahr* droht, wie von der wirtſchaftlichen und militäriſchen Machtentfaltung Deutſchlands.

Dies iſt ein Vorurteil der *breiten Maſſen* der Bevölkerung Englands oder eigentlich des *ganzen* engliſchen Volkes, ohne erhebliche Ausnahmen innerhalb irgendeiner ſozialen Klaſſe — und deswegen um ſo gefährlicher und um ſo ſchwerer auszurotten. Es iſt ein Vorurteil, das mit zwei tiefgehenden Eigentümlichkeiten des Engländers zuſammenhängt — ſeiner geiſtigen Inſularität überhaupt und ſeinem Mangel an Verſtändnis und Sympathie für *alle* anderen Geſtaltungen des Menſchentums, als es das Engländertum iſt.

Ich bewundere viele Äußerungen engliſcher Eigenart in der Kultur des täglichen Lebens ſowohl, wie auf dem politiſchen und ſozialen Gebiete. Ich kann mich aber nicht der Wahrheit verſchließen, daß die Engländer in ſehr viel höherem Maße als irgend ein anderes Volk Europas eines tiefen Verſtändniſſes und einer aufrichtigen Hochſchätzung andersartiger nationaler Eigenart *unfähig* ſind. Dies hat ſeinen Grund nicht in Boshaftigkeit, ſondern in einer geiſtigen Beſchränktheit und wohl auch in einer gewiſſen geiſtigen Verdorrung oder Greiſenhaftigkeit.

Der Engländer kann nicht ſein eigenes nationales Weſen möglichſt hochſchätzen, ohne zugleich eine ſehr bemerkbare Einmiſchung von *Verachtung* für jede andere Nation und Raſſe des ganzen Erdkreiſes zu hegen. Er blickt auf ſie herab mit kalten, fremden Ariſtokratenaugen — beſtenfalls! Er hat eine gefährliche Neigung, uns Kontinentaleuropäer mit den „Eingeborenen" („natives") ſeiner außereuropäiſchen Kolonien und Beſitzungen zu verwechſeln. Das iſt wohl die ziemlich natürliche Idioſynkraſie eines Volkes von etwa 60 Millionen Menſchen (in- und außerhalb Europas), das über rund 360 Millionen „natives" herrſcht. Der Hindu höchſter Kaſte, feinſter Kultur und vornehmſter ſozialer Stellung iſt nur „ein ſchwarzer Mann" für den kleinen ſehr ungebildeten engliſchen Beamten in einem anglo-indiſchen Regierungsbureau.

Es muß eine ſchwierige Kunſt ſein, mit einem Volke politiſch zu verkehren, das auch unter der höflichſten Oberfläche ſolche Stimmungen und Schätzungen verbirgt — oder auch *nicht* verbirgt! Aber die Engländer ſind einmal da, und ihre für Europa gefährliche auswärtige Politik iſt auch da. Man muß ſie ſtudieren, um ſie kennen zu lernen und um zu wiſſen, was man zu tun hat, um ſie mit ihren vielen ſehr wertvollen, teilweiſe für die europäiſche Kultur ganz unerſetzlichen Eigenſchaften zu *treuen Dienern* der ſozialen und kulturellen Geſamtentwicklung Europas zu machen.

Guſtaf F. Steffen

Die Bedeutung der deutſch-türkiſchen Waffenbrüderſchaft

Die deutſch-türkiſche Waffenbrüderſchaft, die im gegenwärtigen Kriege eine große Bedeutung für unſern Kampf gegen Rußland und England gewonnen hat, iſt in gewiſſem Sinne durch Friedrich den Großen begründet worden. Er wollte den eiſernen Ring, den ſeine Feinde um ihn geſchloſſen, von außenher lockern. Nach langjährigen Verhandlungen kam im Jahre 1761 ein förmliches Bündnis mit Sultan Muſtafa III. zuſtande, nach dem ein türkiſches Heer von 100000 Mann Rußland von Süden her faſſen ſollte. Der plötzliche Tod der Kaiſerin Eliſabeth veranlaßte eine ruſſiſche Einlenkung, ſo daß die preußiſch-türkiſche Kriegsgemeinſchaft in einem wirklichen Kampfe ſich nicht erproben konnte. Ein tiefgehender Unterſchied beſteht allerdings im innerſten Weſen der damaligen und der heutigen Frontgemeinſchaft. Zur Zeit Friedrichs des Großen war Preußen ein um ſeinen Weiterbeſtand kämpfender Staat,

der in harter Bedrängnis die türkiſche Hilfe erſehnte. Ein Kampfziel des Weltkrieges 1914 iſt es, das Beſtehen der türkiſchen Staatseinheit zu verteidigen und zu ſichern.

Einem mächtigen Gletſcher vergleichbar ſchiebt ſich Rußland ſeit zwei Jahrhunderten gegen das Mittelmeerbecken vor. Vor 200 Jahren nur 12 Millionen Einwohner zählend, ſucht nun das neuzeitliche Rußland mit ſeinen 150—170 Millionen den eng geſchnürten Gurt am Schwarzen Meere mit aller Wucht zu ſprengen. Der 200jährige ſtetige Drang Rußlands nach dem Beſitze des Bosporus und der Dardanellen iſt vom Standpunkte der ruſſiſchen Geldverwaltung aus, die ſich vorwiegend auf die Ausfuhr gründet, eine wirtſchaftlich bedeutſame Notwendigkeit. Zwei Drittel des ruſſiſchen Handelswertes gehen durch die türkiſchen Meerengen hindurch. Das wichtigſte Eingangstor des ruſſiſchen Warenaustauſches liegt in türkiſchen Händen, und ſeine Schließung bringt das ruſſiſche Handelsleben vollſtändig ins Stocken. Darin liegt die ſtrategiſche Wichtigkeit einer erfolgreichen Dardanellenverteidigung für den neuen Dreibund: Deutſchland, Öſterreich und die Türkei. Alle Beſtrebungen jedes anderen Volkes, Konſtantinopel als das Nervenzentrum des Osmaniſchen Reiches zu erhalten, jede direkte oder indirekte wirtſchaftliche und militäriſche Stärkung der Türkei werden vom ruſſiſchen Volke als eine feindliche Betätigung aufgefaßt. Die deutſche Intereſſenlinie geht quer durch die europäiſche Türkei, hat in Konſtantinopel einen Hauptpunkt und zieht ſich dann längs der Bagdadbahn durch ganz Meſopotamien hindurch. Faſt ſenkrecht dazu ſtehen die Hauptlinien des ruſſiſchen Druckes, der mit bewußter Kraft auf den Ausgang des Schwarzen Meeres zum Mittelmeer gerichtet iſt und der ſich ſeit dem ruſſiſch-engliſchen Abkommen über Perſien (1906) auch vom Kaukaſus her fühlbar macht. Rußlands Ausdehnungswille wendet ſich gegen das deutſch-türkiſche Arbeitsgebiet. Das politiſche Endziel des ruſſiſchen Reiches geht auf eine Zertrümmerung Öſterreichs, als der Orientbrücke Deutſchlands, und auf die Vernichtung der Türkei aus. Darum prallen die ruſſiſchen und deutſchen Lebensziele am Bosporus heftig aufeinander. Und ſo iſt im ruſſiſchen Sinne das Wort zu verſtehen: „Der Weg nach Konſtantinopel geht über Berlin.“

Wir aber können aus der Türkei niemals weichen, denn das paradieſiſche Kleinaſien bietet uns mit ſeinen unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten eine willkommene Stätte des Rohſtoffbezugs und die Türkei überhaupt ein ſehr erwünſchtes Abſatzgebiet unſerer Fabrikate dar. Die deutſche Bagdadbahn muß als eine Lebensader des türkiſchen Reiches aufgefaßt werden. Sie ſoll die großen Rohſtoffgebiete der Euphrat- und Tigrisländer, deren Fruchtbarkeit durch künſtliche Bewäſſerungsanlagen außerordentlich vermehrt werden kann, dem Weltmarkt erſchließen und dadurch für die dauernde Geſundung der türkiſchen Finanzen eine neue Quelle abgeben. Die Bagdadbahn bildet zudem das Rückgrat der Landesverteidigung. Durch ſie werden im Falle des militäriſchen Aufmarſches die Truppen nach Syrien oder nach Europa gebracht. Nur ein freies, ſelbſtändiges türkiſches Reich bietet eine hinreichende Gewähr dafür, daß deutſcher Fleiß ungeſtört den deutſchen Handel im nahen Orient hegen und pflegen kann.

In Konſtantinopel ſchneiden ſich nicht nur die deutſchen und ruſſiſchen Intereſſenlinien, ſondern dort treffen ebenſo die ſich widerſtrebenden Ziele deutſcher und engliſcher Orientpolitik zuſammen. Seit dem Wirken Eduard VII. tritt in der engliſchen Politik das Beſtreben deutlich zutage, ein zuſammenhängendes britiſches Kolonialreich von Ägypten über Syrien, Kleinaſien und Perſien bis nach Indien zu ſchaffen;

alſo eine Verbindung Kairo-Kalkutta zu legen. Von dieſem Geſichtspunkt aus ſind die Widerſtände zu verſtehen, die England dem Ausbau der Bagdadbahn lange entgegengeſetzt hat. Englands Traum einer Landbrücke zwiſchen Ägypten und Indien kann nur durch eine Zerſtückelung der Türkei verwirklicht werden. Eine ſchwache Türkei ließe ſich wohl bemeiſtern. Der deutſche Einfluß aber ſtärkt und kräftigt den osmaniſchen Leib und ſeine weitgeſtreckten Glieder durch militäriſche und wirtſchaftliche Maßnahmen aller Art, ſo daß in dem türkiſchen Staate die deutſch-engliſchen Gegenſätze von Jahr zu Jahr ſtärker in die Erſcheinung treten mußten. Auf die deutſche Linie Hamburg-Bagdad preßt ſich von Süden und Südweſten her der beharrliche Druck engliſcher Ausdehnungsgelüſte.

Der türkiſche Weichkörper wäre ſchon längſt zuſammengedrückt worden, wenn er nicht durch planvolle deutſche Arbeit neue Stützen erhalten hätte. Die Bagdadbahn als größtes deutſches Unternehmen in der Türkei erweiſt ſich im heutigen Kriege als militäriſch hochbedeutſam, da ſie den Aufmarſch der türkiſchen Streitkräfte gegen Ägypten ſichert. Eine beſondere Stärkung für die türkiſche Nation war, ſo eigenartig es klingen mag, der unglückliche Ausgang des Balkankrieges, der auf der einen Seite allerdings einen Länderverluſt mit ſich brachte, auf der anderen Seite aber nahezu eine Million mohammedaniſcher Rückwanderer nach Kleinaſien führte. Die Folgen des Balkankrieges haben den osmaniſchen Staat mehr zu einer Einheit gemacht und damit ſeine nationale Widerſtandskraft erheblich geſtärkt, ſo daß auch für uns der militäriſche Bündniswert geſtiegen iſt. Mannigfaltig verflochten ſind die deutſch-türkiſchen Intereſſen. Durch Deutſchland und Öſterreich allein kann die Türkei am Leben erhalten werden. Und nur unter Mithilfe des Islams iſt es möglich, England am „Genick des britiſchen Weltreiches“ zu faſſen. Die Hoffnung aller Deutſchen iſt am beſten in die Worte gefaßt, die unſer Reichskanzler am 2. Dezember 1914 geſprochen hat: „Wenn unſere Gegner auch eine gewaltige Koalition gegen uns aufgeboten haben, ſo werden ſie hoffentlich erfahren müſſen, daß der Arm unſerer mutigen Verbündeten bis an die ſchwächſten Stellen ihrer Weltſtellung reicht.“

Karl Broßmer

Ein amerikaniſches Urteil über Deutſchland

Das ſchon vor dem Kriege erſchienene Buch des Amerikaners Price Collier: „Germany and the Germans from an American point of view“ (Scribner's, New York 1913) hat auch heute noch für den deutſchen Leſer ein zweifaches Intereſſe. Es gibt *unmittelbar* die immer feſſelnden Anſichten eines Ausländers über unſer Weſen und unſere Zuſtände; es zeichnet *mittelbar* das Charakterbild des Autors ſelbſt, eines in vieler Hinſicht typiſchen Vertreters ſeiner Raſſe. Ich meine damit nicht die Banalität, daß ein auf Werturteile geſtimmtes Buch ſtets auch das Innere ſeines Urhebers widerſpiegle: das Merkmal des Subjektiven gilt hier in einem beſonderen Sinne. Nicht nur durch das Medium der Anſichten und Urteile, alſo verſchleiert und zwiſchen den Zeilen, ſondern unmittelbar plaſtiſch, im ganzen Ton wie in zahlloſen Einzelzügen, tritt die geiſtige, ja man möchte faſt ſagen: die körperhafte Geſamterſcheinung des Verfaſſers ans Licht. Wir erkennen den gebildeten Vollblutamerikaner, weltmänniſch und vielgereiſt, impulſiven Temperamentes, ſchlagfertig im Handeln wie im Urteilen, Wirklichkeitsmenſch und Schwärmer, Mancheſterianer und Demokrat zugleich, eine feſt auf der Erde ſtehende, klar umriſſene Geſtalt, der man, zuſtimmend oder ablehnend, ſeine Achtung nicht verſagen kann.

Eine ſo ausgeprägt perſönliche Farbe iſt dem Deutſchen außerhalb einiger beſon-

derer Literaturgebiete, wie Lyrik, Skizze, Stimmungsbild, etwas Ungewohntes: ſie erregt ſeinen Verdacht. Auf welchen Grundlagen unſerer völkiſchen Eigenart ſich dieſe Forderung der Sachlichkeit, des Zurücktretens der Perſönlichkeit hinter dem Gegenſtande entwickelt hat, kann hier unerörtert bleiben; es genügt, daß ſie vorhanden iſt und daß der deutſche Schriftſteller ihr Rechnung zu tragen hat, oder beſſer: daß er ihr von ſelbſt Rechnung trägt, wenn er wirklich ein Sohn ſeines Volkes iſt. Doch entzöge man ſich jedweden Boden des Verſtändniſſes, wollte man dieſen Maßſtab bedingungslos auch auf fremde Literaturen anwenden. Wie uns beim Franzoſen, ſelbſt dem wiſſenſchaftlichen, die Form der causerie als ein integrierendes Ausdrucksmittel ſeiner Gedankenwelt geläufig iſt, ſo werden wir uns auch beim Amerikaner an die Eigentümlichkeit eines ſtark perſönlichen Vortrages gewöhnen müſſen. Sie iſt vielleicht für den heutigen Stand der geiſtigen nnd materiellen Entwicklung ebenſo bezeichnend wie die Sachlichkeit für den der unſrigen.

Nach dieſer Einladung zu vorurteilsfreiem Entgegenkommen ſollen nun aber auch die Bedenken, die ſich gerade am vorliegenden Muſter gegen die bezeichnete Schreibweiſe geltend machen, nicht verſchwiegen werden. Rein *äußerlich* verleitet ſie zu Breite und Redſeligkeit, zu einem ſprunghaften, in zahlreichen Ausrufen, Beteuerungen, Predigten ſich entladenden Vortrage, zu mangelhafter Strenge in der Anordnung und den daraus ſich ergebenden Schwächen. *Innerlich* unterliegt ſie der Gefahr einer Willkürherrſchaft der jeweiligen Stimmungen: es fehlt die Energie der Selbſtkritik, die in zähe ſichtender Arbeit das erſtmalig hingeworfene Modell nach dem vorſchwebenden Urbilde hin ausknetete und ausgliche; es fehlt deshalb auch die einheitliche Haltung und Folgerichtigkeit, an deren Stelle allzuhäufig nur lahm verdeckte Widerſprüche und Überſchneidungen treten. *Im Verhältnis zum Gegenſtande* endlich — wenn dieſer dritte Geſichtspunkt erlaubt iſt — macht ſich eine Neigung zum Oberflächlichen, zu unbedachter Verallgemeinerung, zum Vernachläſſigen objektiver Richtigkeit hinter einer gewiſſen ſaloppen Pikanterie der Form, zum wenig ſachgemäßen Ausſpinnen kleiner Einzelheiten und Anekdoten und — last not least — zu kritiſchen salti mortali geltend, die um ſo peinlicher auffallen, je lauter daneben auf die eigene Gerechtigkeit und Unparteilichkeit gepocht wird. *Mit einem Wort* — wir haben es bis jetzt zurückgehalten, um nicht voreingenommen zu ſcheinen —, dieſe ſubjektive Schreibweiſe iſt *feminin*, ſie entſpringt, bewußt oder unbewußt, der Rückſicht auf weibliche Geſchmackforderungen. Damit ſind freilich auch ihre Vorzüge — und ſolche zeigt ſie hier in der Tat — ſchon angedeutet: eine hohe Friſche und Anſchaulichkeit, die Gabe zu ſpannen, eine intuitive Schaukraft, die oft mit wenigen Worten blitzartige Charakteriſtiken entwirft (z. B. „A Berlin Beau Brummel is as impossible as a French Luther, an American Goethe, or an English Wagner"), und als Nebenmerkmale der Hang zum Bonmot (etwa: „Luther lehrte Deutſchland bellen, Bismarck beißen"), zum Witz und zum Zitat, das letztere nicht immer glücklich.

Werfen wir nun einen Blick auf das Inhaltliche, ſo tritt uns eine ſolche Fülle und Mannigfaltigkeit von Beobachtungen, Behauptungen, Urteilen entgegen, daß es einer Beſprechung wie dieſer nur mit Hilfe einer ſtarken, dem Buche gegenüber etwas willkürlichen Zuſammenfaſſung gelingen kann, einen allgemeinen Eindruck zu vermitteln. Ich möchte zwei Betrachtungsgruppen unterſcheiden: eine theoretiſche, die ſich mit dem deutſchen Charakter an ſich, und eine praktiſche, die ſich mit ſeinen Auswirkungen befaßt. Nach der Maſſe gewiß eine recht ungleiche Einteilung; nicht ſo nach dem Gehalt: iſt doch jene die Grundlage und Vorausſetzung dieſer.

Bei der erſten Gruppe nun darf allgemein das anerkannt werden, daß der Autor in freundlicherem Sinne als wohl der Durchſchnitt angelſächſiſcher Kritiker an die deutſche Eigenart herangegangen iſt. Trotzdem läßt das Ergebnis unbefriedigt, und zwar nicht nur etwa aus gefühlsmäßigen — das dürfte nicht überraſchen —, ſondern auch aus rein gedanklichen Gründen. So oft die Analyſe verſucht wird, und es geſchieht bei mehr als einer Gelegenheit, nie dringt der Verfaſſer auch nur mit einer Andeutung über die mehr paſſive Seite unſeres Weſens hinaus: ihr aktives Komplement, deſſen Vorhandenſein gar nicht erſt auf dem Erfahrungswege, ſondern ſchon durch einen einfachen pſychologiſchen Schluß ſich der Erkenntnis hätte aufdrängen ſollen, bleibt unberückſichtigt. Wäre z. B. der viel und mitleidig betonten Eigenſchaft „Geduld" einmal die Ausdauer, dem „Träumertum" die Innerlichkeit — wofür es allerdings ebenſowenig ein entſprechendes engliſches Wort gibt wie etwa für „Geiſt" (nicht nur für „esprit") —, der „Gefügigkeit" die Treue, dem „Subjektivismus" der individuelle Wahrheitsdrang, dem „Mangel an Vitalität" die Bedeutung der Begriffe Pflicht und Arbeit gegenübergeſtellt worden, ſo ſähe ſich das Bild doch etwas vollſtändiger an. Man kann die Einſeitigkeit nur aus jenem anſcheinend unüberwindlichen raſſenpſychologiſchen Merkmal des Angelſachſentums: einer faſt hypnotiſchen Blickeinſtellung auf das Politiſche erklären, die alle geiſtigen und ſeeliſchen Kräfte eines Volkes ſofort auf ihren Niederſchlag in den Verfaſſungszuſtänden prüft und letzten Endes nur aus ihm bewertet. Geiſtesfreiheit, Initiative, Tatkraft bleiben ſo lange leere Worte, als ſie ſich nicht in erſter Linie mit dem öffentlichen Leben auseinanderſetzen; politiſche Gleichgültigkeit erſcheint als Schwäche, auch wenn ſich mit ihr der regſte und erfolgreichſte private Tatendrang verbindet. Nur einmal iſt es, als wolle vor dem Autor dieſer Nebel ſich lüften: er äußert, nicht deshalb ſei der Deutſche ſo leicht zu regieren, weil es ihm an Rückgrat fehle, ſondern weil ſeine Ideale auf einem ganz anderen als dem politiſchen Felde lägen. Aber das iſt nur ein kurzer Lichtblick, den die Dunkelheit traditioneller Urteilsweiſe raſch wieder aufſchluckt. Der Deutſche bleibt am Ende ein apathiſches, animaliſch leidendes, melancholiſches, ſchwerblütiges, herdenmäßiges, muſiktreibendes, „philoſophiſches" Geſchöpf, und wenn eine große Philippika gegen die Tonkunſt keinen Zweifel darüber läßt, was von dem vorletzten dieſer Attribute zu halten, ſo wird auch der Sinn des letzten aufgeklärt, indem wir es als Gegenpol zu „politiſch" verſtehen lernen: die Neigung zu Denkſpielen ſtatt zu tatkräftigem Handeln. „Der Deutſche," heißt es einmal, „iſt zufrieden, wenn er einen Gedanken gehabt, der Franzoſe, wenn er ein Epigramm geprägt hat; uns (d. h. den Angelſachſen, denn er ſpricht faſt immer für England mit) liegt Denken und Satzbilden weniger, und deshalb haben wir auch politiſch ſo viel mehr geleiſtet."

Mit einiger Boshaftigkeit möchte man ſich verſucht fühlen, einen Teil dieſes Satzes dem Autor ſelbſt vorzuhalten, und nicht ganz mit Unrecht, wo es ſich um theoretiſche Ergründung und Beweisführung handelt: das iſt offenbar ſeine Stärke nicht. In all den Fällen dagegen, wo unmittelbare Anſchauung, wo rechneriſche Einſicht, wo Welt- und Menſchenkenntnis ins Spiel treten, da zeigt er ſich als Herr ſeines Gegenſtandes, und es iſt darum nur natürlich, wenn aus der Geſamtheit der Lebensgebiete — wir kommen damit zur zweiten Gruppe — vor allem die Klaſſe herausgegriffen wird, der mit jenen praktiſchen Hebeln am eheſten beizukommen iſt: Politik mit Einſchluß der Sozialpolitik, Verwaltung, Preſſe, Wirtſchaft, Unterricht, Geſellſchaft, Wehrmacht.

Dem Kaiſer gilt ein beſonderer, nicht eben geſchmackvoll „The Indiscreet“ überſchriebener Abſchnitt. Die Wahl dieſes Titels ſcheint auch inſofern unglücklich, als der Inhalt von allem andern als Voreingenommenheit zeugt. Im Gegenteil, ein ausgeſprochenes Gefühl der Wahlverwandtſchaft klingt durch, wie denn überhaupt die Perſönlichkeit Wilhelms II. der amerikaniſchen Einbildungskraft ſtark imponiert. „He is of the stuff that would have made a first rate American“ leſen wir. Politiſch ſteht der Kaiſer, wie bei den meiſten Ausländern, als der abſolute Selbſtherrſcher da. Aber nicht nur die äußeren Machtmittel ſind ihm anvertraut: auch über dem ganzen inneren Daſein und Wirken des deutſchen Volkes, von Induſtrie, Schiffahrt und Welthandel an bis in die Sphären des Geiſtigen, überall liegt ſein Schatten. Behauptungen wie dieſe erweiſen einen der empfindlichſten Mängel des Buches. Unſere ganze neuere Kulturbewegung, dieſer „wahre Duft Deutſchlands“ — um einen Ausdruck des Verfaſſers, freilich nicht ganz in ſeinem Sinn, zu brauchen —, iſt ihm verborgen geblieben. Er ſieht noch immer das Reich der 80er Jahre, kulturell ziellos und zerfahren, materiell gebunden; der herbe, friſche Luftzug des neuen Idealismus hat ihn nicht berührt. Über die Entwicklung der Architektur oder des Kunſtgewerbes fällt kein Wort; aus dem Reiche der bildenden Kunſt werden nur Klingers Beethoven und der Hamburger Bismarck mit ein paar verſtändnisloſen Bemerkungen geſtreift; die Literatur erſcheint als krankhaft und dekadent. Man muß ſich dieſe Vorausſetzungen gegenwärtig halten, um über einem Satz, wie „Frankreich iſt Deutſchland in Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft weit überlegen“, nicht alle Geduld zu verlieren. Es iſt das eines jener ſummariſchen Urteile, die in dem Buch überhaupt eine ſo ſchädliche Rolle ſpielen.

In der Sozialpolitik vertritt Collier als Amerikaner der finanziell geſicherten Klaſſe den abſoluten Manchesterſtandpunkt: gehen und gewähren laſſen. Soziale Verſicherung iſt nach ſeiner Anſicht der gerade Weg zu moraliſcher Degeneration und gleichzeitig zu ſtaatlicher Verſklavung der Maſſen: ſie dient überhaupt nur — hier fällt ein Hieb gegen Lloyd George — als demagogiſches Lockmittel zum Stimmenfang. Nichteinmiſchung des Staates, auch im Wirtſchaftsleben, iſt ſein Evangelium; jeder Einzelne ſei auf ſich geſtellt. Auch den Beſtrebungen für Volksbildung, für Erziehung des Geſchmackes durch gute billige Konzerte etwa, ſteht er mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüber: ethiſche Werte kann er da nicht erblicken, nur eine „Überfütterung mit Kultur“. Überhaupt kommt der Begriff „Kultur“ nicht zum Beſten weg, namentlich in der Form des Intellektualismus. Hier verrät ſich der geborene Tatmenſch, dem Bildung am Ende doch nur ein Mittel, um nicht zu ſagen: etwas Aufgeklebtes, aber nie ein integrierender Teil ſeines Weſens, noch weniger ein ſelbſtändiges inneres Bedürfnis iſt. Wie von einem ſolchen Standpunkt die deutſche Jugenderziehung ſich ausnehmen muß, mag man erraten: gleich den meiſten angelſächſiſchen Beurteilern tadelt der Autor, daß ſie ein übergroßes Gewicht auf die Ausbildung des Verſtandes, ein zu geringes auf die Ausbildung des Charakters und Betragens lege.

Mit der geſellſchaftlichen Sitte, der Ausbildung und Kodifizierung des Verhältniſſes der Geſchlechter, kommen wir nun zu dem Kapitel “The Distaff side”, wörtlich: die Spinnrockenſeite. Wer amerikaniſche Verhältniſſe auch nur oberflächlich kennt, wird hier auf ſcharfe Kritik gefaßt ſein. Und in der Tat läßt der Autor ſeinem Temperament ſo ſehr die Zügel ſchießen, zumal im Eingang, daß man am beſten tut, ihn humoriſtiſch zu nehmen. Als ob es z. B. eine landläufige deutſche Sitte wäre, die Frauen vom Bürgerſteig auf die Straße hinunterzudrängen! Oder als ob Goethe,

abgeſehen von ſeiner „ſchamloſen Gleichgültigkeit gegen alle Frauen", ſo merkantil geſinnt geweſen wäre, um ſeine Liebesgedichte „mit gleicher Poſt" an die Beſungene und an die „Preſſe" zu ſchicken („Beatus ille qui procul negotiis", wird uns ernſthaft verſichert, gelte doch vor allem in Herzensſachen)! Man täte ſolchen Ausbrüchen durch Erregung und Widerſpruch wirklich zu hohe Ehre an. Wem aber beim Anblick von Frauen und Mädchen bei der Landarbeit das Herz und die Stirnader in ſo ſtarke Schwellung geraten, den möchte man an gewiſſe induſtrielle Zuſtände ſeiner eigenen Heimat, namentlich in der Konſervenfabrikation, erinnern, als ein Gebiet, auf dem ſich ſolch zorniges Mitgefühl vielleicht noch um ein Erkleckliches würdiger und jedenfalls nutzbringender entladen könnte!

Für die deutſche Städteverwaltung hat Collier nur Lob — bei einem Amerikaner und zumal New Yorker begreiflich. Auffallender für einen Angelſachſen erſcheint die rückhaltloſe Zuſtimmung zum Grundſatz der allgemeinen Wehrpflicht: ſie wird vor allem in ihrer Eigenſchaft als Körper- und Willensſchule gewertet. Intereſſant iſt das Argument, daß der Staat, der gegen Krankheit verſichere, logiſcherweiſe auch gegen Krankwerden verſichern ſolle, wozu eben der Heeresdienſt das allerbeſte Mittel ſei. Daneben wird aber auch die praktiſche Notwendigkeit einer großen Waffenmacht, wie ſie ſich aus der politiſchen und geographiſchen Lage Deutſchlands ergebe, rückhaltlos anerkannt. Fritz Voechting

Im Anſchluß an dieſen Artikel laſſen wir einige Zeilen folgen, die uns kürzlich ein anderer Mitarbeiter, Wilhelm Müller, aus Amerika ſchrieb. Denn ſie ergänzen deutlich das Geſamtbild der falſchen Vorſtellungen, die man ſich unter den Angelſachſen Nordamerikas von dem politiſchen Innenleben unſeres Volkes macht, und bezeichnen eine Zukunft, wie man ſie für uns und für ſich ſelbſt wünſcht. Die Stelle ſpricht ohne Kommentar:

Ich habe mich ſeit meinem Hierſein in Neuengland, in New York (im Staat) und in den Mittelſtaaten umgeſehen. Von einer freundlicheren Stimmung für Deutſchland iſt ſehr wenig zu merken. Sie tritt nur zutage in Städten mit ſtarker deutſcher Bevölkerung, bei der angloamerikaniſche Handwerkspolitiker ſich durch deutſchfreundliche Kundgebungen bei Deutſchen aus ſelbſtſüchtigen Zwecken beliebt machen wollen. Die Geſchäfte gehen ſchlecht, es gibt viele Arbeitsloſe. Die Arbeiterſchaft mißt dem Krieg dieſe ſchlimmen Zeiten zu, und da die Kriegserklärung von Deutſchland ausging, bürdet ſie Deutſchland und dem Kaiſer die Schuld auf.

In den gebildeten Kreiſen, bei Vertretern des Großgeſchäfts, bei Gelehrten und Predigern, nimmt die Deutſchfeindlichkeit keine ſo beleidigende Form an, ſie iſt aber durchweg vorhanden und zwar aus prinzipiellen Gründen. Der Krieg wird hier als der Kampf zweier Weltanſchauungen oder vielmehr Staatsordnungen, der autokratiſchen und der demokratiſchen, betrachtet. Nun iſt zwar Rußland Autokratie, allein es diskreditiert ja dieſe Regierungsform durch ſeine innere Politik. Anders Deutſchland. Es hat gezeigt, daß eine Monarchie Fortſchritte anbahnen, Kulturwerte ſchaffen und materiellen Aufſchwung nehmen kann. Es erſcheint deshalb dieſen demokratiſchen Doktorinären als der bis aufs Meſſer zu bekämpfende Feind. Deutſchlands Niederlage gilt als unvermeidlich, bei vielen als wünſchenswert. Deutſchland ſoll dann von den ſiegenden Parteien unter Vermittlungen Amerikas eine republikaniſche Verfaſſung erhalten und unter von militäriſchem Druck befreiten Verhältniſſen, na-

türlich in ſehr geſchwächter Form, einer Verſtändigung aller Staaten zu dauernd friedlichen Beziehungen beitreten." Wilhelm Müller

Ein Preußendrama Wer von uns könnte in dieſen Tagen, die unſere Blicke dankbarer und mit tieferer Anteilnahme rückwärts ſchauen laſſen auf jenes unſer giftig geſcholtenes, heiliges „Potsdam" — wer kann in dieſen Tagen die dramatiſch bewegte Jugendgeſchichte Friedrichs des Großen, des Ahnherrn und Schöpfers Preußen-Deutſchlands, ohne tiefernſte Erſchütterung in den Blättern der Geſchichte nachleſen? Es ſcheint ein wirrer Knäuel von väterlicher Brutalität, höfiſcher Intrige, jugendlichen Verfehlungen, was ſich dem ſchmerzlich aufgetanen Auge da bietet. Und iſt doch, im tieferen Zuſammenhang der Weltgeſchichte betrachtet, vielleicht die erſte und notwendigſte Vorausſetzung für die große Entwicklung, die der Preußenſtaat — und nach ihm Deutſchland — nach der von jenem großen Friedrich geſchaffenen Grundlegung durchgemacht hat. Nur ein geſchundener Friedrich, nur ein durch dieſes tragiſche Jugenderlebnis geläuterter Charakter konnte die ſtählerne Willenskraft erlangen, die nötig war, um gegen alle europäiſchen Ungewitter jenen rocher de bronze zu ſtabiliſieren, der das Weltgebäude des Deutſchen Reiches ſpäter tragen konnte.

Aus dieſem großen und ethiſch wie geſchichtlich gleich fruchtbaren Geſichtspunkt hat Paul Ernſt das Jugenderlebnis Friedrichs des Großen in einem dreiaktigen Schauſpiel „Preußengeiſt", das am Geburtstage unſeres Kaiſers im Weimarer Hoftheater zur Uraufführung gelangte, dramatiſiert. Die Einzeltatſachen des furchtbaren Kampfes zwiſchen Vater und Sohn: jene grauſamen Mißhandlungen des den Muſen allzu ergebenen, dem Soldatentum allzu abgeneigten Jünglings, ſein vereitelter Fluchtverſuch nach Englands Küſte, von wo ihm eine holdſelige Prinzeß zuzuwinken ſchien, dann das furchtbare Strafgericht, das ihn in entehrende Feſtungshaft und ſeinen Mitſchuldigen, den Leutnant v. Katte, unters Henkersbeil brachte — das alles iſt jedem Deutſchen aus den Schilderungen Rankes oder wohl gar aus der großen Biographie Friedrichs von Carlyle hinlänglich bekannt. Die Bekanntſchaft mit dieſen auf vielerlei Urſachen zurückgehenden, aus tauſend wichtigen Einzeltatſachen zuſammengeſetzten Dingen iſt für das Verſtändnis von Paul Ernſts Schauſpiel aber auch gar nicht vonnöten, ja eher ſchädlich als von Nutzen. Denn der Dichter, der dem Drama eine ganz neue Form geben will, ſieht von dem Reichtum der Geſchichte, ja des Lebens mit bewußter Abſicht ab — mit der Abſicht nämlich, den ganzen Vorgang auf eine einzige Formel, auf eine ſpezifiſche poetiſche Idee zu bringen; eine Idee, die Paul Ernſt ſelber „die Erziehung eines bedeutenden Menſchen für ſeine Aufgabe" nennt, — Erziehung dadurch, „daß die Selbſtſucht des perſönlichen Glückswunſches in ihm gebrochen wird". So unternimmt der Dichter es denn, den ganzen Konflikt zu ſtiliſieren, die Summe der Begebenheiten auf einen Generalnenner zu bringen, die darin verwickelten Menſchen auf eine einzige Grundnote abzuſtimmen. Der König Friedrich Wilhelm I. wird in dieſem Schauſpiel, deſſen Hauptperſon er iſt, ganz und ausſchließlich Träger der Staatsgeſinnung, des „Preußengeiſtes"; es iſt nicht Argwohn gegen eine vorgeſchaute kronprinzliche „Nebenregierung", nicht zornige Verachtung des hartgegoſſenen Soldaten gegen das verweichlichte Muſenſöhnchen, was ihn ſcharf macht und das bekannte harte Urteil ſprechen läßt, ſondern einzig und allein Pflichterfüllung gegenüber dem Staat, dem er einen vollendet tüchtigen Erben der Krone ſchuldig iſt. Und eine ähnliche Vereinfachung erfahren die

andern handelnden Perſonen des Stückes: der Kronprinz ein guter Junge, der zwar gelegentlich von den Seligkeiten der Muſik, von bunten Wieſen, Waſſerrauſchen und Waldesgrün ſchwärmen kann, fürs übrige aber nur deshalb die Flucht ergreifen möchte, weil der Vater ihn zur Ehe mit einer ungeliebten, fremden Frau zwingen will. Leutnant von Katte, der zweite Vertreter des „Preußengeiſtes", iſt ebenfalls ein in einfachſten Formen gemodelter Charakter, der einzig und allein durch ſeinen guten Dämon „Pflicht" bewegt wird und auch das Sträfliche, die Fluchtbereitung, aus Dienerpflicht tut (um nämlich Schlimmeres zu verhüten), und dies unter Hintanſetzung ſeines perſönlichen Glückes, das eine Verbindung mit dem Frl. v. Winterſtein wäre, eine vom Dichter frei erfundene Figur, die auch aus Pflicht, aber aus andersverſtandener, denn ſie entdeckt den Fluchtplan, zum Opfer wird. Die Königin endlich hat nur die Rolle einer barſch zurückgewieſenen Fürbitterin und iſt nur da zur Kennzeichnung des Königs, alſo unbedeutende Nebenperſon.

Überblickt man prüfenden Auges dieſe Hauptperſonen und ihre Handlungsmotive, ſo mag man erkennen, daß die dramaturgiſchen Grundſätze Paul Ernſts, die nicht das Leben, ſondern dieſe oder jene Idee davon darzuſtellen beſtrebt ſind, die Gefahr mit ſich führen, Vollblutmenſchen in bloße Sprecher, und die vielfach verſchlungenen Pfade des irdiſchen Geſchehens in eine ſchnurgerade Linie zu wandeln, die zu irgendeinem vorgeſetzten Ziele führt. Indeſſen dieſe Wahrnehmung kann die andere nicht beeinträchtigen: daß Paul Ernſt, wie immer, ſo auch diesmal ein großes und würdiges Ziel im Auge hat, daß dies Ziel uns gerade jetzt beſonders nahe liegt, und daß er ſein Ziel erreicht. Was der Dichter nämlich zum Ausdruck bringen will: daß nur rückſichtsloſeſte Unterdrückung jeder Art von Selbſtſucht zur Selbſtzucht führen kann, die allein im König wie im Bürger die große produktive Staatsgeſinnung zu entfachen vermag — das wurde aus dem Schauſpiel zum Erlebnis. Ad. Teutenberg

Kriegsfrömmigkeit Im erſten Kriegsheft der „Tat" (S. 620) führt Eugen Diederichs die von Weinel gemachte Beobachtung an, daß in der durch den Krieg hervorgerufenen Religioſität nur Gott, nicht Chriſtus eine Rolle ſpiele, und ſcheint daraus die Minderwertigkeit oder verhältnismäßige Unechtheit des Chriſtusglaubens gegenüber dem Gottesglauben abzuleiten. Es iſt ja freilich noch fraglich, ob ſich die Weinelſche Beobachtung nicht weſentlich auf die Proteſtanten beſchränkt. Doch mag dem ſein, wie ihm wolle — ich ſehe in dieſer Erſcheinung keine Läuterung der Religioſität, ſondern ein Anzeichen ihrer Verarmung und Verflachung. Denn der Chriſtusglauben ſteht religiös unendlich höher als jenes Gottvertrauen, das ſich „geradenwegs zu Gott flüchtet". Im Mittelalter war das auch anders; daß jetzt dies primitive Gottvertrauen, das Türken und Heiden ſogut haben können wie wir, an die Stelle der eigentlich chriſtlichen Religioſität tritt, beſagt nichts anderes, als daß wir keinen religiöſen Geſchmack, keinen religiöſen Stil, ja, eigentlich keine Religion mehr haben und uns nun in der Not geſchwind eine paſſende zurechtmachen.

Diederichs deutet das „Sich zu Gott flüchten", das jetzt für die Maſſe der Inhalt ihres religiöſen Gefühls iſt, durchaus unrichtig, wenn er darin einen Willen, ſich für etwas Überperſönliches zum Opfer zu bringen, entdecken will. Vielmehr iſt jene Hinwendung zu Gott für die Maſſe nichts als die ganz ſelbſtſüchtige Bitte um Schutz und Sieg; für die intellektuelleren Beter daneben wohl noch das bibliſche: „nicht wie ich will, ſondern wie du willſt", die Ergebung in den höheren Willen und die höhere Weisheit — einfach aus dem Bedenken heraus, daß das bloß ſelbſtſüchtige Gebet

ſich ſelbſt aufhebt, da es Feind gegen Feind betet, und ſogar Freund gegen Freund; denn wenn Gott mich ſchützen ſoll, müſſen andere fallen — alle können nicht gerettet werden; ein Bedenken, das der primitivere Menſch einfach verdrängt, und dem der gebildetere Rechnung trägt durch die Bereitwilligkeitserklärung zur Ergebung in Gottes Willen; wiewohl zu bezweifeln iſt, daß dieſer Teil des Gebetes der gleichen Inbrunſt teilhaftig werde, wie der erſte.

Ich finde die Maſſenhinwendung zur Gottesvorſtellung und zum Verſuch des Gebetes pſychologiſch mehr als begreiflich in der entſetzlichen Not und nervenverzehrenden Spannung des Krieges. Ich finde ſie erſchütternd, ich höre den Notſchrei der Menſchheit, ich könnte nie kalt darüber aburteilen als über einen aus Not und Schwäche geborenen Aberglauben. Aber etwas anderes iſt es, ob ich dieſe neue Frömmigkeit für wertvoll, ja, nur für eigentlich religiös halte. Ich tue es nicht. Sie iſt das verzweifelte Sichaufbäumen einer Volksſeele ohne religiöſe Kultur, ſie führt die religiöſe Kultur nicht vorwärts, ſondern zurück, ſie iſt, ſo naturgeſetzlich notwendig und vielleicht oft individuell heilſam ſie in dieſer Zeit ſein mag, kulturell eine Gefahr.

Diederichs ſagt: „Sieht Weinel denn nicht, daß es ſich hierbei gerade um ein urſprüngliches religiöſes Gefühl handelt?“ Weinel wird das wohl auch ſehen; aber vielleicht iſt ihm dieſe „Urſprünglichkeit“ nicht ohne weiteres ein hoher Wert; das „Überſpringen geſchichtlicher Werdegänge“, wie Diederichs es nennt, iſt doch, anders ausgedrückt, ein Ignorieren von Errungenſchaften religiöſer Kultur; und wenn man einmal mit ſolchem Überſpringen anfängt, wo kann das enden!

Der Urſprung dieſes urſprünglichen religiöſen Gefühls iſt das Bedürfnis, und nichts weiter; das Bewußtſein der Ohnmacht, das Verlangen nach Hilfe. Sollen wir es etwa als einen Fortſchritt betrachten, wenn die Religion zu dieſer uralten Quelle zurückkehrt? Sind die anderen Quellen, aus denen der Strom der Religion zuſammengefloſſen iſt, nicht mehr vorhanden?, alſo das Gefühl von der Verlorenheit der Welt, vom radikalen Böſen, der Wahrheitsſinn, der heroiſche Entſchluß? Iſt dieſe plötzliche Vereinfachung der Religion wirklich eine Veredelung?, ihre Zurückführung auf faſt animaliſche Inſtinkte und Triebe ein Fortſchritt?

Man mag ſagen: Der Krieg hat nur Raum für eine einfache, problematiſche Religioſität; für eine reichere, vielſtimmige fehlt da einfach Zeit und Beſinnung. Aber muß es gerade eine ſein, die nichts iſt als Wunſcherzeugnis? Beweis: erſt der Krieg rief ſie hervor. Dieſelben Menſchen, die ſich im Frieden um Gott nicht bekümmert haben, werfen ſich ihm jetzt in die Arme — ſie haben ihn nötig; und haben ſie ihn einmal nicht mehr nötig, ſo haben ſie ihn auch nicht mehr.

Und dieſe Religioſität, die ſich „geradeswegs bewußt zu Gott flüchtet“, die „geſchichtliche Werdegänge leicht überſpringt“, ſie überſpringt auch die Einwendungen ihres intellektuellen Gewiſſens. Das Erlebnis dieſes Krieges wäre doch an ſich wohl das Letzte, was jemanden bewegen könnte, an einen weiſen und guten Weltenlenker zu glauben und ſich zu ihm (ſtatt, wenn es ginge, weit von ihm fort) zu flüchten. Das iſt ſo einfach, daß es dem Volksempfinden auch ſicherlich ſelbſtverſtändlich wäre, wenn nicht ſtarke Motive dem entgegenſtänden. Aber ob Krieg oder nicht — nirgends iſt die Welt ſo beſchaffen, daß jene gläubige Annahme auch nur eine Wahrſcheinlichkeit für ſich hätte. Das Wort vom „verruchten Optimismus“ beſteht noch immer zu Recht. Aber auch davon abgeſehen — iſt es jetzt, ſeit der Überwindung der Autorität als Quelle der Religion, ins Volksbewußtſein übergegangen, daß wir von Gott und dem Jenſeits nichts wiſſen können. Die religiöſe Indolenz des Volkes iſt nicht eine bloße

Entartungserſcheinung, eine bloße Verrohung, ſondern ſie iſt eben auch das Ergebnis der Aufklärung und der Volksbildung, in ihr ſteckt auch das Wirken von Kant und Darwin mit. Wenn das Volk jetzt im Krieg plötzlich ſich „geradeswegs bewußt zu Gott flüchtet“, ſo begeht es damit einen Verrat an gewiſſen, wenn auch in der Form noch ſo rohen und banalen Wahrheitswerten; ob freilich „bewußt“, iſt eine andere Frage; wahrſcheinlicher iſt, daß es die Zweifel ins Unbewußte verdrängt; iſt das aber eine Religioſität, wie wir ſie wünſchen können? und etwa gar eine deutſche? Für das Deutſchtum konſtitutive Männer, wie Kant und Fichte, hatten (oder haben) ſie ſchlechthin einen Aberglauben oder „Religionswahn“ genannt; und ſie würden ſicherlich dem Satze, daß „jeder von uns, ſelbſt der Verworfenſte, in dieſen Zeiten ein Göttliches in ſeiner Bruſt fühle“, gewiß widerſprochen haben. Wenn das wirklich der Fall wäre, ſo könnten wir ja nur „Gott bitten“, daß er uns immer Krieg gebe.

Nun ſcheint mir aber überdies die durch den Krieg hervorgebrachte Religioſität gar nicht eine dem Kriege gemäße zu ſein; keine, die dem Krieger anſteht, und keine, die unſer gegenwärtiges Erleben ausdrückt; vielmehr nur ein Zeichen dafür, daß die Menſchheit dieſem Erleben nicht gewachſen iſt. Denn ſie wagt ihm nicht ins Auge zu ſehen; ſie wagt ſich die Sinnloſigkeit und Grauſamkeit des Daſeins nicht einzugeſtehen; ſie verbirgt ihr Geſicht vor dem Anblick der Wirklichkeit am Buſen eines Gottes, den ſie ſich ſchnell erdenkt. Oder vielmehr: den ſich aus verſchütteten Tiefen des Gedächtniſſes, aus frühen Schichten der Seele (phylogenetiſch und ontogenetiſch geſprochen) wieder ausgräbt. Der Mann, der Krieger wird wieder zum Kinde; dieſe ſchnell geſchaffene Notreligion iſt durchaus infantil. Sie ſchreit in ihrer Angſt nach dem Vater alles Lebens, begibt ſich ihrer Selbſtbeſtimmung und wirft ſich willenlos der Gottheit zu Füßen. Es iſt eine infantile, eine ausgeſprochen unmännliche und ganz und gar paſſive Einſtellung. Der Grundzug dieſer Religion des Kriegers iſt Mangel an Tapferkeit.

Noch einmal: man mißverſtehe dies nicht als einen Ausdruck des Vorwurfs oder der Mißachtung. Ich verſtehe, wie es dazu gekommen iſt, und ich weiß vor allen Dingen, daß heute jede wirkliche religiöſe Erziehung fehlt, daß alſo der einzelne, der durch den Krieg aus der Alltäglichkeit herausgeriſſen und monatelang Tag für Tag der Vernichtung gegenübergeſtellt wird und von den ſchwerſten Fragen umringt, daß er ganz auf ſich ſelbſt angewieſen iſt, wenn er nun ſeine Seele zur Ruhe bringen, wenn er all der grauſigen Tatſächlichkeit einen ihr gewachſenen Glauben entgegenſetzen will. Und wie kann da der religiös nicht ſchöpferiſche Menſch etwas anderes finden, als was man ihm ſeit der Kindheit unter dem Namen der Religion beigebracht hat?

Der Glaube, der ſich „geradeswegs“ mit Gott ſelbſt in Verbindung ſetzt, das Vertrauen auf ihn als die weltregierende Weisheit, das pantheiſtiſche Scheinswiſſen mit dem Urſprung alles Daſeins — dieſe Religion iſt nichts anderes als der Vulgärrationalismus der Stoa — oder der Aufklärung — oder etwa des Reformjudentums. Man ſollte meinen, dieſe Stufe ſei durch das Chriſtentum endgültig überwunden. Und ganz beſonders für uns Germanen, denen das Gefühl davon, daß die Welt nicht einfach weiſe und gut eingerichtet iſt, daß etwas an ihr krank und nicht in Ordnung iſt, im Blut zu liegen ſcheint (man denke z. B. an Worringers Forſchungen über den gotiſchen Menſchen). Von dieſem Gefühl, dieſem mehr oder minder bedingten oder unbedingten Peſſimismus — der zugleich objektiver, wahrheitsliebender, tapferer, weniger ichſüchtig iſt als der Optimismus —, geht das Chriſtentum aus; ihm iſt die Welt nicht

ein, trotz allem, gut und weiſe eingerichtetes Syſtem, ſondern ſie iſt vom Böſen tief durchdrungen, ſie iſt ſozuſagen ein Ausnahmezuſtand und alſo erlöſungsbedürftig.

Und mit dieſer Erkenntnis fängt überhaupt alle höhere Religioſität erſt an, etwa wie alle höhere Muſik mit der Anerkennung der Diſſonanz. Von dieſem Grundgefühl aus iſt jenes „ſich geradeswegs bewußt zu Gott flüchten“ etwas, was der Scham widerſtrebt. Der Weg „zu Gott“ iſt nicht ſo gerade und einfach, er iſt nicht die breite Straße und die weite Pforte, durch die ſich jetzt auf einmal die geängſtigten Maſſen wälzen. Der Krieg iſt ein ganz beſonders eindringlicher Ausdruck des böſen Charakters der Welt. Wie kann nun eine Religioſität derer, die ihn am nächſten erleben, innerlich wahr und echt ſein, in der das Bewußtſein von dieſem böſen Weltweſen, alſo vom Weſen auch des Krieges, keine Rolle ſpielt, ja gefliſſentlich verdrängt wird? Eine echte Kriegsfrömmigkeit hätte mit einer ſtarken und ehrlichen Anerkennung der bitterböſen Wahrheit anzufangen und ſich mit dieſer Wahrheit auseinanderzuſetzen, ſie innerlich zu verarbeiten, ſich gegen ſie zu behaupten — aber nicht ſie wegzumogeln oder gefliſſentlich zu überſehen.

Wer die alte ſogenannte orthodoxe chriſtliche Religion noch hat — ich verſtehe darunter im weſentlichen den Glauben, daß die Gottheit ſelbſt am Sterben der Welt teilgenommen hat, um dieſer Welt neues göttliches Leben einzuflößen (dies ganz metaphyſiſch, nicht moraliſch verſtanden) —, alſo weſſen gläubiger Blick zunächſt Chriſtus trifft, nämlich Gott als den Welterlöſer und Verſöhner, den, der Fleiſch wurde und am Leid der Kreatur teilnahm — wer in dieſem Glauben lebt, deſſen Religioſität iſt wahrer, inniger und kulturell höher als die des einfachen, bruchloſen Gottvertrauens.

Man ſage mir nicht: aber ſie iſt doch wiſſenſchaftlich und philoſophiſch für den modernen Menſchen unmöglich; das iſt jene andere des problemloſen Gottvertrauens erſt recht. Von Gott als dem Schöpfer und Vater der Welt weiß man, unter philoſophiſch-wiſſenſchaftlichem Geſichtspunkt, alſo etwa bei Anerkennung der Entdeckungen Kants, genau ſo wenig, wie von dem Gottesſohn und Welterlöſer. Überwand der Rationalismus das Dogma, ſo Kant den Rationalismus — philoſophiſch ſind beide vorläufig erledigt. Wenn ich ſie aber etwa betrachte unter dem Geſichtspunkt des religiöſen Geſchmacksurteils — wer möchte beſtreiten, daß der ſtoiſche Gottesglaube platt und ärmlich erſcheint im Vergleich zu dem mit allen Weltenſchauern geſättigten, von tiefſter Inbrunſt durchglühten Chriſtusmythos. Wie armeleutehaft klingt das: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ neben dem mächtigen: „Fragſt du, wer der iſt? Er heißt Jeſus Chriſt“. Vielleicht verbürgt manchem (aber auf beiden Seiten) der „liebe Gott“ den Sieg des eigenen Volkes; aber nur „Jeſus Chriſt, der Herr Zebaoth“ verbürgt den Sieg über die Welt.

Ich ſage das, wie ich wohl als bekannt vorausſetzen darf, nicht als ein Vorkämpfer der Kirche (ich gehöre ſchon ſeit vielen Jahren keiner mehr an), ſondern — ganz abgeſehen von irgendwelcher perſönlichen Religioſität — einfach als objektiver Kulturforſcher; man nehme ruhig an, daß mir die eine Form der Religion ſo fern ſtehe wie die andere. Ich finde auch nicht, daß in den Kirchen, von ſeltenſten Ausnahmen abgeſehen, der alte Chriſtusmythos noch wirklich lebendig und die Frömmigkeit noch wirklich von ihm beſtimmt und vertieft iſt. Sonſt würde ja auch eben die von Weinel mit Verwunderung beobachtete Erſcheinung, daß man im Kriege Chriſtus (d. h. das Chriſtentum) ganz vergeſſen hat, nicht eingetreten ſein; denn daß man ſich zu dem Chriſtus der liberalen Theologie nicht wendet, darüber könnte ſich wohl nur wundern, wem durch dieſe Theologie das religiöſe Mark ganz aus den Knochen ge-

ſchwunden iſt. Wenn aber Diederichs Kirche und Theologie auffordert, „an der religiöſen Offenbarung dieſer Tage nicht vorüberzugehen“, ſo kann man dem beiſtimmen, in erſter Linie jedoch in dem Sinne, daß dieſe Tage offenbaren, wie gering und geringwertig noch die Reſte von Religion in unſerer Volksſeele ſind, und uns beweiſen, daß die Vorausſetzung der Theologen, als ſei in unſerem Volk und unſerer Kirche das Chriſtentum noch eine geiſtige Macht, weſentlich Selbſttäuſchung und Fiktion iſt.

Das urſprüngliche Gefühl, auf das ſich Diederichs beruft, und das doch wohl auch das Gefühl des einfachen Mannes iſt, ſollte eigentlich ſchon irre werden an der Frage: wie kann der allmächtige Herr der Welt dies alles zulaſſen? Der vorchriſtliche und jetzt herrſchende Theismus — ſei es als Monotheismus, ſei es als Pantheismus — kann dieſe Frage nicht beantworten. Gibt es einen einzigen Urquell alles Seins, und iſt dieſer gut — wie kann in der Welt ſo viel Böſes ſein? Da gibt es eigentlich keine andere Löſung als die perſiſche: die Welt ſtammt aus zwei ſich bekämpfenden Prinzipien. Gott iſt nicht der allmächtige und einzige Herr der Welt, ſondern er iſt ein kämpfender Gott, er hat die Welt noch einem anderen Herrn der Welt abzuringen. Und nun erinnern wir uns, wieviel von dem eigentlich religiöſen, nämlich dem mythiſchen Gehalt des Chriſtentums von den Perſern ſtammt (faſt alles). Dieſer kämpfende Gott iſt Chriſtus, der mit dem „Fürſten dieſer Welt“ (das iſt in Luthers Lied bekanntlich nicht Gott, ſondern der Teufel) gerungen hat. Iſt er nicht ein guter Gott für Krieger?

Eins freilich iſt aus dem Perſertum noch nicht mit ins Chriſtentum übergegangen, nämlich jene Lehre, daß dieſer große Weltenkampf noch fortdauert; nach dem chriſtlichen Dogma iſt er grundſätzlich durch Chriſti Leben und Sterben erledigt. Da muß man ſich eben erinnern, daß dies Leben und Sterben mythiſch zu verſtehen iſt, als Darſtellung ewiger Zuſtände in der Form eines einmaligen Ereigniſſes. Wichtiger aber iſt, daß infolgedeſſen auch *der* Gedanke keine Stätte gefunden hat, daß die Menſchen in dieſem Weltkrieg Gottes mit dem Böſen Partei zu ergreifen haben und daß von ihrem Handeln das Weltenſchickſal, ja das Schickſal Gottes mit abhängt. Auch in der germaniſchen Mythologie einerſeits und in der deutſchen Myſtik andrerſeits leuchtet dieſe Erkenntnis übrigens ab und zu auf.

Und dieſer Gedanke ergibt ſchließlich eine Art von Religioſität. Eine wahrere — denn ſie erkennt das radikale Böſe in der Welt; eine aktive und männliche — denn ſie ſucht nicht lediglich bei Gott Schutz, ſondern will vielmehr ihn ſchützen, ſeine Sache führen, jedes Fünklein ſeines Geiſtes in der Welt hegen und anfachen. So kommen wir aus dem ſchrecklichen „ſchlechthinnigen Abhängigkeitsgefühl“ heraus, in das man bis auf den heutigen Tag ohne Scham und Ekel das Weſen der Religion ſetzt, ſo erlangen wir eine wirkliche Syntheſe von Kulturarbeit und religiöſem Empfinden.

Und ſo überwinden wir auch das letzte Bedenken: die Unbeweisbarkeit aller Religion. Die dürfen wir uns nie verhehlen. Ob es einen „Gott“ gibt, und was er ſei, iſt für ewig unſerem Wiſſen verborgen. Ob die Welt einen „Sinn“ habe, wiſſen wir auch nicht. So gibt es kein anderes Fundament für die Religion als das kantiſche, den praktiſchen Glauben. *Handle* ſo, *als ob* die Welt einen Sinn hätte, *als ob* du wüßteſt, daß durch dein Tun die Welt ihrem Ziel näher kommen könne.

Man braucht ſich dies unſer Daſein doch nur einen Augenblick ruhig zu überlegen, um zu der Gewißheit zu kommen, daß nur eine heroiſche Geſinnung ihm gewachſen iſt; das iſt: eine, die dem Böſen und dem Leiden der Welt ihr Dennoch entgegenſetzt. Einem Gott, deſſen Weſensausdruck dieſe Welt wäre, könnte kein Vertrauen, keine Verehrung, kein Dienſt gelten. Das Göttliche, dem wir dienen — wie immer wir es

nennen wollen — muß uns feſtſtehen unabhängig von dieſer Welt, in unſerer Seele und in unſerem Willen. Und wenn man uns entgegenhält: vielleicht iſt alles vergeblich, das Leben nur eine Beute des Todes und das Daſein ſinnlos — ſo gibt es keine andere Antwort, als den Umkreis des eigenen Daſeins mit Sinn zu erfüllen, und es mit Gott zu halten und für Gott einzutreten, einerlei ob es ihn gibt oder nicht. Eine ſolche Religion iſt vom Leid der Welt unabhängig, an dieſem Glauben prallen ſeine Wellen vergeblich ab. Und ſollte eine heldenhafte Religion nicht eher eine Religion für Männer, für Krieger ſein, als das kindliche Anſchmiegungsbedürfnis, das jetzt in den erſchreckten Seelen vorherrſcht?

Und der Krieg? Laſſen wir den Krieg. Er iſt als ſolcher kein religiöſes Erlebnis. Menſchenwahnſinn, Not und Jammer, auch Krieg genug, und ſchließlich auch manches Heldentum gab es auch vor dem Kriege. Aber eine beſondere Kriegsfrömmigkeit gibt es nicht, und es kann nicht je nach den Bedürfniſſen des Tages geſtern der Gott der Liebe, des Rechtes, der Wahrheit leben, und heute „der Gott des Heldentums, der Treue und der Kameradſchaft". Der Krieg gehört zum Leiden der Welt, er iſt eine der Gewalten, der unſer Dennoch gilt. Wir haben ihn durchzukämpfen als Männer, wie wir immer etwas durchzukämpfen haben, und es geht auch ohne Religion, wie ja viele beweiſen. Wenn wir aber dereinſt mit ihm fertig geworden ſind und heimkehren, dann wollen wir zu Hauſe wieder das Ackerfeld Gottes beſtellen. Und wenn wir dann aus dem Kriege neuen Willen zu Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Liebe geſchöpft haben, dann haben wir uns den Krieg zu einem heiligen gemacht, dann haben wir ihm einen Sinn gegeben, ihn dem böſen Feind aus der Hand gewunden und zu einem Werkzeug und einer Waffe Gottes gemacht. Guſtav Wyneken

Antwort: Die wenigen von Herrn Wyneken zitierten Sätze wollten nur eine Erörterung über die auffallende Tatſache anregen, daß die Jeſusgeſtalt in der Kriegslyrik der heutigen Zeit ganz und gar fehlt, und es wäre ſehr zu begrüßen, wenn noch weitere Anſichten zur Erklärung hier ausgeſprochen würden. Ebenſo darüber, ob und welcher religiöſe Gewinn unſerem Leben aus dem Krieg heraus erwachſen wird. Ob das Fehlen des Jeſusbildes in der Dichtung unſerer Tage mit dem Mangel einer vertieften religiöſen Erziehung zuſammenhängt, bleibe dahingeſtellt. Noch in den Bauernkriegen war Jeſus im Anſchluß an das vorher herrſchende gotiſche Frömmigkeitsempfinden der „Führer und Held" der ſtreitenden Aufrührer. Heute flüchten wir uns proteſtantiſch ohne Mittler unmittelbar zu Gott. Wir ſind ja vor das Handeln geſtellt. Es iſt etwas anderes, den Trotz zur Selbſtbehauptung unmittelbar aus eigenen Gewiſſensnöten und im Ringen mit Gott zu gewinnen, als über abſolute religiöſe Forderungen nachzudenken. Was gilt uns Geſchichte in dem Augenblick, wo die Unmittelbarkeit des Lebens erfordert, unſere tatſächlichen Aufgaben mit unſerem inneren Leben direkt in Verbindung zu ſetzen, um aus jenem Kraft zu gewinnen. Aber wenn wir auch im Augenblick des Handelns nicht reflektieren, die vergangene religiöſe Entwicklung lebt trotzdem in unſerem Unterbewußten weiter. Dieſes aber will eine Weiterſchöpfung. Setzen wir doch einmal für „primitives" religiöſes Denken im Sinne Wynekens die Worte „unterbewußtes" Denken, ſo iſt unſer gegenſätzlicher Standpunkt gegeben. Es iſt klar, daß im gotiſchen Mittelalter die Macht der Kirche alles religiöſe Denken in eine beſtimmte Form preſſen konnte, aber heute hat ſie auf neue, aus dem Unterbewußtſein heraufkommende Formungen keinen Einfluß mehr. Jeder Bildhauer, jeder Maler weiß, daß das unmittelbare Schaffen in erſter Linie viſionär iſt. Warum

ſollten nicht auch die Dichter der Kriegszeit viſionär Gott erleben? Daß ſie ſich der „vorbildlichen Perſönlichkeit Jeſu“ im Sinne der liberalen Theologie fern fühlen, ſcheint mir auf gegenwärtige neuſchöpferiſche religiöſe Vorgänge hinzuweiſen und eine Bejahung des Krieges in dem Sinne zu zeigen, daß neue, die Menſchheit höher führende Kräfte unter Schmerzen entbunden werden. Es werden dann wohl auch wieder neue Früchte entſtehen, aber erſt müſſen einmal die Bäume wieder grünen.

Eugen Diederichs

Gedanken zur Zeit

Das Gottvertrauen. Der ſo betitelte Abſchnitt „aus einem Kriegstagebuch“ in voriger Nummer der „Tat“ hat wieder Gedanken in mir wachgerufen, die ich ſchon lange einmal ausſprechen wollte. Ich habe ſchon immer ſo etwas wie eine geiſtige Atembeklemmung gefühlt, wenn ich irgendwo las: „im Vertrauen auf Gott und unſere Tapferkeit“, oder: „wenn wir nächſt Gott an unſre Waffen glauben.“ Man trifft ſolche Wendungen vom einfachen Soldatenbrief bis hinauf in offizielle Kundgebungen. Ich habe dabei oft das Gefühl: Bei dieſem „nächſt Gott“ ſchwingt nichts tief Innerliches in der Bruſt mit. Es iſt Floskel, Verzierung und Amtsſtil. Amtsſtil in religiöſen Dingen (alſo im Verkehr mit Gott) wirkt jedoch auf jedes zarte Empfinden peinlich. Gott nimmt es uns — wenn ich ſo ſagen darf — ganz gewiß nicht übel, wenn wir einfach ſagen: „wir verdanken den Sieg unſrer Tapferkeit, Pflichterfüllung und Manneszucht.“ Das iſt klar und ehrlich. Entweder man läßt Gottes Wirken und Walten als ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung ganz aus dem Spiel, oder man gibt, wenn man ihn ſchon nennen will, ihm allein die Ehre.

Es iſt noch viel Unklarheit und Verworrenheit im Gottesbegriff unſeres Volkes, ſowohl bei der „Maſſe“, wie auch bei den „Gebildeten“. Allerdings: es geht jetzt ein neues Gotterleben durch unſer Volk. Und „Gottinnigkeit iſt wichtiger als Gotteserkenntnis“; das wiſſen wir von Jatho. Aber mit einer gefühlsmäßigen Neuerfaſſung des Göttlichen iſt es nicht getan. Auch Jatho hatte, mannigfachen Vorwürfen zum Trotz, einen zwar myſtiſch gefärbten, doch ſtreng durchdachten Gottesbegriff. Und daran fehlt es noch gemeinhin. Gott wird immer noch viel zu ſehr (um mit Goethe zu reden) als der von außen Stoßende gedacht. Er iſt noch nicht als geſetzmäßig wirkende Kraft, als Summe der körperlichen und geiſtigen Wirklichkeit, als den Dingen und Lebenserſcheinungen innewohnendes Geſetz erfaßt. Man ſagt, Gott verleihe den Sieg. Aber Gott „verleiht“ nicht den Sieg, wie er denn überhaupt nichts „verleiht“, ſondern er iſt ſelbſt die körperliche und ſittliche Kraft zum Siege. — Es wird unumgänglich nötig ſein, daß wir jetzt ſchon, und beſonders nach dem Kriege, den Gottesbegriff einer durchgreifenden Reviſion unterziehen. Daran werden alle mitarbeiten müſſen, die an der Feſtigung der kommenden deutſchen Kultur ſchöpferiſch tätig ſein wollen.

H. F.

Die folgende Petition iſt am 22. Februar an den Bundesrat gegangen, unterſchrieben von 6000 Pfarrern. Wir erfüllen die Bitte, ihre Wirkung durch Abdruck in der „Tat“ zu unterſtützen, gern. „Petition an den hohen Bundesrat. Als Männer, die durch ihren Beruf mit dem Volke vertraut ſind, wiſſen wir, daß weiteſte Kreiſe unſeres Landvolks, aber auch ſolche in der Stadt, es nicht verſtehen, warum immer noch Gerſte zu Bier und Kartoffeln zu Schnaps verarbeitet werden dürfen, während doch die Nahrungs- und Futtermittel immer knapper werden. Wir beobachten, wie zumal in den bäuerlichen Kreiſen, welche die neueſten Brotverordnungen ſo wie ſo

ſchon als eine einſeitige Belaſtung empfinden, eine tiefe Verſtimmung über die Fortſetzung des Brauens und Brennens wächſt, und ſehen uns dadurch in unſerem Gewiſſen gedrängt, einen hohen Bundesrat zu bitten, ſofort zu unterſagen, daß fortan Nahrungs- und Futtermittel zur Alkoholbereitung Verwendung finden. Die Willigkeit, während des Krieges auf alkoholiſche Getränke zu verzichten, iſt in weiten Kreiſen vorhanden. Wir erinnern uns mit ihnen der großen Tage der Mobilmachung, deren glatter und erhebender Verlauf gewiß auch der Alkoholenthaltung zuzuſchreiben iſt. Wir ſind ferner der Meinung, daß, was in anderen Staaten, z. B. in Rußland, unter viel ſchwierigeren Verhältniſſen geſchehen konnte, auch bei uns möglich ſein müſſe. Gerne und nach beſten Kräften entſprechen wir der an uns gerichteten Bitte, aufklärend und beruhigend zu wirken. Wir können aber nicht verſchweigen, daß das Befremden über die Stellung der Regierungen zur Alkoholbereitung uns immer wieder faſt unüberwindliche Schwierigkeiten macht.

Die evangeliſchen Pfarrer Deutſchlands"*

Haßgefühle. Alljährlich führt man in Leipzig vor Oſtern Beethovens Neunte auf, nur in dieſem Jahre glaubt man den Geiſt dieſer Tondichtung von Leipzigs Patrioten fernhalten zu müſſen. Warum? Ja warum, man kommt nicht gleich auf den Grund. Weil die Neunte in dem „Seid umſchlungen, Millionen" endet, und dieſes Gefühl müſſe man jetzt ablehnen! Vielleicht predigen die Leipziger Paſtoren bald nur noch über das alte Teſtament, da das neue nicht mehr in unſere Zeit paßt. Schon der Reichskanzler hat es vor einiger Zeit geſagt: „Wir Deutſche pflegen den Haß nicht, es iſt keine deutſche Eigenſchaft zu haſſen". Aber wie viele Zeitungen geben nicht die Parole aus, es ſei unſere patriotiſche Pflicht zu haſſen, mindeſtens England. Gott ſtrafe England! Darum ſeien ein paar in das Schwarze treffende Sätze von Profeſſor Natorp in der „Pädagogiſchen Reform" hier angeführt: „Haß iſt häßlich, unvornehm, er ſchwächt und blendet, drückt den ganzen Menſchen um eine Stufe herab. Haß iſt Fieber, ſein Durſt iſt unſtillbare Qual wie der Durſt des Fieberkranken. Auch das ſubjektive Kraftgefühl, das der Haß einflößt, iſt nicht beſſer als der Wahn des Fieberkranken, Rieſenkräfte zu beſitzen. Der wahrhaft in der Seele Starke haßt nicht. Es iſt wahrlich genug, damit wir alle unſere Kraft zuſammennehmen, uns vorzuhalten, daß unſer Land in einer Gefahr iſt, wie vielleicht in aller Geſchichte noch kein Land ſie zu beſtehen gehabt hat, und daß unſer Land wert iſt, in dieſer Gefahr ſich zu behaupten, daß es nicht untergehen, daß für ſeine Rettung kein Opfer zu groß ſein darf. Wir ſollen Knechte werden, wir aber wollen nicht Knechte ſein, der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte: das genügt."

E. D.

Ich habe einen Annexionsvorſchlag zu machen, und zwar handelt es ſich um ein Königreich von 35000 qkm Bodenfläche, das wir ohne Schwertſtreich erobern können. Ich weiß, über Friedensbedingungen darf nicht geſprochen werden, aber mein Vorſchlag gehört auch nicht zu den Bedingungen des Friedens, iſt vielmehr eine Bedingung unſeres Sieges. Das Königreich liegt nämlich mitten im Deutſchen Reich, beſteht aus Sumpf-, Moor- und Heideland und könnte, wenn richtig beſtellt, nach Ausſage aller Sachverſtändigen uns die etwa 2 Milliarden Mark ausländiſcher Brotfrucht und Futtermittel erſetzen, durch deren Entziehung uns der Feind ſchmählich auszu-

* Wir bemerken hierzu, daß ſich nach einer amtlichen Erklärung des Staatsſekretärs Dr. Delbrück vor dem Reichstage ein Reichsgeſetzentwurf über den Verbot des Schnapsausſchankes in den Gaſtwirtſchaften in Vorbereitung befindet.

hungern gedenkt. Wohl läßt ſich Hochmoor nicht von heute auf morgen in Kartoffelacker verwandeln, aber meilenweite Strecken trocken gelegener Sandheide (z. B. die Lüneburger Heide) warten nur auf Pflug, Dünger und Saat, um noch in dieſem Jahre reichliche Frucht zu bringen. Verſagt unſere Landwirtſchaft völlig, wo ſo hoher Preis winkt? O nein, es wird vielerorten fleißig drainiert, kultiviert, rajoliert und melioriert; etwa 200000 Kriegsgefangene müſſen ſich die 2400 Kalorien, die das Sanitätsamt jedem zubilligt, redlich mit Spaten und Hacke verdienen. Aber das, was geſchieht, iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß man wirklich davon nicht ſo viel Weſens machen ſoll.

Viel wichtiger iſt feſtzuſtellen, was *verſäumt* wird. Viel wichtiger iſt feſtzuſtellen, welche Heidebeſitzer *keine* Anſtalten zur Erſchließung ihres Oedlandes treffen und welche geſetzlichen Mittel die Regierung beſitzt oder erhalten muß, um die Bebauung zu erzwingen. Die bisher erlaſſenen preußiſchen Notverordnungen ſind ungenügend. Man iſt ſich offenbar noch nicht klar darüber, daß derjenige Landeigentümer, der in dieſem Jahre nicht um ſein ſprödes Erbe werben will, es verwirkt hat. Daß unſere großen Tageszeitungen mit verſchwindenden Ausnahmen auch in dieſer Frage verſagen, wen nimmt das noch wunder? Sie können ſich nicht genug tun den Pächtern ſtädtiſcher Zwergparzellen, die kultivieren wollen, mit tauſend Ratſchlägen, Anbauplänen u. dgl. an die Hand zu gehen. Was aber mit denjenigen geſchehen ſoll, die ihre hunderttauſende Hektare Oedland *nicht* kultivieren wollen, davon darf nichts „verlautbart" werden, trotzdem, wer heuer ſein Land nicht pflügt, es dem Vaterlande ſtiehlt, und trotzdem der Fehler ſo ſchlimm iſt wie der Dieb. Burgfriede nennt ihr euer Schweigen? B. J.

Italien. Viele ſchimpfen laut über das unzuverläſſige Italien. Wer möchte es rechtfertigen? Aber Schwäche führt immer zu Treuloſigkeit. Man vergleiche Preußens Politik vor 1806 zwiſchen Frankreich und der Koalition. Die Hauptſache iſt, daß wir ſtark ſind. Wie die Entſcheidung auch fallen mag: das neue Deutſche Reich muß, wie nach 1870 zur alten Kirchen- und Papſtpolitik, ſo bald zur alten Mittelmeerpolitik Stellung nehmen. Darum kommen wir nicht herum. Irgendeine Verbindung mit Italien gehört zum Dauercharakter der jetzt militäriſch vereinten deutſchen und öſterreichiſchen Länder. Deutſchland braucht Sonne. — —

Der im Jahre 972 geſtorbene Biſchof Liudprand von Cremona, aus langobardiſchem Geſchlechte, ſchreibt von den Italienern, ſie möchten immer zwei Herren haben, um den einen durch die Furcht vor dem anderen zu ſchrecken. Er denkt an zwei Gegenkönige, die ſich ſtritten, Berengar und Wido, wir aber ſehen faſt allzu deutlich Italien zwiſchen Kaiſertum und Papſttum, zwiſchen Spanien und Frankreich, zwiſchen Öſterreich und Frankreich, ja auch zwiſchen Dreibund und Dreiverband. Im wechſelnden Zeitgewande lebt unverändert der Dauercharakter der Völker. Wer kündet ihn? Schon lange hat man nach einer hiſtoriſchen Charakterologie verlangt. „Beiträge" dazu werden wir heute nicht lange zu ſuchen haben. K. H.

Volksdichtung. Eine auffallende Tatſache, von der manche Redaktion zu berichten weiß, iſt die, daß oft Soldaten aus dem Felde fremde Gedichte als eigene einſchicken. Das Volk hat einfach kein Gefühl dafür, daß ein Gedicht geiſtiges Eigentum ſein kann. Was ihm gefällt, wird annektiert, wie etwa ein Geſangbuchvers, und bald verwiſcht ſich die Erinnerung, woher das Gedicht ſtammt. Das iſt zumal bei den Ge-

dichten der Fall, die angeblich mehrere Soldaten gedichtet haben. Kürzlich ging aus dem Feldpoſtheft „Sieg oder Tod“ der „Nachruf einer Mutter“, als von Frau Oberpoſtſchaffner Krauſe gedichtet, faſt durch die geſamte Preſſe, und es ſtellte ſich dann heraus, daß Frau Krauſe ein Gedicht von Frau Geheimrat M. Martius in Roſtock, das im „Daheim“ erſchienen war, im beſten Glauben unter die Todesanzeige ihres Sohnes geſetzt hatte. Es iſt eines unſerer ſchönſten Kriegsgedichte und ſei daher als würdiges Gegenſtück zu dem antik heroiſchen Empfinden Hölderlins an den Schluß des Heftes geſtellt. E. D.

Nachruf einer Mutter

Mein Junge fiel in der Schlacht
In ſeiner Jugend Reinheit und Pracht.
Die Kugel hat ihm die Stirn zerſchnitten,
Dann hat er noch zwei Tage gelitten,
Bis ſie ihn haben
In fremder Erde begraben.
Sein Blut iſt ſo koſtbar, ſo gut und treu,
Das macht gewiß Deutſchland von Feinden frei,
Das muß dem Siege zu Gute kommen,
Aber mir hats meinen Jungen genommen.
Warte, mein Junge, ich komme bald
Zu dir, in den heiligen Todeswald,
Wo Winde um Fahnentücher wehn,
Wo Eichen zu euren Häupten ſtehn.
Dort leg ich mich hin,
Weil ich, mein Kind, deine Mutter bin.
Dann erzählſt du leiſe von deiner Schlacht
Und wie tapfer du deine Sache gemacht.

Martha Martius

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Karl Hoffmann, Berlin-Friedenau, Leſevreſtraße 19.
Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena — Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Eine Monatsſchrift Herausgegeb. von Eugen Diederichs und Karl Hoffmann

7. Jahrgang Heft 2 Mai 1915

Eugen Diederichs
Gedanken zur Organiſation der deutſchen Kulturaufgaben

„Frieden in Freiheit“ bezeichnet Paul Natorp im Aprilheft der „Tat“ als die Formel für den Endpunkt des deutſchen Ringens und ſieht das Erobernde deutſchen Weſens in gerechter Ausgeſtaltung aller ſozialen Verhältniſſe, der Organiſation des ſozialen Ernährungsprozeſſes wie der Volksbildung, damit die körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten des Volkes ſich ſteigern. Durch das Freiheitsprinzip des Einzelnen gedeihen auch die wirtſchaftlichen Intereſſen, und ebenſo wie ſie ſich innerhalb freier genoſſenſchaftlicher Organiſationen durch Vereinbarungen ausgleichen, kann dieſer Ausgleich auch zwiſchen Staaten geſchehen.

Dernburg, der unermüdliche Agitator für den deutſchen Gedanken in Amerika, formulierte dort kürzlich als Ideal unſeres Kampfes: „Der ſoziale Staat auf demokratiſcher Grundlage.“ Aber bedeutet Demokratie nicht Desorganiſation des Staates? In Frankreich Nepotenwirtſchaft der Deputierten (allein 300 Advokaten ſitzen im Parlament), in England mangelnde Luſt, ſich für den Staat einzuſetzen, und dafür Steigerung des Geſchäftsſinns im altteſtamentlichen Sinne (im Grund iſt England altjüdiſch geworden), in Amerika plumpe Wahlmanöver zugunſten geſchäftstüchtiger Politiker. „Demokratie iſt jüdiſche Mache“, erklärt der Agrarier des Oſtens mit ſeinem auf Raſſenbewußtſein beruhenden Herrengefühl. Da iſt es wichtig, uns klar zu machen, daß wir

aus unſerer Geſchichte erſehen, daß der deutſche Volkscharakter ſtets demokratiſch war, vom alten Germanentum bis zur Städtegründung und den Bauernaufſtänden. Und dieſe demokratiſche Seelenverfaſſung beſitzen noch heute in ſtarkem Maße Süddeutſchland ſowie die ſkandinaviſchen Vettern, voran Norwegen und Island. Bezeichnend für dieſe in ſich gegründete Selbſtändigkeit des Denkens und Fühlens iſt folgende Epiſode aus Bayern. Als König Ludwig zur Regierung kam, hielt im liberalen Wahlverein einer Kleinſtadt der Vorſitzende vor den Verhandlungen eine kurze Anſprache, in der er auf den ereignisvollen Vorgang hinwies, und bat am Schluſſe die Anweſenden, ein Hoch auf den neuen König auszubringen. Da ſtand ein Schmied auf und ſagte: „Wir wollen erſt ſehen, was er leiſtet", und das Hoch unterblieb. Es iſt wohl nach dem Weltkrieg die Zeit gekommen, daß die Bevölkerung des altgermaniſchen Kulturlandes im Süden und Weſten wieder den Haupteinfluß auf die Weiterentwicklung unſeres Staatslebens gewinnt.

Statt „Weimar" herrſche heute in Deutſchland „Potsdam", ſo formulieren unſere Feinde ihre Anklage gegen den preußiſchen Militarismus. Wenn es ſchon eine Stadt ſein ſoll, ſo möchte ich behaupten, unſer Ziel der Zukunft iſt weder „Weimar", noch „Potsdam", ſondern „Jena", und als Formel gefaßt iſt es: „Der ſoziale Staat gegründet auf der Organiſation der ſchöpferiſch handelnden Kräfte." Wir brauchen dabei nicht an Schiller, an Fichte, an Hegel, die Geiſter Jenas vor 100 Jahren, zu denken, ſondern an einen Mann der Neuzeit, der bereits dieſe Formel in die Wirklichkeit überſetzt hat: Ernſt Abbe. Ein Gelehrter war er anfangs, der über ſeine Gelehrſamkeit hinaus zum handelnden Leben gelangte, der die optiſche Induſtrie Jenas entwickelte, und der dann, das iſt das Entſcheidende, einen ſozialen Staat gründete, der im Keime die ganze Zukunftsentwicklung Deutſchlands enthält.*

* Ernſt Abbe (1840—1905) war der Sohn eines Eiſenacher Fabrikarbeiters, der es zum Profeſſor der Aſtronomie und Phyſik an der Jenaer Univerſität brachte. Als ſolcher war er zuerſt ſelbſtloſer Berater, dann Teilhaber der optiſchen Firma Carl Zeiß und ſchließlich nach Niederlegung ſeiner Profeſſur alleiniger Beſitzer. Er gründete den Weltruf der heute zirka 5000 Arbeiter umfaſſenden Firma durch eine von ihm ausgebildete Verbindung von Wiſſenſchaft und Technik. Er dachte ſo groß von den Aufgaben der Wiſſenſchaft, daß er beiſpielsweiſe wichtige Erfindungen für die Allgemeinheit zur Benutzung freiſtellte. So nahm er nur ſelten ein Patent und wandelte auch am Ende ſeines Lebens ſein Unternehmen, das damals einen Wert von zirka 5 Millionen darſtellte, unter Verzicht perſönlichen Eigentums für ſich und ſeine Kinder in einen ſozialen Staat um. Ihn leitete dabei die Abſicht, für Deutſchland einen vorbildlichen Verſuch zu machen, die Perſönlichkeit des Arbeiters von der Unſicherheit ſeiner Lebensbedingungen zu befreien, ihm Selbſtentwicklung zum Nutzen der Qualität ſeiner Arbeit zu verſchaffen und ihn gleichzeitig daran zu gewöhnen,

Über dieſen ſozialen Staat Abbes wird in dieſer Zeitſchrift noch ein Berufener reden. Wenn es auch nach Abbes Tod an Weiterdurchbildung ſeiner Ideen gefehlt hat, ſo iſt doch ſeine Grundlage unverrückbar: Sozialer Ausgleich — Herrſchaft der Tüchtigſten — Auswirken der materiellen Erträgniſſe auf geiſtige Aufgaben. Eine Weiterentwicklung ſeines Einfluſſes würde auch ſein, daß an der Jenaer Univerſität recht viele Profeſſoren wie Rudolf Eucken aufſtünden, die, über die reine Gelehrſamkeit hinauskommend, handelnde Menſchen würden. Wiſſen erzeugt noch nicht Leben!

Peſſimiſten ſehen ſchon im voraus, daß es nach dem Kriege nicht viel anders wird in Deutſchland wie bisher. Die Menge bleibt immer die gleiche; ſie bekommt dann von den Ritſchpatrioten das „deutſche Ornament" in ſentimentaler Aufmachung vorgeſetzt. Hinter den „wirtſchaftlichen Intereſſen" verbirgt ſich noch weiterhin derſelbe öde Geſchäftsmaterialismus wie früher; in Berlin werden wieder die gleichen Nervenmenſchen in der Premiere ſitzen und über die deutſche Bühnenkunſt entſcheiden; die Schule wird immer noch nicht von der Bureaukratie loskommen, auch der Schweinehunds-Anſchnauzeton der Leute, die die Macht haben, wird noch nicht ſchwinden (macht er ſich doch auch jetzt während des Kampfes noch ſo manchmal ſeitens der Reſerve-Unteroffiziere und -Offiziere im Felde breit). Auch wird viel geredet werden; man wird ſich zuerſt vormachen, es ſei eine innere Umwandlung des ganzen Volkes vorgegangen und dann wird man von Enttäuſchungen ſprechen. Wir werden es ja bald bei den Kirchen ſehen, ob neues Leben in ſie hineinkam, weil ſie etwas von der Zeit lernten. Wir werden es beobachten können, ob die Bureaukratie fruchtbarer an eigenen Ideen geworden iſt und ob ſie das Neue unterſtützt, ſelbſt wenn es ihr Unbequemlichkeiten macht. Wir werden ſehen, ob die Verbindungsſtudenten weiter Bierbauchſpeck züchten, ſtatt Wandern und Sport zu betreiben. Wir werden ſehen, ob Fabrikanten und Geſchäftsleute von ſich aus darauf kommen, eine Organiſationsform zu finden, die ihr Hausrecht wahrt und doch über die Beteiligung ihrer Mitarbeiter in der Form einer bloßen Geldentlohnung hinausgeht? Wir werden ſehen, ob der Staat nur von „verwaltenden" Beamten geleitet wird oder ob auch ſchöpferiſch handelnde, im praktiſchen Leben bewährte Perſönlichkeiten entſcheidenden Einfluß haben. Wir werden ſehen, ob die Preſſe weiter

daß ſeine Arbeit der Allgemeinheit gilt. So fußt heute das Gedeihen der Univerſität Jenas weniger auf den Beiträgen der Thüringer Erhalterſtaaten, als auf dem Arbeitserträgnis des Abbe'ſchen Sozialſtaates, genannt die Carl-Zeiß-Stiftung.

mit wenigen Ausnahmen ihre rein geſchäftlichen Grundtendenzen in alter Weiſe mit ſchönen Worten verdeckt, die unentwegte eigene Überzeugung vortäuſchen ſollen. Ob ſie wohl in alter Weiſe noch jedes Jahr dem deutſchen Philiſter ein neues Schlagwort einpeitſcht und ob der deutſche Geiſt wieder mit pikanter Sauce zurechtgemacht wird? Oder ob es bei ihr gilt: Deutſch ſein heißt eine Sache um ihrer ſelbſt willen tun?

Es gilt dem allen nur eins entgegenzuſetzen, nämlich: Das Von-innen-heraus-leben des Einzelnen, das die Kulturlügen einfach nicht mitmacht, weil es das innere Gleichgewicht ſucht. Ein ſolches Leben iſt handelnd und wurzelt ſowohl im religiöſen Vergeiſtigungs- und Werdedrang als im breiten Untergrund des volklichen Bewußtſeins, denn es will über das Ich hinaus zur Gemeinſchaft. Fichte hat uns in ſeiner „Anweiſung zum ſeligen Leben" die gedanklichen Grundlagen dafür gegeben.*

Unſere neue zumal „freideutſche" Jugend geht ganz inſtinktiv und unbewußt dieſen Weg, befruchtet von mehr oder weniger theoretiſchen Erörterungen der Älteren. Sie hat ihre Anregungen weniger bei den ſtaatlich dazu berufenen Lehrern gefunden, als bei den Menſchen, die ſie in Schriften und Vorträgen auf die Probleme ihrer Entwicklung hinwieſen. Sie iſt auch befruchtet von den überkommenen Wahrzeichen deutſchen Weſens: der Landſchaft, den Bauten, dem Volksliede. Zu ihr geſellt ſich nach dem Kriege wohl noch mancher Mann, der aus den Schützengräben verinnerlicht zurückgekommen iſt.

So ſchreibt der Verfaſſer des ſchönen Kriegsliedes „Der Heilige Reiter", Rudolf G. Binding, aus dem Felde in der Frankfurter Zeitung: „Was an die Stelle des Alten treten ſoll oder was eigentlich neu zu entdecken ſei, will ich in einem Worte ſagen: die Religion der Wahrhaftigkeit. Das wäre es, was uns dieſer Krieg bringen könnte, wenn wir ihn richtig verſtehen. Das würde uns eine ſo ungeheure Kraft geben, auf Tauſende von Jahren — denn Religionen überdauern Geſchlechter, Völker und Reiche, Kulturen und Philoſophien, Entdeckungen und Fortſchritte der Menſchen —, daß keine Nation, auch kein Zuſammenſchluß von Nationen uns gewachſen wäre. Geheiligt würde die Wahrhaftigkeit ebenſowohl mit den Waffen in der Hand, wie mit den Erzeugniſſen der Arbeit im Arm daſtehen: unantaſtbar, einigend durch die Gewalt der Idee, fördernd durch die heitere Sicherheit eines religiöſen Glaubens, fromm machend durch das Bekenntnis des Mannes zu ihr. Wo aber iſt der Stifter? Wo der Prediger? Wo ſind die Jünger?

* Vergleiche Fr. Gogarten, Fichte als religiöſer Denker. Jena 1914.

Nicht der Krieg würde wehrhaft ſein, ſondern das Leben. Was reden ſie über Ziele des Krieges? Sie hören die Stimme nicht im feurigen Buſch, die da rauſcht: Sei wahrhaft! Du ſollſt kein anderes Gebot haben neben dieſem. Ich würde dieſe Forderung, eine Religion der Wahrhaftigkeit zu gebären, nicht an die Zeit ſtellen, wenn ich nicht wüßte, wie groß ſie iſt. Sie trägt dieſes Kind. Wir aber ſind ihr ſchlechte Helfer in ihrer ſchweren Stunde. Und wer wollte beides beſtreiten: das Ungeheure des Geſchehens und die Hilfloſigkeit, es für die Menſchheit oder auch nur für unſer Volk in Werte umzuſetzen."

Es wäre gut, wenn das Vaterland ſo bald als möglich den Vorteil hätte, daß dieſe ſo wichtigen Elemente ſich für die innere Entwicklung des deutſchen Volkscharakters und den freiheitlichen Ausbau des Staates ohne jedes Parteiſchlagwort praktiſch einſetzen.

Machen wir uns immer wieder klar: Nur eine gebildete ſchmale Schicht — es iſt dieſelbe, die Bücher als Lebensbedürfnis empfindet — vermittelt den Kulturfortſchritt im Verein mit der heraufkommenden jungen Generation, zu der ich auch die Elite der Arbeiterſchaft rechne. Sagen wir mit einem Bilde: die erſtere iſt der Kopf, die Jugend Arme und Beine, die große Maſſe iſt der Leib, ein Reſervoir kommender Generationen. Die eigentliche Kulturaufgabe iſt nun, dafür zu ſorgen, daß möglichſt viel Jugend in dem Geiſt heranwächſt, den die führenden Geiſter der dünnen Oberſchicht erzeugen. Dieſe führende Schicht hat nun nach dem Kriege die Aufgabe, das Ideal der ausgebildeten perſönlichen Freiheit mit dem Staatsgedanken zu vereinen und praktiſch anzuwenden.

Das Ideal der ausgebildeten perſönlichen Freiheit verbunden mit perſönlicher Wahrhaftigkeit ergibt ſtets eine Stellungnahme zu den Forderungen des Tages. Es berührt Erziehungsfragen in und zumal außer der Schule, es berührt die Stellungnahme des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber, es berührt auch die Selbſtunterordnung unter den Tüchtigeren und die Selbſtorganiſation. Keine Gleichmacherei wird dabei herauskommen, ſondern in freier Verantwortung Einordnung in einen ſtufenweiſen Aufbau des volklichen Ganzen. Der Schwede Guſtaf Steffen hat alles, was darüber zu ſagen iſt, in ſeinem Buche „Das Problem der Demokratie" ausgeführt.* Es iſt ſchon vor drei Jahren in deutſcher Überſetzung erſchienen, hat aber bis heute noch nicht die geringſte Wirkung in Deutſchland ausgeübt, nicht eine einzige deutſche Zeitung hat eingehend ihre Leſer darauf aufmerkſam gemacht. Nur in einem

* G. Steffen, Problem der Demokratie. Jena 1912.

kleinen Schweizer Kanton wollte einmal ein Arzt auf dieſes Buch hin die Kantonalverfaſſung reformieren, und es gab dann einige Aufregung in den Lokalblättern.

Mancherlei Anſätze zu praktiſcher Kulturarbeit, die nicht bloß Ziviliſation mit größter Kultivierung des Lebensgenuſſes will, ſondern die ſeeliſchen Kräfte des Einzelnen ſteigert und Organiſationsformen des ſozialen Staates vorbereitet und damit dem ganzen Volke dient, haben die letzten Jahrzehnte gebracht.* Der Staat ging an ihnen faſt immer vorbei, und ob ſie durch die Zeitungen weiten Kreiſen bekannt wurden, hing ganz vom Zufall ab. Für jede Art äſthetiſcher Intereſſen waren jene zu haben, aber eine „kulturpolitiſche" oder „weltpolitiſche" Rubrik hat noch keine unſerer Zeitungen. Und doch brauchen all dieſe Verſuche eine Reſonanz in der Preſſe, um weiterzuwirken, um neue Kräfte leicht heranzuziehen. Der Neuidealismus, der hinter dieſen Verſuchen ſteht, muß Macht gewinnen, und zwar erſt in der öffentlichen Meinung und dann bei den entſcheidenden Stellen der Regierung, das iſt Grundbedingung, wenn wir dem drohenden Zeitalter des Geſchäftsmaterialismus verkleidet mit ſchönen patriotiſchen Phraſen entgehen wollen.

Es iſt wohl eine vergebliche Hoffnung, daß ſich die politiſchen Parteien ſeiner annehmen, denn ſie vertreten ja ausſchließlich wirtſchaftliche Intereſſen, und wenn man die Debatten im Reichstage über Kulturfragen lieſt, ſtaunt man über deſſen Bildungsniveau. Mit welcher beneidenswerten Sicherheit werden die wichtigſten Fragen der geiſtigen Ernährung des Volkes mit Parteiſchlagworten erledigt, und um aus Parteiintereſſe ſich nicht mit maßgebenden Perſönlichkeiten zu überwerfen, hütet man ſich oftmals bei den wichtigſten geiſtigen Intereſſen vor dem offenen Wort. Die Stellungnahme des einzelnen Politikers ergibt ſich ja aus dem Majoritätsprinzip innerhalb der Partei. Außerdem, jeder Politiker geht mit Lügen hauſieren, ſei er Sozialdemokrat, ſei er Liberaler, ſei er Konſervativer, er will die Welt einſeitig färben. Und ſo paradox und unmoraliſch es klingt, er hat recht, denn nur der Einſeitige erreicht etwas. Wer ſchreit, dem wird gegeben, heißt es im politiſchen Leben.

Es bleibt alſo kein anderer Weg, als Selbſthilfe durch Organiſation, und zwar in der Art, daß innerhalb der einzelnen Volksſtämme

* Vergleiche den Bericht von Heinz Marr über das „Hamburger Volksheim" in dieſem Heft.

eine Arbeitsgemeinſchaft aller neuidealiſtiſch Handelnden entſteht, die weniger Programme ausarbeitet, als ſich zur Gewinnung der öffentlichen Meinung zuſammenſchließt und damit das Wirken der Einzelbeſtrebungen zum Ganzen hinleitet. Der Neuidealismus organiſiert ſich alſo nicht durch Formulierungen, die nur Papier bleiben würden, ſondern durch folgende reale Aufgabe, die ſich aus den Kriegserfahrungen ergibt.

Wir haben jetzt im Kriege den Einfluß der feindlichen Preſſe im ganzen Ausland zu ſpüren bekommen, und höchſtwahrſcheinlich werden wir nun nach dem Kriege von Staats wegen uns durch Ankauf von Aktien Einfluß auf die Haltung beſtimmter Auslandszeitungen zu ſichern ſuchen. Aber warum wollen wir nur Preſſepolitik im Ausland treiben und nicht auch im Inland?

Es iſt ja auch das bereits zu Hauſe ſchon verſucht worden mit Scherl. Damit die Regierung Organe hat, die in die weiteſten Kreiſe dringen, nämlich den „Lokalanzeiger", die „Woche" und die „Gartenlaube", hat Krupp manche Million geopfert, und ihm zur Seite ſteht der Nachkomme Carl Auguſts in Weimar als zweiter Mäzen der „Lokalanzeigerſchicht". Beim heiligen Goethe, konnten von Bohlen-Halbach und Großherzog Wilhelm Ernſt ihr Geld nicht für etwas Beſſeres anlegen? Freilich, dieſer Vorwurf trifft uns, warum iſt nichts Beſſeres da, ſie können doch nicht ſelbſt Zeitungen gründen.

Mein Vorſchlag geht daher dahin, neben der durchaus notwendigen parteipolitiſchen Preſſe in beſchränkter Weiſe etwa ein Dutzend Zeitungen in unpolitiſche umzuſchaffen, ſo daß ſie im beſten Sinne politiſch, nämlich kulturpolitiſch, ſind. Das kann aber nicht ein Einzelner zuſtande bringen, ſondern nur eine Organiſation.

Dieſe Organiſation gruppiert ſich alſo zur Durchführung der Zukunftsaufgaben Deutſchlands nicht nach politiſchen Provinzen Preußens oder nach Staaten, ſondern volklich nach alten Stämmen, wie Franken, Alemannen, Heſſen, Niederſachſen uſw.* Sie trifft ein Übereinkommen

* Die Einteilung denke ich mir ſo, daß in der Regel eine Induſtrieſtadt und eine Univerſitätsſtadt zuſammengehen; ſie wird ſich vor allen Dingen durch die vorhandenen Kräfte ergeben. Folgende Skizzierung kann daher nur als Anregung gelten, ſie iſt nicht völlig konſequent gehalten: 1. Altbayriſcher Kreis mit München-Augsburg/2. Schwäbiſcher Kreis mit Stuttgart-Tübingen/3. Alemanniſcher Kreis mit Karlsruhe-Straßburg/4. Fränkiſcher Kreis Oſt mit Nürnberg-Erlangen/5. Fränkiſcher Kreis Weſt mit Mannheim-Heidelberg/6. Heſſen-Weſt (Pfalz, Rheinheſſen, ſüdliche Rheinprovinz und Heſſen-Naſſau umfaſſend) mit Darmſtadt-Frankfurt/7. Heſſen-Oſt (bis nach Weſtfalen reichend) mit Marburg-Kaſſel/8. Das Rheiniſche Induſtriegebiet mit Köln-Bonn-Eſſen/9. Niederſachſen-Weſt mit Münſter-Bremen/10. Niederſachſen-Oſt mit Göttingen-Hannover-Braunſchweig/11. Nordſeegebiet und Schleswig-

mit einer beſtehenden Zeitung derart, daß jene alle neuidealiſtiſchen Elemente eines beſtimmten Bezirkes vertritt und ſomit ihre Leſer über alles kulturell Weſentliche informiert. Der Vorteil für die Zeitung beſteht darin, daß ſie Mitarbeiter hat, auf die ſie ſonſt nicht zählen könnte, daß ihr Mitarbeiterkreis ſie über die lokale Bedeutung hinaus erhebt und ſie zum Organ eines größeren Bezirkes macht. Sie braucht dann aus materiellen Gründen nicht parteipolitiſch zu ſein. Es kann dann auch irgendwo, wo die richtigen Leute zuſammen ſind, ohne weiteres Gerede mit der Tat begonnen werden. Bald wird ſich vielleicht ein Wetteifer anderer Stämme einſtellen, denn das läßt ſich ſchon heute behaupten: das Stammesbewußtſein iſt uns durch den Krieg doppelt zum Bewußtſein gekommen.

Sobald mehrere derartige Zeitungen entſtanden ſind, laſſen ſich techniſch eine Reihe Vereinfachungen im Betrieb erzielen, mit der die ſozialdemokratiſche Preſſe zum Teil bereits vorangegangen iſt: Gemeinſames Erwerben der Telegramme, des Abdrucksrechts von Romanen und Aufſätzen u. a. Kurz und gut, die Qualität läßt ſich dadurch ſteigern, ohne Mehrkoſten zu verurſachen. Schon jetzt geben einige ideale Intereſſengruppen wie z. B. der „Dürerbund", oder der „Heimatſchutz", Korreſpondenzen heraus, die den Zeitungen gratis beſtimmte Artikel zur Verfügung ſtellen und ſo damit für ihre Ideen wirken. Es gilt nur praktiſch auf dieſer Linie weiter zu ſchreiten und gewiſſermaßen eine geiſtige Dezentraliſation der Preſſe Deutſchlands nach ſeinen einzelnen Kulturſtätten durchzuführen.

Verweilen wir bei der Preſſe noch unter einem anderen Geſichtspunkt, nämlich wie weit ſie ſich zwiſchen Regierung und Volk ſtellt. Es ſoll durchaus nicht all das Gute, was ſie in den Kriegstagen für Deutſchland geleiſtet hat, verkannt oder herabgeſetzt werden. Nur das ſoll ausgeſprochen werden, daß unter dem parteipolitiſchen Geſichtspunkt gar zu leicht bei ihr die Objektivität gegenüber den Geſamtintereſſen des Volkes leidet. Ein Beiſpiel: Der Reichskanzler mahnt in einer ſehr vernünftigen Kundgebung zur Geduld in Behandlung der Friedensvorſchläge. Was geſchieht? Nur ein Teil der Preſſe druckt ſie vollſtändig und an erſter Stelle ab und die von N. L. Korreſpondenz bediente liberale Preſſe unterſchlägt ihren Leſern einfach wichtige Stellen.

Holſtein mit Hamburg-Kiel / 12. Provinz Sachſen mit Magdeburg-Halle / 13. Sachſen-Thüringen mit Leipzig-Jena / 14. Schleſien-Poſen mit Breslau-Poſen / 15. Altpreußen mit Königsberg-Danzig / 16. Mecklenburg-Pommern mit Stettin-Roſtock / 17. die Mark mit Berlin.

Andere ſervieren die Kundgebung zugleich mit zerpflückender Kritik der einzelnen Sätze vermiſcht, kurz, der Leſer wird gleich abſichtlich mit Voreingenommenheit erfüllt, ehe er ſie noch geleſen hat. Die Franzoſen leſen die Anſprachen ihrer Regierung in Geſtalt von Maueranſchlägen, der Deutſche will ſie in der Zeitung vor ſich haben. Zu einem Vertrauensverhältnis von Regierung und Volk iſt durchaus notwendig, daß die Regierung unmittelbar und unbevormundet zum Volke reden kann, und es wäre durchaus erwünſcht, wenn ihr das Recht geſetzlich feſtgelegt würde, ihre Kundgebungen dem Volke in der Art nahe zu bringen, daß jede Zeitung verpflichtet iſt, ſie an erſter Stelle ungekürzt zu bringen und ihre Kritik erſt ſpäter nachfolgen zu laſſen.

Warum haben denn alle Gebildeten den Wunſch nach größerer Objektivität der Tagespreſſe ohne die Verwaſchenheit des Generalanzeigers? Weil ſie wiſſen, jede politiſche Zeitung beanſprucht nicht nur die unfehlbare Richtigkeit der von ihr vertretenen Anſicht für Parteifragen, ſondern auch für alle anderen Angelegenheiten überhaupt. Würde ſie zugeben, daß jede Wahrheit zwei Seiten hat, würde ſie keine Suggeſtionswirkung auf politiſchem Gebiet mehr beſitzen. Beiſpielsweiſe, nimmt ſie zu irgendeiner literariſchen Frage durch Aufnahme eines Aufſatzes Stellung und ein zweiter Schriftſteller würde mit viel beſſerer Begründung eine andere Anſicht einſchicken, ſo wird dieſe grundſätzlich nicht gebracht mit der Begründung: „die Frage ſei für die Redaktion erledigt.“

Dieſe nach deutſchen Stämmen organiſierte Kulturpolitik muß ihren Mittelpunkt ſpäter in einem großen Berliner Zentralorgan und Zentralbureau finden, das in enger Fühlung mit der Regierung ſteht und dafür ſorgt, daß führende Perſönlichkeiten der kulturpolitiſchen Organiſationen in ähnlicher Weiſe Einfluß auf den Staat gewinnen wie ſeinerzeit der Freiherr von Stein.

Seien wir uns doch klar, wie wenig Raum heute innerhalb einer Staatsverwaltung für eigene Köpfe im Inſtanzengetriebe der Staatsorganiſation iſt. Wer trägt da die Verantwortlichkeit, iſt es immer der Beſſerwiſſende? Auch hier hat man mit allen Menſchlichkeiten, zumal mit der Bequemlichkeit des Einzelnen zu rechnen. Nur nichts Außergewöhnliches, heißt es bei der Bureaukratie, alles immer ſchön im alten Geleiſe, das klagte ſchon Bismarck. Denn über etwas Neues könnte man ſelbſt ſtolpern, bleibt es aber beim Hergebrachten, kann man ſich nicht blamieren! Dieſe Geſinnung erzeugt dann das Strebertum, unter

dem wir heute leiden und das oft für die Wahl des Berufes ſchon beim Abiturienten entſcheidend iſt. Es muß durchaus unſer Beſtreben ſein, die Staatsorganiſation dadurch zu verlebendigen, daß Perſönlichkeiten und im praktiſchen Leben geſchulte Kräfte in größerem Maße als bisher in ihr zur Wirkſamkeit kommen. Nicht zuletzt erfordert dieſe Verjüngung unſere Diplomatie. Die Herrſchaft des nur formal gebildeten Juriſten in der Verwaltung iſt geradezu ein Unfug. Warum konnten ſich ſoviel überflüſſige Zwiſchenhändler bei den Kriegslieferungen der Regierung dazwiſchendrängen? Weil ſo gut wie keine kaufmänniſch gebildeten Kräfte in der Regierungsverwaltung tätig ſind.

Mein Vorſchlag iſt nichts anderes als fröhliches Glauben und Handeln im Geiſte Fichtes, und ein Zuſammenſchluß des deutſchen Neuidealismus müßte in ſeinem Namen geſchehen. Noch einmal kurz zuſammengefaßt würde ſich deſſen Realiſierung alſo ſo darſtellen, daß die kulturellen Kräfte jedes Volksſtammes ſich zu einer Arbeitsgemeinſchaft mit beſtimmten Zielpunkten zuſammenſchließen. Sie werden ſich je nach den vorhandenen Individualitäten mehr praktiſch- oder mehr geiſtig-ſozial betätigen, aber eines nicht ohne das andere. (Die Forderung, die Volksgeſundung nur auf Abſtinenz und ähnliche hygieniſche Maßnahmen zu begründen, würde nur vernünftige Einſicht, aber noch keine religiöſen Triebkräfte zur Bedingung haben.) Sie fördern nicht nur beſtimmte Aufgaben, ſondern auch Perſönlichkeiten, die nach Wirkſamkeit für das Allgemeine ſuchen. Sie finden ſich als Mitarbeiterkreis einer beſtimmten Zeitung zuſammen. Die einzelnen Gruppen organiſieren einen Geſamtarbeitsausſchuß etwa in ähnlicher Weiſe, wie der „Deutſche Werkbund", zu dem ſie vielleicht einen ſelbſtändigen Bruderverein bilden könnten. Schon auf der letzten Kölner Tagung des Werkbundes betonte der Vorſitzende Muthesius die Notwendigkeit einer Erweiterung desſelben nach allgemeinen kulturellen Aufgaben hin.

Es iſt alles gewonnen, wenn ſich einmal an einer Stelle ein Dutzend tatkräftige Männer zuſammenfinden, wenn ein Stamm es einmal dem anderen vormacht. Ich denke, daß Mannheim-Heidelberg der erſte Verſuchspunkt ſein könnte, oder ein mitteldeutſcher Bezirk wie etwa Sachſen-Thüringen, denn faſt immer gingen die deutſchen Kulturſtrömungen von Mitteldeutſchland aus, ich erinnere nur an die Reformation und den deutſchen Idealismus. Die Zentraliſation in Berlin und damit der Einfluß auf die Regierung wird als reife Frucht kommen, wenn das ganze Deutſchland weiß, was es zu tun hat.

Heinz Potthoff
Wie ehren wir die Sieger?

Wie ehren wir die Sieger von 1915? — Anders, liebe Freunde, ganz anders, als unſere Väter der Sieger von 1871 geehrt haben. Dieſen gegenüber hat das deutſche Volk ſeine Dankesſchuld *nicht* bezahlt; und jeder von ihnen, der mit der Drehorgel betteln ging, iſt ein Gewiſſensbiß für fünfzig Millionen. Und wie wenige waren es damals! Eine halbe Million Soldaten im Felde, mehr nicht. Heute aber ſtehen zehn Millionen unter den Fahnen. Was von ihnen verlangt, was von ihnen geleiſtet wird, iſt unendlich mehr, als je ein kämpfendes Volk leiſten mußte. Größer und anders muß heute die Ehrung ſein.

Iſt diesmal ein Haus, iſt eine Familie, die keinen Angehörigen draußen haben? Das deutſche Volk hat um ſein Reich gerungen; ſich ſelbſt danken und ehren muß es. Darum hüte es ſich vor den Erfahrungen von 1871. Die Sieger von damals kehrten in eine Heimat, die von lautem Jubel voll, aber nicht für ſie heimiſch bereitet war. Sie kehrten in eine Zeit voll übler Mammonsjagd, voll rückſichtsloſer Selbſtſucht, voll Kitſch und Protzentum, leer an innerer Kultur. Der Geiſt, der im Felde alle Stämme, Berufe, Glaubensbekenntniſſe und Parteien verbunden, erloſch; und Jahre der bitterſten, häßlichſten Fehden durchtobten das Parlament, die Preſſe, vergifteten die Herzen.

Unendlich größer und ſchwerer iſt jetzt der Kampf. Die Zahl derer, die bequem zu Hauſe ſitzen, ſich an den Siegen der anderen berauſchen und erwägen, welchen perſönlichen Gewinn ſie daraus ziehen können, iſt viel, viel kleiner. Deſto größer die Zahl der Kämpfer, die ſelbſt geſehen und gefühlt haben, wie ſchwer und teuer deutſche Zukunft errungen iſt. Sie werden bereitet ſein. Dürfen wir hoffen, daß auch die zu Hauſe es diesmal ſind? Sie ehren die Heimkehrenden und ſich ſelbſt am tiefſten, wenn ſie bewußt mitbauen an einem Reiche ſozialer Kultur.

Wie ſollen wir die Toten ehren? — Das Gedenken iſt ſchön. Aber wenn es nicht die Lebenden vertieft und zum Handeln bringt, bleibt es unfruchtbar — und wird gar zu ſchnell vergeſſen. Das Reden und Predigen von den Gefallenen iſt ſchön, aber ſehr billig. Wenn es nicht die Hörenden vertieft und zum Handeln bringt, bleibt es unfruchtbar. Das Erinnern iſt weder Dank noch Tat. Das tönende Schwelgen in

der Erinnerung iſt die ſchlimmſte Gefahr eines tätigen Dankes. Wollt ihr die Erinnerung dauernd wachhalten, ſo tut es in einer ſinnigen oder in einer lebendigen Form. Schreibt die Namen auf ſteinerne Tafeln, wenn ihr ſie nicht feſt genug in die Herzen der Jugend ſchreiben könnt; und ſtellt die Tafeln in die Kirche, in den Rathausſaal oder ſonſtwo hin, wo ſie euch mahnen. Nur nicht auf den Markt, daß ſie nicht zu einer „Sehenswürdigkeit" werden. Dann lieber in einen ſtillen Winkel des Friedhofes, des Waldes, wohin nur die Andächtigen kommen; — aber ſorgt auch, daß viele Andacht ſuchen.

Und nicht zehntauſend neue Kriegerdenkmäler nach dem Muſter der alten! Wir müſſen zeigen, daß wir nicht „Barbaren", ſondern ein Kulturvolk ſind. Dazu gehört, daß wir nicht die Toten entweihen durch Geſchmackloſigkeiten wie die Siegesſäule in Berlin oder wie die „Germania" in hundert Kleinſtädten. Wir dürfen zu unſeren Künſtlern das Vertrauen haben, daß ſie uns würdige Kunſtſchätze ſchenken, die auf das Erlebnis des Weltkrieges Bezug haben. Wenn ſolche Werke gekauft und aufgeſtellt werden, ſo iſt das gut. Und man mag ſie getroſt den Helden weihen, auch wenn ſie keine Germania und keine ſterbenden Krieger darſtellen.

Es ſchadet auch gar nichts, wenn ein gutes Werk an mehreren Stellen ſteht, nicht nur zum Gedächtnis, ſondern auch zur Kunſterziehung. Aber nicht das Wettrennen aller Gemeinden, wer am ſchnellſten das ſchönſte oder das größte oder gar das teuerſte „Siegerdenkmal" hat! Sonſt erleben wir im Zeitalter des Großbetriebes, daß Kataloge herauskommen, die Denkmäler „in jedem Geſchmack und in jeder Preislage" anbieten — wie das vor zwanzig Jahren bei den Kaiſerſtandbildern ſich gelohnt hätte (und voll Sorge erwartet wurde).

Sinnig iſt der Vorſchlag des Gedächtnishaines, den auch das erſte Kriegsheft der „Tat" verzeichnet hat: Zu Ehren eines jeden Gefallenen in der Gemeinde eine Eiche gepflanzt. Sie trägt den Namen eines Bürgers und dient den Angehörigen ſtatt des Erdhügels in der Fremde. Für die Geſamtheit iſt der Hain eine Stätte der Wallfahrt, der Erinnerungsfeier, der Erziehung und vaterländiſchen Mahnung. Es brauchen nicht Eichen zu ſein. Die deutſche Linde oder auch die Buche dünkt mich ebenſo würdig. Es braucht nicht der Hain erſt gepflanzt zu werden; auch ein beſtehender kann geweiht werden. Ein ernſtes Stück hochſtämmiger Buchen ſcheint mir weihevoller als ein

Garten mit jungen Eichen; vielleicht bedarf es der mahnenden Wirkung, ehe der Eichwald zur Feierlichkeit ausgewachſen iſt.

Denn wichtiger als alle andere Ehrung iſt die Tat. Und die kann nicht warten, bis ein halbes Jahrhundert Eichenſtämme geſtreckt hat. Sie muß am Tage des Friedens einſetzen, ſonſt ſind die Empfänger verloren: die Angehörigen und das Vaterland.

Die gefallenen Sieger können wir ehren in den Hinterbliebenen. Wir müſſen es, denn Deutſchland darf nicht hunderttauſend Familien den Ernährer nehmen, ohne ihn nach beſten Kräften zu erſetzen. Gern und reichlich wollen wir zahlen, denn auf den Gräbern unſerer Helden iſt unſer wachſender Reichtum gegründet. Aber keine Almoſen! Sondern feſte, ausreichende Rechte. Ein für allemal feſtgelegt, daß niemand zu bitten braucht, der einen Gatten oder Vater verloren hat. Zehn Milliarden der Kriegsentſchädigung ſind für ſolchen Zweck zu beſtimmen. Und wenn wir ſo viel nicht im Frieden bedingen können, werden wir das nötige ſelbſt dazu legen.

Aber Geld allein tut's nicht. Wir wollen in taktvoller, zarter Weiſe den Gattinnen und Müttern, den Kindern und Geſchwiſtern zu fühlen geben, daß wir wiſſen, wofür ſie den Verluſt getragen, was wir dem Toten verdanken. Wir wollen ihnen helfen, ohne den Verlorenen ſich im neuen Reiche zurechtzufinden und ſich eine neue, eigene, feſte Stellung zu bauen, eine Stätte der Mitarbeit an den großen Aufgaben der Zukunft.

Vor allem gedenket der Kinder! Gebt der Mutter die Möglichkeit, ſich ihren Kindern zu widmen. Helft ihr, tüchtige Deutſche aus ihnen zu machen. Und gebt den Verwaiſten eine neue Heimat. Die Väter, die in Frankreich und Rußland ſchlafen, könnt ihr nicht beſſer ehren als in ihren Kindern.

Wie ehren wir die Lebenden, die aus dem großen Ringen ſiegreich wiederkehren? Vor allem dadurch, daß wir ihnen helfen, möglichſt ſchnell und reibungslos wieder ins bürgerliche Leben unterzutauchen. Beim Einzuge in die Heimat wird ein gewaltiges Jauchzen ſie umbranden. Laßt den Jubel brauſen, den Dankruf dröhnen in die Ohren der Sieger, denn ſie haben es verdient; wer nicht draußen war, kann ja nicht nachfühlen, was draußen geleiſtet iſt. Aber ſie haben mehr verdient. Und je lauter der Willkommen ihnen entgegenbrauſte, deſto ſtiller muß es gleich danach werden. Nur keine fortgeſetzte Feierei mit

billigen Redensarten! Nur nicht die Kämpfer zu Helden der Stammtische gemacht! Denn vor uns steht eine ungeheuer große und schwere Aufgabe: die Wiedereinordnung der Millionen in die Friedensarbeit. Eine Aufgabe ohne Vorbild; denn es sind dieses Mal Millionen, die aus den Schützengräben zurückkommen; ein ganzes Volk, das lange Monate in Feindesland gelegen. Wer so lange nur mit Büchse und Kanone „gearbeitet", wer so lange nur einen Gegner und den Tod vor Augen gehabt, der paßt nicht ohne weiteres in die engeren, geordneten, anderen Verhältnisse der Heimat. Und wenn nicht Behörden, Vereine und Berufsgenossen tatkräftig zusammenwirken, wenn nicht Arbeitgeber verständig handeln, wenn nicht alle daheimgebliebenen Bürger mithelfen, freundlich führend, dann werden Tausende von wackeren Kriegern straucheln. Auch den letzten der Millionen zu bewahren vor der Renommisterei, der Arbeitslosigkeit, dem Trunke und dem Strafrichter, das ist die Ehrung, für welche die Sieger uns einst am meisten Dank wissen werden; durch die wir uns selbst am meisten nützen.

Das gilt ganz besonders von den vielen, die mit einem dauernden Schaden heimkehren. Ihnen ist nicht mit Geld allein geholfen, das ihnen zu leben gestattet. Viel wichtiger ist, daß sofort alles getan wird, was ihnen ermöglicht, wieder eine nützliche, befriedigende Berufsarbeit aufzunehmen; sei es die früher gewohnte, sei es eine neue. Laßt sie vergessen, daß sie „Hilfsbedürftige" waren. Macht sie wieder zu Vollmenschen, das ist der beste Dank, den ihr ihnen und euch selbst erstatten könnt.

Je rascher und fester die Kriegshelden in der Friedensarbeit verankert sind, desto voller wird diese durchtränkt vom Geiste des Feldes.

Alle die Kämpfer, die wir ehren möchten, sind hinausgezogen für das Vaterland und beanspruchen kein anderes Lob, als daß sie voll ihre Pflicht getan. Alle Daheimgebliebenen können sie ehren, wenn sie auch dem Vaterlande gegenüber voll ihre Pflicht tun. Da gibt es so allerlei Alltagsdinge, wie: ehrlich sein Vermögen und Einkommen angeben und pünktlich seine Steuern zahlen, Brotmarken sparen und genau nach den Ernährungsinteressen des Volkes leben; nicht mit dem Heimatboden Wucher treiben; nicht verdienen wollen an der Kriegsnot des Vaterlandes und der Mitbürger; recht hohe Beiträge für die Kämpfenden, die Kranken und Verwundeten geben (möglichst ohne daß es in die Listen kommt). Lauter ganz prosaische Dinge; aber sie sind zehnmal wertvoller als die schönsten Reden und Siegeslieder.

Die ſchönſte Ehrung der Kämpfer iſt das Bekenntnis, daß die Pflichten gegen die Geſamtheit ebenſo ſtreng zu halten ſind wie gegen den Einzelnen. Wer ſeine Pflichten gegen den Staat nicht voll leiſtet, tut es auf Koſten ſeiner Nachbarn, die für ihn mitleiſten müſſen. Die Steuerdrückeberger und die Kriegswucherer ſchänden das Gedächtnis der Helden; ſie auszurotten, heißt dieſe ehren!

Lieber Hindenburg! Du biſt ſo einzig in deinen Plänen und Taten gegen den Feind; ſei es auch gegen deine Mitbürger. Du biſt ſo unvergleichlich freundlich gegen alle, die dich mit ihrer Bewunderung ſchon im Felde beläſtigen. Bleibe freundlich, aber ſage es doch einmal recht deutlich, daß man dir am beſten lohnt, wenn man dich vorläufig in Ruhe läßt. Denn du haſt wirklich mehr und beſſeres zu tun, als zweckloſen Huldigungen zu antworten. Du biſt ſo unvergleichlich langmütig gegen alle Spekulanten, die deinen großen Namen für ihre kleinen Geſchäftchen mißbrauchen möchten. Du gibſt die Erlaubnis zu „Hindenburg"-Gamaſchen und -Hüten, -Heringen und -Nudeln, -Schnäpſen und -Kloſettpapier. Es iſt geſchmacklos — von den anderen, die es machen und kaufen; aber es ſchadet nichts. Denn du haſt recht: „Einmal wird der Rummel aufhören!" Aber wenn ſie dir Denkmäler ſetzen wollen an allen Straßenecken oder auf allen Bergeshöhen, dann ſprich wie zu den Ruſſen: „Bis hierher und nicht weiter!"

Bismarck war gewiß nicht ſchüchtern und übermäßig beſcheiden. Aber er geſtand im Reichstage (vom 28. II. 1881), daß es ihn in Kiſſingen „ſtörte, wenn ich gewiſſermaßen foſſil neben mir daſtehe". Und: „ich wäre in der größten Verlegenheit, wenn ich beiſpielsweiſe in Köln wäre, mit welchem Geſicht ich an meiner Statue vorbeigehen ſollte." Seitdem iſt die Denkmalsſucht gräßlich gewachſen in Deutſchland; ſo ſtark wie der Reichtum und ſiebenmal ſtärker als der Kunſtſinn und der Geſchmack. Wenn du nicht hilfſt, dann wird dein Name zu einem Gaſſenhauer, der keinen ſtillen Marktplatz verſchont und auf jedem ſchönen Fleckchen deutſchen Landes neben einen unſeligen Bismarckturm zwei Hindenburgtürme ſetzt. — Und dann die Klucktürme und die Bülowſteine und die Kronprinzendenkmäler!! Hilfe!! Hilfe!!!

Die ſchönſte Ehrung könnte der Kaiſer den deutſchen Helden erweiſen, wenn er mit kräftigem Federſtriche den Makel beſeitigte, den er nebſt allen Bundesfürſten und anderen Gliedern des „Hohen Adels" allen deutſchen Männern und Frauen antut: den Makel der

Unebenbürtigkeit. Mochte man bisher mit Achſelzucken oder beliebigen Gefühlen an dem Überbleibſel vorſintflutlicher Rechtszuſtände vorübergehen; nachdem jetzt Millionen deutſcher Helden mit ihrem Blute die deutſchen Throne geſichert und erhöht haben, muß es als Beleidigung empfunden werden, daß ihr Blut dieſe Throne nur beſudeln könnte. Auch der Beſten Blut das geringſte aller Thrönchen! Wenn irgendein Prinzchen von Reuß, Lippe oder ſonſt einem Herrſcherhäuschen ſich „herabließe", die Tochter eines Hindenburg oder ſonſt eines erſten Deutſchen zu lieben, er dürfte ſie in Unehren halten; aber ehe er die Ehe ſchlöſſe, müßte er auf Namen, Erbrecht, Thronfolge verzichten. Denn die beſte deutſche Frau iſt unmöglich auf dem kleinſten Throne, weil der Makel der Unebenbürtigkeit an ihr klebt.

Aber jedes Mitglied eines anderen Herrſcherhauſes iſt ebenbütig. Auch der Narr oder Verbrecher, dem deutſche Geſetze längſt hätten die bürgerlichen Ehrenrechte aberkennen müſſen; wenn er nur im Purpur geboren wurde. Als unſere Kaiſertochter den Erben Braunſchweigs heiratete, ging ein Aufatmen durch weite Kreiſe unſeres Volkes, die geſchaudert hatten vor der Möglichkeit, daß wir mit Hammeldieben oder Königsmördern verſchwägert werden könnten. Sollen wir künftig vor der Möglichkeit ſchaudern, daß die braunen und ſchwarzen „Brüder" der europäiſchen „Kultur"-Völker, die heute gegen uns im Felde ſtehen, als „edleren Blutes" gelten denn die Helden unter dem ſchwarzweißroten Banner?!

Ein Federſtrich des Kaiſers, und dieſes Geſpenſt aus dem Mittelalter verſchwindet. Kein Fürſt und kein „mediatiſierter Reichsunmittelbarer" kann an einem Unrecht feſthalten, das der erſte Fürſt Europas in die Flamme des deutſchen Krieges wirft.

Herr Kaiſer! Sie haben als Ihren Stolz bekannt, erſter Diener eines Staates zu ſein wie der deutſche. Bleiben Sie erſter Führer dieſes Volkes, das Sie zum erſten Mann auf Erden macht. Aber vernichten Sie den beleidigenden Wahn, als ob auf irgendwelchen Thronen Europas oder anderer Erdteile — Halbgötter ſäßen!

Wie ehren wir die Sieger von 1915? — Indem wir vollenden, was ſie begonnen; indem wir die Hoffnung erfüllen, um die ſie gekämpft und geblutet haben: ein einiges, ſtarkes, freies, deutſches Volk! Wehe dem, der den Meinungsſtreit der Zukunft vergiftet mit dem Vorwurfe der Vaterlandsloſigkeit! Wehe dem, der ſeinen Sondervorteil auf Koſten der Allgemeinheit erſtrebt! Wehe dem, der nicht ſein kleines Ich

willig ein- und unterordnet gegenüber dem großen Ziele des deutſchen Kulturfortſchrittes! Dieſes Ziel aber heißt: Die ſiebzig Millionen ſollen teilhaben an der Kultur, die gegründet iſt auf dem ſozialen Volksſtaate.

Richard von Kralik
A. E. I. O. U.

Der römiſch-deutſche Kaiſer Friedrich III., der Vater des letzten Ritters Maximilian, jenes „Teuerdank" und „Weißkönig", hat in den Zeiten größter Zerriſſenheit des deutſchen Reichs und ſeiner öſterreichiſchen Stammländer in quietiſtiſcher, in myſtiſcher Grübelei ſich zum Troſte das rätſelvolle Symbolum der fünf Vokale geprägt: A. E. I. O. U. Unter den unzähligen Deutungen dieſes Symbols iſt die bedeutungsvollſte der lateiniſche Spruch: Austria Erit In Orbe Ultima. Das heißt: Öſterreich bietet der Weltgeſchichte das letzte und höchſte Ziel; Öſterreich hat die zukunftreichſte Sendung und Beſtimmung; Öſterreich wird ſeinem Weſen nach am ſpäteſten „fertig" werden; Öſterreich hat die längſte, mühevollſte, unabſehbarſte Arbeit zu leiſten, eine Arbeit, die gewiſſermaßen die jetzige Weltgeſchichte abſchließen wird. Es ſcheint, daß Kaiſer Friedrichs Myſtik Recht behalten hat und Recht behalten wird. Alle anderen Staaten haben eine verhältnismäßig einfachere Aufgabe, ſie ſind weniger kompliziert, ſie ſind einfacher, verſtändlicher organiſiert. Öſterreich iſt ein Organismus höherer Ordnung, etwa ſo wie es innerhalb der Pflanzenwelt die Kompoſiten ſind. Öſterreichs Entwicklung iſt vorbildlich für die Menſchheitsgeſchichte. Hier wird das ſchwierige Experiment erledigt, eine größere Anzahl verſchiedener Völker und Raſſen unter Eine ſtaatliche Rechtsform zu bringen, ein Experiment, das wohl allmählich auf die Völker der ganzen Erde in unabſehbarer Zeit ſich ausdehnen wird. Vorläufig alſo ſollen Deutſche, Romanen, Slawen und Turanier zuſammen einen Großſtaat bilden, hier an der ausgeſuchteſten Stelle, wo Orient und Okzident, Nord und Süd ſich begegnen, wo Europas größter Gebirgszug, die Alpen, an Europas bedeutendſten Strom, die Donau, heranreicht, hier am Völkertor, an der Völkerbrücke.

Die Tendenz zu dieſer organiſchen Bildung beſtand ſchon zur Zeit der Markomannen, zur Zeit der Römer, zur Zeit der Oſtgoten. Öſterreich iſt der Erbe des edlen Oſtgotenreiches, des Reiches Dietrichs von Bern. Dreimal hat das fernſte Aſien ſeine Repräſentanten hergeſchickt, um

hier mit Germanen, Romanen und Slawen den Verſuch einer internationalen Staatenbildung zu unternehmen: zuerſt die Hunnen, dann die Awaren, endlich die Ungarn. Das drittemal war der Verſuch gelungen, und als zum vierten die Tataren, zum fünften die Türken kamen, da war der neue Organismus bereits lebenskräftig, zukunftsfähig, zum Widerſtand und zur Abwehr bereit.

Das Problem Öſterreichs iſt nicht, daß verſchiedene Nationen ihre Nationalität aufgeben müſſen, um Eine Nation, ein Gemiſch und Gemenge zu bilden. Es hat freilich Staaten und Zeiten gegeben, in denen es galt zu romaniſieren, zu ſlawiſieren, zu germaniſieren — die Beiſpiele dazu ſind allbekannt. Aber das Problem Öſterreichs iſt vielmehr, daß durch das Zuſammentreten von vier Nationen mit ihren Unternationalitäten jede Nation noch nationaler wird als in ihrer Abgeſchloſſenheit. Und das iſt gewiß das höhere Ziel. Es wäre ein albernes Ideal, die ganze Welt in Eine Nation verſchmelzen zu wollen. Was hat die Idee des Germanentums davon, wenn die Neger, die Feuerländer, die Eskimos, die Chineſen germaniſiert würden! Nein, ſie würde nur dadurch verlieren. Der Ruhm, der Glanz, die Würde jeder Nation liegt in ihrer Eigentümlichkeit. Der Deutſche kann nur dann die volle Deutſchheit im Reigen der Nationen darſtellen, wenn der Däne Däne, der Pole Pole, der Franzoſe Franzoſe bleibt — wobei nicht ausgeſchloſſen ſei, daß ein gewiſſer Blutumlauf auch die verſchiedenen Nationen verbinde, daß durch Wahlverwandtſchaft Typen der einen Nation in die andere übertreten.

Es war die nachweisbare Aufgabe Öſterreichs, den Deutſchen in und durch Öſterreich noch deutſcher zu machen als er im großen Stammland werden konnte. Öſterreich ſollte durch eine ſpezifiſche Ausbildung des Deutſchtums die andern deutſchen Stämme bereichern, es ſollte hier das Deutſchtum auf eine beſonders glänzende, oſtentative Spitze treiben. Der unwiderlegliche Beweis dafür liegt ſchon darin, daß lediglich die deutſch-öſterreichiſchen Länder (Ungarn vielleicht zum Teil mit inbegriffen) die deutſche Heldenſage hervorgebracht haben, die ebenſo das koſtbarſte Adelsdokument der geſamten deutſchen Nation war, iſt und bleibt, wie die homeriſchen Gedichte der joniſchen Rhapſodenſchule die Grundlage nationaler Kultur aller Hellenen wurden. Das Nibelungenlied, die Gudrun und alle andern Gedichte des nationalen epiſchen Zyklus ſind in Öſterreich, Steiermark, Tirol in ihrer klaſſiſchen Schönheit, Würde und Erhabenheit erſtanden und nicht in Schwaben, Franken, Sachſen, nicht einmal im nahen und nahverwandten Bayern. Es

iſt der in Öſterreich zu höchſt geſteigerte und geſchärfte nationale Sinn der Deutſchen, der ſie hier zu dieſer beiſpielloſen nationalen Energie befeuerte. Hier an der Grenzwacht war es nötiger und dringender, deutſch zu ſein, ſich in deutſchem Geſange, in nationalen Erinnerungen zu ſtärken. Dieſe Arbeit konnten nur die Deutſchen Öſterreichs leiſten, und Deutſchland wird erſt dann ein reifes, der Schule entwachſenes Kulturvolk ſein, wenn die Jugend an Stelle des Homer und Virgil die heimiſchen Heldengeſänge als Grundlage ihrer Bildung bekommt; denn ſie ſind nicht nur nationaler, ſondern auch, richtig gewertet, kulturvoller. Siegfried und Dietrich ſind edler als Achilles und Aeneas.

Was von der Poeſie gilt — wir wollen dabei auch nicht des Öſterreichers Walther von der Vogelweide und ſeines in Öſterreich geſungenen Preisliedes deutſchen Weſens vergeſſen —, das gilt auch von der Politik. Als das deutſche Reich im Interregnum und dann unter den Luxemburgern zuſammenzuſinken drohte, wurde es allein durch die öſterreichiſch gewordenen Habsburger aufrechterhalten. Bis 1806 war der Vertreter der öſterreichiſchen Hausmacht allein imſtande, die ſchwere Bürde des deutſchen Kaiſertums mit Würde zu tragen. Dies Öſterreich war auch noch bis 1866 die Präſidialmacht des deutſchen Bundes und es ließ ſich in jenem Jahre bekanntlich nur doppelter Gewalt weichend aus dieſer deutſchen Vormachtſtellung verdrängen. Man glaubte damals faſt allgemein, ſowohl innerhalb wie außerhalb Deutſchlands, daß die Deutſchen Öſterreichs ausgeſpielt hätten; aber das war durchaus nicht der Fall. Die deutſche Kultur in Öſterreich hat an Energie ſeitdem noch entſchieden gewonnen; und die Kultur im Deutſchen Reich iſt anſcheinend nicht völkiſcher geworden als ſie vor 1866 war. In der Literatur iſt da ein Epigonentum, dann der internationale Naturalismus mit ſeinen Folgeerſcheinungen zu beobachten, eine auffallende Abhängigkeit vom Ausland, von Zola, Tolſtoi, Ibſen, von England und Italien, ein Mangel an nationalem Idealismus bei den namhafteſten Vertretern der Literatur, der im Feſtſpiel Gerhart Hauptmanns geradezu den Bankerott anſagt.

Was alſo in Öſterreich von den Deutſchen gilt, das gilt auch von den andern Nationen. Die Romanen, Italiener und Rumänen ſind hier italieniſcher und rumäniſcher als in Italien und Rumänien; ihr nationales Bewußtſein iſt viel erregter. Ebenſo ſind die Slawen Öſterreichs die ſlawiſcheſten der Welt. Ihnen gelten die Ruſſen als halbe Germanen und halbe Tataren. Liegt doch auch der Kern der Südſlawen nicht in Serbien, Montenegro, Bulgarien, ſondern in Kroatien, Slawonien,

Dalmatien, Bosnien und Herzegowina. Vollends die Magyaren ſtellen eine Reinzucht typiſchen Nationalismus dar. Dieſe Aſiaten haben ihre Nationalität erſt in Europa, erſt in der Kulturberührung mit den andern öſterreichiſchen Völkern ausgebildet. Sie verdanken ihre nationale Organiſation germaniſchem, öſterreichiſchem Geiſt. Sie wären ohne Öſterreich, ohne die andern ariſchen Nationen eine aſiatiſche, eine hunniſch-awariſche Horde geblieben. So iſt es denn auch die Aufgabe Öſterreichs, allen dieſen Völkern zu ſagen: Ihr könnt euer höchſtes Ideal des nationalen Weſens nur in der öſterreichiſchen Reichsgemeinſchaft erreichen! Ihr Deutſche findet hier den ausgeſuchteſten Boden zur Betätigung eurer Kultur, ebenſo wie ihr Romanen, Slawen, Magyaren! Öſterreich iſt nicht nur ein Hauptland — ich möchte faſt ſagen: das Hauptland deutſcher Kulturarbeit; es iſt auch ein Hauptland, wenn nicht das Hauptland ſlawiſcher Kultur, magyariſch-aſiatiſcher Kultur, und es ſollte und könnte auch ein Hauptland romaniſcher Kultur ſein. Alle dieſe Nationen ſollten hier ihre ruhmvollſte Paläſtra finden. War ja doch Wien zur Zeit Leopolds I., Joſefs I., Karls VI., Maria-Thereſias, Leopolds II., Franz II. zweifellos die eigentliche Hauptſtadt italieniſcher Politik, italieniſcher Literatur und Muſik. Das heutige Italien verdankt ſeine Tüchtigkeit der Zucht, die Norditalien unter öſterreichiſcher Herrſchaft unmittelbar oder mittelbar erfuhr. Dieſe Tatſache iſt freilich jetzt verdunkelt durch den nervöſen Antagonismus der heutigen Italiener gegen das viele Öſterreichiſche in ihrer Geſchichte. Aber es wird noch einmal ein Dante kommen, der es ebenſo wie jener erſte anerkennt, daß das Heil für das zerriſſene Italien von deutſchen Kaiſern, vom deutſchen Volke kam.

Man kann das Weſen Öſterreichs, beſonders ſeine Stellung dem Deutſchen Reiche gegenüber nicht ganz verſtehen, wenn man nicht auf die religiöſen Verhältniſſe eingeht. Wie man nun immer ſich zu religiöſen oder konfeſſionellen Fragen ſtellen mag, es bleibt eine einfache Tatſache, daß Öſterreich heute der Hauptſitz des Katholizismus iſt. Das hat ſich auf dem Euchariſtiſchen Kongreß zu Wien im September 1912 gezeigt. Die ganze Welt hat zugeſtehen müſſen, daß eine ſolche Heerſchau des Katholizismus in keiner andern Stadt der Welt, gewiß nicht im heutigen Rom möglich iſt. Das hat auch ſeine hiſtoriſche Begründung, die ich hier kurz entwickeln will.

Öſterreich war ſchon im 15. Jahrhundert das Hauptbollwerk der europäiſchen Kulturwelt gegen den tſchechiſchen Huſſitismus. Die ſpäteren deſtruktiven, zentrifugalen Beſtrebungen, die es in jedem Staatsweſen

gibt, in jedem geben muß, haben ſich dann, und zwar beſonders in Böhmen und in Ungarn, an das Luthertum und an die reformierte Kirche ſchweizer Bekenntniſſe angeſchloſſen und aus dieſen proteſtantiſchen Bewegungen ihre Stärke gezogen. Die öſterreichiſchen Herrſcher waren ſeit Maximilian I. bis Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., ſelbſt bis Rudolf II. und Matthias durchaus nicht beſonders klerikal und ultramontan, im Gegenteil ſehr reformeifrig geſinnt. Die Päpſte hatten nicht beſondere Freude an ihrer Haltung. Erſt Ferdinand II. hat entſchieden Stellung genommen, gezwungen durch die ſpezifiſch öſterreichiſchen, politiſchen Verhältniſſe, und er hat durch die Schlacht auf dem weißen Berge 1620 zu gleicher Zeit der nationalen wie der konfeſſionellen Oppoſition in Böhmen ein Ende machen müſſen. So fremdartig es oberflächlichen Kennern der Geſchichte klingen mag, ſo waren die Habsburger Fürſten ein Jahrhundert lang die einzigen toleranten Fürſten Europas. Während ſonſt in ganz Deutſchland und Europa jeder Landesfürſt von ſeinem Fürſtenrecht Gebrauch machte und die Konfeſſion ſeiner Untertanen durch Staatsgewalt beſtimmte, ließen die öſterreichiſchen Fürſten die ſtaatliche Beſtimmung der Konfeſſion ihrer Untertanen faſt ein Jahrhundert lang in der Schwebe. Während der Kurfürſt von Bayern keinen Proteſtanten in ſeinem Lande duldete, der Kurfürſt von Sachſen keinen Katholiken oder Reformierten, beſtand in Öſterreich ſeit 1517 faſt völlige konfeſſionelle Freiheit. Die Adeligen auf dem Lande, die Bürger in den Städten durften ſich nach Belieben proteſtantiſche Prediger oder katholiſche anſtellen, ſofern ihre Lehren nur nicht die Geſellſchaft oder den Staat gefährdeten. Man ſchritt von Staats wegen nur gegen ſozialiſtiſche, anarchiſtiſche, revolutionäre Ausſchreitungen der Religionen ein. Das kam daher, daß die öſterreichiſchen Fürſten eine Vereinigung der religiöſen Meinungen oder wenigſtens ein friedliches Zuſammenleben im ſelben Staate für möglich hielten. Sie verlangten daher vom Papſt weitgehende Konzeſſionen, wie die Geſtattung der Prieſterehe, des Abendmahls unter beiden Geſtalten. Die meiſten Geiſtlichen wußten kaum recht, ob ſie reformfreundliche Katholiken oder bereits völlige Proteſtanten waren. Faktiſch war ja auch die augsburgiſche Konfeſſionsformel noch ſehr katholiſierend; ſie wurde erſt ſpäter unter ſtaatlichen Einfluß immer negativer. Es gab Prieſter, die ihre Gläubigen fragten, ob ſie lieber das Sakrament nach katholiſchem oder nach proteſtantiſchem Gebrauch nehmen wollten. Es gehört nun zu den intereſſanteſten Experimenten der Kulturgeſchichte, daß gerade in dieſer Freiheit von ſtaatlichem Zwange die

durch keine autoritative Agende zuſammengehaltene Reformation zerſplitterte, in ſich zerfiel. Das, was man Gegenreformation nennt, war in Öſterreich eine Bewegung innerhalb der Intelligenz, anfänglich ſogar gegen den toleranten, friedliebenden oder gleichgültigeren Sinn der Landesherrn und Kaiſer gerichtet. Erſt gegen das Ende des 16. Jahrhunderts waren Kaiſer und Erzherzoge gezwungen, in dem entſtandenen Wirrwarr Ordnung zu ſchaffen. Und da die in ſich zerfallenen Proteſtanten aller möglichen, zum Teil nationalen Färbungen den Fürſten keine feſte Stütze boten, ſo iſt es ſehr begreiflich, daß ſie immer mehr dem Katholizismus zugetrieben wurden. So wie Ferdinand II. das tſchechiſche Böhmen wiedereroberte und die Nachklänge des Huſſitentums zum Schweigen brachte, ſo eroberte und katholiſierte damit Leopold I. das reformierte magyariſche Ungarn. Alles das im Sinne des Zentralismus, im Sinn eines einheitlichen deutſchen Öſterreichs. Nicht aus Unduldſamkeit, ſondern weil Öſterreich auf andere Weiſe nicht zu halten war.

Wenn dann ſpäter Kaiſer Joſef II. die ſchon längſt faktiſch geübte „Toleranz“ öffentlich ausſprach, ſo tat er das, weil es nicht mehr gefährlich war, weil ihm die katholiſche Staatskirche genug befeſtigt erſchien.

Die öſterreichiſchen Herrſcher waren immer mehr oder weniger „joſefiniſch“, das heißt, ihnen ſchwebte immer der öſterreichiſche Staatszweck als das vor, was ihres Amtes war, nicht gerade als das Höhere, aber als das Zunächſtliegende. Das galt auch von der Regierung des Kaiſers Franz und ſeines Kanzlers Metternich. Gerade ſo wie Öſterreich nicht das Geſchöpf der Regierung, nicht das Produkt der Fürſtenehen und Fürſtentraktate iſt, ſondern durch hiſtoriſche, völkiſche Notwendigkeit exiſtiert, ſo iſt auch der öſterreichiſche Katholizismus ein Produkt der geſchichtlichen, der volklichen Mächte und Entwicklungen. Damit muß man rechnen, wenn man Politiker, wenn man Kulturhiſtoriker ſein will.

Das hat ſich auch im Revolutionsjahr 1848 gezeigt; mit allen Freiheitsbeſtrebungen dieſer Zeit machten ſich auch die religiöſen Freiheitsbeſtrebungen geltend, das heißt, die lebendigen Kräfte des öſterreichiſchen Volkes warfen die joſefiniſche, die metternichſche Bevormundung über den Haufen. Auch die Religion, auch die Kirche machte ſich frei vom Staat, hier in Öſterreich nicht minder als im übrigen Deutſchland. Und dieſe Befreiung des eigentlichen Volkes von den Oligarchien der Finanz und des Beamtentums kam vor allem in der ſpezifiſch öſterreichiſchen

Bewegung des chriſtlichen Sozialismus zur Geltung, in der Geſtalt des Volksmanns Lueger und in ſeinen ebenſo typiſchen Mitarbeitern, wie in dem volkstümlichen Prinzen Alois Liechtenſtein, dem glänzenden Repräſentanten vornehmer Intelligenz und des Gefühls für die Kräfte und Bedürfniſſe des echten Volkes, des Kerns von Öſterreich.

Der Öſterreicher iſt nicht ſo übertrieben „religiös", ſo „klerikal", wie man es in manchen anderen Gegenden iſt, er iſt im Dogmatiſchen ſeines Glaubens etwas weitherzig und er läßt ſich ſeine Genüſſe und ſeine Freiheiten nicht gerne allzu ſtreng einſchränken. Seine Religioſität iſt intuitiver, gefühlsmäßiger, äſthetiſcher, kultureller, humaniſtiſcher, quietiſtiſcher, myſtiſcher im verwogenſten Sinn. Die Religion mit ihren Feſten und Wallfahrten iſt ihm etwas rein Erfreuliches, ſeine Freude und ſeinen Lebensgenuß Mehrendes, nichts Schreckhaftes, nichts Fürchterliches. Er ſteht mit Gott und den Heiligen, ſelbſt mit dem Teufel auf einem gemütlichen Fuß vertraulichen Verkehrs, er faßt dieſe Dinge ungemein menſchlich, ſelbſt humoriſtiſch auf, wie der große Volksprediger Abraham a Sancta Clara, oder wie Ferdinand Raimund die ganze Geiſterwelt märchenhaft und feenhaft im Stil der ariſtophaniſchen Komödie ſich projizieren läßt.

Dieſe Stellung des öſterreichiſchen Volkes zur Welt iſt nicht Schlaffheit, ſondern ſie iſt ſtärkſte Energie, eigenſtes Schwergewicht, ſie iſt das unbedingte Beſchließen, durch humorgeſättigtes Beruhen in ſich ſelbſt jede unwahre Poſe zu überwinden, nichts Geſtelztes ſich imponieren zu laſſen. In dem Volksſchauſpiel von Doktor Fauſt, das auf öſterreichiſchem Boden entſtanden iſt, ſtellt ſich der komiſche Hans Wurſt ſiegreich dem ohnmächtig grübelnden Fauſt gegenüber und ſpricht ſo das tiefſte Rätſelwort der Sphinx aus, daß nämlich dieſer Welt ein unaustreibbarer Zuſatz des menſchlich Komiſchen beigemengt iſt, und daß die (romantiſche) Ironie noch erhabener iſt als die tragiſcheſte Tragik.

Dieſe Philoſophie des öſterreichiſchen Volkes iſt eine Macht, auch etwa minder guten Verwaltungen gegenüber. Ich für meine Perſon kann das Schelten auf die Regierungen und die Hofräte nicht verſtehen. Sie gehören ja doch auch zum Volk, ſie ſind ein Teil von uns, wir wollen ſie, wir bejahen ſie. Gott behüte uns Öſterreicher vor einem Cäſar, einem Cromwell, einem Napoleon! Große Männer ſind ſchön für ſich, aber ihre Wirkungen aufs Volk, auf den Staat haben zwei Seiten. Die Zukunft Öſterreichs hängt nicht von Reformatoren ab; ſie liegt in der Gewalt der öſterreichiſchen Idee, deren Träger das Volk iſt. Die Regierung, das iſt eben nur dieſe Idee; die Regierung,

das ſind alſo wir alle, die an dieſer Idee teilhaben (um platoniſch zu reden), wir, die wir uns bewußt ſind, in dieſer Idee zu leben, nicht in der Oppoſition zu ihr. Wir brauchen keinen, der uns erſt dieſe Idee verwirkliche; es genügt, daß wir, Hermann Bahr, ich allenfalls und noch ein paar andere, dieſe Idee ſehen, ſie ausſprechen; dann iſt ſie da in all ihrer Herrlichkeit; denn die Idee iſt ewig; ſie wartet nur darauf, daß ihr einer die kleine Samtmaske vom Geſicht nimmt. Sie wehrt ſich nur ganz wenig dagegen. Sie lächelt uns an, wenn wir ſie anlächeln. Sie gibt ſich uns (geiſtig!) ganz hin, wenn wir den rechten wahrheitsliebenden Eros haben, das heißt, wenn wir das Schöne, das Wahre, das Gute und Gerechte im Wirklichen ſehen, loben, preiſen und beſingen, ohne uns und die Dame Idee damit zu ärgern, daß wir ſie nicht ſchön genug angezogen oder friſiert finden.

Gewiß, es iſt etwas Fließendes in dieſer öſterreichiſchen Idee, etwa ſo wie in den fünf Vokalen des kaiſerlichen Symbolums. Vielleicht iſt das deſſen tiefſter, einfachſter Sinn. So mögen denn die Völker Öſterreichs die Vokale ſein, um die ſich einſt in freier, ungezwungener Harmonie als kräftige Konſonanten die anderen Staaten der Welt gruppieren können, um ſo ein neues Epos der Menſchheit in unendlicher Kombination zu bilden.*

Guſtaf F. Steffen
Der ruſſiſche Imperialismus

Was iſt, politiſch entwicklungsgeſchichtlich betrachtet, der ruſſiſche Staat — das ruſſiſche Zarenreich, das Imperium Rußland? Es iſt eine politiſche Erweiterung des Großfürſtentumes Moskau, eine ſtaatliche Expanſion *eines* von zahlreichen ſlawiſchen und darunter mehreren „ruſſiſchen" Stämmen — des „*großruſſiſchen*" Stammes nämlich, der, in politiſcher Hinſicht, von ſeinem „moskowitiſchen" Hauptzweige geführt wird und mit ihm als identiſch zu betrachten iſt.

Dieſe moskowitiſche Expanſion iſt neuen Datums. Der erſte oſtſlawiſche Kernſtaat iſt bekanntlich nicht das großruſſiſche Großfürſtentum Mos-

* Dieſer Aufſatz iſt der Redaktion ſchon einige Monate vor Kriegsbeginn eingeſandt worden. Seitdem hat der Verfaſſer ſeiner Begeiſterung für die alles umwandelnde Kriegsgemeinſchaft Deutſchland-Öſterreichs in Gedichten („Schwarzgelb und ſchwarzweißrot") und in Kriegsreden („Die Entſcheidung im Weltkrieg") Ausdruck gegeben.

kau, ſondern das kleinruſſiſche Großfürſtentum Kiew — das der Schwede Rurik in der Mitte des 9. Jahrhunderts gründete. Dieſes alte ſlawiſche Reich zerfiel in einen primitiven Feudalſtaat, der ſeinerſeits im Jahre 1237 unter mongoliſche Oberhoheit geriet. Erſt dann, als das Reich der Mongolenkhane zu Ende des 15. Jahrhunderts durch innere Auflöſung zerfiel, wurde das Großfürſtentum Moskau, ohne eigentlichen „Freiheitskampf", das neue Kriſtalliſationszentrum der oſtſlawiſchen Staatsmacht.

Wenn wir das zu Schweden gehörende Finnland und die Oſtſeeprovinzen, die dem Deutſchen Ritterorden und dem Schwertritterorden gehörten, abrechnen, ſo finden wir um das Jahr 1500 herum das gegenwärtige Gebiet des europäiſchen Rußlands in drei große Gebiete geteilt: im Weſten ein Königreich Polen, das ſich vom Oſtſeeſtrande bis an die Ufer des Schwarzen Meeres erſtreckte; im Zentrum und Nordoſten, nach dem Eismeere und dem Uralgebirge hin, das großruſſiſche Nationalgebiet, über welches das Großfürſtentum Moskau nun ſeine politiſche Oberhoheit ausgedehnt hatte; und ſchließlich drunten im Südoſten an der nordöſtlichen Küſte des Schwarzen Meeres und an der unteren Wolga die weſtlichen Überreſte des mongoliſchen Imperiums (des tatariſchen Khanates).

Die erſte großruſſiſche Expanſion ging alſo von Moskau, dem Herzen des jetzigen Ruſſenreiches, aus, ſchlug die Richtung nach den Ufern des Eismeeres ein und umfaßte, mit Ausnahme des Landes hoch droben im Nordoſten, hauptſächlich das eigene alte Landgebiet der *großruſſiſchen* Nationalität. Dies war demnach die Lage um 1500 herum. Seitdem iſt die großruſſiſche oder moskowitiſche Expanſion fortgeſetzt worden, und zwar dadurch, daß ſie ſich über die Gebiete fremder Nationalitäten, ſlawiſcher und nichtſlawiſcher Völker, erſtreckt und dieſe in einem unabläſſig wachſenden moskowitiſchen Imperium aufgeſogen hat, welches dadurch, daß die Hauptſtadt verlegt wurde und den deutſchen Namen Petersburg erhielt, den man gerade jetzt, dem Weltkriege zu Ehren, in Petrograd umgewandelt hat, nicht weniger moskowitiſch geworden iſt. So hat ſich das moskowitiſche Imperium über die Gebiete der Kleinruſſen, Weißruſſen, Polen, Littauer, Letten, Eſthen, Karelen, Tavaſten und über die Länder unzähliger kaukaſiſcher und weſt-, nord- und mittelaſiatiſcher Völker ausgedehnt — nebenbei auch zahlreiche in dieſen Ländern anſäſſige ſchwediſche, deutſche und jüdiſche Volksgruppen verſchlingend.

Dies iſt eine politiſche Expanſion aus dem Innern eines Feſtlands-

zentrums, das keine natürlichen Grenzen hat, heraus. Die Expanſion läßt ſich als ein *Suchen* nach derartigen Grenzen bezeichnen. Erwieſenermaßen hat ſie die Tendenz, über ein fremdes Nationalitätsgebiet nach dem anderen hinwegzuſetzen, bis ſie auf irgendwelche „natürliche“ oder definitive Grenzen ſtößt. Und welche ſind in dieſem Falle die definitiven „natürlichen“ Grenzen der imperialiſtiſchen Expanſion? Die einzige Antwort, welche die Geſchichte Rußlands bisher andeutungsweiſe auf dieſe Frage gegeben hat, lautet: *die Weltmeere*. Die ruſſiſchen imperialiſtiſchen Beſtrebungen ſind oſtwärts auf den Stillen Ozean, nordwärts auf den Nordatlantiſchen Ozean, ſüdweſtwärts auf das Mittelmeer und im Süden auf das Arabiſche Meer (den Indiſchen Ozean) gerichtet. Aber an keinem einzigen dieſer Punkte iſt noch heutigentags ein vollſtändiger Erfolg erzielt worden, und noch immer iſt die ungeheure umfaſſende Expanſionsbewegung im Gange; weltgeſchichtlich betrachtet, ohne in der ganzen Zeit zwiſchen der Gründung des Imperiums im Jahre 1480 und dem heutigen Weltkriege auch nur einen Augenblick zu pauſieren.

Mir ſcheint es übrigens, als ob das Reden von „natürlichen“ Grenzen hier leicht in radikaler Weiſe irreführe. Ein Imperium hat ſchließlich keine anderen „natürlichen“ oder *ſeiner* Natur nach definitiven Grenzen als *andere Imperien*, d. h. die zureichend ſtark verteidigten Gebiete dieſer. Meere, Flüſſe und Gebirgsketten bilden erfahrungsmäßig keine „natürlichen“ Grenzen imperialiſtiſcher Expanſion; ja bisher wenigſtens tun dies nicht einmal die geographiſchen Außenlinien der Nationalitätsgebiete; davon zeugt gerade das moskowitiſche Imperium am beſten.

Einem ſeinem Urſprunge nach rein *innerkontinentalen* Staate wie dem moskowitiſchen mag es ein wirtſchaftliches, politiſches und kulturelles Lebensbedürfnis ſein, ſich nach einem oder dem andern großen, möglichſt eisfreien Meere mit deſſen unbegrenzten Verkehrs- und Kriegsführungsmöglichkeiten hinzuarbeiten. Aber es iſt ſchwer einzuſehen, weshalb gerade die ruſſiſche imperialiſtiſche Expanſion an der Meeresküſte *haltmachen* ſollte. Die engliſche Expanſion *beginnt* ja an Englands Küſten; und die Weltmeere ſind ja die *Verbindungsglieder* zwiſchen den Landgebieten des engliſchen Imperiums.

Es iſt Tatſache, daß das großruſſiſche Imperium ſeine Expanſion nach allen Himmelsgegenden hin fortgeſetzt hat, bis es im Oſten an dem japaniſchen und chineſiſchen Imperium, im Süden an dem engliſchen (Indien und engliſchen „Intereſſenſphären“), im Südweſten an

dem türkiſchen und im Weſten an dem deutſchen und dem öſterreichiſchen ſeine Grenzen erhalten hat. Nur im Südweſten und Nordweſten grenzt das ruſſiſche Imperium an völlig unabhängige kleine Staaten — Rumänien und Schweden — letzteres eine ehemalige, von Rußland ſelbſt entthronte Großmacht.

Rußlands ſtaatliches Wachstum war alſo bisher eine politiſche Expanſion über ein einziges zuſammenhängendes Landgebiet, das in geographiſcher Beziehung von der Weichſel bis an den Baikalſee, vom Eismeere bis an den Kaukaſus und Hindukuſch hinab und bis in den Altai hinein vollkommen homogen iſt. Zwiſchen Europa und Aſien gibt es, wie Kjellén hervorhebt, keine natürliche Grenze. Die ruſſiſche Ebene iſt zunächſt wohl als weſentliche Verlängerung des ungeheuren weſt- und nordaſiatiſchen Flachlandes anzuſehen. Das geographiſche Aſien reicht ungefähr ſo weit weſtwärts wie das moskowitiſche Imperium unſerer Zeit, vielleicht mit Ausnahme der allerweſtlichen Küſten- und Flußgebiete dieſes Reiches, die ein mitteleuropäiſches Gepräge tragen.

Der Moskowiterſtaat iſt das Imperium des europäiſch-aſiatiſchen Ebenen- und Steppengebietes, ein Tiefland umfaſſend, das ſich innerhalb dieſes Imperiums allein mehr als 6000 km weit von Weſten nach Oſten und mindeſtens 5000 km weit von Norden nach Süden erſtreckt. Hier und weiter drinnen in den aſiatiſchen Gebirgsregionen haben ſich ſeit unvordenklichen Zeiten die von den Weltmeeren abgeſchnittenen aſiatiſchen Völker gebildet und ihre Staaten durch kriegeriſche Wanderzüge erweitert. Der moskowitiſche Staat iſt der unmittelbare Erbe einer ſolchen inneraſiatiſchen Staatsbildung — des tatariſchen Khanates im 13., 14. und 15. Jahrhundert. Die geographiſch und ethnographiſch bedingten Staatsaufgaben und die Traditionen hinſichtlich ihrer Löſung haben im moskowitiſchen Imperium von Anfang an mehr einen aſiatiſchen als einen europäiſchen Charakter gehabt.

Das Zarenreich iſt politiſch ein Zwitterding weſtaſiatiſcher und oſteuropäiſcher, nahe miteinander verwandter Lebensbedingungen, Traditionen und Charakterzüge. Die Kreuzung zwiſchen Großruſſen und Tataren ſcheint die Befähigung der Großruſſen zum Zuſammenhalten eines Imperiums, worin, mit Ausnahme der weſtlichſten, ganz oder halb mitteleuropäiſchen Gebiete, überall Europäer und Aſiaten durcheinander wohnen, vergrößert zu haben. Der herrſchende Großruſſe, vor allem der allgegenwärtige, alleinregierende großruſſiſche Beamte, der wahre Selbſtherrſcher des Zarenreiches und im Guten wie im

Böſen die wahre Vorſehung der 170 Millionen „niedrigerer“ Untertanen iſt ein Zwitterding aſiatiſchen und europäiſchen Weſens und muß es auch ſein, aber mit einem gewiſſen, unvermeidlichen, geographiſch-ethnographiſch beſtimmten Überwiegen des aſiatiſchen Kreuzungselementes.

Ich habe hier vor allem den auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens tiefgehenden Gegenſatz zwiſchen nord- und weſteuropäiſcher und inneraſiatiſcher Gemütsart im Auge, einen Gegenſatz, der ſich durch den Kontraſt zwiſchen ſtark maritimen und ausſchließlich kontinentalen Vorbedingungen für die politiſche, wirtſchaftliche und kulturelle Exiſtenz und Entwicklung der Nationen ausdeuten läßt und auch kauſal damit zuſammenhängt.

Die „Zukunft“ der nord-, ſüd- und weſteuropäiſchen Völker hat immer „auf dem Waſſer gelegen“. Zur See Entdeckungen zu machen, zu koloniſieren, zu erobern und Handel zu treiben, wichtige Nahrungsmittel aus dem Schoße des Meeres zu gewinnen, zur See zu kämpfen und Waſſerſport zu treiben, das iſt charakteriſtiſch europäiſch. Auf dieſem Wege, eher als „zu Lande“, ſind europäiſche ſoziale Bildung und Kulturentwicklung welterobernd geworden. Das maritime Element im Lebenskampfe der europäiſchen Völker hat, ſchon ſeit den Griechen, ſehr dazu beigetragen, ihnen den Weg zu wahrer menſchlicher Univerſalität und zu „Demokratie und Freiheit“, ſowie überhaupt zu dem ſonnigen Tummelplatze der unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten offen zu halten.

Daher konnte kein Staatsmann ein Wort von tieferer Bedeutung zu einer wachſenden Großmacht von rein europäiſchem Weſen ausſprechen, als Kaiſer Wilhelms II. Loſung: „Unſere Zukunft liegt auf dem Waſſer.“ Über die Meere geht der Weg nach einem „Platz an der Sonne“, dem europäiſchen Maße wirtſchaftlicher, politiſcher und geiſtiger Entwicklung entſprechend. Dies lehren uns Griechenland, Rom, die Normannen, die Renaiſſance, England und nicht zum wenigſten das ganze 19. Jahrhundert.

Dieſe Lebensform, die typiſch europäiſche, iſt dem moskowitiſchen Imperium im Grunde ebenſo fremd wie jedem andern mongoliſchen oder ſonſtigen aſiatiſchen Imperium.

„Die Keime zu germaniſcher Freiheitsentwicklung, welche durch die ſchwediſche Anſiedlung im 9. Jahrhundert in Rußland gelegt wurden, gingen durch die Verbindung mit Byzanz, die beinahe zur gleichen Zeit

begann, wieder verloren; und was noch zurückblieb, wurde in und infolge der mongoliſchen Invaſion im 13. Jahrhundert erſtickt. So nahm die Entwicklung hier früh eine andere Richtung als in Weſteuropa. Die ganze romantiſche Jugendleiſtung der abendländiſchen Kultur iſt wie ein fremdes Saitenſpiel außerhalb der Türen Rußlands verhallt. Das ruſſiſche Volk beteiligte ſich weder am Rittertume noch an der Scholaſtik, weder am Aufblühen ſtädtiſchen Lebens noch an der Reformation oder überhaupt an der Renaiſſance, und als Europa in den großen Seereiſen und Koloniſationen überſtrömte, da wurde auch Rußland entdeckt, und zwar vom Weißen Meere im Norden aus, bei einem engliſchen Verſuche, im Jahre 1553 auf dem erträumten Seewege der Nordoſtpaſſage Indien zu erreichen.

Dies war nämlich der Anfang zu Rußlands erſter wirklicher Berührung mit der Kultur des Abendlandes. Doch dieſer Einfluß von Norden und Weſten her hatte keineswegs die Macht zur Verdrängung der jahrhundertealten Einflüſſe des Südens. Rußland iſt der geſchichtliche Erbe des Reiches von Byzanz, gleichwie Weſteuropa der Roms. Dieſe Bahnen gehen noch immer auseinander. Und Byzanz mit ſeiner halbheidniſchen, inhaltsarmen Religion nebſt ſeinem ſtarren, ſtraffen Regierungsſyſteme, hier durch die Gewohnheiten vom Hofe des Tatarenkhanes her noch ärger brutaliſiert — Byzanz vermochte in der Entwicklung durchaus nicht gleichen Schritt zu halten. So entſpricht ein geſchichtliches Schickſal der eigenen inneren Entwicklungsträgheit des großen Raumes, wenn wir Rußland hinter den kulturellen Fortſchritten Europas um eine Periode zurückbleiben ſehen.“ *

Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts ſind aus Weſteuropa einige ziviliſatoriſche Formen und Mittel wirtſchaftlicher, militäriſcher, adminiſtrativer und wiſſenſchaftlicher Art eingeführt worden, und auch das äſthetiſche Kulturleben hat ſich teilweiſe nach dem Muſter Weſteuropas entwickelt. Hierdurch iſt jedoch nur auf die Oberfläche eingewirkt worden — und auch auf ſie nur ganz partiell. „Kratzet den Ruſſen, ſo kommt der Tatare zum Vorſchein.“ Dies iſt kein Bonmot, ſondern eine tiefe, für ganz Weſteuropa wichtige Lebenswahrheit.

Die Religion des moskowitiſchen Imperiums iſt primitiv mittelalterlich, buchſtäblich halbbarbariſch. Seine Bauernkultur und Volkskultur überhaupt gehören demſelben niedrigen Typus an — wenn ſie nicht ganz und rein aſiatiſch ſind. Sein inneres politiſches Syſtem iſt ein altertümlich cäſariſcher oder autokratiſcher Bureaukratismus, eine rohe,

* R. Kjellén, a. a. O. S. 119—120.

beſtechliche Beamtenherrſchaft, die ſich den aſiatiſchen Bedürfniſſen an politiſcher und rechtlicher Autorität vollſtändig angepaßt hat. Nicht nur die Rechtsanſchauungen, ſondern auch alle Moral und alles ſoziale Gefühl gehören primitiv weſt- und mittelaſiatiſchem Typus an, nicht europäiſchem.

Diejenigen, welche, wie ein Pobjedonoszew, die Sache „des heiligen Rußlands" zu der ihrigen gemacht haben, halten daher mit völligſtem Rechte daran feſt, daß der Geiſt Weſteuropas der Todfeind des ruſſiſchen Geiſtes ſei. Doch Weſteuropa darf nicht vergeſſen, daß dieſe unbeſtreitbare ruſſiſche Wahrheit Weſteuropas Recht und Pflicht bedeutet, ſich der Expanſionsbeſtrebungen des moskowitiſchen Imperiums nach Weſten hin zu erwehren, um ſich gegen eine dem innerſten Weſen der weſteuropäiſchen Kultur feindliche Macht zu ſchützen.

Ruſſiſche imperialiſtiſche Entwicklung iſt alſo etwas der Art nach anderes als der weſteuropäiſche Imperialismus. Sie iſt kein Konkurrent des engliſchen und franzöſiſchen Imperialismus auf die Weiſe, wie jene, in gewiſſer innerer Gleichſtellung, jahrhundertelang miteinander konkurriert haben und es immer noch tun. Die ebenbürtigen, gleichwertigen Konkurrenten des moskowitiſchen Imperialismus findet man eher in Aſien als in Europa.

Rußlands politiſche Entwicklung hängt ebenſo mit der Aſiens zuſammen, wie ſein Territorium mit Aſien zuſammenhängt. Für das weſtliche Europa, das ganze eigentliche Europa, iſt die Frage nach dem Verhältnis zu Rußland eine Frage, die ſich von der Frage nach dem Verhältnis zum übrigen Aſien weder loslöſen läßt, noch abgetrennt werden darf.

Die Problemſtellung iſt, wie mir ſcheint, dieſe: wie muß ſich Europa als Ganzes in ſeinen eigenen und der Menſchheit höchſten Intereſſen jetzt und in Zukunft zu den inneren politiſchen, wirtſchaftlichen und kulturellen Problemen Aſiens ſtellen? Und bei dieſer Frageſtellung dürfte der moskowitiſche Kernſtaat, das „großruſſiſche" Rußland, das zuſammen mit ſeinen aſiatiſchen Beſitzungen politiſch dem Gebiete Aſiens und in weſentlichen Zügen auch dem Geiſte Aſiens angehört, von „Europa" abzurechnen ſein. Zu „Europa" aber rechne ich die moskowitiſchen Eroberungen nach Weſten hin in ſlawiſchen Gebieten ſowohl wie in denen anderer Nationalitäten. Die wahre Weſtgrenze des politiſchen „Aſiens" ſcheint mir dort zu liegen, wo ſich großruſſiſche Nationalität gegen die finniſchen, baltiſchen, polniſchen, weißruſſiſchen und ukrainiſchen (kleinruſſiſchen) Völker abgrenzt.

Die Frage der gemeinſamen politiſchen Angelegenheiten Europas und Aſiens muß, meiner Anſicht nach, gegenwärtig vor allem als eine Frage der Errichtung dieſer Grenze zwiſchen dem politiſchen Aſien und dem politiſchen Europa anzuſehen ſein.

Jedenfalls iſt die Frage des Verhältniſſes zum moskowitiſchen Imperium als eine *gemeinſame europäiſche Lebensfrage* aufzufaſſen. Deshalb iſt Frankreichs und Englands Bündnis mit Rußland gegen Deutſchland und Öſterreich-Ungarn nicht nur ein Bündnis gegen Deutſchland und Öſterreich-Ungarn, ſondern gegen die in unzertrennlicher Weiſe *gemeinſamen* Lebensintereſſen ganz Europas.

Das engliſch-franzöſiſche Zuſammengehen mit Rußland in dem Weltkriege des Jahres 1914/15 iſt ein Stück *Partikularismus* gefährlichſter Art für das ganze eigentliche Europa. Die kolonial- und handelsimperialiſtiſche Rivalität gegen Deutſchland hat bei England und Frankreich die erſte Rolle ſpielen dürfen — *vor* dem gemeinſamen Intereſſe, das Europa oder „Weſteuropa" daran hat, ein Imperium, deſſen geographiſcher und geiſtiger Schwerpunkt draußen auf dem endloſen, Europa und Aſien gemeinſamen Ebenenlande zwiſchen Moskau und Jakutsk, zwiſchen Moskau und Irkutsk, zwiſchen Moskau und Taſchkent liegt, an der weiteren Machterweiterung in das Innere Europas hinein zu verhindern.

Karl Hoffmann
Das engliſche Reich

Gegenwärtig und für künftige Jahrzehnte iſt das europäiſche England immer noch der Kern und der Sitz der angelſächſiſchen Macht. Die nordamerikaniſche Union hat gezeigt, daß ſie vorläufig nicht genug Zentrum beſitzt, um rein von ſich aus eine herrſchende Weltſtellung ſelbſtändig geltend zu machen. Immer noch fühlen ſich die Anglo-Amerikaner dem Britentum gegenüber inſtinktmäßig auf eine Art ſatrapiſcher Willfährigkeit eingeſtellt; ſie richten ihr auswärtspolitiſches Empfinden in den Momenten äußerſter Entſcheidung letzten Endes nach der ſtaatsrechtlich beſeitigten, doch tatſächlich vorhandenen Anerkenntnis eines angelſächſiſchen Gemeinwillens, der ſich an England orientiert. In der Hauptſache deckt ſich alſo die Machtorganiſation des Angelſachſentums mit dem kolonialen Weltreich der Briten. Als Kolonialreich aber hat es auch unter den inneren Ge-

brechen eines ſolchen zu leiden. Denn die Geſchichte lehrt, daß Kolonialreiche die Gewähr ihres Beſtandes, die Verbürgung ihrer Sicherheit und ihre Daſeinskraft nicht in ſich ſelbſt tragen, ſondern immer wieder von neuem die politiſche Kraft und Heimatsenergie des Mutterlandes ausſchöpfen müſſen.

Man könnte hier einwenden, daß Kolonialreiche ihrer Natur nach meiſt Handelsſtaaten, alſo wirtſchaftliche Gebilde ſein werden, und daß daher ihr Zerfall aus dem Zuſammenhang mit wirtſchaftlichen Urſachen erklärt werden müſſe. Bis zu gewiſſem Grade iſt das freilich nicht falſch. Das ſpaniſche Kolonialreich entſtand nicht aus dem Handel und und der wirtſchaftlichen Arbeit des Mutterlandes, wie es ſich nachher — in den Anfängen — bei den Holländern und Engländern vollzog, ſondern das Volk und Land Spaniens bezog ſeinen Wohlſtand aus dem wie über Nacht beſcherten Kolonialbeſitze zu ſich herüber, ſo daß es von dieſem wirtſchaftlich abhängig und entſelbſtändigt wurde. Damit ſchlief ſeine ſelbſttätige wirtſchaftliche Leiſtungsfähigkeit ein. Eigentlich verlor es ſie an die Krone, der die Kolonien gehörten, und geriet ſo in jenes verhängnisvolle Hörigkeitsverhältnis zur Dynaſtie, die nun das materielle Leben des Volkes in die Hände bekam und von ihrer nationalen Bedingtheit durch das Land frei wurde. Und umgekehrt verfiel die Macht der Nation der Abhängigkeit von einer dynaſtiſchen Geltung, die ſich ſelber geſchaffen hatte. Dies aber iſt bereis eine durchaus politiſche Frage.

Das Wirtſchaftsleben und Kolonialweſen Hollands erhielt den erſten treffenden Stoß durch die Navigationsakte Cromwells vom Jahre 1651. Denn dieſe Navigationsakte, wonach „bei Strafe der Konfiskation von Schiff und Ladung Auswärtige fortan keine anderen Waren als ſelbſterzeugte auf eigenen Schiffen nach England bringen dürften", verſetzte dem holländiſchen Zwiſchenhandel einen furchtbaren Schlag, und ungefähr zur gleichen Zeit, um die Mitte des Jahrhunderts, glitten die nordamerikaniſchen Siedelungen der Holländer in den engliſchen Machtbereich über. Nichtsdeſtoweniger war aber gerade die zweite Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts erſt ſo recht die „große Zeit" Hollands; es überwand leicht jenen Schaden und beſtätigte ſeine ungebrochene Macht in der Teilnahme an den Kriegen gegen Ludwig den Vierzehnten. Doch hierdurch eben verausgabten ſich die Kräfte des kleinen und ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach ſchwächlichen Landes. Durch die zwiefache, ſich bedingende Aufgabe, über See ein Kolonialreich zu halten und in Europa Großmacht zu ſein, wurde es überanſtrengt.

Es mußte als Kolonialmacht dahinſiechen, weil ſeine politiſche Heimatsenergie nicht ausreichen konnte und allmählich wie von ſelber verlöſchte. Bereits mehr als ein Jahrzehnt vor der „Bataviſchen Republik“ und der napoleoniſchen Ära wurde es durch einen Krieg gegen England und durch die Seeſchlacht an der Doggersbank (1781) offenbar, daß der Marineſtaat Holland erſchöpft iſt. Hiermit, und nicht früher oder ſpäter, war ſeine Kolonialherrſchaft an ihrem Ende.

England ſelber ſtieg nicht durch Reichtum zur Weltmacht, ſondern durch Weltmacht zu der Überſchwänglichkeit ſeines Reichtums empor. Der Anbau der eigentlichen Weltmacht war mit ſchweren wirtſchaftlichen Nöten verknüpft. Denn die Erwerbung der franzöſiſchen und auch ſpaniſcher Kolonien in Nordamerika (beim Pariſer Frieden 1763) hatte England zunächſt eine ungeheure Schuldenlaſt aufgebürdet, die durch jenen ſpäteren Krieg, den es nicht nur gegen Holland, ſondern zugleich gegen Frankreich und Spanien führte, und durch die Kolonialerfolge dieſes Krieges bedeutend vermehrt wurde. Mit dieſem Krieg aber hatte England die Grundlage ſtabiliert für ſeine Seeherrſchaft in den Meeren Europas, und alles Weitere entwickelte ſich auf dieſer Grundlage. Das engliſche Kolonialreich fing nun erſt an, zum wirklichen „Weltreich“ zu werden.

Schon während ſeiner Entſtehung und Vorbereitung hatte das britiſche Imperium das ältere franzöſiſche Kolonialreich, deſſen Hauptbeſitz in Nordamerika lag, gleichſam beiſeite geſchoben. Wirtſchaftliche Umſtände ſprachen hierbei kaum mit; militäriſche und ſeemänniſche Kraft ſiegte über die geſchwundene Stärke des alternden Königtums Frankreich, das überdies durch den ſiebenjährigen Krieg engagiert war. Bei Portugal iſt nichts zu erklären. Dieſes Kolonialreich, das noch älter als das ſpaniſche war, in ſeiner weltgeſchichtlichen Bedeutung jedoch meiſt überſchätzt wird, hörte einfach auf vorhanden zu ſein und wurde eine leichte Beute der nachfolgenden Völker, als Portugal ſelbſt von Philipp dem Zweiten von Spanien auf Grund irgendwelcher Erbanſprüche erobert und einverleibt wurde (1580). Daß aber Spanien hierbei auch den portugieſiſchen Kolonialbeſitz nicht mitzunehmen vermochte, iſt ein ſicheres Zeichen dafür, daß damals Spaniens eigenes Kolonialreich, wenngleich es noch ſo lange gebreſtlich beſtand, bereits keinen feſten Halt mehr in ſich ſelbſt hatte. Es beſaß ihn von vornherein nur in der unerreichbaren Überlegenheit der ſpaniſchen Poſition in Europa. Und die unanfechtbare Vorherrſchaft Spaniens beruhte am Ende auf der Stellung der habsburgiſchen Dynaſtie; dieſe wieder

hatte ihre höchſte Stärke in dem zuſammengeerbten Doppelreich, genauer geſagt in dem dreifachen Reich Karls des Fünften, und ſowie es ſich zerteilte, begann die ſpaniſche Macht zu ſinken und überall zu zerbröckeln. Die ganze Lebensarbeit Philipps des Zweiten war nur ein einziger großer Verſuch, ſich dieſem Prozeß entgegenzuwerfen.

Niemals wirtſchaftliche Schwierigkeiten, ſondern immer irgendwie politiſch geartete Vorgänge waren die letzte Urſache für ein Verſagen kolonialer Syſteme. Jedes Kolonialreich zerfiel, ſobald das europäiſche Mutterland durch ſeine politiſche Eigenkraft nicht mehr imſtande war, es zu ſpeiſen und zuſammenzuhalten. Ich höre den Einwurf, daß dies bloß eine natürliche Folgeerſcheinung jener europäiſchen Zentraliſierung des Weltgeſchehens in den verfloſſenen vier Jahrhunderten ſei. Aber es liegt auf der Hand, daß es ſich bei einem ozeaniſch verzweigten Kolonialweſen, das etwa von Japan oder von Nordamerika ausginge, genau ſo verhalten würde, und daß es im Prinzip ganz gleichgültig iſt, auf welchem Erdteil das Mutterland liegt. Aus einem inneren Grunde ſind die kolonialen Reiche der geſchilderten Art z. B. von dem römiſchen Weltreich in einer durchaus weſentlichen Weiſe verſchieden. Im römiſchen Reiche ſtanden die inneren Kräfte in einem Gleichgewicht, welches ſie auf ein allen Gemeinſames bezog und verteilte; ſie befanden ſich in einem gegenſeitigen Ausgleich, ſo daß die Machtquellen, nicht nur die wirtſchaftlichen, ſondern eben auch die politiſchen und militäriſchen, innerhalb des Reiches überall floſſen. Es war möglich und geſchah in der Tat, daß das Schwergewicht einer Provinz oder „Kolonie" in Einzelfällen die engere Wirkung Roms und Italiens überwog, und trotzdem blieb der fortdauernde Beharrungszuſtand des Reiches als eines Ganzen, ſeine Gemeinſchaftsſtärke, dem Außen gegenüber dieſelbe. Dagegen in den kolonialen Weltreichen der neueren Zeit iſt eine ſolche in ſich ruhende Lagerung der Stärkeverhältniſſe, wonach die verſchiedenen Teile einander tragen und ſtützen, nirgends vorhanden; alle politiſche Energie läuft ſtets wieder von neuem vom Mutterlande her, das ſie aufbringen muß. Dieſes allein iſt der bedingende Machtquell, und ebenſo verhält es ſich beim modernen engliſchen Imperialismus.

Weil aber der britiſche Imperialismus ſich nicht nur als Kolonialreich, ſondern zugleich als vorläufige Machtorganiſation des überſeeiſchen Angelſachſentums darſtellt, darum iſt die Lage in ihm zwiefältig kompliziert. Er iſt ein Problem.

Soweit das engliſche Imperium Kolonialreich iſt, liegt die gleichſam traditionelle Schwierigkeit ſeiner Lebensverhältniſſe offen zutage. Der Sitz der materiellen Macht — der Leib der großen Weltſpinne, wie ſich Napoleon ungefähr ausgedrückt hat — befindet ſich in Indien und der Angelpunkt ſeiner Gelenkigkeit in Ägypten. Das politiſche Kräftereſervoir aber iſt und bleibt das Vereinigte Königreich in Europa. Alles hängt ab von der europäiſchen Macht Englands und ihrer Geltung. Jedoch eine wirklich beſtändige Vorherrſchaft dieſer Macht vermag die natürliche Eigenkraft des Landes nicht zu verbürgen und allein aus ſich zu beſorgen; denn das Land iſt eine verhältnismäßig kleinere und abſeits gelegene Inſel, und die Stärke des Volkes bleibt deutlich hinter der Stärke mancher Völker des Feſtlandes zurück. Das Mittel, wodurch England nichtsdeſtoweniger ſeine ausſchlaggebende Großmachtsſtellung aufrechterhält, iſt die abſolute Beherrſchung der See. Es würde aber dieſe Beherrſchung der See, eine ſolche Poſition als ozeaniſche und interkontinentale Vor- und Polizeimacht an und für ſich, auf die Dauer nicht viel ergebnisvoller, als es einſt Holland verſucht hatte, durchzuführen vermögen, wenn es nicht durch den Verlauf der Entwicklung dahin gelangt wäre, ſozuſagen nicht nur ſich ſelbſt, ſondern ein geſamtes überſeeiſch beheimatetes Britentum zu repräſentieren. Das bedeutet: Englands Großmachtsſtellung in Europa beruht zuletzt darauf, daß es als Machtausdruck eines nicht mehr europäiſchen Angelſachſentumes erſcheint.

Wir ſtehen demnach vor einer Gegenſätzlichkeit in der inneren Struktur des engliſchen Imperialismus: das politiſche Kraftzentrum des Kolonialſtaates bleibt naturgemäß in der europäiſchen Großmachtsſtellung des Mutterlandes verankert, und dieſe europäiſche Großmachtsſtellung errichtet ſich auf Faktoren, die ſich einer Unterbauung durch die Stärkelagerungen in der Sphäre „Europa" ſichtbar entziehen. Das könnte zunächſt als ein beſonderer Glücksfall und Vorteil erſcheinen. Jedoch der Schein trügt.

Es iſt nicht zu vergeſſen, daß jene Formung einer Machtorganiſation des überſeeiſchen Angelſachſentums durch das britiſche Kolonialreich mit dem europäiſchen Mittelpunkt England für eine ſpätere Zukunft der Entwicklung nur eine vorläufige, nur eine vorbereitende und überleitende ſein kann. In ſeiner doppelten Geſtalt und Richtung, gleichzeitig europäiſches Kolonialſyſtem alten Stils und Machtausdruck einer weißen, vom bloßen und echten Europäertum ſich freimachenden Menſchheitsgruppe überſeeiſcher Volkseinheiten zu ſein, iſt das engliſche Welt-

reich ein Übergangsgebilde, das aus der endenden Geſchichtsperiode in die neue hineinragt*. Kommt einmal jene fernere Zeit, wo die angelſächſiſchen Völker und Länder in Amerika und Auſtralien ſo ſtark geworden ſein und ſich ſo feſt konſolidiert haben werden, daß ſie des Vereinigten Königreiches völlig entraten könnten, ſo blieben für England ſelbſt nur zwei Möglichkeiten: entweder der Abtrennungsprozeß würde nach geſchichtlichen Muſtern entwicklungsmäßig verlaufen und das Weltreich zuſammenbrechen, oder das Gefüge des Empire hielte noch ſtand. Im letzteren Falle aber würde ſich der Schwerpunkt mutmaßlich nach den neuen Kontinenten verlegen und England ſelbſt würde nur als ein nach Europa vorgeſchobener Außenpoſten dieſer Kontinente erſcheinen und von ihnen aus der europäiſchen Völkergruppe vollends herausgehoben werden, ſolange es nicht durch ſein materielles Übergewicht als Mittelpunkt eines reichen kolonialen Weltſyſtems die Strebungskräfte in ſich zuſammenzubinden vermag. Jedoch hiermit hängt wieder — immer im Hinblick auf die Zukunft — die Stellung des engliſchen Mutterlandes als Vormacht des Angelſachſentums von ſeinem politiſchen Gehalt als Kolonialſtaat ab und ſonach mittelbar von ſeiner zuletzt rein europäiſch verwurzelten Kraft. Die zukünftigen Angelſachſen würden vor einem England keinen Reſpekt haben, das in Europa nichts gilt, ebenſo wie die Aſiaten vor einem ſolchen England keinen Reſpekt haben würden.

Sobald man alſo entwicklungsmäßige Zukunftswahrſcheinlichkeiten mit in den Betracht zieht, beruht die Lage der inneren Richtungskräfte des britiſchen Imperiums, logiſch angeſehen, geradezu auf einem Zirkel. Die koloniale Macht ſoll dem europäiſchen England ſeine Bedeutung als dauernder Kern des überſeeiſchen Angelſachſentums garantieren, und umgekehrt ſoll die allbritiſche, das geſamte Angelſachſentum doch immer noch in ſich einziehende Geltung Englands ihm ſeine Poſition in Europa und damit ſeine koloniale Kraft garantieren. Schließlich läuft alles in der europäiſchen Großmachtsſtellung zuſammen und von ihr aus, welche durch die Seeherrſchaft durchgeführt wird, und dieſe weiſt wieder auf die Notwendigkeit ozeaniſcher, überſeeiſcher Grundlagen des Reichsgefüges in den Kolonien und Dominions zurück. Das Reichsgefüge ruht gleichſam auf einer Schaukel, die auseinanderfällt, ſowie die Verhaftung eines Teiles ſich löſt.

Es ſei nicht geſagt, daß es ſchon heute ſo iſt. Ich ſage nur, daß irgendwann einmal der Zeitpunkt eintreten muß, wo es ſo ſein wird. Noch

* Vgl. meinen Aufſatz „Weltgeſchichte", „Tat", Aprilheft 1915, Seite 40 ff.

heute ſollte ein jeder, dem die Feindſchaft ſein Urteil nicht völlig trübt, für eine nationale Leiſtung, wie ſie in der Aufrichtung eines in ſeiner Überſpannung ſo komplizierten Reichsbaues zum Ausdruck gelangt, Bewunderung haben. Und gerade heute könnte dieſe Kompliziertheit, d. h. jene gegenſeitige Bedingung der inneren Faktoren den Eindruck erwecken, als ob ſie dem engliſchen Imperium ein Gleichgewichtsverhältnis verſchaffe, wie es im römiſchen Imperium vorhanden war: ein inneres Gleichgewichtsverhältnis, wonach die verſchiedenen Kräfte einander Gewähr leiſten und damit, ſich ausgleichend und haltend, dem geſamten Reiche Beſtand und Sicherung verbürgen. Kanadier, Auſtralier und Inder kämpfen für die europäiſchen Intereſſen des Mutterlandes auf europäiſchen Schlachtfeldern gegen einen europäiſchen Feind. Aber der geheime Bruch der Überſpannung iſt eben hierin zu ſpüren. Denn die aufgeregte uud geräuſchvolle Dankbarkeit, womit man in England die Beteiligung der überſeeiſchen Angelſachſen beinahe überraſcht feſtſtellte, und die reklamehafte Auspreiſung der „Treue" verſklavter farbiger Kolonialtruppen ſind ein nur zu deutliches Zeichen dafür, daß all dies keine organiſche Lebensäußerung des Weltreiches und keine Selbſtverſtändlichkeit iſt. Man empfindet die immerhin doch recht maßvolle Anhänglichkeit der Dominions als ein verwandtſchaftliches Wohlwollen, über das man ſich ausdrücklich freut und mit Komplimenten quittiert. Das engliſche Volk fühlt es in einem richtigen Inſtinkt — und vielleicht ſogar ſchon in klarer Erkenntnis —, daß in dem von ihm aufgebauten Weltreich machtvolle zentrifugale Tendenzen von doppelter Art leben, die mit geſchichtlicher Notwendigkeit über den Rahmen des Reiches hinwegwollen und deren es darum immer von neuem Herr werden muß: das überſeeiſche weiße Raſſentum, das es ſelbſt ſchuf und ſchaffen mußte und das ſich ablöſen und verſelbſtändigen will, und die unterjochten Völker von anderer Kultur, die ſich auf ſich ſelber beſinnen, um ihre Eigenheit wieder gewinnen zu können. Und das engliſche Volk fühlt es ferner mit richtigem Inſtinkt und weiß es, daß ſeine Bewältigung dieſer entwicklungsmäßig von ihm fort und nach außen ſtrebenden Schwerkräfte von jeher und für die Zukunft allein davon abhängt, ob es ſich in Europa eine ausſchlaggebende Stellung als leitende Großmacht fortdauernd ſichert. Und weiter zum dritten fühlt und weiß es das engliſche Volk, daß es die Kraft zu dieſer Sicherung nicht mehr aus ſeinem *natürlichen* Eigendaſein heraus aufbringen kann. Es iſt eine Binſenwahrheit, daß es ohne Bündniſſe keinen europäiſchen Krieg zu führen vermag. In dieſem Kriege muß es ſogar trotz der Bünd-

niſſe den überſeeiſchen Zweigſtaaten des Reiches militäriſche Anleihen entnehmen und ſeine Autorität dafür verpfänden. Es hat dem Anſchein nach nicht mehr die Kraft in ſich, mit ſeinen eigenen natürlichen Mitteln in einem entſcheidenden Umfange überhaupt zu Lande Krieg führen zu können; und es bleibt hierbei in der praktiſchen Wirkung vollkommen gleichgültig, ob dieſer Mangel an Mitteln ein tatſächlicher Mangel an Menſchenmaterial iſt oder ein Mangel an innerer Gliederung und an ſittlichen Antrieben, die ein vorhandenes Menſchenmaterial zur Brauchbarkeit ſtimmen. Jedenfalls iſt das erforderliche Menſchenmaterial nicht verfügbar. Man ſtelle ſich einmal vor, was das Vereinigte Königreich in Europa gelten würde, wenn man es ſich völlig für ſich allein und ganz ohne außereuropäiſche Beſitzungen denkt. Feſtländiſche Völker, wie das franzöſiſche, deutſche oder italieniſche, behielten in ihrem Innern ungeſchmälert die Grundlagen ihrer nationalen Macht, doch das engliſche nicht. England hat immer die volle Wucht ſeiner interkontinentalen Weltſtellung dreinzuwerfen, um die europäiſche Geltung beanſpruchen zu können, die es beanſpruchen muß. Und es muß eine ſolche Geltung beanſpruchen, es muß ſeine Poſition in Europa ſich wahren, damit es ſeine interkontinentale Weltſtellung behält. Es iſt gezwungen, ſtets abwechſelnd und in einem ewigen Hin und Her der politiſchen Blickrichtung das eine gegen das andere auszuſpielen.

Damit iſt England genötigt, in jeden europäiſchen Konflikt von entſcheidender Art, der aber die natürlichen Bedingungen ſeines nationalen Beſtandes gar nicht berührt, trotzdem eingreifen zu müſſen, weil er ſtets irgendwie die Baſierung ſeiner Weltſtellung gefährdet. Es iſt alſo jedesmal genötigt, um ſeines Weltreiches willen ſeine europäiſche Poſition und, falls aus dem Konflikt ein Krieg wird, ſeinen nationalen Beſtand zu riskieren. Jedoch — und das iſt nun das Verhängnisvolle — ſobald England in einen europäiſchen Konflikt gerät und überhaupt Krieg und zwar ſo führt, wie es ihn eben zu führen vermag, iſt es wieder genötigt, nach den überſeeiſchen Grundlagen ſeiner Weltſtellung zu greifen und ſich auf ſie zu ſtützen. Selbſt auf die Gefahr hin, ſie ins Wanken zu bringen. Um ſeiner Poſition in Europa willen muß es ſein ganzes Weltreich riskieren, das Kolonialweſen und ſeine Bedeutung für die außereuropäiſch-angelſächſiſche Machtorganiſation. Man entſinne ſich im Augenblick nur der japaniſchen Nebenbuhlerſchaft in Oſtaſien und ihrer ſpäteren etwaigen Folgen, nicht bloß für China, ſondern auch für Amerika und Auſtralien. Im Leben des engliſchen Imperiums iſt nicht nur der nationale Beſtand des urſprünglichen Volkes eine Vorausſetzung

für das Weltreich, ſondern das Weltreich iſt zugleich eine Vorausſetzung für den Beſtand des Volkes als weſentliche Nation. Das iſt ein innerer Widerſpruch, bei dem es fraglich bleibt, wie lange ihn das Imperium und das Volk auszuhalten vermögen. Denn bei Weltreichen, die dem geſchichtlichen Geſchehen eine beharrende Form geben wollen, ſollte man nicht mit Jahrzehnten, ſondern mit Jahrhunderten rechnen.

Wir gewinnen nach allem die Einſicht, daß ſich Britannien in einem notwendigen politiſchen Lebensgegenſatze zu den Geſamtkräften des europäiſchen Feſtlandes befindet. Das engliſche Weltreich und ein zu gemeinſamem Willen gelangtes Europa, welches die engliſche Mitbeſtimmung in ſich aufzuheben vermag, wären unverträgliche Größen.

Dieſe durchaus grundlegende Situation wurde den Engländern mit denſelben geſchichtlichen Vorgängen klar, durch die ihnen die alleinige europäiſche Seeherrſchaft zufiel: eben jene Möglichkeit, das Feſtland gewiſſermaßen von außen her in Schach halten zu können. Es handelt ſich um den bereits vorhin erwähnten Seekrieg gegen Frankreich und Spanien in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, in den England im Anſchluß an die nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskämpfe geraten war. Schon damals erregte es durch ſeine Kapermethode den Unwillen der neutralen Feſtlandsſtaaten, die auf Veranlaſſung Katharinas der Zweiten von Rußland ſich anſchickten, durch einen „bewaffneten Neutralitätsbund" dagegen Stellung zu nehmen. Rußland, Dänemark, Schweden, Preußen, das habsburgiſche Kaiſertum des alten Reiches, Neapel und Portugal gehörten dieſem Neutralitätsbunde an, und es war nur noch die Frage, daß Holland, die damals neben England bedeutendſte Seemacht, ihm ebenfalls beitrat. Einer ſolchen gefahrvollen Entſcheidung kam England zuvor, indem es Holland ſchnell überfiel. Ohne triftige Gründe erklärte es plötzlich den Krieg und brach durch die Seeſchlacht an der Doggersbank und durch koloniale Eroberungen die maritime Kraft des unvorbereiteten, zunächſt iſolierten und faſt wider Willen kämpfenden Staates. Die eigentliche Gefahr des Neutralitätsbundes war damit beſeitigt. Für gewöhnlich wird die entſcheidungsvolle Bedeutung dieſer Ereigniſſe durch den Cäſarenglanz der napoleoniſchen Ära überſtrahlt und verdunkelt. Doch die Schwierigkeiten und Errungenſchaften der napoleoniſchen Ära haben für England nur in gewaltigerem Maße eine vorhandene Situation beſtätigt und allerdings auch unverrückbar gefeſtigt. Die Situation ſelber aber hatte ſich damals ſchon offenbart. Immer fühlte ſich England ſeitdem in der Zwangs-

lage, auf dem Kontinent eine jede zweckmäßige Gliederung und Abſtimmung der Kräfte, die an einer Stelle einen irgendwie maßgebenden oder überragenden Willen hervorrufen könnte, mit allen Mitteln verhindern zu müſſen. Und wenn es danach verfuhr und verfährt, ſo handelt es nicht aus „Neid" oder bösartiger Mißgunſt, ſondern es befolgt einfach ein natürliches Gebot ſeines Daſeins; es erfüllt die Pflicht der Selbſtbehauptung, die man jedem politiſchen Weſen und Gebilde zubilligen ſollte. Auch im gegenwärtigen Kriege befolgt es nur dieſes Gebot.

Man hat geſagt, daß Englands Beteiligung am Kriege gegen uns veranlaßt worden ſei durch die Konkurrenz zwiſchen dem deutſchen und engliſchen Handel, und man ſchilt über „Krämergeſinnung". Es leuchtet ein, daß für ein Kolonialreich, das ſeiner Natur nach Handelsſtaat iſt, die unangefochtene Beherrſchung der wirtſchaftlichen Verkettungen eine kaufmänniſche Lebensfrage ſein kann. Aber nichtsdeſtoweniger bedeutet die kaufmänniſche Konkurrenzfrage des deutſchen und engliſchen Handels doch nur gleichſam die aktuelle Faſſade des tieferen politiſchen Konfliktes und nicht dieſen ſelbſt. Das durchſchnittliche Begriffsleben eines Handelsvolkes iſt freilich gern geneigt, beides miteinander zu verwechſeln, weil es gern geneigt iſt, wirtſchaftliches Vermögen und politiſche Innenkraft zu identifizieren. Immerhin läßt ſich die jeweilige Gleichartigkeit des kapitaliſtiſchen Intereſſes mit der geſchichtlich-politiſchen Notwendigkeit nicht verkennen, und durch dieſes Zuſammentreffen, das nun ein zufälliges ſein mag oder nicht, verſchärfte ſich die Schwierigkeit der Lage für England. Die geſchichtliche Notwendigkeit aber zwingt das britiſche Volk, immer in der Lage zu bleiben, gegenüber ſeinem Weltreich das kontinentale Europa ſozuſagen als politiſche Operationsbaſis verwenden zu können. Und damit es dies könne, muß es danach trachten, ein ſolches Verhältnis möglichſt beharrend zu machen, wonach das Feſtland in mittelbarer Abhängigkeit und Beſtimmbarkeit wäre. Darum ſucht es regelmäßig diejenige Macht zu vernichten oder zu hemmen oder durch andere vernichten oder hemmen zu laſſen, die ihm je nach den Entwicklungsumſtänden als der Kräfte-Koëffizient der noch unbekannten Größe „Europa" erſcheint. Es iſt keineswegs Haß gegen die betreffende Macht, was es dazu treibt, ſondern ein kalter und harter Wille, der gegen die unbekannte Größe „Europa" ſich richtet, und nur das beſtimmte Ziel des Willens iſt geſetzmäßig wechſelnd. Jetzt iſt das Deutſche Reich dieſes Ziel und dieſe Macht. Vor hundert Jahren war es bekanntlich der feſtländiſche Imperialismus Napoleons des Erſten,

dann der Druck, den Nikolaus der Erſte von Rußland auf Europa ausübte, dann das anſpruchsvolle Kaiſertum Napoleons des Dritten.

Dabei vermochte England es immer, ſeine eigenen Abſichten ganz oder teilweiſe durch Völker des Feſtlandes vollbringen zu laſſen. Es gelang ihm dies dadurch, daß es der europäiſchen Politik mit kluger Hartnäckigkeit ſtets die alte und ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts veraltete Idee vom „europäiſchen Gleichgewicht" vorhielt. Nämlich England verſtand es, dieſe Idee ſo zu verwerten, daß es ſelber nicht Gewicht war, das wog — ſolche Gewichte waren nur die Mächte des Feſtlandes —, ſondern das Zünglein an der Wage blieb, welches die Entſcheidung kund tat und ſomit über den Wert der gewogenen Kräfte beſtimmte. Damit verkehrte ſich eben die Idee des europäiſchen Gleichgewichts für die kontinentalen Mächte in ein rein negatives Prinzip, wonach ihre eigenen lebendigen Kräfte durch ein fortwährendes Gegeneinander ausbalanziert und in ihrer vollen Wirkung *ausgeſchaltet* ſein ſollen*. Wie das Zünglein an der Wage — um das Bild fortzuführen — ein Außerhalb und Oberhalb der natürlichen Schwere und der wuchtenden Gewichte iſt, die es durch das von ihm ausgeſprochene „Gleichgewicht" matt ſetzt, ebenſo blieb England immer ein Außerhalb und Oberhalb der im europäiſchen Leben ſich bewegenden Machtkräfte, deren von innen her verſtandene Poſitivität es grundſätzlich leugnet und ſo tatſächlich lähmt. Es ſoll nicht beſtritten ſein, daß dadurch zuweilen auch Gefahren begegnet wurde, die nicht nur für das britiſche Reich, ſondern ebenfalls für die kontinentale Entwicklungsmöglichkeit ein Hindernis waren, und daß mitunter durch die angeſtrebte Wiederherſtellung der Ausbalanzierung geſündere Kräfte in die Wirkung verſetzt und frei gemacht wurden. Aber niemals war das ein Erfolg, den England gewünſcht hat und wünſchen konnte; es war in ſolchen Fällen ſtets nur das Geſetz des Lebens, das ſich erhob. England verfolgt immer den beharrlichen Zweck, die Teile des europäiſchen Lebens gegeneinander auszuſpielen, um am Ende die vereinzelten Teile gegen die mögliche Idee eines Ganzen ausſpielen zu können.

Das iſt zugleich die Abſicht, die ſeinem Begriff von der politiſchen Autonomie, d. h. von dem Selbſtbeſtimmungsrecht der Nationen und der Freiheit und Unabhängigkeit der kleinen Staaten zugrunde liegt, womit es ſich ſchmückt. Die engliſche Vorliebe für kleine Staaten und Nationen, die hierin ſich äußert, iſt nicht erlogen. Nur kommt es dabei weniger auf das Selbſtbeſtimmungsrecht der Nationen um ſeiner

* Vgl. Herman Nohl: „Die Ideen in der auswärtigen Politik", „Tat", Aprilheft 1915, S. 31 f.

ſelbſt willen an, als vielmehr auf das tatſächliche Vorhandenſein der kleinen Staaten: nicht ihrer Freiheit und Unabhängigkeit, ſondern ihrer Kleinheit und Vielfältigkeit wegen. Das Ziel der Theorie läuft auf eine ſtändig in ſich zurückkehrende Zerſtückelung, Vereinzelung und Atomiſierung der politiſchen Macht- und Lebenskräfte Europas hinaus, damit die natürliche Fülle und Lebendigkeit der europäiſchen Lebenstatſache niemals wirkende Geſtalt werden könne. Wie durch die Gleichgewichtsidee die großen Völker gegeneinander geworfen werden, um ſich gegenſeitig zu lähmen, ſo wird durch die Theorie vom Selbſtbeſtimmungsrecht die Geſamtheit der kleinen Staaten gegen das Daſein der großen Völker mißtrauiſch und eigenwillig gemacht, um die Ganzheit des innereuropäiſchen Lebens in ſeiner natürlichen Verzweigung und Stammgliederung und in ſeinem organiſchen Wuchſe zu treffen. Es ſoll zu innerſt *zerſetzt* werden.

Wäre das volle Ziel jemals erreicht, ſo würde ſich unſer Kontinent für immer in der iſolierten ſtaatsrechtlichen Willkür geringer politiſcher Gebilde auflöſen, und dieſe kleinen Staaten wären in Wahrheit zugleich in ihren innerlichen Kräften, ſoweit ſie über ſolche verfügen, gebrochen. Denn in der Tiefe ihrer Lebensbedingungen bleiben ſie ſtets abhängig von der Größe einer ſchaffenden Macht, mit der ſie in natürlichem Zuſammenhang wachſen. Schwindet überall die Möglichkeit einer ſolchen Größe ſelbſttätigen Wachstums, aus der ſie ſich kräftigen, ſo ſchwindet das Produktive in ihnen ſelber dahin. Dieſes natürliche Lebensgeſetz iſt es, was Britannien verdächtig macht und vergiftet, um die ſchaffende Kraft, wie ſie in Europa lebendig iſt und immer irgendwann und irgendwo wieder anſetzt, zu töten.

England hat kein europäiſches Gewiſſen. Und zuweilen wittert man wohl die unheimliche Gefahr und ſpricht von dem „perfiden Albion“. Doch es ſei nochmals geſagt: England würde ſich ſelbſt aufgeben, wollte es anders verfahren. Es *darf* kein europäiſches Gewiſſen haben. Hätte es welches, dann verginge es ſich an ſich ſelber. Das wäre wider die Natur.

Iſt das aber der Fall, ſo hat Britannien im Grunde längſt aufgehört, überhaupt noch als europäiſcher Staat gelten zu können. Nach dem Entwicklungswillen, den die Weltgeſchichte verwirklichen ſoll, befinden ſich die Völker Europas ihm gegenüber in der natürlichſten und urſprünglichſten Abwehr, und es iſt wider die Natur, die Engländer politiſch zu den Europäern zu rechnen. Denn das geſamte politiſche Daſein und Wirken dieſer Nation beruht auf der Ableugnung einer ſelbſttätigen Energie in der Lebendigkeit unſeres Erdteils.

Alfred Amonn
Betrachtungen eines Nichtneutralen über Neutralität

Kann ein Nichtneutraler etwas Verſtändiges über Neutralität ſagen? Ich möchte es verſuchen. Wir müſſen zwiſchen mehreren Arten von Neutralität unterſcheiden: Zunächſt die tatſächlich eingenommene Parteiloſigkeit eines Staates; ſodann das Beſtreben von Menſchen, jede geſinnungsmäßige Stellungnahme zu vermeiden oder ſein Urteil doch nirgends durch gefühlsmäßige Voreingenommenheit beſtimmen zu laſſen. Ich verſtehe alſo unter den „Neutralen" in dieſem Sinne z. B. nicht die Deutſchamerikaner, welche aus ihrer deutſchfreundlichen Geſinnung kein Hehl machen und ihre Sympathien für die deutſche Sache in der wärmſten Weiſe zum Ausdruck bringen und dieſe Sache durch Hinwirkung auf eine, nicht nur im völkerrechtlich-formalen Sinne, ſondern in Wirklichkeit und in ihren Folgen neutrale Haltung des nordamerikaniſchen Staates zu unterſtützen ſuchen. Ich ſtehe dabei nicht an, zu erklären, daß mir dieſer Standpunkt ungleich ſympathiſcher iſt, als jener „neutrale", über den ich einige Worte ſagen möchte. Anders verhält es ſich mit der darüber hinausgehenden, zu einer Neutralität der Tat, wenn auch nicht formell, ſo doch dem Sinne nach in Widerſpruch ſtehenden Haltung der Angloamerikaner, die, während ſie für ein baldiges Ende des Krieges Gebete verrichten, zugleich für unſere Feinde eine Unmenge Kriegsmaterial fabrizieren und ſie dadurch in der Tat poſitiv unterſtützen.

In gleicher Weiſe iſt mir, um Dinge, die uns näher liegen, zu berühren, die Haltung jener Deutſchſchweizer, die die Sprach-, Kultur- und Raſſenverwandtſchaft mit dem im Kriege ſtehenden deutſchen Volke und ihr Fühlen für dasſelbe offen bekennen, ſympathiſcher als die jener, welche bänglich und ängſtlich ihren Gefühlen Ausdruck zu geben vermeiden und an Neutralitätserklärungen nicht genug tun können, um ja nicht bei unſeren Feinden anzuſtoßen und auch nur den Schein der Parteinahme zu erwecken. Natürlich gilt ganz dasſelbe wieder von der Haltung der Welſchſchweizer. Daß dieſe Sympathien für die Franzoſen empfinden, iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß wir es anders gar nicht begreifen könnten. Warum ſollen ſie dieſen Sympathien nicht bei Gelegenheit in

angemeſſener Form Ausdruck verleihen? Ich finde, daß ein ſolcher Standpunkt mit „Neutralität" überhaupt nichts zu tun hat. Er iſt einfach ein allgemein *menſchlicher* Standpunkt. Der Menſch iſt nun einmal ein Weſen, das nicht nur denkt, ſondern auch empfindet und fühlt, und der Ausdruck ſeines Empfindens und Fühlens iſt ein gleich natürliches und elementares Bedürfnis wie der ſeines Denkens. Soll er gerade da ſeine Empfindungen und Gefühle verbergen und verſchließen, wo ſie am natürlichſten und mächtigſten ſind?

Es gibt noch manche andere derartige Tatſachen, Gefühlsbeziehungen zwiſchen Nichtbeteiligten und Beteiligten, deren Bekenntnis von ſeiten der Nichtbeteiligten vom neutralen Standpunkte im ſtrengen Sinn abweichen würde, ohne daß man es deswegen ſchon als neutralitätswidrig bezeichnen dürfte. Für die Kleinen und Schwachen gegen die Großen und Mächtigen z. B. innerlich Partei ergreifen, iſt ſo menſchlich-natürlich und erhaben und edel zugleich, daß ſich eigentlich jeder Neutrale entrüſtet verwahren mußte, wenn man ihm den Mund verbinden und verbieten wollte zu ſagen, was er denkt uud fühlt. Man erinnere ſich nur einmal wieder an den Burenkrieg. Man hat damals etwas anders über Neutralität gedacht und hat dabei vielleicht wahrer Neutralität gemäßer gehandelt, als es heute der Fall iſt.

Nicht über dieſen aneutralen, natürlich-menſchlichen Standpunkt will ich im weiteren reden, ſondern über jenen wirklichen, im poſitiven Sinn neutralen Standpunkt der geſinnungsmäßigen Neutralität. Es gibt nämlich unter den Nichtbeteiligten heute auch ſolche, die jene aneutrale Stellung nicht befriedigt, und deren heißes Bemühen es iſt, einen neutralen Standpunkt in dieſem Sinne zu finden. Das iſt nicht nur begreiflich, ſondern von *unſerem* Standpunkt aus ſogar erfreulich. Ob auch vom Standpunkt unſerer Feinde aus, iſt eine andere Frage. *Wir* können es ſicher nur begrüßen, wenn ſich Nichtbeteiligte bemühen, abſeits aller natürlich-menſchlichen Gefühle sine ira et studio ein ſachlich-objektives, ein wirklich „neutrales" Urteil über den Krieg und die Haltung der dabei Beteiligten zu gewinnen.

Dem Verſuch jener Neutralen, einen wirklich neutralen Standpunkt einzunehmen, ſtellen ſich freilich große Schwierigkeiten entgegen. Es handelt ſich dabei darum, die natürlich-menſchlichen Empfindungen und Gefühle zum Schweigen zu bringen und den Verſtand allein reden zu laſſen. Iſt es da verwunderlich, wenn aus jenem Verſuch oft nichts anderes herauskommt, als eine uns ſo ſchwer verſtändliche, unnatürliche Verneinung und Verleugnung jener Empfindungen und Gefühle?

In Wirklichkeit iſt dies die natürliche Konſequenz eines Strebens, das, indem es dem Natürlichen zu entgehen ſucht, nur dem Widernatürlichen verfällt. Als Reaktion von ſeiten der Nichtneutralen erfolgt dann ebenſo natürlich Empörung und Entrüſtung. Nicht jedem iſt es gegeben, einem ſo komplizierten, pſychologiſchen Vorgang Verſtändnis entgegenzubringen. Alles das hat ſich uns in letzter Zeit gleichſam wie an einem Schulbeiſpiel gezeigt.

Das Bemühen, einen echt neutralen Standpunkt zu finden, iſt nirgends heißer und gewiß auch nirgends redlicher und aufrichtiger geweſen als in der Schweiz, in der deutſchen Schweiz, muß ich hinzuſetzen. Mit echt deutſchem Ernſt und deutſcher Gründlichkeit iſt man dort an dieſes Problem herangetreten, hat unendlich viel Mühe aufgewendet, unendlich viel Worte gemacht und unendlich viel Tinte fließen laſſen, um einen ſolchen neutralen Standpunkt den natürlichen Stimmungsreflexen gegenüber zur Geltung zu bringen. Man hat in der Schweiz natürlich ſeinen beſonderen Grund dafür. Nicht ſo ſehr, um bei den beteiligten Völkern jeden Anſtoß zu vermeiden, ſondern hauptſächlich, um gewiſſen Unzukömmlichkeiten, zu denen die natürlichen, in der Form oft wenig Zurückhaltung und Rückſicht auf entgegengeſetzte Empfindungen bekundenden Sympathieäußerungen in Oſt und Weſt führen mußten, vorzubeugen, ſtrebte man nach der Entdeckung eines für alle annehmbaren, verſtandesmäßig begründeten neutralen Standpunktes.

Von deutſchſchweizeriſcher Seite war Carl Spitteler als Wortführer auserſehen. Es iſt bisher nicht bekannt geworden, daß ſich Spitteler je mit Schweizer oder überhaupt mit Politik befaßt hätte. In der Schweiz hat er im großen und ganzen, wenigſtens ſoweit die öffentliche Meinung in der Preſſe zum Ausdruck kommt, diskuſſionsloſe Zuſtimmung erfahren. Bei uns hat er größtenteils nur bittere Gefühle ausgelöſt und das iſt nur zu begreiflich. Denn vieles, was darin geſagt iſt, mußte uns notwendig verletzen, auch wenn andererſeits angenommen werden darf, daß es Spitteler keineswegs in dem Sinne gemeint haben mag, in welchem es uns entgegengeklungen iſt. Von einem deutſchen Dichter hätten wir, auch wenn dieſer deutſche Dichter zugleich Schweizer Bürger iſt, mehr Verſtändnis für die Sache um die wir kämpfen — unſere nationale Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit — erwarten zu dürfen geglaubt, als in dieſer Rede zum Ausdruck gekommen iſt. Trotz dieſer tief verletzenden Verſtändnisloſigkeit, wollen wir unſerem Dichter alſo nicht dieſelbe Ungerechtigkeit widerfahren laſſen, die uns von ſeiner Seite widerfahren iſt, und ſeinen

Standpunkt zu verſtehen ſuchen, auch wenn er dem unſrigen Verſtändnis entgegenzubringen keinen Verſuch gemacht hat.

Vor allem wollen wir das anerkennen, daß, wenn Spitteler ſich einmal bewogen fühlte, nicht als Dichter zu Menſchen, ſondern als Bürger zu Bürgern zu reden, dies in der edelſten Abſicht geſchah und fern von jedem Gedanken, diejenigen zu verletzen, die ihm als Dichter und ſeinen Werken am nächſten ſtehen.

„So ungern als möglich trete ich aus meiner Einſamkeit in die Öffentlichkeit" — ſagte er und man wird ihm dies ohne weiters glauben — „.... erfülle meine Bürgerpflicht, indem ich verſuche, ob vielleicht das Wort eines beſcheidenen Privatmannes dazu beitragen kann, einem unerquicklichen und nicht unbedenklichen Zuſtand entgegenzuwirken. Wir haben es dazu kommen laſſen, daß anläßlich des Krieges zwiſchen dem deutſchſprechenden und dem franzöſiſchſprechenden Landesteil ein Stimmungsgegenſatz entſtanden iſt. Dieſen Gegenſatz leicht zu nehmen, gelingt mir nicht. .... Wie auf den übrigen Gebieten, ſo hat auch in unſerem Gemüts- und Geiſtesleben die Plötzlichkeit des Kriegsausbruches gleich einer Bombe eingeſchlagen. Die Vernunft verlor die Zügel, Sympathie und Antipathie gingen durch und liefen mit einem davon. Und der nachkeuchende Verſtand mit ſeiner ſchwachen Stimme vermochte das Gefährte nicht aufzuhalten. Beobachte ich übrigens richtig, ſo iſt der Verſtand ſchließlich doch angekommen. Wir ſind jetzt, wie ich glaube und hoffe, in der Stimmung der Umkehr und Einkehr. Damit iſt die Hauptſache gewonnen, das Schlimmſte verhütet. Allein eine gewiſſe Meinungsverwirrung, eine gewiſſe Ratloſigkeit und Richtungsverlegenheit iſt noch vorhanden. Da hinein ein bißchen Ordnung zu ſtiften, iſt die Aufgabe der Stunde, mithin auch meine Aufgabe."

Eine edle — griechiſche — Geſinnung weht uns aus dieſen einfachen Worten entgegen, der Dichter will nicht nur Dichter ſein und abſeits über dem natürlichen und politiſchen Geſchehen ſtehen, ſondern auch daran teilnehmen, wenn er glaubt, ſeinem Volke durch ein mutiges Wort zur richtigen Stunde einen Dienſt erweiſen zu können. Ein Zuſtand der Entfremdung und des Mißverſtändniſſes unter ſeinen Mitbürgern erfüllt ihn mit Beſorgnis und Trauer, und dies veranlaßt ihn, zu ihnen zu reden und zu verſuchen, ihnen einen Weg zu zeigen, der ſie wieder zur Harmonie und Einheit zurückführte. Wie können aus einer ſolchen Geſinnung heraus Worte geſprochen werden, die verletzen und in ihren Folgen Empörung und Entrüſtung auslöſen müſſen? Und doch iſt dies nicht ſo ſchwer zu erklären.

Spitteler iſt eben in erſter Linie Menſch und Dichter und erſt in letzter Linie Politiker. Wenn daher gewiß ganz wider ſeine Abſicht und ſein Erwarten dennoch jener Erfolg eingetreten iſt, ſo liegt dies hauptſächlich daran, daß ihm das Bürgerlich-politiſche ſoviel weniger liegt als das Dichteriſch-menſchliche. Das Element des Menſchlichen aber iſt das Allgemeine, das Element des Dichteriſchen die Phantaſie, ihr vorzüglichſtes Ausdrucksmittel das Bild und Gleichnis. Das Element des

Politiſchen ſind die Tatſachen, das Mittel ſie zu meiſtern, der nüchterne, der Logik dieſer Tatſachen gerecht werdende Gedanke. Auch dieſe „politiſche" Rede Spittelers verrät mehr poetiſche als politiſche Qualitäten.

So überſieht der Dichter Spitteler noch manches andere, gerade für das von ihm behandelte Thema wichtige Moment. Am ſtärkſten kommt das zum Ausdruck in ſeiner Geſchichtsauffaſſung, die er in folgenden Sätzen formuliert:

„In der Tat läßt ſich die ganze Weisheit der Weltgeſchichte in einen einzigen Satz zuſammenfaſſen: Jeder Staat raubt, ſo viel er kann. Punktum. Mit Verdauungspauſen und Ohnmachtsanfällen, welche man „Frieden" nennt. Die Lenker der Staaten aber handeln ſo, wie ein Vormund handeln würde, der vor lauter Gewiſſenhaftigkeit alles und jedes für erlaubt hielte, was ſeinem Mündel Vorteil bringt, keine Freveltat ausgeſchloſſen. Und zwar je genialer ein Staatsmann, deſto ruchloſer."

Eine verblüffende Theorie, an der jeder Anarchiſt, und zugleich ein wie ſchlagender dichteriſcher Vergleich, an dem jeder für Poeſie empfängliche Menſch ſeine Freude haben kann! Aber ſo iſt es von Spitteler nicht gemeint, ſondern es ſoll daraus wirklich etwas für die aktuelle Haltung und Geſinnung der Schweizer, für den neutralen Standpunkt gefolgert werden. Da iſt man zunächſt verſucht, den Dichter zu fragen, ob dieſe Charakteriſtik auch für den Schweizer Staat ſelbſt und deſſen Lenker gilt, ob dieſe auch, wie die mancher anderer neutraler Staaten, mit nervöſer Anſtrengung nachſinnen, was es etwa für ihr Mündel in oder nach dieſem Kriege zu rauben gäbe. Eine lächerliche Frage! Und doch eine aus jener ernſt gemeinten Staatstheorie Spittelers notwendig folgende Frage mit einer ebenſo notwendig daraus folgenden zweifelloſen Antwort. Deutſchland, England, Frankreich und Rußland ſind ſchon auf Raub ausgegangen, warum ſollen die anderen annoch neutralen Staaten, eingeſchloſſen die Schweiz, bei geeigneter Gelegenheit nicht ebenſo darauf ausgehen? Sicher ein ganz neutraler Standpunkt!

Aber wichtiger, als was Spitteler ſieht, iſt, was er wieder überſieht, nämlich, daß es neben, in und über den Staaten auch Völker gibt, die Geſchichte machen und daß dieſe Völker ebenſooft die Staatengeſchichte als die Staaten die Völkergeſchichte machen. Das deutſche Volk und das italieniſche Volk haben z. B. den deutſchen Staat und den italieniſchen Staat geſchaffen und ſind nicht etwa umgekehrt von dieſen Staaten geſchaffen worden. Ebenſo wie das Schweizer Volk ſeinen Staat ſelbſt geſchaffen und ſeine Geſchichte ſelbſt gemacht hat. Noch wichtiger aber iſt, daß aus einem ſo allgemeinen Satz überhaupt nichts für die Be-

urteilung der konkreten Ereigniſſe gefolgert werden kann. Man kann in dieſem Falle, z. B. wohl bei Beurteilung der ruſſiſchen Politik, vom Volk abſehen und den Staat allein in Betracht ziehen, während man das gleiche ſchon nicht im Hinblick auf die engliſche oder franzöſiſche Politik tun kann. Was aber Deutſchland betrifft, ſo wiſſen heute ſogar ſchon unſere Feinde, nicht bloß die Neutralen, daß es das geſamte deutſche Volk iſt, welches den Krieg führt. Es handelt ſich hier um einen zwar ernſt gemeinten, aber für die Beurteilung der konkreten Ereigniſſe doch ganz unfruchtbaren poetiſchen Vergleich. Und das gleiche gilt für eine ganze Reihe anderer Vergleiche, die Spitteler zur Verdeutlichung ſeiner Anſichten liebt. Sie ſind alle poetiſch ſchön und kräftig, aber ſie leiſten nicht das, was ſie leiſten ſollen, und ſagen nicht das, was ſie ſagen wollen, oft überhaupt nichts, oft etwas ganz anderes. Vor allem aber, wie alle Vergleiche, ſie hinken. So iſt z. B. die Empfindung, die Anerkennung und der Ausdruck der Raſſen-, Kultur- und Sprachverwandtſchaft doch wohl etwas anderes als „Philologie", die Hervorhebung des hohen Kulturſtandes der Ruſſen, „die teufliſchen Koſaken inbegriffen, ... verglichen mit den Türken und Bulgaren, den Kroaten, Slowaken uſw.", kaum ernſt gemeint, die Begeiſterung für Rußland nicht gut vereinbar mit der unmittelbar darauf folgenden Betonung des Schweizer Begriffs von der „Lebensberechtigung kleiner Nationen und Staaten". Oder ſind vielleicht die Finnen, die Ruthenen und Polen für die Schweizer keine „Nationen" mehr, weil ihnen Rußland nun den letzten Reſt der teilweiſe noch bis in die neueſte Zeit herübergeretteten ſtaatlichen Selbſtändigkeit geraubt hat? Daß „die Serben keine Bande, ſondern ein Volk ſind", anerkennen auch wir gerne, und ihre Lebensberechtigung iſt von uns nie beſtritten und von Öſterreich deſſen Schützern gegenüber ſogar ausdrücklich gewährleiſtet worden.

Als beſonders verletzend mußten wir zwei Stellen in Spittelers Rede empfinden, den berühmt oder berüchtigt gewordenen, in der Buchausgabe etwas gemilderten „Mördervergleich" und die Behandlung der belgiſchen Neutralitätsfrage. Jene Stelle iſt ein Schulbeiſpiel dafür, wie in allgemeiner Form gehaltene, an ſich völlig einwandfreie Sätze, wenn ſie als Vergleich auf konkrete Ereigniſſe angewendet werden, ein völlig anderes Geſicht bekommen können und, anſtatt als neutral, als das gerade Gegenteil empfunden werden müſſen. „Was die Mitentrüſtung über die düſtern Hilfsvölker" — heißt es da — „betrifft: Im Duell allerdings unterſcheiden wir fair und unfair. Allein ein Krieg iſt nicht eine militäriſche Menſur, ſondern ein bitterer Kampf um das Leben einer

Nation. Wo es ſich aber um Tod und Leben handelt, wird von jedermann jeder Helfer willkommen geheißen, ohne Anſehen der Perſon und der Haut. Wenn ein Einbrecher (Mörder) Sie mit dem Meſſer bedroht, ſo rufen Sie unbedenklich ihren Haushund zu Hilfe. Und wenn Ihnen der Einbrecher adelig kommen wollte: ‚Schämen Sie ſich nicht, ein unvernünftiges, vierfüßiges Tier gegen einen Menſchen zu benützen?‘ ſo würden Sie wahrſcheinlich antworten: ‚Dein Meſſer hindert mich am Schämen.‘“

Daß wir auf die Tatſachen eines Krieges keine aus unſeren ſittlichen Empfindungen hergeleitete Unterſcheidungen machen, was jener Vergleich beweiſen will, iſt jedenfalls nicht der Standpunkt des deutſchen Volkes. Das braucht den Neutralen aber bei der Wahl ſeines Standpunktes natürlich nicht zu kümmern. Es war jedoch wenigſtens bisher auch nicht der Standpunkt irgendeines anderen europäiſchen Volkes (eingeſchloſſen unſere Feinde), ſonſt hätte es ja nicht einmal zum Verſuch der Statuierung kriegsrechtlicher Normen als alle europäiſchen Völker bindendes Völkerrecht kommen können. *Heute* iſt es allerdings der Standpunkt unſerer Feinde, und nun ſoll es auch zugleich der Standpunkt der Neutralen ſein, der neutrale Standpunkt? Vor allem aber iſt nicht jeder Krieg ein Kampf um das Leben einer Nation. In dieſem konkreten Fall aber wäre zu fragen: *Welche* Nation kämpft in dieſem Krieg um ihr Leben? Iſt vielleicht die *ruſſiſche* Nation zum Kampfe ausgezogen, weil ihr Leben bedroht war, oder die *engliſche*, die ſich jener düſteren Hilfsvölker in ſo erſchreckendem Maße gegen uns bedient? Und die *franzöſiſche* Nation, hat ſie nicht ſchon 43 Jahre ohne den Beſitz von Elſaß-Lothringen gelebt und ſich in dieſen Jahren verhältnismäßig wohler befunden als in all den Jahren ihrer vergangenen Geſchichte? Wenn man ſchon ſo weit gehen und ſagen will, daß dieſer Kampf ein Kampf ums Leben einer Nation iſt, ſo iſt es wohl allein die *deutſche* Nation, von der dies geſagt werden kann. Denn daß man ihr ans Leben *trachtet*, das iſt in unzähligen Äußerungen unſerer Feinde und nicht nur von „Unverantwortlichen“ offen ausgeſprochen worden. Wer hat Frankreich und England überhaupt gezwungen, in den Krieg, der nur mit Rußland begonnen worden iſt, einzutreten? Wäre vielleicht ihr Leben ſchon gefährdet geweſen, wenn Rußland von Deutſchland beſiegt worden wäre? Frankreich hätte nur zu erklären brauchen, daß es ſich nicht am Kriege gegen Deutſchland beteiligen wolle. Und England? Aber England kämpft ja nur aus purem Altruismus. Darf das von einem Neutralen gar nicht angezweifelt werden?

Ebenſo verhält es ſich mit dem „Einbrecher". Sind es nicht Rußland und Frankreich geweſen, die zuerſt in unſer Gebiet einbrechen wollten, und die, wenn ſie auch nicht über den Verſuch hinausgekommen ſind, wir nur dadurch von der Vollführung ihrer Abſicht haben abhalten können, daß wir unſererſeits in ihr Gebiet eingedrungen ſind und ſie dort feſtgehalten haben. Jetzt haben ſie freilich leicht rufen: „Haltet den Einbrecher!" aber der Schweizer ſoll's ihm nachrufen? Wenn ein einſamer Wanderer ſich in einem Walde plötzlich von Räubern umringt ſieht und in raſchem Entſchluß und mit geſchickter Hand den einen nach dem andern zu Boden ſchlägt, ſind dann dieſe zu harmloſen Wanderern und jener zum Räuber geworden? Nun iſt dies freilich immer unſer Standpunkt und muß nicht notwendig auch der neutrale Standpunkt ſein. Wenn man aber dieſe Anſchauung in ihr poſitives Gegenteil verkehrt, worauf es bei der Spitteleriſchen Faſſung jenes Vergleiches hinauskommt, ſo iſt dies geradeswegs der Standpunkt unſerer Feinde, der zugleich zum neutralen Schweizer Standpunkt geſtempelt wird. Auf dasſelbe laufen auch die Sätze, in denen Spitteler ſeiner Anſchauung über die Frage der belgiſchen Neutralitätsverletzung Ausdruck gibt, hinaus.

Daß der Schweizer Standpunkt beſonders durch die Frage der Verletzung der Neutralität Belgiens beeinflußt wird, iſt ſehr begreiflich, wie aber ein deutſcher Schweizer über dieſe für den neutralen Standpunkt wichtigſte Frage mit ein paar unfreundlichen, ja gehäſſigen, rein gefühlsmäßig beſtimmten Phraſen hinweggehen kann, iſt nicht leicht verſtändlich.

„Daß Belgien Unrecht widerfahren" — ſagt er — „hat der Täter urſprünglich freimütig zugeſtanden. Nachträglich, um weißer auszuſehen, ſchwärzte Kain den Abel. Ich halte den Dokumentenfiſchzug in den Taſchen des zuckenden Opfers für einen ſeeliſchen Stilfehler. Das Opfer erwürgen, war reichlich genug. Es noch verläſtern, iſt zuviel. Ein Schweizer aber, der die Verläſterung der unglücklichen Belgier mitmachte, würde, neben einer Schamloſigkeit, eine Gedankenloſigkeit begehen. Zur Kriegsmunition zählt leider auch der Geifer."

Mich dünkt, daß hier Spitteler wie früher bei der Betonung des hohen Kulturſtandes der Koſaken „verglichen mit den Türken und Bulgaren, den Kroaten und Slowaken" eine arge Gedankenloſigkeit begangen hat. Der „Kain und Abel-Vergleich" hat ſicher ſeinen poetiſchen Wert, iſt als Urteil aber wieder ganz vom Standpunkt unſerer Feinde aus geſchaut. Die objektive Feſtſtellung von entlaſtenden Tatſachen als „Verläſterung" und „Geifer" bezeichnen, iſt ſicher weder ein wahres, noch ein gerechtes, noch ein neutrales Urteil und hat außerdem nicht

einmal poetiſchen Wert. Wenn jemand, deſſen Haus — um im Bilde Spittelers zu bleiben — von vorne und von hinten mit Einbruch bedroht wird, dieſem Einbruch ſo zuvorzukommen ſucht, daß er raſch entſchloſſen trotz Verbotes den Weg durch des Nachbars Flur nimmt, um den einen Einbrecher in ſeinem eigenen Hauſe zu feſſeln, bevor noch der andere ſeine Werkzeuge beiſammen hat, und dann in des Nachbars Flur ſelbſt alle Vorbereitungen findet, die beſtimmt waren, jenem erſten Einbrecher ſein Werk zu erleichtern, ſoll er dann das nun ſchön geheimhalten und nur immer mea culpa ſagen? Das iſt ein ſonderbarer „Neutraler", der dies von uns verlangt und erwartet! Und wie ſtimmen dieſe Worte zu denen, die Spitteler kurz vorher über die Neutralität der Schweiz geſprochen hat: „Der Tag, an dem wir ein Bündnis abſchlöſſen oder ſonſtwie mit dem Auslande Heimlichkeiten mächelten, wäre der Anfang vom Ende der Schweiz." Ähnliche Widerſprüche zwiſchen dem Dichter und dem Denker Spitteler kann man noch mehrere in dieſer Rede finden.

„Wir ſind als Neutrale den übrigen Völkern die nämliche Gerechtigkeit des Urteils ſchuldig, die wir den Deutſchen gewähren", heißt es einmal in dieſem Vortrag. Aber gerade „Gerechtigkeit des Urteils" iſt es, was wir Deutſchen ſo bitter daran vermiſſen. Unſere Feinde allerdings können ſehr wohl damit zufrieden ſein, denn es iſt in allen weſentlichen Punkten ihr Standpunkt, der darin zum Ausdruck kommt und als der neutrale Schweizer Standpunkt angeprieſen wird. Spitteler meint zwar, daß immer „ein gerechtes Urteil als Parteinahme für den Feind empfunden wird", aber ſein Urteil wird von den Franzoſen und Engländern ſicher nicht als Parteinahme für uns Deutſche empfunden werden. Und wir Deutſche wären gewiß zufrieden, wenn man uns und unſerem Standpunkt dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren ließe, die man unſeren Feinden und ihrem Standpunkt ſo gerne zuteil werden läßt.

Es wäre doch gewiß in einem wahreren Sinne neutral, anſtatt das Schlagwort unſerer Feinde von der belgiſchen Neutralitätsverletzung nur immer zu wiederholen und von „Verläſterung" und „Geifer" zu reden, wenn man die auf dieſe angebliche Neutralitätsverletzung ſich beziehenden Dokumente ſich anſehen, die durch ſie feſtgeſtellten Tatſachen einer Prüfung unterziehen und ſich danach ein ſelbſtändiges Urteil bilden würde. Aber kann man das von den Neutralen verlangen? iſt man heute faſt verſucht zu fragen. Es ſcheint ja, als ob ſie gefliſſentlich jeder aufrichtigen Information, jeder offenen Ausſprache über

ſolche Fragen, bei denen ſich eine wirkliche Neutralität offenbaren könnte, ausweichen, ſich um einen ſolchen Standpunkt geradezu ängſtlich herumdrücken wollten. Über dieſe Neutralität und ihre Verletzung hätte ſich auch abgeſehen von jenen Dokumenten manches ſagen laſſen, wenn man „Gerechtigkeit des Urteils" hätte anſtreben wollen. Aber man hat immer nur gehört, daß es eine verwerfliche, verabſcheuungswürdige, nicht genug zu verurteilende Handlung wäre und punktum. Man hat aber nie z. B. die Frage ſtellen hören, ob nicht vielleicht *jedes Volk in derſelben Lage*, wenn es ſich derart bedroht und gefährdet geſehen hätte, dasſelbe getan hätte, ob nicht vielleicht jedes einzelne Individuum in einer analogen, ſein Leben aufs höchſte bedrohenden Lage in analoger Weiſe handeln würde, ob ferner die Begriffe des Notſtands und des Notrechts nicht vielleicht im Rechtsleben der europäiſchen Völker anerkannte Begriffe wären und ob ſchließlich der neu erſtandene Beſchützer der Neutralität nicht vielleicht ſchon wiederholt in ähnlicher und in minder bedrohlicher Lage dasſelbe und noch ſchlimmeres getan hätte. Fürchtet man vielleicht, daß, wenn man ſich ſolche Fragen auch nur ſtellen wollte, der neutrale Standpunkt ſich dem unſrigen bedenklich nähern und dadurch der *Schein eines nicht neutralen* Standpunktes entſtehen und bei unſeren Feinden Anſtoß erregen könnte? Deshalb nur lieber ſoweit als möglich gar *kein eigenes* Urteil und wenn ſchon, dann ja nicht eines, welches den „vorausſichtlichen Siegern" nicht gefallen könnte! Iſt das vielleicht der Standpunkt der Neutralen? Man will *lieber* — mit einem Seitenblick auf unſere Feinde — *neutral ſcheinen, als wahrhaft neutral ſein, lieber nicht neutral ſein, als nicht neutral ſcheinen.*

Wir Deutſchen ſind ſoweit entfernt davon, von den Neutralen zu verlangen, daß ſie auf *ihre* „Begriffe von Wahr und Unwahr" verzichten und uns zuliebe *ihre* „Überzeugungen von Recht und Unrecht fälſchen", daß wir vielmehr ſehnlichſt wünſchen, ſie möchten *ihre eigenen* diesbezüglichen Begriffe nur einmal auf die mit dem Krieg zuſammenhängenden Ereigniſſe wirklich zur Anwendung bringen und *ihren eigenen* Überzeugungen Ausdruck verleihen. Sie müſſen durchaus nicht in allem mit unſerem Standpunkt übereinſtimmen, wir wären ſchon ſehr damit zufrieden, wenn ſie ihn einer *gleichen* Beachtung würdigten wie den unſerer Feinde, ihn aus *unſeren* Verhältniſſen heraus zu verſtehen und zu begreifen ſuchten und ſich dann ihr eigenes Urteil, welches *ihren* Begriffen und Überzeugungen entſpricht, bilden würden. Aber bisher haben wir mit wenigen Ausnahmen nichts dergleichen erfahren.

Wir haben bisher nur geſehen, daß ſie die Schlagworte unſerer Feinde über Militarismus, Verletzung der belgiſchen Neutralität u. dgl. nachſprechen, deren Anſchauungen und Urteile über den Krieg ſich zu eigen machen und auf die Anwendung *ihrer* Begriffe von Wahr und Unwahr und den Ausdruck *ihrer* Überzeugung von Recht und Unrecht ſoweit als möglich verzichten.

„Neutral ſein" heißt doch nicht, ſich jedes eigenen Urteils begeben, ſondern wohl eher, ſich ein *eigenes, ſelbſtändiges*, von rein gefühlsmäßiger Beeinfluſſung freies, *objektives* Urteil bilden. Das iſt freilich ſchwer und nur wenigen hervorragenden und geiſtig diſziplinierten Perſönlichkeiten, die ſich unter den kriegführenden Völkern ebenſo finden können und finden wie unter den Neutralen, möglich. *Spitteler* iſt zu ſehr Dichter, um objektiver vom rein Gefühlsmäßigen unbeeinflußter Denker zu ſein. Deshalb wird er, wo er das Gefühl ausſchaltet, unbewußt ungerecht, indem er, um ja nicht gefühlsmäßig beeinflußt zu ſcheinen, *ſpeziell* gegen den *deutſchen* Parteiſtandpunkt *Stellung* nimmt und dadurch *ſelbſt* auf den *deutſchfeindlichen* zu ſtehen kommt. Andere Unbeteiligte, wie *Sven Hedin* und *Guſtaf Steffen*, die nicht ſcheuen, ſich in den Schein einer nicht neutralen Parteinahme zu begeben, urteilen vielleicht gerechter, ſachlicher, objektiver. Es iſt auch verfehlt, zu glauben, daß der neutrale Standpunkt etwa gerade in der Mitte zwiſchen dem deutſchen und dem unſerer Feinde liegen müſſe. Der neutrale Standpunkt iſt nichts anderes als ein ſelbſtändig, objektiv, unparteiiſch gebildeter Standpunkt und kann ſich als ſolcher ganz wohl mehr dem unſeren oder dem unſerer Feinde nähern. Man darf nur nicht die Vorurteile und Gefühlsurteile einer der Parteien annehmen und auch nicht wie *Spitteler* in abstracto argumentieren, ſondern muß den konkreten Standpunkt beider zu begreifen oder ihm gerecht zu werden ſuchen, sine ira et studio, aber auch ohne Furcht, damit da oder dort anzuſtoßen und ſich Sympathien, die einem lieb ſind, zu verſcherzen. Doch als rari aves erſcheinen uns ſolche Männer wie *Steffen*, *Hedin*, *Brandes*, *Fullarton* und ſie finden bei ihren noch neutraler ſein wollenden Landsleuten meiſt nichts weniger als Zuſtimmung und Verſtändnis. Auf feindlicher, franzöſiſcher und engliſcher Seite ſind die Stimmen, die ſich ein objektives Urteil zu bilden ſuchen, faſt ebenſo zahlreich als bei den Neutralen. Der Standpunkt der Neutralen iſt im Allgemeinen nichts weniger als ein neutraler Standpunkt, auch wo er es ſein will und ſich als ſolcher gibt. Ob es Übelwollen oder intellektuelles Unvermögen oder Scheu, Mächtige zu verletzen, iſt, was die

geiſtige Haltung der Neutralen in dieſer Weiſe beeinflußt, iſt ſchwer zu entſcheiden. Es werden wohl alle drei an dieſer gerade vom Standpunkt einer höheren menſchlichen, über den Parteien ſtehenden Beurteilung problematiſchen Geſinnung ihr redlich Anteil haben.

Albert Klein †
Gedanken im Felde

Wir bringen hiermit eine Wiedergabe von gedankenvollen Stellen, die Briefen vom weſtlichen Kriegsſchauplatz entnommen ſind. Ihr Verfaſſer war Dr. Albert Klein, Profeſſor an der Oberrealſchule zu Gießen und Leutnant der Landwehr. Er iſt am 12. Februar in der Champagne gefallen. Eine Veröffentlichung ſeiner Feldpoſtbriefe wird durch Univerſitätsprofeſſor Dr. Meſſer (Gießen) vorbereitet.

Daß ich geiſtige Nahrung aus dieſen Erlebniſſen ziehen werde, weiß ich jetzt ſchon, und gerade die Kulturen unſerer Feinde, ſoweit ſie mir durch die Sprache zugänglich ſind, werden nun erſt recht mein ernſteſtes Studium bilden. Nun erſt recht, wenn wir zurückkommen, werd' ich in ihnen das zu entdecken ſuchen, was uns mit ihnen gemeinſam iſt, was aus ihnen uns Geſchenk und Förderung ſein kann. Nietzſche nennt es den „guten Europäer", ich heiße es die Idee der „Humanität". Sie erſcheint einem gerade dann, wenn alle Tatſachen wider ſie ſtreiten, als Notwendigkeit, für die man entſchloſſen iſt, das Leben einzuſetzen, das einem vielleicht noch beſchieden iſt. Notwendigkeit: wenn man die Zerſtörung mit eigenen Augen geſehen hat, die „Krieg" heißt.

Und ich glaube, daß es nach dieſem Kriege weniger ſchwer ſein wird, als nach andern, human zu ſein. Haß und Verachtung, in die ſich jetzt unſere Preſſe hineinredet, ſind ja doch nur künſtliche Erhitzungen — in unſerm Volke, das ſieht man aus allen Briefen, iſt Ruhe, Entſchluß, aber auch tiefes Verſtehen des Feindes, und Haß nur gegen England-Rußland. Das gibt doch Troſt.

Unten zieht die große Straße Tahure—Souain vorbei, darauf fahren unſre Kolonnen, Auti und Proviantwagen, ſie iſt zur Rechten geleitet von Kiefernwäldchen, magerer, hagerer Beſtand, der ſo zu dem

ſpitzen, dornigen Charakter paßt, den das Land im ganzen hat (und notabene iſt es mir eines der größten Kümmerniſſe, daß ich Dir das Land noch nicht habe ſchildern können, aber dazu braucht man viel mehr Sammlung, als wir je aufbringen werden), darin hauſt das Bataillon; meine Kompagnie, die letzte, an einem Waldweg, der wiederum eine waldumgebene Heide neben ſich hat. Ähnlich wie es im Vogelsberg iſt oder hinter Marburg, wo wir dieſen Sommeranfang darübergingen. In der Ferne ſieht man dieſelben Kiefernwälder und -wäldchen, und dahinter, das iſt ein ganz ſeltener und unſer germaniſches Naturherz warm erquickender Anblick, Hügel bis zur Bergeshöhe, den Horizont bald blau, bald ſchwarz umrandend, dann wieder im raſch auftauchenden Nebel verſchwindend. Ich hab' an den Taunus denken müſſen und an ſeinen von gewiſſen Seiten aus ſo fernhin ſichtbaren Zug. Es ſind dieſe Höhen aber leider nur die Champagnerhügel, vermut' ich wenigſtens; ich würde ſie lieben, wenn es Friede wäre, und wir zwei, Du und ich, als wackere Fußwanderer die Höhen vor uns auftauchen ſähen — wie ich denn auch vorhabe, den ganzen Feldzug in einem nicht zu fernen Herbſte mit Dir autoptiſch zu wiederholen, wo Du denn unſre Schützengrabenſituation uſw. Dir genau beſehen darfſt — aber jetzt, wo ich weiß, unſer .... Armeekorps ſteht da und ſo viele Freunde fechten und ihr Blut färbt vielleicht den Boden, da wollten meine Gefühle weniger freundlich ausfallen, nur daß Sehnſucht oft ſtärker iſt als alles Räſonnement und dem Zauber der ziehenden Ferne wieder unterliegt.

Du ſollſt ſehen, wie unſre Leute, nachdem ſie geſtern das Notwendige gebaut, den „Erdhöhlen", um mit dem Regiment zu reden, heute das Zierliche anfügen; Moosbeete mit weißem Kalkſtein verziert, in Form von Kreuzen, Herzen u. ähnl., die unſre Kompagnienummer oder das Eiſerne Kreuz eingeſetzt tragen uſw.

Da kommt in den engen Grenzen, die hier geſetzt ſind, der Zier- und Putzſinn (faſt ein allzu niedlicher Sinn) unſeres Volkes ſo hübſch zum Vorſchein, und dahinter ſteht doch auch Größeres: die ganze Friedenstüchtigkeit, die ein Volk und die beſonders unſer Volk in den letzten 40 Jahren ſo reich und mächtig gemacht hat, daß all die Meute uns neidet, Tätigkeitstrieb, der ſich nicht zu geruhen weiß, Geſchick, mit dem kleinſten Mittel auszukommen, ſcharfer Blick für das, was und wie es getan werden ſoll.

Wie ich dem Chriſtentum mich anſchließe, es als Element und Hauptferment unſrer Kultur ſchätze, gerade auch durch die Gegnerſchaft, die es hervorrief, weißt Du. Und ſo betracht' ich die „Heiligen Bücher" nicht als heilige, ſondern ich leſe ſie, um in eine verfloſſene Welt einzudringen und die Vorgeſchichte unſrer Welt zu ſtudieren. Dabei hab' ich ſchon aus unſern jetzigen Verhältniſſen heraus den Paulus verſtehen lernen: den Prieſter oder meinetwegen Pfaffen, der den Leuten die Angſt vorm Tode wegreden will. Seneca, auf römiſchem Boden das gleiche Problem, aber er fängt's anders an.

Tapfer, ſorglos um ſein Leben, wer iſt dies überhaupt unter uns? Wir alle wiſſen zu ſehr, was wir wert ſind und leiſten können, wir ſtehen im beſten Alter, Kraft in den Armen und Seelen, und da ſtirbt niemand gern, da iſt niemand „tapfer" im herkömmlichen Sinne des Wortes, oder doch nur ganz wenige. Gerade weil Tapferkeit ſo ſelten iſt, deshalb dieſer Aufwand von Religion, Denken, Dichtung, der von früh an in der Schule beginnend den Tod fürs Vaterland als das Höchſte, Herrlichſte preiſt, bis er gipfelt in all dem faux heroisme, der uns aus Zeitungen und Reden der Gegenwart umdröhnt und ſo billig iſt, und in dem wahren Heroismus, dem ſchlichten Heldentum weniger, das ſich einſetzt und — vielleicht — andre mit fortreißt.

Ich frage mich immer, wie einem der Frieden vorkommen mag, wenn man denn beſtimmt ſein ſollte, in ihn zurückzukehren. Ich glaube, ſo güterreich, daß man anfangs aus dem Erſtaunen nicht herauskommt. Ich glaube, als eine fortgeſetzte Orgie des Luxus, der Behaglichkeit, des Komforts, der Ruhe und Sicherheit. Die letztere iſt es ja am meiſten, was einem hier fehlt — nicht Eſſen und Trinken, nicht Bücher. Das alles haben wir. Aber der „lange Atem" des über ſich ſelbſt Verfügenkönnens, welches einen Zuſtand der Ruhe vorausſetzt, daran mangelt's. Man ſieht über die nächſten 24 Stunden nie hinaus. Wollte Gott, daß wir Euch wenigſtens das Glück, zu ruhen und Ihr ſelbſt zu ſein, erkämpfen.

Man ſieht doch, wie viel ſchwerblütiger, heimwehiger, nach rückwärts gezogener wir alten Landwehrleute ſind, es laſtet auch wirklich mehr auf uns, und unſere Aufgaben in Staat und Geſellſchaft ſind andere, umfaſſendere, als dieſe halben Knaben noch haben: eine Friedenskultur der Arbeit aufbauen, das iſt doch unſer Glück, unſer

Ruf, unſer ſchönſtes Los, danach ſteht unſer Herz, das macht uns den Abſchied ſo ſchwer, wenn er einmal kommt. Darum aber auch uns gegenüber nichts von Heldentum. Wir tun unſere Pflicht, was wir müſſen, aber das ſind paſſive Tugenden — ein Held aber geht vorwärts, in den Tod als wie in den Sonnenglanz hinein, kämpft, fällt unter Jauchzen. Wenn ich in den Zeitungen, in dem Geſchreibe derer, die ſo etwas wie ein böſes Gewiſſen haben, weil ſie in Sicherheit hinten ſind, dieſe Aufpuffung jedes Soldaten zum Helden leſe, ſo wird mir ganz übel. Heroismus iſt ein ſelten Gewächs und darauf baut man keine Volksheere auf. Zu deren Zuſammenhalt braucht man, daß der Mann vor den Vorgeſetzten Reſpekt und ſelbſt mehr Angſt hat als vorm Feinde, Vorgeſetzte, die gewiſſenhaft, pflichttreu und kenntnisreich ſind, Umblick und ihre Nerven in der Gewalt haben. Wenn man die Elogen auf uns von denen hinter uns lieſt, ſo erröten wir. Es gibt Gott ſei Dank noch ſehr viel ſtramme alte Zucht.

Da kommt nun dieſer Burſche und bald jener, ſtippt Säkular- und Neujahrsbetrachtungen zuſammen und redet kühn daher vom deutſchen Weſen, an dem die Welt geneſen ſoll, nimmt all den Kot der fremden Preſſe auf und wirft ihn verdreifacht zurück. Gerade, weil ich mit ſo heißer Liebe und Inbrunſt an dem hänge, was die beſten Deutſchen für die Weltkultur geleiſtet haben, kann ich nicht wünſchen, daß uns eine Aufgabe zugemutet wird, die wir nicht leiſten können. Iſt das Höchſte die Leiſtung der Deutſchen für die Weltkultur, ſo müſſen wir wieder zum Klang und Einklang mit den andern Nationen gelangen. Dann iſt nicht jeder Engländer ein Heuchler, jeder Franzoſe ein Hohlkopf. Ganz abgeſehen davon, daß wir von deren militäriſchen Leiſtungen tagtäglich die anſchaulichſten Proben kriegen.

Ach, liebe Freunde, wer das hier mitmacht, der redet nicht ſo ſelbſtverſtändlich von Sterben, Tod, Opfer und Sieg, wie es die tun, die hinter uns die Glocken läuten, die Reden halten, die Zeitungen ſchreiben. Der fügt ſich in die bittere Notwendigkeit des Leidens und Sterbens, wenn ſie ihn antritt, aber er weiß, er ſieht, daß der edeln Opfer ſchon unzählige, überzählige gebracht ſind und daß der Zerſtörung längſt genug wäre, nicht nur auf unſerer Seite, ſondern auch bei denen da drüben.

Gerade wenn man das Leid anſehen muß, dann ſchlingt ſich für mich (und Euch, Ihr Lieben, ginge es gerade ſo, ja Ihr fühlt jetzt ſchon ſo) ein neues Band zu jenen hinüber. Komme ich, was ich kaum

mehr hoffe, aus dieſem mörderiſchen Krieg heraus, ſo wird das intenſivſte Verſenken in die Kulturen, deren Träger gegen uns ſtanden, mir willkommene Pflicht ſein. Auf noch breiterem Grunde will ich aufbauen, was meines Daſeins Sinn und Aufgabe iſt: das hiſtoriſch-philoſophiſche Nachdenken über das großartige, wunderbare Phänomen der Höchſtkultur.

Und ich meine, es müßte bei dieſem Nachdenken trotz allem und allem etwas wie ein Zipfel von Sinn der Kultur herauskommen, etwas wie ein Glaubendürfen daran, daß nicht das Nichts aller Dinge Ende ſei. Das iſt die Meinung Mephiſtos. Aber ſtärker als Mephiſto iſt Fauſt, der grenzenlos Tätige, und ſelbſt die Illuſion ſeines letzten Wünſchens macht ihn noch eher zum Paradieſe reif, als ihn feiges Verzagen gemacht hätte. So hier. Wenn man das Nichts minutlich um ſich ſieht, das Nichts in all ſeinen Formen, als Vernichtung des Seienden, als das Wertwidrige, und wenn ſich dagegen in tauſend Seelen der Wille zum Sein und zum Wert wieder erhebt, gerade geſtaffelt und geſtachelt durch die Vernichtung, die droht, ſo meint man unmittelbar, das Recht zum Glauben an das Leben haben zu müſſen. Leben, das heilt, das aufrichtet, das über Gräber geht, das ſinnt, ſingt, jauchzt und neu bildet. Tiefernſt wird man und oft todesbang, aber auch wieder fromm, gläubig, zuverſichtlich in Demut und Stolz. Was die Eſſenz aller Religioſität iſt, ſie verkleide ſich in Religionen, in die ſie wolle, Religion mit oder ohne Gott, mit oder ohne ewiges Leben, mit oder ohne heilige Menſchen und heiliges Tun, die Einordnung des eigenen kleinen Seins in ein flutendes, übergroßes, nicht allgütiges, aber majeſtätiſches, erhabenes Alleben, das Bewußtſein, nicht ein verlaſſener, einſam herumirrender Splitter zu ſein — das wird die Eſſenz auch des eigenen Lebens, und man weiß, wenn man zurückkommt, wird man zurückkommen mit der geſammelten Kraft, die dies Bewußtſein gibt, und wird verſuchen mit ihr zu ſchaffen, frei, furchtlos, fromm.

Wir haben (in dieſer Nacht) noch ſtrammer gewacht als ſonſt, und ich ſelbſt bin vier Stunden auf den Beinen geweſen. Das hat ja nun an und für ſich ſeinen großen Reiz, wenn man ſo in irgendeinem Beobachtungsloch ſitzt, hört die Leute unſere heimatliche Sprache reden, ihre Sorgen und Hoffnungen kundgeben und hat vor ſich das leiſe Schimmern der Birkenſtämme, oder, wenn man aufblickt, über ſich das Gezack und das Greifen der Kiefern- und der blätterleeren Laubbaumäſte, die ein ſonderbares Stück blauſchwarzen Himmels mit ſeinen

Sternen ausſchneiden. Dazu dies harſche, kräftige Winterwetter und der Himmelslichter ſtarker, reiner Glanz — das bewegt dich tief.

Wie verſchieden aber doch die Menſchen, ſelbſt die frommen Menſchen, auf die gleiche Wirklichkeit reagieren! In der „Frankfurter Zeitung" vom Dienstag, 17. November (319, II. Mgbl., S. 2), ſchildert ein Artillerieunteroffizier unter dem Titel „Artillerie auf Vorpoſten" ſeine Eindrücke, und ihn bewegt die Nacht zu der Betrachtung, wie gering doch der Menſch mit all ſeinem Tun, auch mit dem Kriege, neben der Natur und deren Lenker iſt. Wie ergeben, ja wie zutraulich muß ein ſo Gläubiger Fall und Tod einzelner Menſchen, ganzer Reiche hinnehmen: es bleibt ja, objektiv geſichert, die Größe der Natur und ihres Lenkers. Ganz anders, wenn Frömmigkeit mit der Subjektivität anhebt, wenn man ſagt: Gottes Weſen und Gottes Größe iſt nichts anderes als die ſtufenmäßige Entfaltung geiſtigen Lebens, und die höchſte oder eine der oberſten Stufen iſt die große Geiſtesnatur einzelner, iſt das äſthetiſche Verſunkenſein, die Hingabe an Wirklichkeit. Dann wird doch, gerade aus Frömmigkeit, jedes einzelne Leben, jedes Schickſal, teuerer und koſtbarer — und es müſſen möglichſt viel und möglichſt tief empfindende Menſchen ſein, damit Gott, beſſer: damit Göttliches ſei. Für dieſen Betrachter — ich bin es ſelber — bedarf es viel mehr reflektierenden Sich-Zuſammennehmens, ich möchte ſagen, viel mehr denkenden Heroismus, um in der nacheilenden Überlegung mit all dem Opfern und Morden fertig zu werden (denn der unmittelbare Lebenstrieb, vor die Lebens- und Todesentſcheidung geſtellt, äußert ſich gleich ſtark, gleich abwehrend dort wie hier).

Man muß ſich dann ſagen, daß in der modernen Welt der Gedanke des Vaterlandes, oder beſſer: des nationalen Staates, und der Hingabe an dieſen Staat einer der großen abſoluten, d. h. aber religiöſen Werte geworden iſt, der dem ohnedies chaotiſchen und abſtoßend egoiſtiſchen Handeln der Menſchen Sinn und Mittelpunkt gibt ... Je mehr Opfer dem Vaterland fallen, um ſo verehrungswürdiger, größer ſcheint es uns, wert unſerer letzten Kraft, die daran geſetzt ſei; wenn es nicht anders geht, unſeres Verſtummens, wie man vor Gottes Bilde verſtummt: „Nach ſolchen Opfern heilig großen — was gälten dieſe Lieder dir?"

Durch welch finſtere Tale ſind Beethoven, ſind Goethe, ſind Nietzſche geſchritten — der König der Schrecken hat ihre Seelen geküßt und hat ſie nicht bloß dumpf fühlen laſſen, nein, hat ſie gezwungen, das

Schrecken, das Bangen, ſich zur höchſten Klarheit, zur geſtalteten Kundgabe zu bringen. Und doch, was iſt ihr letztes Dartun, auch wo ſie mit durchbohrter Bruſt zu ſinken ſcheinen? Ja-ſagen, Jubel, Jauchzen — das große nicht bloße Verzeihen, ſondern es nicht anders haben wollen, als es war.

Mit Ehrfurcht erfüllt mich die Möglichkeit, die an jedem Geſchehen, jedem Sein gegeben iſt, es direkt äſthetiſch aufzufaſſen oder es in einen äſthetiſchen Zuſammenhang einzuordnen. Selbſt wenn wir im Grauen der Nacht zum Gefechte ziehen, von allen Ängſten umtoſt, ſo berührt mich (flüchtig nur im Moment des Erlebens, aber unverlöſchbar, ausgeſtaltbar fürs Erinnern) die grauſige, wilde Schönheit der Szene. Und wie unerſchöpflich reich bietet ſich das Einfachſte dar, die karge Landſchaft, die Wüſte, das eingeführte Licht (Rembrandt), welches Spiel kann darin liegen, welches Erz, welche Würde! Ganz abgeſehen von der Intimität, mit der äſthetiſche Eindrücke in unſer Innerſtes ſchleichen, mit nichts vergleichbar in der Wirkung von tiefſtummem Schmerz und höchſtem Jubel, die ſie mit ſich führen, ſo ſtark oft, daß man ſich Auflöſung und Tod erſehnt, um in dieſer Fülle zu ſterben, zu dieſer Fülle ſelbſt zu werden (Muſik).

Und wenn ich an die eigne Entwicklung denke, gerade an manches in den letzten Jahren Erlebtes, wenn ich ſehe, daß Läuterung, Vervollkommnung, ja Heiligung der Berg ſein ſoll, ſein will, auf den ſie zugeht — ſo ſage ich, eine Welt, in der mir dies und anderes zuſtößt, in der darf auch mein So- und So-fühlen, meine Religioſität leben, nicht als Fazit eines Kalküls, ſondern als innerſte Notwendigkeit und Mark des kleinen Daſeins. Mehr verlang ich nicht — auch ich laſſe dem Peſſimiſten das Recht, die Welt ſo elend zu finden, wie möglich, und ihr zu fluchen; der trockenen Geſchäftsſeele das Recht, ſie als ein Hin und Her von Verluſt und Gewinn zu errechnen — aber ich darf dann fordern, daß man auch das Meine reſpektiere und mich, ſoll es ſein, fallen laſſe, den Blick der Liebe auf die Zurückbleibenden gerichtet.

Das iſt mein Wunſch und Anliegen, daß Du den großen Sinn, in dem Du bis jetzt den Krieg miterlebſt haſt, auch weiter zeigſt, wenn Dir und mir das Schlimmſte paſſieren ſollte. Dann erſt recht. Und ich weiß, Du wirſt es, denn Dein Grundgeſetz iſt: Frommſein und das Hoffen auf die Welt, in der wir uns wiederfinden, uns und die Gefreundeten, Geliebten wiederfinden, die uns den Weg ſchon bereitet haben. Das iſt unſere Religion: tapfer ſein, viel erlebend, ohne daß wir dafür Lohn haben wollen. Wie roh und primitiv das urſprüngliche Chriſten-

tum all dieſen Problemen aber gegenüberſteht, wie es anſtatt des Brotes freiſchwebender Religioſität die Steine roheſter magiſcher Auffaſſung bietet, wie ſelbſt die viel gerühmte chriſtliche Liebe mir die Herkunft aus dem Magismus (sit venia verbo) nicht verleugnen zu können ſcheint, darüber hab ich Dir neulich ſchon aus Anlaß des Paulus allerlei geſchrieben, und ich bin entſetzt, wie ſich der gleiche Eindruck bei der Lektüre des hochgefeierten Johannisevangeliums neu beſtätigt hat. Jeſus iſt ganz ſyſtematiſch als der Magier geſchildert: erſt heilt er den Blinden in übernatürlicher Weiſe, dann macht er den Toten lebendig und ſchließlich ſteht er ſelbſt vom Tode auf. Es iſt aber für alle magiſche Religion und auch für das antike „Heidentum" das Höchſte, durch irgendwelche Begehungen der Seele vom Tode zu verhelfen und Jeſus und das Chriſtentum ſtehen mitten inne in dieſem Gedankenkreis mit ihrer ganzen Sorge um die „Seele". Man fragt ſich immer wieder: wie konnte eine verhältnismäßig ſo tiefſtehende Religion die Welt erobern? Vielleicht gerade weil ſie es war. Und die für unſere Begriffe hochſtehenden Philoſopheme (Stoa z. B.) brachten es deshalb zu nichts, weil ſie keine magiſchen Mittel an die Hand gaben. .... Man iſt in der letzten Zeit dazu gekommen, die eschatologiſche Erwartung, d. h. die Verheißungen vom jüngſten Gericht, von Tod und Verklärung, mehr und mehr in den Mittelpunkt von Jeſu Lehre zu ſtellen. Dann tut er aber nichts anderes, als was die antiken Myſterienprieſter, die in der griechiſchen Religion eine ſolche Rolle ſpielen, auch taten, daß ſie über das Jenſeits der Seele lehren. Der Unterſchied iſt nur der, daß dieſe ſich lediglich vor der Schar der Myſten, der Eingeweihten, produzieren, während er ſich in die breite Öffentlichkeit ſtellt und da das Geheimnis kündet. ... Ich denke, wenn man das einmal heraus hat, ſo weiß ich nicht mehr, daß mein Erlöſer lebt, will es auch nicht mehr wiſſen. Was wir nicht in uns tragen, das gibt uns kein Erlöſer.

Geſtern Abend war ich ſonderbar erſchüttert, als ich Gelegenheit hatte, einen Transport Gefangener zu ſehen und mit einem von ihnen, einem Kollegen, Altphilologen aus Vigeac, zu ſprechen. Ein ſo offener, intelligenter Menſch, ſo gut militäriſch erzogen, wie die ganze Geſellſchaft, die bei ihm war; ſo furchtbar das Aushalten, das ihnen im Feuer der Maſchinengewehre (démoralisant nannte er es!) beſchieden geweſen war — er ſtellte mir recht den Widerſinn des Krieges vor Augen. Wie gerne, dachte ich, wäre man mit dieſen Menſchen Freund, die einem ſo nahe ſtehen nach Erziehung, Lebensart, Gedankenkreis,

Intereſſen! — Wir gerieten bald in ein Geſpräch über ein Rouſſeaubuch und fingen als alte Philologen an zu disputieren. Er ſah das Band am Knopfloch und als er erfuhr, daß es la croix de fer ſei: Félicitation ſagte er gleich; das funkelnde Intereſſe am bunten Bändchen ſchien mir recht ſüdfranzöſiſch und rührend.

Wie gleich ſind ſie uns an Wert und Gehalt, wie wenig wahr iſt das, was unſere Zeitungen erzählen über franzöſiſches Erſchüttertſein und Mattwerden; ebenſo wahr, ebenſo unwahr wie das Geſchreibe der „Temps" über unſere Verhältniſſe! Und wie ſehr ſprach auch aus den Worten des franzöſiſchen Kollegen eigenes Nachdenken und Hochachtung vor deutſchem Weſen. Daß wir darauf angewieſen ſind, Freunde zu ſein und ſtets getrennt ſein ſollen! Ich war ganz erſchüttert, ſaß verſunken und nachdenkend da und konnte mit allem Grübeln nicht herauskommen.

Kein Ende, kein Ende des Krieges, der nun bald ſechs Monate lang Menſchen, Wohlfahrt und Glück in ſeinen Schlund hinabgurgelt. Und dies Gefühl das gleiche bei uns und bei denen drüben. Immer dasſelbe Bild: wir leiſten das Gleiche, wir ſind das Gleiche, wir leiden das Gleiche und gerade deshalb, weil wir ſo bitter miteinander verfeindet ſind.

Umſchau

(Werke, Ereigniſſe, Menſchen)

Konſtellationen Es iſt eine Stimme laut geworden, die Abkehr von Rußland und künftigen Zuſammenſchluß mit Großbritannien predigt. Sie hat faſt überall Entrüſtung hervorgerufen. Das verlangt das deutſche Herz.

Aber daneben wird doch die Frage wach und will nicht verſtummen, was denn in Zukunft werden ſoll. Dies iſt die Frage nach dem, was man früher eine Konſtellation und noch früher ein Konzert genannt hat. Über die „Konſtellation" alſo werden wir nachdenken müſſen.

Freilich gibt es auch eine Politik der Negative. Sie will keine bleibende Konſtellation, ſondern operiert von Fall zu Fall. Und man ſagt, das ſei die Politik des Fürſten Bülow geweſen. Es mag ſein. Indeſſen mehr als ein Notbehelf iſt das gewiß nicht. Wenn es ſich daher ermöglichen läßt, wird man auf ein Gefüge von einiger Dauer hinarbeiten. Es iſt gleichgültig, ob das dann Bund, Verband oder Entente genannt wird; es genügt ſchon die „Orientierung" nach einer beſtimmten Seite.

Ein feſtes Programm kann nicht entworfen worden. Das verbietet der Zeitſtand. Das paßt auch kaum auf dieſe Blätter. Mit Möglichkeiten wird man ſich begnügen müſſen. Auch das hat immerhin ſeinen Wert. Denn es ſchärft den Blick,

wappnet für das Kommende und ſtellt Einzelfragen (wie die am Eingang geſtreifte) in einen größeren Rahmen.

Da der Dreibund zwiſchen Deutſchland, Öſterreich-Ungarn und Italien ſich nicht ſo ſchlagfertig erwieſen hat, wie manche erwartet haben, drängt ſich als erſte Frage in den Vordergrund, ob wir auch in Zukunft eine Frontſtellung gegen alle unſere jetzigen Feinde auf uns nehmen wollen. Das fällt nicht aus dem Bereich der Möglichkeit. Immer wieder werden wir daran denken müſſen, daß ſchon der große Bismarck in der Septennatsrede kühn an die Wand geſchrieben hat: Deutſchland wird immer gefaßt ſein müſſen, nach mehr als zwei Fronten gleichzeitig zu kämpfen. Doch aber hielt gerade der Meiſter der Politik die Rückendeckung für erforderlich. Und unter denen, die die letzte Konſtellation vor dem Kriege bemängeln und unzufrieden ſind mit unſerer Diplomatie, formulieren faſt alle ihren Tadel gerade dahin, das man es zu einer ſolchen dreifachen Front nicht hätte kommen laſſen dürfen. So erſcheint die Annäherung an einen oder den anderen unſerer jetzigen Gegner als eine ernſte *Möglichkeit* der Zukunftskonſtellation.

Zur Tat kann ſie nur werden, wenn die Widerſtände überwunden ſind, die der Krieg gezeitigt oder zum mindeſten geſteigert hat. Denn, Gott ſei Dank, wir ſind in dieſen Krieg nicht bloß mit bewaffneter Hand, ſondern mit ganzer leidenſchaftlicher Seele gegangen. Deshalb ſitzt Haß und Verachtung und Zorn in unſerer Bruſt. Wir brauchen dieſe Kräfte für den Krieg und für den Sieg, und wir danken dem Schickſal, daß es uns dieſen Haß und dieſen Zorn gegeben hat. Wollen wir aber überhaupt von einer Konſtellation uns unterhalten, ſo müſſen wir mit einem ſpäteren Ablaſſen dieſer ſeeliſchen Regungen rechnen.

Damit ſtehen wir an dem Punkt, wo jeder einzelne ſein eigenes Ich befragen muß. Was haſt du empfunden gegen den einen Feind, was gegen den anderen, und was glaubſt du am eheſten überwinden zu können? Nicht alle werden das Gleiche antworten.

Mit Frankreich freilich nehmen es die meiſten leicht. Hier regt ſich etwas wie gutmütige Verzeihung. Es ſpielt auch mit das Gefühl der Überlegenheit: von daher kommt uns keine Weltgefahr. Doch ſitzt hier ein geſchichtlicher Fehler. Es iſt zu raſch vergeſſen worden, daß es ſchon *vor* dem Auftauchen Eduards von England eine Einkreiſungspolitik gegeben hat, und daß dieſer erſte Abſchnitt der Einkreiſungspolitik von *Frankreich* ausgegangen iſt. Bund mit Rußland, Anlockung Italiens, Werben um England, und vor allem Rache an Deutſchland, das ſind die Stücke eines klaren franzöſiſchen Planes geweſen. Sollten wir da ſo leicht verzeihen dürfen?

Rußland gegenüber iſt am meiſten der Raſſengegenſatz betont worden. Der Gegenſatz läßt ſich nicht weglöſchen. Seine Betonung iſt Ergebnis von Zeitſtrömungen. Und das 19. Jahrhundert hat ſtark unter dem Zeichen der Nationalſtaaten geſtanden. Deutſchland einte ſich, Italien einte ſich, Nordamerika will ein Nationalſtaatsgebilde werden, die Fragen des Balkans tragen eine ähnliche Färbung. Hiſtoriſch betrachtet iſt daher der *Panſlavismus* kein Fremdgebilde. Und die Entwicklung dürfte ſchwerlich abgeſchloſſen ſein. Sollten wir da ſo ohne weiteres den Gegenſatz im Oſten überbrücken können?

Gegen England kehrt ſich die größte Leidenſchaft. Sie hat ſich wie ein Sturmwind erhoben. Sie iſt darum auch ſchwer auf Formeln zu bringen. Die gangbarſte Vorſtellung dürfte ſein, daß dieſes rechnende Krämervolk uns erdroſſeln will um wirt-

ſchaftlicher Früchte willen. Gleichzeitig bedeutet das nicht bloß Haß, ſondern tiefſten Abſcheu, grenzenloſe Verachtung. Mit dem Krieg iſt dieſe Vorſtellung andauernd gewachſen. Wir haben es täglich am Leibe geſpürt, daß alle unſere Söhne das eigene Herzblut dem Vaterlande darbieten, während der Vollblutſohn Albions daheim im Lederſeſſel ſeine Dividenden prüft. Sollte dieſer ungeheure Gegenſatz ſo raſch vergeſſen werden können?

Drei Fragen bilden den Abſchluß unſerer Selbſtprüfung. Wer wagt ſie zu löſen? Möglichkeiten! Kein Programm. Doch aber Klärung.

Und wenn man ſie gelöſt, wenn man ſich entſchieden hätte: mit dem dort könnte ich mich verſöhnen, aber der Zorn gegen den anderen iſt unüberbrückbar, ſo iſt ja erſt ſo wenig, ach ſo wenig für eine neue Konſtellation oder Orientierung geſchehen. Widerſtände ſind damit überwunden, aber es fehlt noch an jedem Aufbau.

Jetzt erſt kommen die poſitiven Werte, die durchdacht, gemeſſen und gegeneinander abgewogen werden müſſen.

Da ſind zunächſt die reinpolitiſchen, die außenpolitiſchen. Sie wirbeln um das einzige Wort Macht wie die Mücken ums Licht. Wo wächſt für uns die ſtärkſte Macht? Gewiſſe Geſetze und Formeln laſſen auch hier ſich niederſchreiben. Man kann etwa ſagen: wir brauchen den an unſerer Seite, der kräftig genug iſt uns zu nützen, aber nicht zu kräftig, um uns zum Vaſallen herabzudrücken. Oder man kann ſagen: eine Machtkonſtellation iſt erforderlich, die anderen Konſtellationen trotzen kann, aber doch nicht ſo übermächtig iſt, daß ſie für andere unerträglich wäre. Oder man kann ſagen: wir brauchen nicht ſo viel Macht, um ſiegreiche Eroberungskriege führen zu können, wohl aber ſo viel Macht, um eines ſegensreichen Friedens ſicher zu ſein. Das ſind Formeln, Geſetze des politiſchen Denkens. Sie ſind der Durchdenkung wert. Aber ſie ausfüllen mit dem Stoff des realen Lebens, iſt ungeheuer ſchwer.

Die innenpolitiſchen Werte treten hinzu. Denn die „Parteien“ kehren nach dem Kriege wieder, geläutert, wie wir hoffen wollen, aber doch als Parteien. Und in den Parteiprogrammen ſitzt manches, was die Orientierung der Außenpolitik mitbeſtimmen möchte. Es braucht nur an die Vorſtellungsreihe erinnert zu werden, die mit dem Worte Jarismus zuſammenhängt.

Selbſt religiöſe (oder religionspolitiſche) Werte können hineinſpielen. Freilich haben ſie zur Zeit wenig Kurswert. Aber das kann ſich ändern. Und verwoben mit der Innenpolitik ſind ſie doch wohl ein Rechenfaktor. Es kann verlockend ſein, mit urproteſtantiſchen Ländern zuſammenzugehen, oder mit dem kirchenfremden Frankreich, oder mit glaubensſtarken Völkerſchaften. Gewiß nicht im Sinne eines oberſten Leitſatzes; immerhin aber mag es ein Gramm ſein in der Wägeſchale.

Dann kommen die großen wirtſchaftlichen Werte. Denn eine politiſche Konſtellation pflegt faſt immer von Handelsfreundſchaft begleitet zu ſein. Oder in Umkehr: böſe Handelsbeziehungen ſind meiſt die Wurzel für ſtaatliche Feindſchaft. Das hat früher im Verhältnis zwiſchen Deutſchland und Rußland eine große Rolle geſpielt, und zwiſchen Italien und Frankreich war die alte Kluft beinahe zugeſchüttet, ſobald der Handelskrieg beendet war. So fällt die Handelsausſicht ſtark ins Gewicht. Wir werden ihr keine ſo einſeitig rückſichtsloſe Bedeutung zollen wie die Zinſenmänner über dem Kanal. Aber die Bahn in die Welt muß glätter vor uns liegen als je!

Schließlich mag noch der ſtrategiſchen Werte gedacht werden. Gerade der jetzige Krieg hat ſich zum Grenzkrieg im gewaltigſten Sinne entfaltet. Und heute weiß jeder

Schulbub ſchon, daß manche Grenzen „offen“, andere dagegen durch die Natur gepanzert ſind. Man wird die Feldherrn fragen müſſen, wo eine politiſche Rückendeckung am meiſten nottut als Ausgleich gegen ſtrategiſche Schwierigkeiten.

Das alles webt ſich nun ineinander: Außen- und Innenpolitik, Macht und Gefühlswerte, Religion und Strategie. Wie beim Brettſpiel taucht eine Rieſenfülle von Konſtellationen auf. Welches iſt die beſte?

Dabei dachten wir nur an unſere gegenwärtigen Feinde, an England, Rußland, Frankreich. Aber neue, unbegrenzte Möglichkeiten geſellen ſich hinzu. Ein Block könnte erwachſen aus Deutſchland und den nordiſchen Reichen; denn dort ſchläft noch viele junge, geſunde Kraft. Ein Band könnte laufen über die Donauſtaaten nach dem ausſichtsreichen Orient. Ein Kolonialreich könnte erſtehen, das ganz anders ausſieht als alles bisherige.

Die Gedanken wachſen. Werden ſie nicht gezügelt, ſo flattern ſie ins Reich der Phantaſie hinein. Aber verſchnitten dürfen ſie auch nicht werden, ſonſt erdrückt uns die laſtende Gegenwart. Darum iſt es an der Zeit, mit Ernſt und Pflichtgefühl über „Konſtellationen“ nachzudenken. Beileibe nicht grübelnd und immerfort. Aber gelegentlich, wenn eine gute Stunde dafür geflogen kommt. Juſtus

Geſchichtliche Motive als Erlebnis im Felde

Einem an die Redaktion gerichteten Briefe unſeres in Polen kämpfenden Mitarbeiters Gerhard Hildebrand entnehmen wir folgende Ausführungen:

„Ich glaube, Sie machen ſich keine Vorſtellung davon, in wie hohem Grade wir draußen Befindlichen jetzt für alles empfänglich ſind, was unmittelbar den geographiſch-politiſchen Horizont zu erweitern vermag. Für mich perſönlich kommt da z. B. an neuen Erfahrungen in Frage:

1. Das Verſagen der Vereinigten Staaten als weltpolitiſcher Faktor erſter Größe infolge Fehlens des „Militarismus“, d. h. eines ernſthaften, auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden Heeres.

2. Die unbedingte Überlegenheit Japans als paziſiſche Großmacht eben infolge ſeiner glänzenden militäriſchen Organiſation, aus der ſich für meine perſönliche Auffaſſung auch eine völlige Verſchiebung des Urteils über die abſehbare Zukunft im fernen Oſten ergibt: bisher habe ich immer noch geglaubt, daß der Rieſe China im Verlauf von Jahrzehnten Japan militäriſch überflügeln und dann alles das an Machtenfaltung bis nach Indien und Auſtralien hin leiſten würde, was zu leiſten jetzt Japan ſich anſchickt. Da aber China ſich nicht einmal der japaniſchen Umklammerung zu erwehren vermag, ſcheint mir jetzt die Führerrolle Japans im fernen Oſten unausbleiblich.

3. Es war natürlich, daß mit dem Erſtarken unſeres Exportinduſtrialismus und mit dem Erwachen unſeres Kolonialbedürfniſſes zunächſt einmal die Bedeutung unſerer Überſeeintereſſen und die Frage ihrer Entwicklung und ihres Schutzes in den Vordergrund unſeres Augenmerks treten mußten. Das hatte naturgemäß eine zeitweilige Verengerung unſeres öſtlich-kontinentalen Geſichtskreiſes zur Folge. Jetzt plötzlich wird uns allen durch die Gewalt der Tatſachen klar, daß auch die tauſendjährige Tradition der deutſchen Oſtmarkenpolitik keine Angelegenheit der Vergangenheit iſt, daß auch unſere Türkenpolitik nicht bloß ein Stück Überſeepolitik, daß ſie mindeſtens in

gleichem Maße Überlandpolitik iſt, daß wir auch in Zukunft den Grenzwall der europäiſchen Kultur gegen die Überflutung durch aſiatiſche Barbaren zu verteidigen und darüber hinaus nach Südoſten hin (Polen, Ukraine) expanſive Kulturbeſtrebungen zu fördern und politiſch zu ſichern haben. Das alles wird durch den gegenwärtigen Krieg vorausſichtlich noch nicht geſichert, ſondern recht eigentlich erſt auf die Tagesordnung geſetzt — als Programm für die unabſehbare Zukunft, Schritt für Schritt in zäher Arbeit, unter Mühen, Opfern und Gefahren zu verwirklichen.

Das alles iſt es, was, wie mir ſcheint, jetzt durchdacht und bearbeitet werden muß. Und zwar mit der Rückwirkung auf das innere Leben der Nation: ſoll wirklich die nationale Einheit, die in der Not der Zeit entſtanden iſt, über die Verteidigungsſituation hinaus beſtehen bleiben, dann muß jetzt allen deutlich gemacht werden: ein „Verteidigungskrieg an ſich" iſt Unſinn, jeder Krieg von den Dimenſionen des gegenwärtigen wird eo ipso um mehr geführt als um das nackte Leben, um mehr auch als um ein Phäakendaſein. Und nur wenn dieſer weltgeſchichtliche Inhalt des ſogenannten Verteidigungskrieges allen Volksgenoſſen ins Bewußtſein übergeht, d. h. nur, wenn ſie für die in ihm zur Kriſe gelangenden weltgeſchichtlichen Entwicklungen Verſtändnis bekommen und ihr geſamtes politiſches Denken auch für die Zukunft danach einrichten — erſt dann iſt darauf zu rechnen, daß aller zukünftigen innerpolitiſchen Gegenſätze ungeachtet das Bewußtſein der nationalen Einheitlichkeit, die Freude an den großen gemeinſamen Aufgaben und Hoffnungen der Nation, das Verantwortlichkeitsbewußtſein für die Durchführung dieſer Aufgaben und ſomit auch das Zuſammengehörigkeitsgefühl trotz Klaſſengegenſätzen uſw. über die Zeiten der Gefahr hinaus erhalten und noch vertieft werden können.

Endlich: was das religiöſe Leben und ſeine Pflege anlangt, ſo ſcheint mir, daß wir gerade jetzt ohne überflüſſige Störung des Burgfriedens durch Kritik veralteter religiöſer Vorſtellungsreihen erſt recht allen Anlaß haben und alle Entſchloſſenheit daran ſetzen ſollten, unſere gänzlich neue, d. h. erkenntnistheoretiſch und naturwiſſenſchaftlich, nicht minder auch pſychologiſch dem wirklichen heutigen Kulturſtand entſprechende Auffaſſung zur Geltung zu bringen. Es iſt uns nämlich gerade jetzt darin eine große Erleichterung — wenn auch mehr äußerlicher Art — zuteil geworden: wir haben wieder den Mut und das Verlangen, vom deutſchen Weſen zu ſprechen, weil wir eine neue Offenbarung, eine neue Maſſenoffenbarung ſozuſagen, des deutſchen Weſens erlebt haben und nun nicht mehr befürchten müſſen, unſere Äußerungen darüber mit den zum Teil recht oberflächlichen Phraſen aus der Bismarckzeit und mit dem überhaupt von niemandem von uns ſelber erlebten, daher ebenfalls ſchließlich inhaltlos gewordenen Profeſſorenidealismus der Paulskirchenzeit verwechſelt zu ſehen.

Mag es immerhin noch eine Strömung der Bismarcktradition und der Reichsgründungsphaſe neben uns geben, deren Vertreter nun heute glauben, daß gerade ihre Denk- und Redeweiſe durch die Ereigniſſe aufs herrlichſte beſtätigt worden iſt: wir anderen wiſſen doch, daß das Wort vom deutſchen Weſen und von deutſcher Art und der Gedanke an die deutſche Kulturmiſſion in der Welt und an die Größe des deutſchen Volkstums, an die Größe ſeiner Zukunft, einen weit reicheren und tieferen Inhalt hat als jene vielleicht ahnen, und daß wir von jetzt an, in und nach dieſem Kriege, uns einfach das Recht nehmen und durchſetzen, auf unſere Weiſe und in unſerem Geiſte von dieſen Dingen zu reden. Unſere Weiſe und unſer Geiſt aber bedeutet in dieſem Zuſammenhang: wir ſehen und erleben die große ſchöpferiſche Kraft des deutſchen Volkstums in dieſem Kriege, wir wiſſen, daß das nicht allein die Folge von

Methodik, Wiſſenſchaft und Organiſation iſt (da vielmehr Methodik, Wiſſenſchaft und Organiſation ſelber erſt wieder die Ergebniſſe dieſes ſchöpferiſchen Geiſtes ſind), und daß die beſondere Art unſerer Veranlagung und unſeres Charakters, wie ſie ſich im Kriege (z. B. auch den Feinden, ihren Frauen und Kindern gegenüber, aber auch in der Politik unmittelbar vor ihm und während ſeiner) gezeigt hat, die Bürgſchaft für höchſte uns vorſtellbare Kulturleiſtungen in ſich birgt — und zu einem unbedingten Glauben an unſere Kulturmiſſion berechtigt. Und dies alles nun modern religiös darſtellen, veranſchaulichen, lebendig machen, dadurch wieder das vielen Unbewußte zum Bewußtſein erheben, den Willen zur Pflege der eigenen Art, zur Erhaltung, zur Stärkung, zur Durchſetzung ihrer als zugleich religiöſes wie politiſches Ziel verfolgen — das ſcheint mir jetzt Hauptaufgabe der zugleich ſelber ganz Durchgebildeten und zum Volkserziehertum Berufenen zu ſein."

Klaſſenverbindungen zur gegenſeitigen ſozialen Erziehung*

Im Hof eines Baublocks der Arbeitervorſtadt Rotenburgsort nahe den Brücken, die den See- und Binnenhafen ſcheiden, wurde im Sommer 1901 das Hamburger Volksheim eröffnet. — Dieſe ſeine erſte „Niederlaſſung" beſtand aus drei kleinen, dumpfen Zimmern und einem Saal mit ſtändig triefenden Wänden, der bei zuſammengepreßter Beſetzung etwa 150 an Kellerluft gewohnte Menſchen faſſen konnte. Dort ſollten „Reich und Arm" zuſammenkommen, „perſönliche Beziehung anknüpfen und gegenſeitiges Vertrauen zurückgewinnen". Dem „Gebildeten und Wohlhabenden" ſpeziell ſollte Gelegenheit gegeben werden, „das Arbeiterleben und ſeine Bedürfniſſe kennen zu lernen und zu ſeiner Verbeſſerung beizutragen".

Bedurfte es dazu ſolchen Kennenlernens? Zur Mithilfe an der Sozialreform genügte doch ſchließlich die Sachkenntnis, die ſich aus Büchern, Enqueten und Kongreßreden bequemer und umfaſſender erwerben ließ, war Menſchenkenntnis bislang kaum gefordert worden? Darauf antwortet der erſte Volksheimbericht: Gewiß, nur „das theoretiſche Studieren" machte uns (d. h. die Gebildeten) lediglich mit der Arbeiterfrage, nicht jedoch mit dem Arbeiterleben vertraut, es gab uns keine bewegende Anſchauung von den Sorgen unſerer Volksgenoſſen, ſondern allein ein ſummariſches Wiſſen. Damit mag der Sozialpolitiker auskommen, der in der Reform der „Zuſtände" ſeine Hauptaufgabe erblickt. Auch wir werden keinen Augenblick verkennen, wie unentbehrlich heute eine planmäßige materielle Fürſorge und eine gründliche geſetzgeberiſche Berichtigung des freien Spiels iſt; aber wir vermögen nicht mehr zu glauben, daß das letzte Ziel aller Sozialreform: die Wiederherſtellung der Volksgemeinſchaft, durch ſtaatsſozialiſtiſche Methoden allein erreicht werden könnte. Selbſt die beſten Einrichtungen der „Allgemeinheit", ſelbſt die gerechteſten Paragraphen und beſtfunktionierenden Behörden können nicht an unſerer Statt ſittlich ſein, noch mit ihrem Zwang ethiſch wirken. Und alle ziffernmäßig-berechenbaren „Errungenſchaften" vermögen die Kehrſeite nicht vergeſſen zu machen: Beſitzt jener moderne ſoziale Eifer, der vornehmlich darin beſteht, zum Wohle Anderer oder gar nur zum eigenen Nutzen „Forderungen" an — Andere zu ſtellen, wirklich die notwendige

* Dieſer Beitrag wurde uns vor dem Kriege zugeſtellt, dürfte aber gerade jetzt beſonderes Verſtändnis finden, weil die Beſtrebungen, die er ſchildert, durch das Kriegserlebnis eine unerwartete, deutliche Rechtfertigung fanden. — Das Hamburger Volksheim erfährt jetzt erfreulicherweiſe auch von ſeinen früheren Gegnern Beiſtand und tätige Hilfe. Red.

Tiefenwirkung? Begünſtigt er zuletzt nicht eine täuſchende und gefährliche Gewiſſensentlaſtung? Er verlangt doch kaum je wahrhafte Selbſtüberwindung, er beſtärkt im Gegenteil die Inſtinkte der Selbſthauptung, er verkennt die Unentbehrlichkeit perſönlicher Opferbereitſchaft, er verdrängt das individuelle Pflichtbewußtſein zugunſten anonymer Rechtsbegriffe, er macht aus der „Allgemeinheit", dem Staate der Soldaten und Kanonen, eine alles vermögende moraliſche Inſtanz. So tritt ſchließlich die ſoziale Kultur in Gegenſatz zu ihren eigenen Grundkräften und verzichtet auf den lebendigen Zuſammenhang mit dem freien ſittlichen Handeln. Darum iſt es dringend notwendig, daß das Sozialſein wiederum Beſtandteil unſerer privaten Lebensführung werde und ſolcherweis die Außenarbeit der Sozialpolitik eine Ergänzung von innen heraus fände!

Kommt es aber darauf an, ſo müſſen die Freiergeſtellten, die jenen Gewiſſensentlaſtungen am meiſten ausgeſetzt ſind, mit ihrem Beiſpiel vorangehen. Sie tragen die größte ſoziale Verantwortung! Und wollen ſie die Vorrechte einer günſtigen Lebenslage nicht unverdient genießen, ſo müſſen ſie hier auch beſondere Pflichten anerkennen. — Wer leiten ſoll, auf welchem Gebiete auch immer, muß fähig ſein, ſich in die Seele derer zu verſetzen, die gehorchen ſollen, muß dienen lernen; — wer führen will, braucht Menſchen- und Lebenskenntnis und Vertrauen. Und wenns uns ernſt iſt mit der Überwindung des Klaſſengeiſtes, dann müſſen zuerſt wir beweiſen, daß ſich der Menſch von der Diktatur der Klaſſe und Clique loszumachen vermag. Nicht in der Solidarität der Gleichintereſſierten (die nicht weit über den bloßen Herdentrieb hinauskommt), ſondern im Gegenteil in der Fähigkeit, unter Gegenſätzen das Einigende zu erkennen und feſtzuhalten, allein in der Gemeinſchaft der Ungleichen, wachſen die entſcheidenden ſozialen Kräfte!

Darum laßt uns klaſſenüberſchneidende Verbindungen zur gegenſeitigen ſozialen Erziehung ſchaffen. Ja, hier ſind wir alle, ohne Unterſchied der Kleidung, gleich bildungsbedürftig, hier kann ein jeder Gebender und Empfangender ſein. — Wo es jedoch gilt, dieſe tiefſten Kräfte im Menſchen ſelbſt wieder zu heben, ſind kleine und kleinſte Kreiſe notwendig, darf uns die Maſſenhaftigkeit des modernen Lebens nicht ſchrecken, müſſen wir den altmodiſchen Mut zur kleinen Zahl haben, — den Mut, zur Arbeitsmethode der Nächſtenliebe zurückzukehren und auf das Fabrikationsverfahren eines nur „ſachlichen" Sozialſeins zu verzichten.

Das etwa wäre die Grundſtimmung des „Volksheimgedankens". Und nun ſeine Herkunft: Junge ſituierte Hamburger hatten auf ihrer üblichen Englandreiſe die Oſtlondoner Settlements, vornehmlich Toynbee-Hall, kennen gelernt. Toynbees Forderung an die Söhne der Reichen, hinauszuziehen zu den Brüdern in der Vorſtadt und wenigſtens eine Zeitlang „Nachbarſchaft" mit ihnen zu halten, ſich ſelbſt hinzugeben und perſönlich betroffen zu fühlen von der Schuld der Zeit — dieſe Forderung hatte aber damals kaum noch Beziehungen zur deutſchen Vorſtellung von der ſozialen Pflicht! Ja, gerade zur Zeit der Volksheimgründung, um 1900, ſtand der deutſche ziviliſatoriſche Optimismus ſolcher Gewiſſensergriffenheit am fernſten, denn noch glaubten „die Sozialbureaukraten" ungeteilt an die Heilswirkungen ihrer Geſetzgebung.

Wir wiſſen, inzwiſchen iſt darin auch in Deutſchland eine weſentliche Wandlung eingetreten. Sie drückt ſich negativ aus in einer bedenklichen, weil unerlaubten Ermüdung des Vertrauens auf den „Geſetzgeber", der mit ſeiner ganzen Paragraphenmoral den Klaſſenhaß und Klaſſenkampf nicht hatte beſchwichtigen können; — ſie

äußert ſich poſitiv in der wachſenden Ungeduld unſerer ethiſchen und pädagogiſchen Bewegungen: Die Sorgen um die rechte ſtaatsbürgerliche Erziehung wurden immer lauter, die ſchulreformeriſchen Forderungen immer dringlicher, die „Jugendpflege“ (die man noch vor 15 Jahren getroſt „lebensfremden Muckern“ überließ) ſcheint faſt in den Brennpunkt des ſozialen Intereſſes rücken zu wollen. Kurzum: allenthalben kommt der Erzieher neben dem Geſetzgeber wieder zu Worte, — überall erkennen wir Anfänge zur Rückwendung auf die menſchliche Natur, die man vor lauter „Zuſtände“verbeſſerung faſt vergeſſen hatte, — überall treten die Charakterfragen neben die bloßen Organiſationsfragen, immer deutlicher wird die Abwendung von einer materialiſtiſchen Beurteilung ſozialer Geneſungsbedingungen!

Inmitten dieſer Wandlungen nun ſteht der „Volksheimgedanke“ wie eine unklare Vorbotſchaft. Und ſo kommt es, daß ihn die einen höchſt-altmodiſch und die anderen höchſt-modern finden und daß vielleicht dieſe wie jene — recht haben. — Schon nicht mehr altmodiſch iſt die dringliche Betonung der perſönlichen Mitverantwortung am Gemeinwohl, unverkennbar „reaktionär“ hingegen noch immer die ariſtokratiſche Stellungnahme zum ſozialen Problem. Bezeichnend, daß Walther Claſſen, der Eifrigſte unter den Volksheimgründern, ſeiner Schrift über die engliſchen Settlements (die zuerſt den Plan eines Volksheims entwickelte) den Titel „Soziales Rittertum“ gab.

Und nun zu unſeren „Einrichtungen und Veranſtaltungen“. Es mag befremden, wenn ich ſage: ſie waren uns anfangs — Nebenſache, denn ſie galten uns zunächſt nur als Mittel zum Zweck des Kennenlernens und der perſönlichen Begegnungen. Ja, wo das „Wirken von Menſch zu Menſch“ ſo ſtark betont wurde, ſchien die methodiſche Ausbildung von „Veranſtaltungen“ faſt eine ſtörende „Verſachlichung“ zu ſein. — Doch man brauchte „Vorwände“, da bei der tiefen Entfremdung der verſchiedenen Volkskreiſe ein unvermitteltes Hervortreten des Willens zur Freundſchaft von den Proletariern zu allerletzt verſtanden worden wäre. Alſo mußte man „notgedrungen“ an praktiſche Intereſſen, an gewiſſe Bildungs- und Geſelligkeitsbedürfniſſe „anknüpfen“, zumal ja auch der volksfremde Gebildete ohne derartig vorbereitete „Gelegenheiten“ kaum den Eingang ins Volksleben gefunden haben würde. Der rechte echte Mitarbeiter lehnte es aber damals faſt grundſätzlich ab, „Vereinsmacher“ zu ſein (um die Organiſation von „Einrichtungen“ mochte ſich der akademiſch-gebildete Geſchäftsführer des Volksheims kümmern), er ſtrebte nach perſönlichen Freundſchaften, nach einer „themaloſen“ Kameradſchaft, die im Volksheim nur ihren Anfang nahm und ihre wichtigſten Anläſſe außerhalb ſuchte.

Man wird dieſe prinzipielle, ſubjektive Unſachlichkeit des Kennenlernenwollens übertrieben finden und ihren Irrtum leicht durchſchauen; ſie iſt trotzdem für unſere ganze Sache von größter, ſegensreicher Bedeutung geworden! Nicht nur weil ſie ein voreiliges „praktiſches“ Zugreifen, ein geſchwindes äußerliches Organiſieren verhütet hat. Es war doch keineswegs nur eine Unbeſcheidenheit, wenn meine Freunde die Volksheimeinrichtungen zunächſt auf ihre eigene Erziehungsbedürftigkeit bezogen! Nur ſo konnte das heutige „Organiſationsprinzip“ aller Volksheimarbeit, das überall auf die Bildung kleiner, familiärer, perſönlich-durchdringbarer Kreiſe abzielt, ſichergeſtellt und der echt-deutſchen Syſtematiſierungswut Gegengewicht geboten werden; nur ſo blieb „die doppelte Front“ eines Volksheims mit ſeiner nach „unten“ und „oben“ gerichteten Aufgaben gewahrt!

Im übrigen ſorgten ſchon die harten Realitäten der Vorſtadt dafür, daß unſere

„Einrichtungen“ ſehr bald ihren eigenen, über bloße „Anknüpfungen“ hinausſchauenden Inhalt gewannen! Und ſchließlich trug das Kennenlernen *in ſich ſelbſt* den Antrieb zum Helfenwollen! Man konnte dort das Volksleben nicht „ſtudieren“ wie ein ſtummes Buch, man mußte ſich mit ſeinen Regungen und Bedürfniſſen *ſelbſt* dann auseinanderſetzen, wenn man es lediglich hätte „beobachten“ wollen. Es war aber nur heilſam, daß man dabei vom *Menſchen* ausging und nicht von formulierten Zielen, denn man wäre andernfalls wohl in der „Pflege“ irgendwelcher Adjektivkulturen ſteckengeblieben. — Und was eigentlich in dem Namen „Volksheim“ angedeutet lag: klaſſenüberſchneidende Gemeinſchaften, Gemeinden, die in der Heimatsloſigkeit der Großſtadt vielleicht Erſatz bieten könnten für die verfallenden religiöſen Gemeinſchaftsformen, — das ſoll ja ſeinen überperſönlichen Inhalt erſt finden!

Was nun im einzelnen in den drei Hauptgemeinden des Volksheims, d. h. den „Niederlaſſungen“, die heute eigene Häuſer beſitzen, vor ſich geht, welche Veranſtaltungen und Einrichtungen ſie ausbildeten, dies kann hier nur aufgezählt werden, und es iſt gänzlich unmöglich, dabei die Fülle der beſonderen „Fragen“ auch nur anzudeuten! Kommt hinzu, daß dieſe Niederlaſſungen ſo verſchieden ſind, wie die Umwelt ihrer Stadtteile und die Charaktere ihrer leitenden Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen: In Rotenburgsort eine ſeßhafte Arbeiterbevölkerung, in Hammerbrook ein ſtark fluktuierendes, zum Teil ſehr tiefſtehendes Proletariat, in Barmbeck endlich eine weſentliche kleinbürgerliche Beimiſchung. Und ferner: in Rotenburgsort unter den Mitarbeitern das Vorwalten der Akademiker, in Hammerbrook eine ſtarke Beteiligung der aus den Gruppen ſelbſt „herangewonnenen“ Mithelfer, in Barmbeck in der Hauptſache Pädagogen. Äußerlich am vielſeitigſten iſt die Rotenburgsorter Niederlaſſung, in der auch die Gruppen der Erwachſenen vorherrſchen; ganz auf die „Jugendrepublik“ gerichtet iſt das Hammerbrooker Volksheim, und eine Miſchung von beiden das Barmbecker. Daneben beſtehen kleine Kolonien in der Innenſtadt und auf der Fiſcherinſel Finkenwärder. Außerdem haben ſich im Laufe der Jahre beſondere Vereine, „Kleine Brüder“ des Volksheims, gebildet: ein Verein für Kinderwerkſtätten, einer, der Freiland für die Großſtadtjugend ſchafft, einer, der die gemeinnützige Rechtsauskunft feſter organiſiert als es mit unſerem „Mitarbeiterverfahren“ möglich iſt. Überhaupt: überall wo ſich die Notwendigkeit ſozialer *Berufsarbeit* herausſtellt, d. h. wo der „Selbſtzweck“ der Einrichtungen über die geteilten Kräfte freiwillig tätiger Helfer hinauswächſt, entſtehen ſolche Abzweigungen.

Gemeinſam iſt allen Niederlaſſungen die Orientierung an der *familiären* Kultur und darum kann die „Jugendſache“ nirgends fehlen. Sie iſt aber hier nicht (wie ſonſt in der modernen „Jugendpflege“) künſtlich vom Geſamtproblem der Volkserziehung abgetrennt, ſie durchdringt hier mit ihrem Geiſte das *Ganze*, ſie ſucht hier im Knaben den Vater des Mannes und im Mädchen die Mutter der Frau. — Zählen wir die Gruppen nach den Alterſtufen auf, ohne Rückſicht auf ihre chronologiſche Entſtehung, ſo beginnen ſie mit den Kindergruppen und Kinder- und Jugendwerkſtätten. Auf „der männlichen Seite“ folgen dann die Lehrlingsvereine (Alterſtufe 14—17), die Gehülfenvereine (17—21), die Altgehülfengruppen und die verſchiedenen, um ſpezielle Bildungsintereſſen gruppierten Männerklubs. Und dem entſprechen auf „der weiblichen Seite“: die Bünde der jüngeren und älteren Mädchen, die Frauen- und die Männer- und Frauenvereine. — Außer dieſen feſten organiſierten Hauptgruppen, die wiederum faſt alle in viele (etwa 40) kleine Untergruppen („Beziehungskreiſe“) ſich teilen, beſtehen „halböffentliche“ Veranſtaltungen für ſolche, die ſich vereinsmäßig

nicht binden wollen („Sondergruppen", Unterrichtskurſe, Wandergruppen u. a.). Und gleichſam als Eingangstore des Ganzen gelten die öffentlichen Sonntagsunterhaltungen (verbunden mit „Kinderſtuben"), die Vortragsverſammlungen mit freier Ausſprache, die gelegentlichen Ausſtellungen und Büchervertriebsſtellen. Für ſich endlich ſtehen die Rechtsauskunftsſtellen mit ihrer Recherchetätigkeit. Zu den „großen" Veranſtaltungen gehören auch die von Zeit zu Zeit ſtattfindenden Elternabende und Elternzuſammenkünfte.

Der Pedant wird in dieſem Ganzen das klare Syſtem vermiſſen und auch die Verfaſſung der „Geſellſchaft Volksheim" ſelbſt müßte ihm mißfallen: Als „eigentliche" Volksheimmitglieder gelten nämlich nur die „Mitarbeiter" und die beitragzahlenden Förderer; — jene verpflichten ſich zur „regelmäßigen perſönlichen Tätigkeit", dieſe leiſten eine Jahresſteuer von mindeſtens 20 Mark. Die Mitglieder der Gruppen und die Beſucher der Veranſtaltungen hingegen ſind lediglich in ihren beſonderen Kreiſen organiſiert und beitragspflichtig. So bilden die Mitarbeiter ein Internum, daß auch darin zum Ausdruck kommt, daß ſie in den „Monatlichen Mitteilungen des Volksheims" ein eigenes Organ beſitzen und daß zur Aufnahme von Mitarbeitern die Empfehlung mindeſtens eines Mitgliedes erforderlich iſt. Ferner werden die „ſachlichen" Ausſchüſſe (die Jugendhelferkonferenzen, Kommiſſionen für die öffentlichen Veranſtaltungen, Auskunftsſtellen, Klubs uſw.) nur aus ihnen gebildet. Sie erfahren aber eine Kräftezufuhr aus dem weiteren Volksheimkreis dadurch, daß ſie auch den „herangewonnenen" Helfern als eine Art Vorbereitung zur feſten Mitarbeit zugänglich ſind. — Iſt demnach hier die geiſtige Leitung (wie auch ſonſt im Leben!) durchaus „ariſtokratiſch", ſo bleiben doch die Bezirksausſchüſſe, die über die Verwendung der Finanzen und die Verwaltung der Häuſer — alſo über recht verantwortungsvolle Aufgaben geſetzt ſind — demokratiſcher Ergänzung offen: Hier können „Vertreter der Gruppen" als „ſtimmberechtigte Teilnehmer" in beliebiger Zahl hinzugezogen oder von den Gruppen der Erwachſenen ſelbſt beſtellt werden. Wo es geſchieht, ſollen ſie die Mehrheit bilden.

Unſer Volksheim zählt zurzeit rund 260 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, wobei die große Zahl der „gelegentlich Tätigen" nicht mit gerechnet iſt. Stark vertreten ſind dem Beruf nach die — Juriſten und Pädagogen und die nicht berufstätigen Frauen. Der Ziffer nach überwiegt das männliche Element. — Natürlich umfaßt die Mitarbeiterſtatiſtik ſehr ungleichwertige Größen: Menſchen, die ihre ganze freie Zeit einſetzen, einige, die ſogar ihren Beruf aufgaben und viele, die nur ein gewiſſes, ihrem Alter und ihrer ſonſtigen Inanſpruchnahme entſprechendes Penſum erfüllen. — Es genügt eine flüchtige Bekanntſchaft mit unſerem Mitarbeiterkreis, um zu erkennen, daß nicht die übliche moderne ſoziale „Intereſſiertheit" ihn zuſammenführte. Viel wirkſamer und tatkräftiger als „der Geiſt der Zeit" erwies ſich uns jene „vaterſtädtiſche Geſinnung", die zu den beſten und feinſten Zügen des ſituierten Hamburgs gehört.

Es bliebe noch viel zu ſagen: Nicht gelungen iſt uns die klubmäßige Anſiedlung der Mitarbeiter in den Niederlaſſungen ſelbſt. Wer „draußen" wohnt — das ſind etwa 20 — tut es auf eigene Fauſt. Man kann für dieſes Nichtgelingen der „Reſidenzform" eine Menge äußerer Gründe anführen: z. B. das Fehlen einer Oberſchicht, die Spielraum genug hätte, um ſich die „erwerbsloſen" zwei Jahre des engliſchen Siedlers zu geſtatten, ferner die Abneigung der Deutſchen gegen das Collegeleben überhaupt, wie es der ſituierte Engländer vom Internat und der Univerſität her ſchon gewohnt

iſt, endlich: der ſtark familiäre und häusliche Sinn des „beſſeren" Hamburgers, die ſteigenden Anforderungen des Berufslebens uſw. Ich bin nicht geneigt, das Entſcheidende in dieſen äußeren Hinderniſſen zu ſuchen, ſondern ſchließlich doch im Mangel an einem wirklich „überbietenden" Motiv. Damit deute ich zugleich die Schwächen des „Volksheimgedankens" an: die Schwierigkeiten einer Miſſionsarbeit, die nicht religiös, ſondern lediglich humanitär verankert iſt. Doch unſere Erlebniſſe führen ſichtlich dem Hauptquell ſozialer Kraft näher, und wir haben das Gefühl, daß die Zukunft uns günſtig iſt.

Von der Gegenwart dürfen wir das Gleiche nicht ſagen. Seit ſich die breitere Aufmerkſamkeit unter der Parole „Jugendpflege!" dem Volkserziehungsproblem zuwandte, bemächtigt ſich natürlich auch der Parteigeiſt ſeiner und ſucht einer ethiſch poſitiv begründeten Außerparteilichkeit das Daſeinsrecht zu beſtreiten. Wir haben aber unſere Neutralität nie den Wünſchen derjenigen untergeordnet, die unfähig ſind, die Bedingtheit aller Parteiſtandpunkte zu durchſchauen, und wir haben nie Wert darauf gelegt gerade denen zu gefallen, die grundſätzlich gegen Verſtändigungen wirken. Andererſeits iſts uns nie eingefallen, die Notwendigkeit der vorhandenen Gegenſätze zu leugnen oder den Zutritt zu unſerem Kreis von einem Verzicht auf „Standpunkte" irgendwie abhängig zu machen. Auch bei der Wahl der „Stoffe" unſeres geiſtigen Austauſches ließen und laſſen wir alle „Fragen" ein. Wie könnten wir anders Zuſammenhang finden mit den bewegenden Kräften unſerer Zeit? Was einzig wir verlangen und gegen jeden, vor allem gegen uns ſelbſt, durchſetzen, iſt: die Anerkennung der Relativität aller Parteinahme, den Willen (nicht auch ſchon die mühevolle Fähigkeit!) zur Unterordnung der notwendigen Gegenſätze unter die noch notwendigere Übereinſtimmung im Sittlichen. Alſo zuerſt unbedingte gegenſeitige Achtung. — Einen ewigen Weltfrieden halten wir im Bereich unſerer inneren Kämpfe ſo wenig ſchon möglich wie im Verkehr der Völker; möglich aber wären Genfer Konventionen und Haager Konferenzen auch für den Klaſſenkrieg — nicht nur möglich, ſondern einfach notwendig! Notwendig für den Beſtand unſeres geſchichtlich gewordenen Volkszuſammenhangs, der die Vorausſetzung aller Menſchheitskultur bleibt.

Eine Zeitlang ſtand unſere Neutralität allerdings in ernſter Gefahr: Als nämlich die marxiſtiſch-ſozialiſtiſche Kirche ihre erſten Jünglingsvereine einrichtete, mußte ſie natürlich unſere in ihrer Sphäre wirkende freie Jugendmiſſion beſonders „entſchieden bekämpfen". Und anderſeits durften wir aus der grundſätzlichen Ablehnung aller Verquickung von Agitation und Erziehung kein Hehl machen. Traten wir jedoch ſolcherweis gegen „die Partei" auf, ſo konnte man uns leicht das Vertrauen abgraben. In dieſer kritiſchen Stunde nun kam uns der — offizielle berliniſche Patriotismus zu Hilfe. Denn auch er wollte nun die Jugend — „haben", um die Zukunft (nicht etwa die Jugend ſelbſt) zu ſichern, auch er mußte ſich durch eine Jugendpflege, die das „Betonen" und „Reinhalten" der Gegenſätze nicht mitmacht, in ſeinem — „vaterländiſchen Standpunkt" beleidigt fühlen. So wurden denn die Angriffe von links in ihrer Stoßkraft aufgehoben durch die ebenſo heftigen Angriffe von rechts, ſo wurde unſere Außerparteilichkeit eine jedermann erkennbare Lebenstatſache! — Es kommt jetzt nur noch darauf an, daß wir die nächſten zehn Jahre ſo glücklich überſtehen wie die erſten.

Heinz Marr

Politiſche Führerperſönlichkeiten

Wenn immer wieder die Klage vernehmbar wird über den beiſpielloſen

Mangel an politiſchen Führerperſönlichkeiten in Deutſchland — und die Klage hat uns nie tiefer bedrückt als in dieſer ernſten Zeit —, ſo iſt die Tatſache dieſes Mangels ebenſo richtig, wie es falſch iſt, wenn die landläufige Meinung darin eine Erklärung für die Eigenart unſerer politiſchen Zuſtände finden will. Das iſt vielmehr eine Verkehrung von Urſache und Wirkung. Ob das deutſche Volk wirklich mit Unfruchtbarkeit zur Erzeugung politiſcher Führernaturen geſchlagen ſei, iſt eine gar nicht zu beantwortende Frage, eben weil die Eigenart ſeiner hiſtoriſch-politiſchen Entwicklung das deutſche Volk als Ganzes bisher ſtets von allen Vorausſetzungen ausgeſchloſſen hat, unter denen ſich politiſche Führernaturen aus dem Volke herausheben und im praktiſchen Staatsleben bewähren können. Immerhin gibt es etliche Anhaltspunkte für die Meinung, daß es an politiſchen Individualitäten großen Formats auch unter den Deutſchen nicht gefehlt hat; und daß, wenn ihre geſchichtliche Wirkſamkeit ſich mit der der großen Ausländer nicht entfernt vergleichen läßt, der Grund nicht in der Minderwertigkeit ihrer individuellen Veranlagung liegt, ſondern in der politiſchen Unfruchtbarkeit des Bodens, den ſie beſtellten. Am eheſten nachweiſen läßt ſich dieſe Auffaſſung an der politiſchen Literatur. Auch da haben wir keinen Namen, deſſen Weltruhm ſich mit dem der großen politiſchen Schriftſteller Englands und Frankreichs ſeit dem 17. und 18. Jahrhundert irgendwie vergleichen ließe. Und doch hatten wir ſelbſt in dieſer Zeit unſeres allertiefſten politiſchen Elends etliche Denker, deren Schriften an politiſcher Tiefe und Weitſicht ſich ſehr wohl denen der großen Ausländer zur Seite ſtellen laſſen. Aber freilich, ſie blieben Fachgelehrte und ihre Sprache die der Fachgelehrſamkeit, weil ihnen der Reſonanzboden eines politiſchen öffentlichen Lebens fehlte und damit die Vorausſetzung hiſtoriſch-politiſcher Wirkſamkeit, die den großen politiſchen Schriftſtellern des Auslandes den Platz neben den ſchaffenden Staatsmännern gab.

Doch auch in der praktiſchen Politik der neueſten Zeit kann man einen Hinweis in gleicher Richtung finden; und zwar in der oft beklagten Tatſache, daß das politiſch-geiſtige Niveau unſerer Volksvertretungen in den Einzelſtaaten wie im Reiche ſtändig geſunken iſt. Die Anfangszeiten der konſtitutionellen Formen haben faſt überall in Deutſchland ſofort eine überraſchend große Zahl politiſch beachtenswerter parlamentariſcher Talente ans Licht gebracht. Die Kämmerlein der kleinſten Zwergſtaaten boten freilich keinen Raum und ihr Domänenzank keinen Gegenſtand für die Entfaltung Mirabeauſcher Beredſamkeit; aber ſchon den Kammern von Baden und Württemberg hat die politiſche Wirkſamkeit der vormärzlichen Parlamentarier eine weit über ihr dynamiſches Schwergewicht hinausgehende Bedeutung gegeben. In Preußen mußte das Auftreten einer Fülle parlamentariſcher Talente zu einer Zeit überraſchen da es eigentlich noch gar kein Parlament gab: im vereinigten Landtag. Als vollends wirklich deutſche Volksvertretungen ins Leben traten: in der Paulskirche, in den erſten norddeutſchen und deutſchen Reichstagen, war die Zahl parlamentariſcher Talente und politiſcher Führer weit eher zu groß als zu klein. Wir ſind ſeit langem gewohnt, auf die Reihe dieſer teuren Schatten mit einem aus mitleidiger Wehmut und kritiſcher Geringſchätzung gemiſchten Gefühl zurückzublicken. Was bedeuten heute auch dem gebildeten und ſozuſagen politiſch intereſſierten Deutſchen die Namen Rottek und Welcker und manches tapferen Schwaben; was die gefeierten Größen der Paulskirche, an ihrer Spitze der einmal in Deutſchland populärſte aller Namen: Heinrich von Gagern, den man gern zum deutſchen Kaiſer oder doch Reichsverweſer gewählt hätte? Was lebt noch im Volksgeiſte von all den Männern aus

der Zeit der Reichsgründung? Verſunken und vergeſſen; ſamt und ſonders erdrückt von dem einen Namen: Bismarck! Von ihm hat ja das Wort „Kammerzelebrität“ jene Prägung erhalten, die es zu einem Hohn- und Spottwort gemacht hat, etwa gleichbedeutend mit politiſcher Hohlkopf und Schwätzer. Und freilich; da das Gewicht des wirklichen Staatsmannes nach Taten politiſch realer Geſtaltung zu meſſen iſt, ſind ſie alle gewogen und zu leicht gefunden; denn der Nachwelt haben ſie gleich anderen deutſchen Dichtern und Denkern nur Druckerſchwärze auf Papier hinterlaſſen können, dank der Parlamentsſtenographie. Indeſſen darin einen Beweis ſehen zu wollen, daß ihnen allen die individuelle Begabung zum politiſchen Führer und Staatsmann gefehlt habe, das iſt in der Tat nur der Beweis einer unpolitiſch individualiſtiſchen Anſchauung, die irgendeinem Individuum vorausſetzungslos die Fähigkeit zuſchreibt, Politik machen zu können. In Wahrheit iſt aber dieſe Fähigkeit vielmehr an hiſtoriſch-politiſche Vorausſetzungen der Staatsſtruktur und des Volksgeiſtes geknüpft. Hugo Preuß

Greater Britain

Englands ſeit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts vor ſich gegangenes Erwachen zu imperialiſtiſcher Selbſtbewußtheit und Zielbewußtheit iſt weder ein Zufall noch eine bloße Modeſtrömung, ſondern es erweiſt ſich als ſtreng ſowohl durch den eigenen gegenwärtigen inneren Zuſtand des engliſchen Weltſtaates bedingt, ſowie auch durch die Entwicklungslage, in welche ſtaatliche Expanſion und politiſches Denken jetzt in verſchiedenen anderen Ländern — vor allem in Deutſchland — gelangt ſind, hervorgerufen.

Tatſächlich iſt es ſehr intereſſant, zu beobachten, wie Englands imperialiſtiſches Erwachen in zwei Abſchnitte zerfällt. In einen allgemein vorbereitenden, mehr innerals außenpolitiſch orientierten, worin aber doch ſchon die Überzeugung von Englands wachſender und in Zukunft definitiver Weltmacht dominiert; und in einen ſpäteren, durch die Frage der Nebenbuhlerſchaft Deutſchlands beherrſchten, mit dem Antagonismus gegen Deutſchland und mit dem Ausbruch des Weltkrieges aufs engſte zuſammenhängenden Abſchnitt.

Zu der erſteren Periode rechne ich das 1890 erſchienene ebenſo vortreffliche wie berühmte Buch „Problems of Greater Britain“ von Sir Charles Dilke. Es iſt eine auf mehrere weltumfaſſende Reiſen baſierte *Beſchreibung* der Kolonien und Indiens mit einer daran geknüpften Beſprechung des Problems einer künftigen feſteren wirtſchaftlichen, kulturellen, politiſchen und militäriſchen Vereinigung dieſer Beſitzungen mit dem Mutterlande. Charakteriſtiſcherweiſe iſt das Buch dem damaligen Oberbefehlshaber in Indien, Lord Roberts, mit folgenden Worten gewidmet: „Dieſe Schilderung des friedlichen Fortſchrittes des Größeren Britanniens weihe ich dem Manne, der deſſen äußere Sicherheit mit ſeinem Schwerte vergrößert hat.“ Die jetzt ſo volkstümliche Bezeichnung „Größer-Britannien“ ſelbſt ſcheint Dilkes eigene Erfindung zu ſein — er hat ſie zuerſt als Titel eines früheren Werkes ähnlichen Inhaltes benutzt. Das Vorhandenſein der „imperial problems“, jedoch vorzugsweiſe *innerer* Art, zu beweiſen und ihre Löſung in einer imperialiſtiſchen, d. h. der künftigen Zuſammenhaltung des Reiches günſtigen Richtung zu fördern, war die Abſicht, welche Sir Charles Dilke ſich vorgenommen hatte, und die er auch in bemerkenswertem Maße erreichte.

Aus der Einleitung des dicken Werkes verdienen folgende Sätze angeführt zu werden, weil ſie einige damalige imperialiſtiſche Grundfragen berühren, welche durch

den jetzigen Weltkrieg hochaktuell geworden ſind. Hinſichtlich der ſchließlichen Teilung der Oberherrſchaft über unſeren Weltball geht Dilke gerade auf die Sache los.

„Der ausſchlaggebende Faktor", ſagt er, „beim Zuſammenſchweißen und Zuſammenhalten des Imperiums als Ganzes iſt der unter allen Volksarten und Nationen der Welt voranſtehende Rang unſeres eigenen wohlgemiſchten Volkes geweſen. An dem ſchließlichen Reſultate der Großtaten unſeres Volkes kann kein Zweifel herrſchen. Wenn wir von uns ſelber abſehen, ſo gewahren wir, daß die bedeutendſten Nationen der Welt nur ſehr begrenzte Territorien in gemäßigten Himmelsſtrichen beſitzen. Frankreich und Deutſchland und die anderen können nicht hoffen, in den endgültigen politiſchen Abrechnungen des nächſten Jahrhunderts eine andere als eine höchſt unbedeutende Rolle zu ſpielen. Die Zukunft ſcheint unſerem eigenen Volksſtamme — innerhalb des gegenwärtigen britiſchen Imperiums und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — und den Ruſſen vorbehalten zu ſein, da ſie das einzige Feſtlandsvolk in Europa ſind, das außerhalb Europas in Himmelsſtrichen, welche Europäern den Ackerbau erlauben, unbegrenzte Mengen fruchtbaren Bodens beſitzt."

Dilke ſpricht darauf über die Möglichkeiten der beiden angelſächſiſchen Imperien, das Übergewicht über das ruſſiſche Imperium zu behalten. Er „ſieht" von der politiſchen Trennung zwiſchen Engländern und Nordamerikanern „ab", denn „als Nationen ſind ſie weſentlich ein einziges Volk".

Im Schlußkapitel des Buches erfahren wir, daß „die Zukunft der Welt dem angelſächſiſchen, dem ruſſiſchen und dem chineſiſchen Volke gehört", daß aber das letztere „in ſeiner überſeeiſchen Expanſion die Tendenz hat, unter den Einfluß Indiens und der britiſchen Kronkolonien zu geraten", und daß Frankreich und Deutſchland nie etwas anderes werden können als „Pygmäen neben den engliſchen, nordamerikaniſchen und ruſſiſchen Zukunftsſtaaten". Dilke iſt nicht eher mit ſeinen imperialiſtiſchen Gedankenlinien zufrieden, als bis ſie in eine Teilung der Welt oder der Herrſchaft über die Welt zwiſchen höchſtens drei Imperien, von welchen zwei angelſächſiſch ſein werden, ausgemündet ſind. In dem Rahmen dieſes Projektes gibt es für Deutſchland keine Zukunft.

Als eine Art Kompendium zu der ganzen Frage wurde 1905 ein Sammelwerk herausgegeben, wozu etwa fünfzig erſte Politiker, Beamten und Schriftſteller des engliſchen Weltreiches Abhandlungen über die inneren Verhältniſſe der verſchiedenen Kolonien und Beſitzungen und ihre Stellung zum Mutterlande beigeſteuert hatten. Der ſtattliche Band heißt „The Empire and the Century, a Series of Essays on Imperial Problems and Possibilities" und iſt „to The Future of England" dediziert.

„Seitdem England Rivalen erhalten hat, iſt der Abſchnitt der Geſchichte Englands, da der einzelne und ein kleines Volk zu entſcheiden hatten, vorbei. Im Zeitalter der Konkurrenz ſtellt ſich die Vorſehung auf die Seite, auf welcher die größten ſozialen Bataillone zu finden ſind. — Die Zukunft gehört dem Staate, der ſich konſolidieren und zuſammenhalten kann. Und glücklicherweiſe ſind gegenwärtig innerhalb des Imperiums die Verbindungen zu einer derartigen imperialiſtiſchen Konſolidierung vorhanden." Einer Einleitung in dieſem Geiſte folgt als Vorſpiel zu der fünfzigſtimmigen imperialiſtiſchen Sinfonie Rudyard Kiplings Gedicht „The Heritage".

Our Fathers in a wondrous age,
Ere yet the Earth was small,
Ensured to us an heritage,
And doubted not at all

That we, the children of their heart,
Which then did beat so high,
In later time should play like part
For our posterity.

— — — — — — — — — — — — —

Dear-bought and clear, a thousand year
Our Fathers' title runs.
Make we likewise their sacrifice,
Defrauding not our sons.

„In unſeren Tagen haben die Worte ‚Imperium' und ‚Imperialismus' denſelben Platz im täglichen politiſchen Gedankenaustauſche erhalten, welche früher die Worte ‚Nation' und ‚Nationalität' einnahmen. In dem niemals aufhörenden Kampfe zwiſchen politiſchen Prinzipien ſcheint augenblicklich das Autoritätsprinzip den Vortritt vor dem Freiheitsprinzipe erlangt zu haben; Macht und Herrſchergewalt ſind, eher als Freiheit und Unabhängigkeit, die Ideen, welche die Phantaſie der Maſſe feſſeln; die Gedanken der Menſchen wenden ſich eher nach außen als nach innen; das nationale Ideal iſt dem imperialiſtiſchen gewichen."

Das Wort „Nation" bezeichnet ein relativ einfaches, wohlbekanntes Faktum; das Wort „Imperium" dagegen einen außerordentlich verwickelten und den meiſten ziemlich unklaren Begriff. Manch einer glaubt, daß der „Nationalismus" die ältere und der „Imperialismus" die jüngere Erſcheinung ſei. In Wirklichkeit verhält es ſich jedoch gerade umgekehrt. Lange, bevor es irgendwelches Nationalitätsbewußtſein gab, exiſtierte ſchon ein Staatsbewußtſein, daß bereits im Altertume, beſonders im römiſchen Imperium, zu einem klaren Imperialismus, einem Bewußtſein vom Weltſtaate und Univerſalſtaate, heranwuchs. Nichtsdeſtoweniger iſt der moderne Imperialismus „in ſehr hohem Grade" auf dem Nationalismus baſiert. Seitdem die Beſtrebungen, die europäiſchen Staaten auf das Nationalitätsprinzip zu gründen, mit Italiens und Deutſchlands ſtaatlicher Einigung im Jahre 1871 zu einem gewiſſen Abſchluſſe gelangt ſind, iſt die ſo auf nationaler Grundlage ruhende ſtaatliche Entwicklung in Europa längs imperialiſtiſchen Linien weitergegangen. Die Nationalſtaaten ſind zu Imperien erſtarkt, von denen mehrere wirkliche Weltſtaaten ſind; und in Verbindung hiermit haben die Ideen des Imperialismus den Vortritt vor denen des Nationalismus erlangt; denn ein wichtiges ungelöſtes Problem muß das Intereſſe immer ſtärker anziehen als eine ebenſo wichtige, aber ſchon im weſentlichen gelöſte Aufgabe.

„Es iſt vielleicht kein Zufall, daß einer der neuen Staaten, welche unter dem Einfluſſe der nationaliſtiſchen Strömungen des 19. Jahrhunderts entſtanden ſind, mit am ſtärkſten zu dem Umſchlage (von nationaliſtiſcher zu imperialiſtiſcher Politik) beigetragen hat. Deutſchland hatte kaum innere Einigkeit erlangt, als es ſchon anfing, ſich nach neuen Tätigkeitsſphären umzuſchauen. Zwar hatte die europäiſche Expanſion (in fremden Weltteilen) nie aufgehört, doch war ſie in den Hintergrund des allgemeinen Bewußtſeins getreten. Als ſich aber Deutſchland in den Wettbewerb um Beſitzungen und Machtſphären außerhalb Europas ſtürzte, wurde die Konkurrenz bald das Leitmotiv der internationalen Politik. Deutſchlands Eingreifen war es, das zur Teilung Afrikas führte."

Es wäre indeſſen ein Irrtum, den Imperialismus als nichts anderes denn ein Wettrennen um Beſitzungen und Macht in allen Weltteilen zu betrachten. „Der Im-

perialismus iſt kein bloßes Verherrlichen der Eroberungen und der Macht auf Koſten der inneren Reformen. Der Imperialismus bedeutet nicht bloß, daß man Macht der Freiheit vorzieht.“ Wäre die Menſchheit beim Nationalismus als ihrem politiſchen Ideale ſtehengeblieben, ſo hätte dies eine zu enge Begrenzung ihrer politiſchen Beſtrebungen und ihrer politiſchen Entwicklung herbeigeführt. Imperialismus bedeutet Weltpolitik. „Das Staatenſyſtem iſt nicht länger nur europäiſch, ſondern kosmopolitiſch. Das Feld der Diplomatie hat jetzt denſelben Umfang erhalten wie unſere Weltkugel. Die Probleme der Politik ſind weltumfaſſend und weltvertieft geworden.“

Dem engliſchen Imperialiſten, den ich hiermit zitiere (W. F. Monypenny), iſt es ebenfalls klar, daß der eigentlichen Imperien gegenwärtig nur drei ſeien: England, Rußland und die Vereinigten Staaten. „Es iſt beinahe als eine Gewißheit anzuſehen, daß eine große Zukunft ihrer wartet.“ Unter dieſen dreien aber ſei Rußland ein „einſeitig cäſariſches Erobererimperium mit alten byzantiniſchen Traditionen“; und die Vereinigten Staaten ſeien „nur ein Nationalſtaat von älterem Typus“. Als echt modernes Imperium, deſſen Zukunft verbürgt ſei, bleibe nur das engliſche übrig. Denn wenn es auch nicht unmöglich ſei, daß es Deutſchland „gelingen kann, ſich einen Platz unter den Weltmächten zu erringen“, ſo gehöre doch dieſe Frage in das Gebiet der „Spekulationen“, nicht aber in das der zuverläſſigen Realitäten.

Das über die ganze Erde verſtreute engliſche Imperium exiſtiere „nur ſo lange, wie es die Herrſchaft über alle Weltmeere behält“, ſei aber auch die einzige Großmacht, „die ihre Gegenwart in allen zur See zugänglichen Teilen der Welt fühlbar machen kann“. So beſitze das engliſche Imperium „eine Macht, deren Ausübung in gewiſſem Sinne ein öffentlicher Auftrag oder ein Vertrauen iſt; eine Macht, die in entſprechendem Grade die Macht jedes anderen Staates beſchneidet oder beſchränkt; eine Macht, die nachdrücklich der Verteidigung dienen kann, aber über einen gewiſſen Punkt hinaus zu Angriffszwecken untauglich iſt. Wenn es im internationalen Syſteme überhaupt einen regulierenden Staat geben ſoll, ſo muß eine ſolche Aufgabe dem Staate überlaſſen werden, welcher die Art Macht beſitzt, die das engliſche Imperium jetzt ausübt“.

Das engliſche Imperium iſt alſo dazu beſtimmt, das Oberimperium der Welt zu ſein. Der engliſche Imperialismus iſt ſeinem Weſen und Inhalte nach Überimperialismus. Die engliſche Nation iſt die Übernation unter den Nationen der Welt. Englands Nationalismus iſt ein beſonderer Nationalismus — ein Übernationalismus.

So weit kam der imperialiſtiſche Gedanke in England, ehe der Gegenſatz zu Deutſchlands Imperialismus das Leitmotiv der engliſchen imperialiſtiſchen Agitation hat werden können. Guſtaf F. Steffen (Stockholm)

Island im Gefüge der Weltpolitik

Schon zu Friedenszeiten haben wir angefangen, in unſerer Ehrfurcht vor den großen Ziffern die Qualität zu unterſchätzen. Darum hat kein deutſcher, kaum ein mitteleuropäiſcher Politiker die geringen, ſcheinbar entlegenen Quantitäten des modernen Islands für beachtenswert gehalten. Soweit man überhaupt dem Leben dieſer Inſel Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſchätzte man ſie als den Hort der älteſten, noch lebenden germaniſchen Sprache, als die Stätte uralter Sitten, als eine von der Natur aufbewahrte Sammlung ſeltſamer germaniſcher Bräuche und Zuſtände. Der Sprachforſcher und der Geologe waren von ihr begeiſtert, der Romantiker beſuchte ſie. Für unſere Politiker exiſtierte ſie nicht.

Daß ſich die Werte unſerer Hochſeefiſcherei und unſerer Ausfuhr nach Island aus beſcheidenen Anfängen ſchnell erhoben, kümmerte im deutſchen Reich kaum jemanden; die Zahlen hatten noch nicht genug Stellen. Frankreichs Ziffern auf Island waren nicht größer; und doch erſchienen ſie dieſer Macht als ein bedeutſamer Angriffspunkt: Durch Hoſpitäler und religiöſe Anſtalten, die für die Leib- und Seelſorge der franzöſiſchen Islandfiſcher gegründet und ausgebaut wurden, taſtete ſich Frankreich einen Weg ins Land und Volk der Inſel und warb tüchtige Konvertiten für ſeine Kultur und ſeine Konfeſſion. Aber erſt England war es, das aus den augenfälligen, geographiſch-großpolitiſchen Notwendigkeiten heraus die ſicherſte Gelegenheit zur politiſchen Eroberung des Eilands ergriff — in den erſten Wochen dieſes Krieges; die einzelnen kleinen Schritte ſeines Vorgehens ſind dabei ſo bezeichnend, daß ſie trotz ihrer Kleinheit die Wiedergabe verdienen.

Der Mann, den die britiſche Regierung zu dieſem Beginnen auserſehen hat, heißt Cable und lebte früher einmal längere Zeit in Helſingfors. Er beſitzt alſo wahrſcheinlich ein gewiſſes Maß ſkandinaviſcher Kenntniſſe, die ihm die Möglichkeit erleichtern, der isländiſchen Eigenart Meiſter zu werden. England machte ſich die Mühe, ihn durch den Hilfskreuzer „Oceanic" bis in die Nähe der Färöer zu bringen, wo er auf einen däniſchen Dampfer umſteigt; die „Oceanic" geht auf der Heimfahrt — etwa Mitte September — unter; gleichzeitig erreicht aber Mr. Cable als britiſcher "Consul missus" unbehelligt Reykjavik.

Hier findet er zwei isländiſche Tageszeitungen in Tätigkeit; und da der Redakteur der zugänglicheren eine muſikaliſche Frau hat, hält es der britiſche Sondergeſandte für angebracht, ſein muſikaliſches Talent zu offenbaren und bei ihr Stunden zu nehmen. Es iſt noch nicht bekannt geworden, ein wie hohes Honorar dieſe politiſche Muſiklehrerin vom "Consul missus" bezieht; bekannt iſt nur, daß die Zeitung ihres Mannes im Verlauf des Krieges für England und gegen Deutſchland tatkräftig Partei nimmt. So wird die öffentliche Meinung Islands auf die bekannten Melodien vom ſegensreichen, freiheitsſpendenden England und vom barbariſchen, ländergierigen Deutſchland eingeſtimmt, ſo gewinnt der Brite ſchnell eine publiziſtiſche Hilfe im Lande gegen die drei Mächte, die er von hier zu verdrängen trachtet: Gegen den Feind Deutſchland, gegen den Bundesgenoſſen Frankreich und gegen das neutrale Dänemark, das noch immer eine Art Vorherrſchaft über Island ausübt.

Mit dem deutſchen Widerſacher hat er leichtes Spiel. Er kann dabei auf die Sympathie isländiſcher Trawlerkapitäne bauen, die mit England ihre meiſten und beſten Geſchäfte machen; ferner auf die Hilfe von gerade anweſenden Briten und eingeborenen Britengenoſſen (wie des „Redakteurs" Thorarinn Gudmundsſon in Seydisfjördur, der ſich als Denunziant deutſcher Wehrpflichtiger betätigt); und ſchließlich auf die Haltung des — deutſchen Wahlkonſuls. Dieſer, der alljährlich nur einige Sommermonate in ſeinem Konſulat zu weilen pflegt, benutzt ſeine konſulare Stellung vor allem dazu, den britiſchen "Consul missus" als Kollegen um einen Ausweis zu bitten, durch den er ſeine Perſon alsbald nach Kopenhagen in Sicherheit bringt. Welches Intereſſe hat er, der däniſche Staatsangehörige, daran, ſich für den Schutz deutſcher Untertanen und des deutſchen Namens aufzuopfern, der auf Island tagtäglich durch engliſche Preſſemeldungen verunglimpft wird? So bleibt für Deutſchland auf Island nichts zurück als ein paar ſchutzloſe Handelsleute und die Sympathie einzelner gebildeter Isländer.

Mit dem franzöſiſchen Element wird der britiſche Abgeſandte ebenſo ſchnell fertig werden wie mit dem deutſchen, wenn erſt die Zeit dazu gekommen iſt.

Als Hauptarbeit bleibt ihm der Kampf gegen Dänemark.

Niemals war dazu der Boden günſtiger vorbereitet als jetzt; nie gab es eine Gelegenheit, bei der man die isländiſchen Unabhängigkeitsbeſtrebungen erfolgreicher gegen Dänemark ausſpielen konnte.

Dieſen Beſtrebungen nach Selbſtändigkeit kann man eine gewiſſe Berechtigung nicht ganz abſprechen: Island hat ſeine eigene Sprache, ſeine eigene, in tauſend Jahren arktiſcher Unwirtlichkeit geprägte Kultur. Beſiedelungsgeſchichte, Stammesverwandtſchaft und geographiſche Lage reihen Island an Norwegen als an ſein eigentliches Mutterland; an Dänemark kam es enger nur durch eine Dynaſtie, die Norwegen verlor. Kein Wunder, daß dies Volk, ſobald die Idee des modernen Nationalſtaates in ihm wachgeworden war, dieſelben Forderungen an Dänemark ſtellte, wie die Polen an Rußland und die Ruthenen an die Polen: eigene Univerſität, eigene Verwaltung, eigenes Recht, eigene Verfaſſung. So ringt es nun ſeit zwei Menſchenaltern und ſteht jetzt vor dem letzten Schritt zur völligen Unabhängigkeit: Im Spätjahr 1914 hat das isländiſche Parlament die Forderung erhoben, daß isländiſche Beſchlüſſe Geſetzeskraft haben auch ohne die Unterſchrift des däniſchen Königs. Und der König hat dieſe Forderung — von ſeinem politiſchen Standpunkt aus gut zu verſtehen — abgelehnt. So ſteht Island jetzt zu Dänemark, wie Norwegen kurz vor 1905 zu Schweden.

Und ſo entſteht wahrſcheinlich binnen kurzem ein unabhängiger isländiſcher Staat, nicht mehr recht zu Europa gehörig, aber auch nicht zu Amerika, ohne König und ohne Heer, ohne Alkohol und ohne politiſche Bedeutung, ein Idyll, von dem aus die 90000 Isländer ſich den Erdball und ſeinen Krieg betrachten mögen, getreu dem alten Weltbild, das ſie noch heute anwenden, wenn ſie Europa „Norduralfa" nennen und Afrika „Suduralfa", Amerika „Veſturalfa" und Aſien „Auſturalfa", ſie, für die Konſtantinopel noch immer „der große Hof" (Mikligardur) heißt.

Nichts können die britiſchen Politiker eifriger wünſchen als die Entſtehung eines ſolchen idylliſchen Kleinſtaates; kommen doch derartige kleine Freiſtaaten von altmodiſchem Gepräge leicht in die Lage, dem angelſächſiſchen Imperium ſchutzbedürftig zu erſcheinen und ihm angegliedert zu werden. Und faſt ſcheint es, als ob der britiſche Sondergeſandte dieſen Grund des eifrigen Wunſches bei ſeiner faktiſch antidäniſchen Tätigkeit nicht vorſichtig genug verſchleiert hat. Nicht alle Isländer ſind ſo töricht, ſich nur geſchmeichelt zu fühlen, weil Mr. Cable ſeit Erledigung des deutſchen Gegners auf Island der isländiſchen Verfaſſung ſeine ganz beſondere Aufmerkſamkeit und Arbeit widmet.

„Was kann dem britiſchen Imperium an Island liegen?" fragt kopfſchüttelnd der mitteleuropäiſche Politiker.

Und kopfſchüttelnd antwortet man mit der Gegenfrage: „Was konnte dieſem Reich 1712 an Gibraltar und Minorca, 1803 an Malta liegen, damals als noch niemand vom ‚kranken Mann' ſprach, einige Menſchenalter vorm Bau des Suezkanals?"

Wie ſich England Jahrzehnte voraus Stein für Stein zum Bau der Straße nach Oſtindien ſicherte, ſo verſucht es jetzt hier, ſich den Beſitz eines Nachbarlandes lange voraus zu ſichern, der ihm wichtig ſein wird — mag nun die britiſche Seeherrſchaft eingeſchränkt werden oder nicht — gegen die einſt kommende nordatlantiſche Jungmacht, gegen Rußland, an deſſen früheren oder ſpäteren Durchbruchsverſuch zur eisfreien ſkandinaviſchen Küſte kein Einſichtiger mehr zweifeln kann.

Und gegen dies Unternehmen, durch leiſe, rechtzeitige „Beſchützung" Islands den Nordatlantik endgültig zu einem angelſächſiſchen Binnenſee zu machen, werden pa-

pierne Proteſte von nordgermaniſch-neutraler Seite ebenſo erfolglos ſein wie ungeſtüme Taten deutſcher Notwehr. Nur zwei Hoffnungen beſtehen hier, die, daß der angelſächſiſche Politiker an ſeiner egoiſtiſchen Unkenntnis fremder Volkseigenart ſcheitere, und die, daß wir viel, ſehr viel von ihm lernen können, ohne dabei in ſeinen Fehler zu verfallen, ohne die Seele und die Unabhängigkeit anderer Völker hochmütig zu mißachten. Franz Fromme

Aus Holland

Geographiſch und geiſtig befindet ſich Holland in außergewöhnlich ſchwieriger Lage, ein Eiland umſchäumt von aufgepeitſchter Brandung, die mit Vernichtung droht. Wer darf ihm verübeln, daß es ſich weder hüben noch drüben anſchließt? England fragt: 'Will the Dutch fight on our side or on Germanys?' (J. W. Robertſon-Scott, War Time and Peace in Holland 1914) und in Deutſchland denkt mancher: „Warum hält ſich Holland nicht zu uns?" Hier meinen nur ganz verſchwindend wenige, man hätte Partei ergreifen und ſich nicht alles bieten laſſen ſollen.

Der Volksegoismus, der letzten Grundes gemäß der hiſtoriſchen Entwicklung jeden Krieg herbeiführt, legt Holland als heiligſte Pflicht gegen ſich ſelbſt ſtrengſte Enthaltung auf, verbietet auch eine ſogenannte wohlwollende Neutralität, die ſchließlich einer vermutlich einſeitigen Begünſtigung, alſo einem Bruch des neutralen Verhaltens gleichkäme. Über umfangreiche, entſcheidende Machtmittel verfügt das Land nicht, wenn es auch zur Verteidigung bis zum Äußerſten gewillt, als erſtes ſeine Streitkräfte mobiliſierte. Dazu kommt die Warnung, wie ſie im Schickſal Belgiens auch ohne nähere Begründung ihm nicht eindringlicher vorgehalten werden kann. Materiell wäre alles — auch die reichen Kolonien! — zu verlieren, wogegen der praktiſche Holländer nichts auf die Gewinnſeite zu buchen wüßte. Später etwa eintretende Werte höherer Ordnung ſind eben nicht meßbar, wie denn überhaupt der Krieg kaum je anders als von der praktiſchen Seite beurteilt wird. Auf die höhere Warte ſtellt ſich hier R. Caſimir mit ſeiner Broſchüre „Waardige onzijdigheid": Er betont zu Anfang, was Holland den drei großen Staaten, ja ſelbſt Rußland verdankt und findet in deren Kultureinflüſſen, trotz der germaniſchen Stammeszugehörigkeit zu Deutſchland, eine mehr als ausreichende Erklärung dafür, daß unter den gebildeten Kreiſen eine vorwiegende Hinneigung zu einem der Kriegführenden *nicht* beſteht, *nicht* beſtehen *kann*. Dieſe Länder begehren aber jedes für ſich das Wohlwollen Hollands. Die Briten, denen gegenüber man ſich an den Burenkrieg erinnert, in welchem zahlreiche Holländer ſchwer gelitten haben, verſcherzten ſich ſchon zu Beginn durch ihre Maßnahmen zur See, wogegen alle Einſprüche wirkungslos geblieben ſind, eine gute Meinung. Überdies weiß der Fernerſehende genau, daß von der anderen Seite des Kanals die größte Gefahr für Inſulinde d. h. Niederl. Oſtindien droht. — Frankreich verſichert noch heute nach ſieben Monaten vergeblicher Berichtigungen ſeitens Hollands Geſandten, des Barons de Stuers, in ſeiner Preſſe, daß Holland Deutſchland den Durchzug ſeiner Truppen durch Limburg ſtillſchweigend geſtattet habe. — In Belgien nahm man erſt auch übel, daß Holland ihm nicht mit den Waffen beigeſprungen iſt. — Deutſchland aber darf ſich wahrhaftig nicht wundern, wenn es mit Mißtrauen betrachtet wird. Ein „Einmarſch" kann heute noch befohlen werden müſſen, ſowie es der Vorteil einer der Parteien erheiſcht. Er iſt allein maßgebend in Zeiten, wo ringsum das Völkerrecht nicht mehr als eine Schale ohne Inhalt zu ſein ſcheint. Ob zuerſt England an den holländiſchen Küſten Truppen landet oder Deutſch-

land die Grenze überſchreitet, das ausſchießlich würde entſcheiden, wo Holland mit ſeiner Militärmacht auftreten *müßte* — nicht *wollte*. Erſt in höchſter Not zur Verteidigung ſeiner Ehre, zu ſeiner Selbſterhaltung würde Holland ſeine Soldaten feuern laſſen. Es weiß nur zu genau, was die Kriegsfurie bedeutet, wenn es nach Belgien blickt oder auch nur die vertriebenen Vlämen in ſeinen eigenen Städten und Dörfern anſieht, um ſeine Friedenspolitik ſo lange wie nur irgend angängig beizubehalten. Alle Laſten und Plagereien, die Holland als Kleinſtaat ſich jetzt gefallen laſſen muß, würden die Verelendung nicht aufwiegen, welche die ultima ratio unausbleiblich im Gefolge hätte. Man bringt nicht ohne zwingenden Grund Hekatomben Opfer an Blut und Gut, und darum iſt ſelbſt eine hart drückende Neutralität noch immer vorzuziehen.

Außer der Aufgabe, vorſichtig das Staatsſchiff gleichſam zwiſchen Scylla und Charybdis hindurchzuſteuern, um ſeinen Beſtand zu erhalten, hat Holland gleichzeitig noch die ſchöne Pflicht, für die belgiſchen Flüchtlinge (zeitweiſe bis 800000) zu ſorgen. Ihre gaſtliche Aufnahme — die übrigens auch 5000 Deutſchen auf der Flucht nach der Heimat in Maaſtricht uſw. gern gewährt wurde — iſt der ſchlagende Beweis für die Notwendigkeit der neutralen holländiſchen Rettungsinſel. Noch beſſer aber als jedes andere iſt dieſes in mehr als einer Bevölkerungsſchicht im gewiſſen Sinne internationalſte Land in Europa geeignet, die jetzt abgebrochenen oder brachliegenden Beziehungen der Staaten und Völker untereinander wieder zu vermitteln, vorerſt alſo den Frieden anzubahnen. Carnegies Palaſt ſteht gegenwärtig wie ein Hohn in ſeiner freundlichen Umgebung, doch wird er ſeinem Zwecke ebenſo ſicher wieder dienen, wie der Spaten jetzt nur ausnahmsweiſe Schützengräben aushebt. Eifrig iſt der Anti-Oorlog-Raad damit beſchäftigt, die Friedensbeſtrebungen des In- und Auslandes in ſich zu vereinen, und „Holland wird einſt dankbar darauf zurückblicken, daß es ſelbſt faſt unberührt vom Ringen Europas, dem vlämiſchen Bruder ein Heim bieten, den großen Brüdern, deren Streit es nur mit Kummer zuſah, einen Weg weiſen konnte, welchen ſie zu neuer nationaler Wohlfahrt und gemeinſchaftlichem Wirken gehen können", wenn der Vernichtungswahnſinn ausgetobt hat, der jedem Kulturgedanken feind, die Ziviliſation auf lange Jahre hinaus in weiten Strecken faſt zur Unmöglichkeit werden läßt.

Noch ein Wort an Deutſchland. In den erſten Auguſttagen des Krieges rief es die größte Beſorgnis, ſogar einen paniſchen Schrecken, wenn auch ungewollt, in den Niederlanden hervor. Als Belgien betreten worden war, ſagte man ſich ſelbſtverſtändlich — und heute noch —, dasſelbe könne Holland geſchehen, zumal der Weg über Gemmenich ein Umweg iſt. Und wirklich jagten am 4. Auguſt ein Huſarenoffizier mit geſchwungenem Säbel und etwa zehn Mann mit eingelegter Lanze in das der Grenze ganz nahe holländiſche Dorf Vaals! Wenn nun auch Führer und Patrouille ſofort Kehrt machten, als ſie ihren Irrtum bemerkt hatten, ſo ſchnell, daß der ihnen entgegengehende holländiſche Offizier gar nicht erſt zu Wort kommen konnte, ſo wußte man doch nicht, was das zu bedeuten, was es als weitere Folgen haben könnte. Jedenfalls glaubte man nun erſt recht, von Deutſchland ſei jetzt alles zu erwarten, und traf ſeine Vorbereitungen, die zur Panik der folgenden Tage führten. (Uit het dagboek van een reserve-officier op de Hollandsche grens tijdens de mobilisatie van 1914.)

Um dieſe Sorge ganz zu begreifen, braucht man nicht nur die Machtverhältniſſe zu vergleichen, ſondern muß etwas weiter ausholen, womit dann manches klarer wird. Nicht die längſt vergeſſene Teilnahmloſigkeit beim 80jährigen Freiheitskriege gegen

Spanien trägt man den Deutſchen nach, weiß man doch, daß die deutſchen Ländchen damals ſich mit der Religionsbewegung auseinanderſetzen mußten und dann den 30jährigen Krieg durchzumachen hatten. Vielmehr ſind es Gründe aus neueſter Vergangenheit, die veranlaſſen, daß man dem deutſchen Nachbar die kühlere Schulter zeigt. Wollte er nicht die freie Schiffahrt durch Abgaben erſchweren, als gäbe es keine Rheinakte? Schwebt nicht der Plan einer deutſchen Rheinmündung, die Rotterdam aus dem Sattel heben ſoll? Iſt nicht mit Emden ſchon ein viel verſprechender Anfang gemacht, der Amuidens Fiſchhandel überdies bedroht? Und Hollands Handel iſt doch der Durchfuhrhandel nach Deutſchland in erſter Linie, und der würde allmählich aufhören durch die Ableitung des Rheins.

Zu dieſen friedlichen Bedrohungen wirklicher Lebensintereſſen kommt in weiten Kreiſen die Auffaſſung, Deutſchlands pangermaniſtiſche Politik ginge nach den Vorbildern Schleswig-Holſtein, Hannover, Elſaß-Lothringen auf eine Einverleibung der Niederlande aus. Daß ſich auch hier eine geſchichtliche Linie deutlich abzeichnet, ſteht feſt, doch überſieht man, daß dieſe Provinzen eine deutſchſprechende Bevölkerung haben, deren fremder Einſchlag bei Elſaß-Lothringen mit nur etwa 10 Proz. am höchſten iſt. Nun fürchtet man die Weiterentwicklung dieſer Linie in der nächſten Zukunft. Wohl ſpricht man wenig darüber, und noch vereinzelter wünſcht man eine Aufnahme in den deutſchen Bundesſtaat unter Vorbehaltung gewiſſer Rechte betreffend Finanzen, Kolonien uſw.

Noch ſind die Gegenſätze im Volkscharakter zu groß für eine Verwirklichung dieſes Ausblickes in eine mögliche Zukunft. Die ſtraffe Zucht des Deutſchen iſt dem Holländer ſehr unſympathiſch, obwohl Einſichtige ſich nicht verhehlen, daß dieſe hier oft recht not täte. (Geſchah es doch unlängſt, daß am hellen Tage Schuljungen in der leerſtehenden Bibliothek eines erſt kürzlich verſtorbenen Geiſtlichen wie Vandalen hauſten.) — Soldat iſt der Holländer nicht gern, die Begeiſterung der Deutſchen, ihre zwei Millionen Kriegsfreiwillige begreift er nicht. — In den Städten iſt der „Mof“ unbeliebt, weil hierhin ſeine unerwünſchteſten Elemente kamen, Verbrecher und anderes Geſindel, in Zeiten, als es noch keine Auslieferungsverträge gab. Auch der beſſere Einwanderer nimmt Arbeitsgelegenheit weg. Im denkfaulen Teile des Mittelſtandes iſt die Meinung den hieſigen Deutſchen gegenüber etwa dem Antiſemitismus in Deutſchland zu vergleichen, denn beide beruhen größtenteils auf dem Neide, haben doch rührige Geſchäftsleute vielfach den Holländer überflügelt. Dagegen ſcheint in den höheren Geſellſchaftsſchichten der Deutſche eher beliebt zu ſein. Hier weiß man, was Deutſchland auf jedem Gebiet der höheren Lebensbetätigung bedeutet und noch tagtäglich leiſtet, weshalb man gegenüber der jetzt überall beſpöttelten deutſchen Kultur auch gerecht ſein kann. Man ſchätzt im Deutſchen den Vertreter alles dieſes Guten und findet ſich gern entſchuldigend mit Äußerlichkeiten ab, die hier nicht auf Gegenliebe rechnen dürfen. Dazu gehören falſche Schneidigkeit, Schnoddrigkeit und der zu hohe Ton, wie ihn z. B. der Dichter Jooſmann u. a. Holland gegenüber anzuſchlagen beliebte. Die deutſchen Gelehrten mit ihren Äußerungen in der Preſſe haben der deutſchen Sache hier einen ſchlechten Dienſt geleiſtet, wie man denn überhaupt für die deutſchen Aufklärungsſchriften nur Achſelzucken und Gleichgültigkeit bemerken kann.

Die Erklärungen betreffend den Kampf zur See bedeuten nicht mehr und nicht minder, als daß die Niederlande ſich aus Rückſicht auf zwei Großmächte, die eine die andere aushungern wollen, die Zerſtörung oder Wegnahme der eigenen Zufuhren ge-

fallen laſſen ſollen, wodurch nicht nur ihr Lebensnerv, der Handel, getroffen, ſondern das Land zuletzt ſelbſt dem Hunger ausgeſetzt werden kann. Auf wohlwollende Zuſicherungen, daß man mit ſeinen Schiffen billig verfahren werde, kann Holland leider nicht zu feſt bauen. Das iſt eine Erfahrung, die dieſer Krieg faſt täglich mehr als jeder frühere beſtätigt, da kaum noch eine wichtige Beſtimmung des Völkerrechtes unverletzt und mit Sicherheit als geltend anzuſehen iſt.

Der Neutrale iſt durchaus nicht etwa nur der tertius gaudens, der unglaublich verdient, das möge man bedenken, wenn man ſich in der Heimat über die ausbleibende Sympathie Hollands wundert. Oskar Kirchner (Buſſum)

Nachſchrift: Die Ende März vorgefallenen Angriffe und Beſchlagnahmen (Medea, Joonſtroom, Batavier IV uſw.) haben die antideutſche Stimmung begreiflicherweiſe nicht behoben. Nachdem nun vom zeitweiligen deutſchen Geſandten von Kühlmann erklärt worden iſt, daß es ſich dabei um eine zufällige Anhäufung unfreundlicher Handlungen, nicht aber um ein Aufgeben der freundſchaftlichen Haltung Deutſchlands gegenüber Holland handelt, iſt es eine Freude zu melden, daß ſeit April unter Leitung holländiſcher Gelehrter das Wochenblatt „De Toekomst" (Die Zukunft) erſcheint. Aus dem Vorwort der Schriftleitung, die das Blatt „neutral leiten, aber ſich auch gegen das Feldgewinnen einer ſpezifiſch antideutſchen Strömung in den Niederlanden verſetzen will": „Wir wollen zeigen, daß es auch Niederländer gibt, die Deutſchland nicht haſſen." . . . Prof. Dr. J. H. Valckenier Kips ſchreibt: . . . . „Dem Landesbelang kann nicht beſſer gedient werden, als wenn deutlich wird, daß neben den Antipathien gegen Deutſchland, die bisher neben der neutralen Preſſe beſonders zum Ausdruck kamen, auch Sympathien hierzulande beſtehen; daß nicht allein der romaniſche Staatsgedanke, ſondern auch der germaniſche hier ſeine Anhänger zählt. . . . Durch das Erſcheinen dieſes Blattes erhellt, daß das niederländiſche Volk nichts lieber wünſcht, als gute Beziehungen zu allen fremden Mächten, alſo auch zum benachbarten Deutſchen Reich zu unterhalten . . . Das Erſcheinen dieſes Organs möge ein Gegengewicht ſein gegenüber manchen einſeitigen, antideutſchen Gefühlen, durch ein ſolches Gegengewicht möge das Gleichgewicht in der öffentlichen Meinung erreicht werden, durch ein ſolches Gleichgewicht Unparteilichkeit."

Nichts kann der Deutſche hier jetzt lieber ſehen als eine ſolche von Holländern ausgehende Wochenſchrift zur Klärung, Belehrung und Ausgleichung der öffentlichen Meinung, denn ich wiederhole, deutſche Druckſachen werden lieber nicht geleſen, wenigſtens nicht in den Kreiſen, auf die ſie wirken ſollen. Man bedient ſich ja auch für dieſen Krieg ſchon „eines Ozeans von Druckerſchwärze und Papier, um die Gemüter zu verwirren," ein Wort Wilhelms II., das heute ebenſo zutrifft wie 1891.* O. K.

Niederländiſche und deutſche Kultur

Von den kleineren germaniſchen Staaten pflegen wir unſer heutiges Verhältnis zur Schweiz und den ſkandinaviſchen Ländern faſt nur von kulturellen Geſichtspunkten aus, das zu den Niederlanden dagegen ebenſo ausſchließlich politiſch zu betrachten. Die Verherrlichung des niederländiſchen Volkstums durch den Rembrandtdeutſchen gilt einem vergangenen Idealbild; van Eeden und Multatuli

* Wir veröffentlichen dieſe uns aus Holland zugegangenen Stimmungsberichte ohne weiteren redaktionellen Vorbehalt gegenüber einigen mißverſtändlichen Auffaſſungen, denn es kann uns nur von Wert ſein, die Stimmung des Auslandes ohne jede Retouche zu hören. Red.

ſind kaum bekannt und noch viel weniger als Vertreter blutverwandter Völker gewürdigt, wie es mit Keller, C. F. Meyer, Ibſen, Björnſon, der Lagerlöf geſchieht. Dem entſprechen die Verhältniſſe in den Niederlanden ſelbſt. Kein germaniſches Land hat der deutſchen Kultur ſeit Jahrhunderten ſo ablehnend gegenübergeſtanden wie Holland, das ſeinen einſtigen wirtſchaftlichen Vorſprung ebenſo wenig vergeſſen konnte, wie den Glanz des „goldenen Zeitalters“ ſeiner Dichtung im 17. Jahrhundert. Hatte die Gemeinſamkeit der alten Volksdichtung ihr ſelbſtverſtändliches Gegenſtück noch in der Renaiſſance erhalten, ſo ſicherte die kluge Neutralität während des dreißigjährigen Krieges den Holländern eine zuerſt wirtſchaftliche und dann auch kulturelle Überlegenheit, die letztere um ſo mehr, als es ſich um eine Epoche der Aufnahme formaler Barockelemente aus den romaniſchen Ländern handelte, und die Holländer durch ihre Lage und durch die geringere Selbſtändigkeit ihres Volksbewußtſeins beſonders gelehrige Schüler der Romanen wurden. Tatſächlich ward die holländiſche Dichtung eine Zeitlang in Deutſchland ein ebenſo bewundertes und nachgeahmtes Vorbild wie die italieniſche und ſpaniſche. Jedoch hat Deutſchland nicht nur ſchon damals echt deutſche Erſcheinungen wie Grimmelshauſen und Fleming hervorgebracht, ſondern ſchließlich auch alle die fremden Elemente durch ſein Volkstum umgewandelt und überwunden, Holland dagegen hat auf lange hinaus bei ſeinem romaniſchen Barock ſelbſtzufrieden beharrt.

Man verehrte in Vondel ſeinen Shakeſpeare, in Bilderdijk ſeinen Goethe, und dieſer ſelbſt ſprach noch 1808 von Deutſchland als „het domſt en geeſtlooſt land“ und von „Schillers drekhoop bij 't goud van Sophokles“. Eine Wandlung konnte nur eintreten, wenn man erſt einmal an der Legende vom „goldenen Zeitalter“ zu zweifeln begann. Tatſächlich ſind die erſten Schritte in dieſer Richtung geſchehen, und zwar ſtehen am Anfang die Forſchungen keines Geringeren, als des Deutſchen Hoffmann von Fallersleben, der, 1818 von Jakob Grimm für das Studium des deutſchen Altertums gewonnen, ſeit 1819 in Bonn ſtudierte und 1821 ſeine erſte Forſchungsreiſe nach den Niederlanden machte. Es ſei hier übergangen, daß er ebenſo wie Arndt auch in den Kampf der Vlämen um ihre ſprachliche und kulturelle Selbſtändigkeit eingegriffen hat. Die holländiſche Geiſtesgeſchichte verdankt ihm, daß er die altniederländiſche und mittelniederländiſche Literatur neu entdeckt und, was noch wichtiger iſt, zuerſt in ihr die echten dichteriſchen Leiſtungen der Niederländer erkannt hat. Hier fand er eine nationale Kultur, in der Dichtung des „goldenen Zeitalters“ eine unvolkstümliche, proſaiſche und gelehrte Renaiſſancepoeſie. Schon 1818 hatte er an Jakob Grimm geſchrieben: „Vielleicht ſehen wir in einem Jahrzehnt, daß alle geiſtige Originalität des Holländers verſchwunden iſt: der neueſte Zuwachs ihrer Literatur beſteht — aus Überſetzungen. Geht das fort, ſo bekommt Holland eine ‚vertaalde Letterkunde‘“. Freilich blieb dieſe ſeine Anſicht ebenſo einflußlos wie die erſte Erkenntnis der Sachlage in den Niederlanden ſelbſt, die Forſchung von Hoffmanns Schüler und Freund Jonckbloet (1885), der jenen Klaſſizismus als ein „Treibhausgewächs“ kennzeichnete. Ein letzter Schritt aber wurde getan, als 1911 der junge Gelehrte und Komponiſt Hermann Felix Wirth ſein Buch über den „Untergang des niederländiſchen Volkslieds“ erſcheinen ließ.* Es iſt viel mehr als eine literar- und muſikwiſſenſchaftliche Unterſuchung. Die Frage der niederländiſchen Volkskultur wird an der entſcheidendſten Stelle geprüft, ob ſie nämlich eine volks-

* Haag bei Martinus Nijhoff. Über „Hoffmann von Fallersleben als Vorkämpfer deutſcher Kultur in Belgien und Holland“ erſcheint ſoeben eine Schrift von E. Berneiſer (Leipzig, Krüger & Co.).

tümliche Kunſt und deren unentbehrliche Grundlage, eine einheitliche Weltanſchauung, hervorgebracht habe. Die Frage wird glatt verneint. Für die geſamte Dichtung und Muſik Hollands vom 16. bis zum 19. Jahrhundert wird das Urteil Hoffmanns von Fallersleben und Jonckbloets aufgenommen; wir verfolgen, wie die alte Volkskunſt nacheinander durch die nüchterne Geſchäftsethik des Calvinismus und die romaniſche Renaiſſancekultur des amſterdamer Patriziertums vernichtet worden iſt. Ein einziger Aufſchwung war zu verzeichnen: die Dichtung der Multatuli, Frederik van Eeden u. a. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die aber auch auf die Dauer verſagen mußte, da ſie zu international war.

Daraus folgen Wirths poſitive Forderungen. Soll Holland eine nationale Kultur erhalten, ſo muß es auf die Zeit ſeiner alten Volkskultur zurückgreifen — dies war aber zugleich die Zeit der Kulturgemeinſchaft mit Deutſchland. Schon Hoffmann hatte ausgeſprochen: „Je mehr das holländiſche Volkslied ſich vom deutſchen entfernte, deſto mehr hat es an poetiſchem Inhalt verloren". In der Gegenwart muß Holland die Fäden zu den politiſch abgetrennten, alten vlämiſchen Brüdern wieder anknüpfen, die, unmittelbar durch die walloniſch-franzöſiſche Kultur des belgiſchen Staates bedrängt, ſich auf ihr Germanentum beſonnen und Anſchluß an Deutſchland geſucht haben. Tatſächlich ſind die Kulturbeziehungen zwiſchen der „vlämiſchen Bewegung" und Deutſchland viel reger geweſen als die zwiſchen uns und Holland; es fanden abwechſelnd in belgiſchen und deutſchen Städten Geſangswettſtreite zwiſchen vlämiſchen und deutſchen Sängern ſtatt, und das Comité Flamand de France hat Jakob Grimm zu ſeinem Ehrenpräſidenten ernannt. Aber auch an Eigenwert iſt die vlämiſche Bewegung die natürliche Vorausſetzung der kommenden holländiſchen Erneuerung, mag man auch in den fünfziger Jahren die dargebotene Hand nicht feſtgehalten haben. „Nur durch eine ſüdniederländiſche Befruchtung", ſagt Wirth, „kann das nordniederländiſche Element wieder belebt werden. Was regten ſich ſchon für Kräfte in Flandern! Ich möchte Charles Henri de Coſter nennen, den unvergeßlichen Dichter des Tyl Ulenſpiegel, jenes Werkes, das wie ein gewaltiges Denkmal altniederländiſcher Volkskunſt durch die Gegenwart emporragt. Dann den jung verſtorbenen Albrecht Rodenbach, aus deſſen Gedichten ein volkstümlicher Ton und Rhythmus klingt, wie man ihn vergeblich in Holland ſuchen wird". Neben dem ſüdniederländiſchen aber muß das oſtniederländiſche, das rein „dietſche" Element zur Bekämpfung des Internationalismus zu Hilfe gerufen werden, und dies bedeutet abermals „die Annäherung an das große ſtammverwandte deutſche Volkselement". „Es iſt an der Zeit", ſo faßt Wirth ſein Programm zuſammen, „daß jene widerſinnigen romaniſierenden Tendenzen, deren politiſche Vorausſetzung ſchon längſt aufgehört hat zu exiſtieren, Platz machen vor einer natürlichen Entwicklung unſrer Kultur, die nur durch eine Annäherung an den Oſten gedeihen kann. Dazu iſt noch nicht einmal jene vorbehaltloſe Hingabe nötig, mit der die holländiſche Geiſtesariſtokratie ſich ſeit Jahrhunderten dem romaniſierenden Internationalismus hinwarf".

Wir brauchen nicht daran zu erinnern, daß Deutſchland, in deſſen Feldgottesdienſten das „niederländiſche Dankgebet" häufiger erklingt als irgend ein anderes Lied, die alte Kulturgemeinſchaft gern aufs neue aufnehmen wird. Hat doch der Holländer Wirth ſelbſt, der zuletzt an der Berliner Univerſität wirkte und heute im deutſchen Heere kämpft, auch für unſeren jetzigen Kampf wahre Perlen gleichmäßig aus dem Volksliederſchatz ſeiner und unſerer Heimat geſchöpft. Natürlich läßt ſich mit Volksliedern keine Politik machen; aber Volksliederpflege heißt Erneuerung des bedrohten

und verlorenen Volkstums, und in unſerm Fall die Wiederentdeckung einer Gemeinſchaft vielleicht zum beiderſeitigen Segen. Reinhard Buchwald

Dankbare Griechen Immer wieder hören wir jetzt die Klage: „Wozu ſind wir den Ausländern früher nachgelaufen? Mußten wir ſo unſere Eigenart vergeſſen? Wir haben uns bloß geſchadet. Gerade auch die hier ſtudiert haben, ſind uns feindlich geſinnt, kehren uns den Rücken. In unſerer Einkreiſung ſind wir verlaſſen, verachtet . . .“ Solche Klagen ſind nicht vereinzelt, in dem Chaos der Eindrücke verallgemeinert man. Daß z. B. zahlreiche frühere Studenten im Ausland unſerer Sache nicht bloß günſtig, ſondern als wahre Förderer und Freunde gegenüberſtehen, wird überhört. Mancher Profeſſor, dem man jetzt im Übereifer zu großes Entgegenkommen gegen das Ausland vorwirft, hat in der Tat Beweiſe in der Hand, daß ſeine Studenten aus dem Ausland geiſtige Verwandte geworden ſind, die das deutſche Volk in ſeinem gewaltigen Ringen mit wärmſter Sympathie begleiten und der von England beherrſchten Preſſe — und damit der öffentlichen Meinung — mit Nachdruck entgegenarbeiten. Profeſſor Rudolf Eucken in Jena, ſelbſt ein Vorkämpfer deutſcher Art, hat in letzter Zeit häufig genug erfahren, daß deutſche Kultur aufrichtig geſchätzt wird und die Behauptung von dem allgemeinen Haſſe aller Neutralen gegen uns eine jener Erſcheinungen iſt, die ins Gebiet der Kriegspſychoſe gehören. Ein Beiſpiel. Zwei Griechen, die in Jena ſtudiert haben und auf einer der Inſeln nahe dem Operationsgebiet der Dardanellen leben, ſandten unterm 20. Februar an Profeſſor Eucken folgenden warmherzigen und deutſchfreundlichen Brief. Benno von Hagen

. . . . (Griechenland), den 20. Februar 1915.

Sehr geehrter Herr Profeſſor,

Gleich nach dem Ausbruche des Krieges, bedrängt vom Geldmangel, da wir von Hauſe abgeſchnitten waren, und beunruhigt über die politiſche Lage der ganzen Welt, haben wir im September vorigen Jahres unſere geiſtige zweite Heimat, das liebe Deutſchland, verlaſſen.

Hier angekommen, haben wir immer, ſo zu ſagen, wie geiſtige Verbannte geiſtige Bürger Deutſchlands hinübergeſchaut, und mit dem regſten Intereſſe die Taten verfolgt, die die ganze Welt in Erſtaunen bringen, die Feinde erſchrecken und jeden Geſitteten zum Bewunderer und Verehrer deutſchen Weſens und deutſcher Einrichtungen machen. Mit der Kritik, die wir in Deutſchland geſchliffen haben, konnten wir glücklicherweiſe im Chaos der Nachrichten der leider zum großen Teil unter dem engliſchen Einfluß ſtehenden Preſſe dieſe richtige Vorſtellung von den Erfolgen der deutſchen Waffen haben.

Immerhin es war für uns eine Prüfung, fern zu bleiben, wo wir unſere beabſichtigten Studien noch nicht beendigt haben, zumal wir zu der feſten Anſicht gekommen ſind, daß nichts unſeren dortigen Aufenthalt hindern kann. Die Gründe, die uns nötigten, im vorigen September abzureiſen, ſind aufgehoben. Geld für zwei Jahre werden wir mitnehmen, und nahe iſt die Zeit, wo wir mit anſehen werden, Wilhelm den Großen durch das Brandenburger Thor in der Via Triumphalis ruhmreich zurückkehren, damit, was die Welt in Jahrtauſenden an Werten geſchaffen, in deutſchem Weſen und Tüchtigkeit reichen fruchtbaren Boden finde!

Mit der größten Dankbarkeit und Hochachtung N. N.

Eine Tatbücherei

Es iſt eine erfreuliche Tatſache dieſes Krieges, daß hoch über dem Niveau des literariſchen Alltagsgeſchmackes aus Schützengräben und Lazaretten eine ſtarke Nachfrage nach wirklich wertvollen Dichtungen, philoſophiſchen und religiöſen Erbauungsbüchern hervortrat. Es läßt ſich leider nicht ſagen, daß dieſem Bedürfnis von den Liebesgabenſpendern und vor allem von den deutſchen Verlegern und ihren Beratern in zielbewußter Weiſe Rechnung getragen worden iſt. Eine allgemein verbreitete oberflächliche Pſychologie legt ſich die Sache ſo zurecht, daß einem Soldaten „Kriegsbücher“ in die Hände zu geben ſeien, eben weil er Soldat ſei, die Bibel und religiöſe Traktätchen, weil die Todesgefahr ihm natürlich die Tröſtungen der Religion unentbehrlich mache, Unterhaltungsliteratur, damit er ſich die freien Stunden totſchlagen könne. Bei vielen mag dieſes Exempel ſtimmen, aber viele andere, deren Geiſteshunger ſtark iſt, bezeugen in Feldpoſtbriefen, daß ihnen Bibelverſe und frommer Bußton und die nationale Phraſe der Kriegsbücher nicht minder zuwider ſind als die Flachheiten der Unterhaltungslektüre.

Was unſeren Soldaten not tut, das iſt die Kräftigung und Entbindung ihres Lebensgefühls, das iſt die wirkſame Erkenntnis, daß ihr Schickſal, wie es fallen mag, einen tiefen, bleibenden Sinn hat, iſt das Bewußtſein, daß hinter dem Kriege, aus ihm herauswachſend, große Lebensaufgaben warten, zu deren Löſung beizutragen unbedingt jeder berufen iſt. Eine Sammlung zu ſchaffen, deren Programm bewußt auf eine Stärkung dieſes Lebensgefühls hinläuft, deren Beiträge den Willen zur ſinngetragenen Betätigung in den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft emporreißen wollen, — dieſe Kulturaufgabe, die der Krieg dem deutſchen Buchhandel ſtellte, hat einzig der Verlag Eugen Diederichs erfaßt und in den zehn Bändchen ſeiner „Tatbücher für Feldpoſt“ zu verwirklichen geſucht.

Aus der Erkenntnis, daß wir Deutſchen von heute nicht nur aus uns leben, ſondern die Vergangenheit unſres Volkes in unſrem Leben lebt, daß deutſches Weſen und Wirken in unſres Volkes Vergangenheit wiederholt reinen Ausdruck gefunden hat — aus dieſer Erkenntnis heraus iſt in mehreren Bändchen verſucht, deutſches Weſen und Wirken in Lebenszeugniſſen, Bekenntniſſen und Gedanken deutſcher Helden, Denker und Propheten zu berufen.

„Was heißt ein Deutſcher ſein?“, dieſe Grundfrage bewußt nationalen Schaffens beantwortet das Bändchen „Deutſches Volkstum“ in Bekenntniſſen von Männern, denen das Wohl und Wehe ihres Vaterlandes eine leidenſchaftliche Lebensfrage wurde: von Walther von der Vogelweide und Hutten über Fichte, Arndt, Jahn zu Treitſchke, Bismarck, Lagarde und dem Rembrandtdeutſchen. Die Auswahl iſt ſo getroffen, daß die Entwicklung des Nationalbewußtſeins vom erwachenden Selbſtgefühl zur kraftvollen Selbſterkenntnis, die in den Worten Bismarcks und Lagardes ihren glühendſten und kraftvollſten Ausdruck findet, deutlich hervortritt. Einer dieſer Künder deutſcher Art, Heinrich von Treitſchke, erhält in dem Bändchen „Deutſche Politik“ — nebenbei geſagt vielleicht das beſtausgewählte der Sammlung — noch einmal allein das Wort. Treitſchkes „Politik“, die dieſer Auswahl zugrunde liegt, iſt eines der wenigen wirklich bedeutenden politiſchen Werke unſeres Volkes und unter allen das einzige, in dem alle politiſch hiſtoriſchen Kräfte unſeres Volkes zur leidenſchaftlichen Ausſprache gekommen ſind, ein „wahrhafter Ausdruck des innerſten Geiſtes der deutſchen Politik wie des Krieges, in dem wir jetzt ſtehen“. Insbeſondere den „unpolitiſchen“ Menſchen, denen das Stimmviehgetreibe unſerer öffentlichen politiſchen Meinung (die nach Treitſchkes Worten meiſt nur der „Ausdruck wirtſchaftlicher und

ſozialer Intereſſen“ iſt) jede Luſt an der Politik genommen hat, vermag das Büchlein wie kein zweites den politiſchen Sinn wieder zu wecken. Eine wertvolle Ergänzung dieſer Treitſchke-Auswahl bietet die Sammlung in einer Auswahl griechiſcher Lebenszeugniſſe unter dem Titel „Mannhaftigkeit und Bürgerſinn“. Treitſchke weiſt energiſch darauf hin, daß bisher einzig das griechiſche Altertum die Bedeutung und Hoheit des Staates begriffen habe, und daß wir an die antike Staatsanſchauung anknüpfen müſſen, wenn wir echte Politik treiben, wenn wir wahrhaft „Bürger“ werden wollen. Denn der griechiſche Gedanke war die Macht, die einſt Europa ſchuf. Die Geſchichte dieſes griechiſchen Gedankens, ſeine erſten Regungen, ſein Anwachſen und Einſtrömen in alle Adern des Lebens liegt uns in klaſſiſchen Zeugniſſen aus der geſamten griechiſchen Literatur von Homer bis Ariſtoteles, dem Meiſter der politiſchen Theorie, hier vor. Die Auswahl, die auch für humaniſtiſch Gebildete ein Neues ſein dürfte, weiſt neben einer guten Einführung wertvolle knappe Vorworte zu den einzelnen Zeugniſſen auf, ſo daß auch dem Manne aus dem Volke die Lektüre des Büchleins keine Schwierigkeiten bieten wird.

Bei allem Mißtrauen, mit dem wir der ſogenannten Kriegsfrömmigkeit begegnen, können wir doch nicht überſehen, daß der Krieg die große Notfrage unſeres Volkes, die religiöſe Frage, auf weitere Kreiſe hat übergreifen laſſen. Ganz deutlich verbindet ſich ſogar in dem religiöſen Suchen dieſer Zeit die religiöſe Frage nach dem Einzelſchickſal mit der religiöſen Frage nach dem Volksſchickſal — ohne jedoch auf letztere eine andere Antwort als die ethiſche Zuverſicht auf den „Sieg der gerechten Sache“ zu finden und dem Einzelſchickſal im Kampf für eine gerechte Sache ſeinen Sinn zu geben. Einem tieferen religiöſen Suchen kann dieſe Löſung nicht genügen. Es ſind deshalb in dem Bändchen „Deutſcher Glaube“ Zeugen religiöſen Lebens aufgerufen, die in ihrer perſönlichen Religion zugleich die Grundzüge einer deutſchen Frömmigkeit erkennen laſſen, die im Volkstum wurzelnd auf eine religiöſe Auffaſſung des Volksſchickſals hindrängt: bei Luther und Fichte durchbrechend, verdichtet ſich der Glaube an die gottgewollte Miſſion des deutſchen Volkes bei Lagarde zu dem klaren Geſicht einer deutſchen Volksreligion der Zukunft. Perſönliche Religion und religiöſe Volksgemeinſchaft wachſen bei Lagarde organiſch aus einer deutſchen Seele. So führt uns dieſes Bekenntnisbuch von den erſten Regungen deutſchen religiöſen Lebens zu der klar erfaßten Aufgabe einer deutſchen Religion der Zukunft.

Suchten die bisher behandelten Bändchen mehr die einzelnen Geiſtesgebiete getrennt für ſich darzuſtellen, ſo ſtreben die Bändchen „Germaniſches Heldentum“ und „Der deutſche Menſch“ mehr auf die Darſtellung eines einheitlichen menſchlichen Lebensideals hin, wie es dort aus altgermaniſchen Lebenszeugniſſen hervorbricht, wie es hier von den bedeutendſten Repräſentanten unſerer klaſſiſchen Zeit aus dem Geiſte ihres Weſens heraus gelebt und gefordert wurde. Da muß ich nun bekennen, daß mir bei dieſen Zeugniſſen germaniſchen Heldentums nicht recht warm werden will. Es iſt mir gerade an dieſer ſonſt trefflichen Auswahl aus den altisländiſchen Sagas, aus der Edda und aus frühchriſtlichen Hiſtorikern ſo recht zum Bewußtſein gekommen, daß unſer heutiges Lebensideal doch ein ganz anderes geworden iſt, welche entſcheidende Bedeutung für die geiſtige Entwicklung unſeres Volkes, für die Entwicklung unſeres Empfindungslebens, das Chriſtentum, die frühmittelalterlich-gotiſche und die ſpätere klaſſiſche Kultur gehabt haben. Auch das heute neu zur Geltung kommende heroiſch-tragiſche Humanitätsideal hat doch nur rein äußerlich betrachtet Beziehungen zu dem altgermaniſchen Lebensideal: die wichtigen Begriffe „Heldentum“ und „tragiſche Welt-

anſchauung" haben bei allem Gleichklang der Worte doch dort und hier einen ganz verſchiedenen Gehalt. Das wird einem recht deutlich, wenn man die beiden Bändchen „Germaniſches Heldentum" und „Der deutſche Menſch" hintereinander lieſt. Das altgermaniſche Draufgängertum iſt trotz mancher edlen Züge doch weſentlich verſchieden von einer ſchöpferiſchen Tätigkeit unter der Herrſchaft der Idee der ſittlichen Freiheit, dieſem Lebensideal geiſtigen Heldentums, das der Herausgeber aus der Gedankenwelt unſerer Klaſſiker als nationales Prinzip herausdeſtilliert hat. Doch liegt dieſem hier gebotenen „klaſſiſchen" Lebensideal eine ganz einſeitige, ethiſch orientierte Auffaſſung der Religion zugrunde, die nun doch nicht für alle „Klaſſiker", namentlich nicht für den Fichte der „Anweiſung zum ſeligen Leben" und für Goethe ſtichhaltig iſt. Beruht der Wert des Einzelnen und des Volkes wirklich nur in einem fortwährenden Ringen um die „Idee des vollendeten Menſchentums", dann wollen wir mit der Religion, die doch ein Verhältnis des Menſchen oder der Gemeinſchaft zu „Gott" als tragender und begrenzender Wirklichkeit iſt, einpacken und, wie es Kant getan hat, unſer ethiſches Lebensideal auf den Thron ſetzen, aber auch dann, was Kant leider nicht getan hat, das Kind beim rechten Namen nennen. Soweit ich mich in der Geſchichte echter Religion umgeſehen habe, pflegt das elementare religiöſe Leben gerade unter der Verzweiflung oder dem Bruch mit der „unendlichen Forderung" hervorzubrechen. Doch davon abgeſehen iſt das Bändchen ein wertvoller Weg- und Zielweiſer zu einem echt idealiſtiſchen Leben, ohne das ein Volk als Volk und Staat dauernd nicht exiſtieren kann.

Schöpfen die bisher behandelten Bücher der Sammlung weſentlich aus dem Ewigkeitsbrunnen der Vergangenheit, ſo führen uns vier Bändchen lyriſcher Kriegsdichtung mitten in das Leben der Gegenwart hinein, in ihre Stimmungen und Gefühle, die hier Bild und Ausdruck geworden ſind. Die Herausgeber betonen ausdrücklich, daß nicht rein äſthetiſche Geſichtspunkte bei der Auswahl der Gedichte maßgebend geweſen ſind, ſondern die Echtheit der Empfindung und die Wahrhaftigkeit des Ausdrucks. Unter dieſen letzten Kriterien betrachtet, geben die Bändchen, namentlich die beiden erſten, „Der heilige Krieg" und „Der Kampf", einen erhebenden Eindruck von der Urſprünglichkeit und Tiefe des volklichen Erlebens, das namentlich in vielen Volksliedern, oft von Unbekannten gedichtet, ergreifenden, oft auch in der formalen Unbeholfenheit rührenden Ausdruck gefunden hat. Gerade viele unbekannte Dichter geben oft poetiſch Wertvolles, während gefeierte Namen ſich mit ihren Beiträgen recht kümmerlich daneben ausnehmen.

Mit zum Beſten gehören nach meinem Empfinden die Volkslieder Ludwig Thomas, die Gedichte des Arbeiters Petzold, Rud. A. Schröders und Ricarda Huchs; die Gedichte des Keſſelſchmiedes Heinrich Lerſch dagegen, von denen man ungebührlich viel Aufhebens gemacht hat, ſtoßen mich faſt durchgehend durch ihre Sentimentalität ab. Daß der Frauenlyrik im dritten Bändchen, „Die Heimat" betitelt, breiter Raum gegeben wurde, iſt erfreulich: gerade hier haben Lieben, Leiden, Heldenmut, Dulden und Verzichten meiſt echten Ausdruck gefunden. Zuſammenfaſſend läßt ſich ſagen, daß wir immer wieder mit neuer Erbauung zu dieſen vier Heften greifen, die uns das kraſſe Menſchliche-Allzumenſchliche, das ſich uns Zurückgebliebenen in der Heimat gar ſtark aufdrängt, vergeſſen laſſen vor dem Eindruck der Opferfähigkeit, des Willens und der Vaterlandsliebe der Deutſchen. Somit vermögen auch dieſe Gedichtbände zu wirken im Sinne der Aufgabe, die der Verlag der Sammlung zugrunde gelegt hat: aus einem vertieften Bewußtſein unſeres Volkstums heraus den

Willen zu ſtärken und den Geiſt zu wecken zu den Werken der Gegenwart und den Aufgaben der Zukunft. Ernſt Michel

Prometheiſche Frömmigkeit Im Sommer des vorigen Jahres wollte Ernſt Horneffer eine Auswahl ſeiner bei den Sonntagsfeiern der Münchener freireligiöſen Gemeinde gehaltenen Predigten in einem Buche erſcheinen laſſen, als der Krieg plötzlich ausbrach. Die älteren Leſer unſerer Zeitſchrift kennen einen größeren Teil dieſer Anſprachen, die in den erſten Jahrgängen hier veröffentlicht wurden, und ſie werden es verſtehen, daß der vom Krieg überraſchte und in ſeinen Entſchlüſſen zunächſt ſchwankende Verfaſſer ſich doch dafür entſchied, die Herausgabe des geplanten Buches nicht aufzuſchieben oder zu unterlaſſen.

Denn was iſt es, das Horneffer kündet? Immer wieder iſt es die Lebensſicherheit des von jenſeitigen Troſtgründen verlaſſenen und auf ſich ſelber geſtellten Menſchen, der ſeine Nöte und ſeinen Trotz, ſeine gärende Fülle mit ihren Gefahren und die Ausſchweifungen ſeiner Begierde und Angſt durch die maßvolle Grenze eines beherrſchenden Willens bändigt zur ſchaffenden Kraft. Eine Stimmung weht durch das Buch, die jener mit dem Kriege über uns gekommenen ſeeliſchen Qual und Ratloſigkeit entgegenſchwillt und wohl imſtande ſein mag, dieſer Qual und Ratloſigkeit ſeeliſche Stärkung zu geben und das zu tragen, was man moderne Kriegsfrömmigkeit nennt. Darum handelte Horneffer auch recht, wenn er den urſprünglich in Ausſicht genommenen Titel des Werkes beibehielt. Das Buch nennt ſich „Am Webſtuhl der Zeit“ (Verlag Alfred Kröner in Leipzig). Beſonders in den letzten Reden, die z. B. von „Vergänglichkeit“ ſprechen oder von „Tod und Leben“, tritt die überraſchende Innigkeit der Fühlung mit der inneren Haltung dieſer unſerer gegenwärtigen Zeit deutlich zutage. Jene Lebensſicherheit iſt kein Geſchenk, ſondern ſie muß erarbeitet werden durch Taten, die des Daſeins Friſt ſättigen und den Sinn des Menſchlichen hineinſtellen in die Unvergänglichkeit des Werdens und des Wechſels von Leben und Tod; ſie ſoll erobert werden und abgerungen der Gefährdung durch die drohende Leere des ſterbenden Seins. „So erzieht der Tod das Leben“: gerade wenn das Leben auf dem Spiel ſteht und deſſen inne wird, wie kurz und vergänglich es iſt, darf es ſich nicht vergeuden, ſondern es hat in ſich ſelbſt ſeinen Beruf und ſeine Rechtfertigung zu finden: durch den Beweis ſeiner Kraft. Der tiefſte Beweis dieſer Kraft des Lebens aber iſt der Opferwille, mit dem es ſich an eine Aufgabe ſetzt. Hornefferſ Gedanken wollen eine Erziehung zum Stolz und zum Heroismus auch im Geringen. „Jene ſchelte ich, die den Menſchen zu gering werten, als irrende Träumer. Niedergehalten haben ſie den Menſchen, weil ſie ihm die Zuverſicht und den Glauben an ſeine eigene Heldenkraft raubten. Man ſage dem Menſchen, er ſei ein Held, und er iſt ein Held! Das iſt die tiefſte Weisheit der Erziehung des Menſchen.“

Hat Guſtav Wyneken dieſe tiefſte Weisheit beſeſſen, als er im vorigen Hefte (Seite 87—92) Eugen Diederichs' kurzen Hinweis auf die urſprüngliche und unmittelbare, vermittlungsloſe Erfahrung des Göttlichen in unſerer „Kriegsfrömmigkeit“ zu zerfaſern verſuchte? Es muß zweifelhaft ſein. Denn man vergegenwärtige es ſich, wie er die religiöſe Einkehr in dieſem Kriege, die ſich nach Diederichs' Worten „geradenwegs bewußt zu Gott flüchtete, zu der letzten, größten und äußerſten Kraft“, mit vorſchneller Willkür in ein „primitives Gottvertrauen“ umdeutet, in eine „paſſive Einſtellung, die ſich ihrer Selbſtbeſtimmung begibt und ſich willenlos der Gottheit zu Füßen wirft“, in „Ergebung in Gottes Willen“ und „Vertrauen auf ihn als die

weltregierende Weisheit", in ein „kindliches Anſchmiegungsbedürfnis, das jetzt in den erſchreckten Seelen vorherrſche". Beileibe nicht an alte Damen, die aus Furcht in die Kirche laufen, konnte Diederichs gedacht haben, ſondern er ſprach von einem „direkten Verhältnis zu Gott", von „einem urſprünglichen religiöſen Gefühl". Aber dieſe Unmittelbarkeit und Urſprünglichkeit des religiöſen Gefühls, das „geſchichtliche Werdegänge leicht überſpringt", iſt es eben, woran ſich Wyneken ſeltſamerweiſe ſo nachdrücklich ſtößt. Denn mit einer erſtaunlichen Leichtfertigkeit der Interpretation erklärt er das „urſprüngliche Gefühl" als das „Gefühl des einfachen Mannes", und in dem Überſpringen geſchichtlicher Werdegänge erblickt er ein „Ignorieren von Errungenſchaften religiöſer Kultur".

Wynekens Ausführungen ſind ſehr gelehrt und intereſſant; jedoch in der Gelehrſamkeit ſeiner Argumente liegt zugleich deren Schwäche. Der Gelehrtheit, dem hochmütigen Dünkel des Intellekts, verſchließt ſich das Weſen des religiöſen Ereigniſſes. Zuletzt beruht der grundlegende Fehler bei Wyneken darin, daß er gegenüber dieſem Weſen von dem, was Religion und Religioſität innerlich iſt, doch nur kühl und fremd bleiben kann. Denn das Beſte und Echteſte in der Religion iſt überhaupt nicht „Kultur", ſondern Erlebnis.

In ſeinem Buche hat Horneffer einmal Religion als die „Kunſt zu fragen" beſtimmt. „Wo das Staunen wohnt, wo der Menſch vor ſich ſelber hintritt, ſich ſelbſt befragt, wer biſt du? was biſt du? wo der Menſch die letzte geheime Zwieſprache mit ſich ſelber hält, dies bedenkliche, aber zugleich auch erhabene Schickſal", das iſt Religion. „Wer ſtark iſt, der fragt auch ſtark, der ſtellt mutig das letzte Geheimnis vor ſich hin und fordert Rechenſchaft von dem Leben." Eben dieſes Selbe, das ſtarke Fragen war es, was Diederichs nur meinen konnte, als er von einem direkten Verhältnis zu Gott ſprach. Nicht „Flucht" im wörtlichen Verſtande beſagt der Ausdruck „ſich geradenwegs bewußt zu Gott flüchten", ſondern er bezeichnet die Unmittelbarkeit eines Sichplötzlich-Hingeſtelltſehens vor die nackte Frage nach dem letzten Sinn und dem Kraftzentrum eines aus der Gewohnheit in wilde Gewitter geſchleuderten Daſeins. Vor den innerlich Reicheren unter den Kriegern tat ſich das religiöſe Erlebnis in ſeiner vollen Tiefe auf. Jedes ſtarke Gefühl aber muß „urſprünglich" ſein können, ſonſt iſt es nicht ſtark. Wyneken ſollte es wiſſen, daß urſprünglich nicht ſo viel wie primitiv bedeutet, ſondern ſo viel wie elementar. Stärke (das heißt eine beſtimmte unableitbare Strebungskraft) und Urſprünglichkeit des Gefühls ſind dasſelbe. Allerdings werden bei einer ſolchen vertieften und unvermittelten Einſtellung des religiöſen Erlebens geiſtige Zwiſchenſtufen leicht ausgeſchaltet und gleichſam vergeſſen. Wenn indeſſen Wyneken glaubt, daß dies ein Rückſchritt und Mangel ſei und eine Gefahr kulturloſer Verwilderung, ſo rufen wir Nein und abermals Nein! Es iſt eine Gewähr der Echtheit und Selbſtändigkeit des Erlebniſſes. Es verbürgt die Eigenkraft der Wiedergeburt, die rein aus ſich einen neuen Mittelpunkt des Daſeinsempfindens ergreift. Unmittelbar lebensvoll und eigentümlich iſt ein ſolches Erlebnis, es gräbt ſich ſelbſt ſeine Wurzeln aus und hebt ſeeliſche Friſche und ſchaffende Kraft in die Höhe. Religiöſe „Kultur" und gelehrte Bewußtheit über geſchichtliche Syſteme können das niemals erſetzen.

Was aber iſt der Kern und die letzte Frage im religiöſen Erlebnis? Es bedeutet keineswegs die Frage nach einer ſyſtematiſchen Auslegung der Vorſtellungsmaſſe „die Welt", wie Wyneken anzunehmen ſcheint, ſondern dieſer Kern bedeutet eine gewaltſame Klärung der zunächſt rein perſönlichen Lebenstatſache. Um das Verhältnis des

Menſchen zum Sinn ſeines Lebens handelt es ſich. Denn die Lebenstatſache iſt in ihrem Grunde zwiefältig und in ſich geſpalten, ſie beruht auf dem Gefühl einer *Spannung*. Sie ſpannt ſich zwiſchen dem Gefühl einer wehrloſen Abhängigkeit von der Beſchränkung des Seins, einer Verflochtenheit in die übermächtige Verkettung der Dinge, und dem Gefühl einer unzerſtörbaren Einmaligkeit und Selbſttätigkeit des lebendigen Daſeinsempfindens. Der religiöſe Menſch wird deſſen inne und fragt ſich: wo liegt der Sinn und was iſt meine Aufgabe, dieſen Sinn zu erfüllen? Und er erringt ſich einen *Wert*, der die innere Vollendung des unvollendeten Lebens verſpricht. Darum bedeutet der religiöſe Zuſtand das tiefſte und höchſte Werterlebnis, wie ich früher hier einmal ausgeführt habe.* Durch das Erlebnis dieſes Wertes, der den Gegenſatz und das entdeckte Spannungsverhältnis des Lebensgefühls trägt und überwölbt, wird der Gegenſatz aufgehoben und die Spannung gelöſt. Er erſcheint als eine Macht, welche die peinvollen Disharmonien bewältigt, und wir nennen ihn das Göttliche oder Gott. In der Erfahrung des religiöſen Wertes kommt es alſo im Tiefſten nicht darauf an, daß die objektive Welt irgendwie beurteilt wird oder verwandelt, ſondern das Leben ſelber befreit ſich von ſeinem Widerſpruch und wird „erlöſt".

Indem nun das religiöſe Erlebnis den Gegenſatz aufhebt und auslöſcht, enthält es gleichzeitig die beiden gegenſätzlichen Kräfte in ſich. Es *vereinigt* ſie. Es iſt zugleich Selbſterfaſſung und Hingabe des Selbſt, Steigerung des Daſeinsempfindens und Abhängigkeit. Logiſch angeſehen, iſt eine ſolche Verſchmelzung unmöglich, und in dieſer logiſchen Unmöglichkeit liegt das Myſtiſche und Irrationale der Entſtehung des religiöſen Ereigniſſes. Jeder eigentümliche religiöſe Zuſtand in uns bedeutet auf einmal ein kühnes „Dennoch!" und demutsvolle Ergebung. Eines von beiden wird aber immer vorwiegen und das andere gleichſam rechtfertigen müſſen, denn ſonſt hätte der erlebte Wert keine beſtimmte *Richtung* und keine herrſchende und das Leben geſtaltende Kraft. Jeder Verſuch, dieſer Entſcheidung — die mit dem Vollzug der Wiedergeburt übereinkommt — aus dem Wege zu gehen, führt zu einer traumhaften, kranken und geſtaltloſen Myſtik; und ebenſowenig, wie es eine Religion der reinen „ſchlechthinigen Abhängigkeit", noch eine ſolche ſchrankenloſer „Selbſtbejahungen" gibt, gibt es eine, die beides in vollem Grade zu vollbringen vermag. So ſind im Grunde nur zwei Typen von Religioſität und Religion denkbar: ein aktiver und ein paſſiver Typus. Paſſive Religion bewirkt ein wohliges Gebettetſein in die Verkettung der Dinge, den Troſt der Geborgenheit und ein Vertrauen in den göttlichen Gang des Geſchehens; das Leben des Menſchen wird durch das Außer-uns, durch ein göttliches Walten erlöſt. Aktive Religion aber iſt Selbſtbehauptung gegenüber den Verfangenheiten des Daſeins und eine Bezwingung ihrer Gefahren, ſie bewirkt eine Ineinsbildung mit dem Handeln der göttlichen Kraft und den Mut prometheiſcher Frömmigkeit: das Geſchehen dieſes Lebens wird durch das Göttliche in uns erlöſt. Und eben das heißt es, wenn von Diederichs geſagt wurde: „Jeder von uns fühle ein Göttliches in ſeiner Bruſt." Das bedeutet nicht „verruchten Optimismus" und Glauben an einen weiſen und guten Weltenlenker, ſondern Lebensgewißheit. Jedoch wie Wyneken es fertig zu bringen vermochte, ſogar Kant und Fichte hiergegen anzuführen, bleibt mir immerdar unverſtändlich. Denn genau ſo verhielt es ſich bei dieſen Beiden. Sie nannten es nur nicht Gott, ſondern das Sittengeſetz oder Pflicht.

Unſere älteren Leſer werden ſich deſſen entſinnen, daß der Unterſchied zwiſchen aktiver und paſſiver Religioſität in den früheren Jahrgängen hier oft behandelt

* „Das religiöſe Entwicklungsproblem", Juliheft 1913, Seite 406 ff.

worden iſt und daß beſonders Auguſt Horneffer dieſen Unterſchied auf die Kennworte klaſſiſch und romantiſch hinführte. Wir haben nun freilich die Anſicht, daß die Religion des überlieferten Chriſtentums durchaus zu der paſſiven und „romantiſchen" Richtung gehört. Denn was anders fordert die zum Lebensideal aufgerichtete Geſtalt Jeſu Chriſti von der volkstümlichen Stimmung, als Entblößung vom Eigenen und kindliches Vertrauen zum liebenden Vater? Nur zu ſehr ſind wir mit Wyneken darin einer Meinung, daß eine ſolche „paſſive Einſtellung" dem Kriegertum unſerer Zeiten nicht zieme und vor ihm verſage. Aber daraus gerade, daß in den Bekundungen unſerer Kriegsreligioſität der Jeſus-Chriſtus-Gedanke, d. h. die Hinnahme und Empfängnis der Erlöſung durch eine überweltlich begründete Kraft außer uns ſelbſt, ſo oft überſehen bleibt, ziehen wir eben die Hoffnung, daß dieſe Kriegsreligioſität vielleicht dazu dienen mag, eine Umwandlung von der paſſiven zur aktiven Form und eine Hinkehr zur prometheiſchen Frömmigkeit mit vorzubereiten. Wenn Diederichs davon redete, daß „heute der Gott des Heldentums lebt", ſo iſt das, finde ich, deutlich genug. Es drückt eine Selbſtbehauptung aus, die ſich vergottet, indem ſie den letzten Sinn und die äußerſte Leiſtung des Lebens in das Opfer dieſes Leben für den in der Idee ewigen Wert ſeiner ſchaffenden Kräfte verſetzt: für die Entwicklungsmöglichkeiten der eigenen Art.

In der Anerkennung der „heroiſchen Geſinnung", von der auch Wyneken ſpricht, ſtimmt alles überein. Nur Wyneken *glaubt* nicht an ſie. Warum aber kann er nicht an ſie glauben, da ſie ſich durch Taten beweiſt?

Er vermag es nicht, weil er die chriſtliche Mythik vermißt, und wir glauben um ſo leichter daran, weil ſie fehlt. Wyneken verlangt nach einem religiöſen Gedanken, wonach „von dem Handeln der Menſchen das Weltenſchickſal, ja das Schickſal Gottes mitabhängt". Es iſt am Ende dasſelbe, wenn Ernſt Horneffer ſagt: „Gott iſt wie der Menſch und der Menſch iſt wie Gott. Und beide kämpfen und beide mühen ſich und ringen im Schaffen". Die zwei Gedanken treffen ſich in dem, was ich prometheiſche Frömmigkeit nannte. Die Frage bleibt ſchließlich, ob der tiefſte Sinn des chriſtlichen Mythos eine ſolche Frömmigkeit heraufbringen und ſich mit ihr vertragen kann oder nicht. Dieſe Frage aber gehört mehr in das Gebiet religionsphiloſophiſcher und hiſtoriſcher Probleme und trägt direkt zur Beurteilung und Bewertung der ſpontan entſtandenen Religioſität gegenwärtiger Zeit gar nichts bei. Karl Hoffmann

Gedanken zur Zeit

Läge nicht eine geheimnisvolle, allmächtige, eine *kosmiſche Notwendigkeit* des allgemeinen Ringens vor, wir müßten an Ekel vor der Menſchheit zugrunde gehen. Es wäre nicht denkbar, daß kultivierte Glieder unſerer Geſellſchaft kaltblütig die Vernichtung von Tauſenden anordnen könnten, ja daß nur einer der braven Familienväter, nur einer der gebildeten Jünglinge, der Knaben, die kaum ihre Schulbank verlaſſen, die Waffe gegen einen anderen Familienvater, einen anderen Jüngling erheben könnte. Aber der Begriff des Einzelnen, ſein Weſen und Wert, iſt aufgehoben. Das Ganze, dem wir alle zugehören, ſtellt ſein ethiſches Gebot an den Platz der individuellen Moral. Und dieſes Ganze iſt wiederum nur ein Teil eines Größeren, eines anderen Ganzen, das unerforſchlich und unbegreiflich bleibt.

Dunkel, aber beſtimmend beſeelt dies Gefühl die heutigen Kämpfer und ihr geſtriges Einzel-Ich iſt abgeſchüttelt wie ein läſtiges Gewand, das der Ringer von ſich wirft, um deſto freier in ſeiner Bewegung zu ſein. Sie haben alle ihren Schlachtengott, und

ob ſie das neue Teſtament mit ſich führen oder einen Roſenkranz, oder ein geweihtes Bild, ſie retten dadurch den letzten Schimmer der eigenen Perſönlichkeit in die neugeſtaltete Lage.

Auf einen Opferſtoß getragen, der ſie verzehren, aber auch zum Himmel heben ſoll, praſſeln die Güter, die bis zum Augenblick des Kriegsgebots verehrungswürdig waren.

Ein Wunder iſt gewiß ſchon jetzt erwirkt und leuchtet durch das Düſter, in dem wir tappen. Der unbequeme, unpaſſende Tod, der die menſchliche Würde nur ironiſch anzugreifen ſchien, iſt zu einer großen Majeſtät angewachſen. Das Übermaß des Leidens, das über die Menſchheit hereinbrach, vermag nicht, ſie endgültig zu demütigen. Größer, gefeſtigter ſteigt der Menſch daraus hervor mit dem trotzigen und doch frommen Bekennen: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht." A. v. Gl.

Schnüffelgeiſt. Gewiſſe deutſche Zeitungen haben einen neuen Sport erfunden, nämlich aufzuſtöbern, was je Ungünſtiges von einem deutſchen Schriftſteller über unſere Feinde geſagt iſt. Oder ſie verſehen jedes uns nicht lobende Wort eines feindlichen oder neutralen Schriftſtellers mit Randgloſſen und empfehlen dem p. p. Publikum, ihm für immer einen Fußtritt zu geben. So wieder anläßlich eines Buches, das Daily Telegraph König Albert zu Ehren herausgegeben hat und in dem ſich eine Reihe Schriftſteller von europäiſchem Ruf über ihn ausſprechen. Es entſpricht ſelbſtverſtändlich einzig und allein unſerer Würde, jedem Ausländer ſeine Stellung zu König Albert ohne bevormundende Bemerkungen zu überlaſſen, um ſo mehr als die deutſche Preſſe noch nie zwiſchen der verfehlten Politik des Königs — an der vielleicht mehr ſeine Miniſter als er ſelbſt ſchuld tragen — und ſeinem perſönlich menſchlichen Weſen unterſchieden hat. Es beſteht gar kein Zweifel für den, der mit König Albert perſönlich in Berührung kam, daß jener ſich durch innere Herzensbildung auszeichnet und durch wirkliche geiſtige Intereſſen — er beſchäftigt ſich z. B. ernſthaft mit ſozialpolitiſchen Studien und beherrſcht die einſchlägige Literatur — vielfach den Typus des deutſchen Kleinſtaatfürſten übertrifft. Dies ſei zur Ehre deutſcher Wahrhaftigkeit feſtgeſtellt. M. T.

Der Bund der Mitte. Wer iſt unſer Hauptfeind? Frankreich ſicherlich nicht; denn Frankreich allein iſt unſchädlich. England oder Rußland? Die politiſchen Schriftſteller nennen bald die eine, bald die andere Macht und ſuchen ihre Meinung mit militäriſchen, geographiſchen, wirtſchaftlichen Gründen zu beweiſen. Seien wir vorſichtig! Vergeſſen wir keinen Augenblick, daß Rußland und England uns heute gleichermaßen feind ſind. Vermeiden wir alles Gerede von künftiger Freundſchaft mit der einen oder der anderen Macht, ſondern warten wir nach dem Frieden ab, ob Rußland oder England durch die Tat den guten Willen zeigt, mit uns im Rate der Völker zu arbeiten. Wir müſſen auch noch ſpäter zuſammen mit Öſterreich-Ungarn, der Türkei und anderen ſich anſchließenden Staaten fähig ſein, als Bund der Mitte, den Rieſenreichen im Oſten und im Weſten zu trotzen. Konrad

Carl Spitteler iſt anläßlich ſeiner bekannten Rede in Zürich Undankbarkeit gegen Deutſchland vorgeworfen worden. Ludwig Thoma und andere haben darum aufgefordert, ihn zu boykottieren, und die Hamburger Buchhändler haben praktiſch damit angefangen. Keiner hat aber dabei von der Dankbarkeit des geiſtig Empfangenden gegenüber dem Schaffenden geſprochen. — Wenn Spitteler von dem

Erträge ſeiner Werke hätte leben wollen, wäre er verhungert. Der Durchſchnitt ſeiner geſamten Einnahmen aus den in Deutſchland verlegten Werken beträgt ſeit 1897, alſo für den Zeitraum von 17 Jahren, jährlich rund 1700 Mark. Das meiſtgekaufte Buch iſt der „Olympiſche Frühling“. Er erlebte innerhalb 12 Jahren den Abſatz von rund 8400 Exemplaren, alſo der durchſchnittliche Jahresabſatz beträgt 700 Exemplare. Zur Überſicht ſei der durchſchnittliche Jahresabſatz einiger anderer Werke genannt: Prometheus und Epimetheus (ſeit der Neuausgabe 1906) 430 Exemplare, Glockenlieder 400 Exemplare. Zum Vergleich ſei bemerkt, daß erfolgreiche Romane von Wilhelm Herzog, Hermann Heſſe, Rudolf Bartſch, Frenſſen und anderen es im erſten Jahre auf 30 bis 50 Tauſend Auflage und noch mehr bringen. Ehe man alſo Spitteler Undankbarkeit vorwirft, frage man: War Deutſchland der Spittelerſchen Kunſt gegenüber verſtändnisvoll empfangend? Maßgebende Berliner Blätter und Zeitſchriften haben den großen Schweizer Dichter überhaupt ihren Leſern bis heute noch gar nicht vorgeſtellt. An der Unkenntnis der Werke Spittelers liegt zum Teil die mangelnde Ruhe und Würde der deutſchen Preſſe gegenüber ſeinem einſeitigen, ſchweizeriſchen neutralen Standpunkt. E. D.

Von der inneren Umwandlung. Gleich nach dem Kriegsausbruch galt das Schlagwort: Weg mit ausländiſchen Theaterſtücken, ſpielt gute deutſche Dichter! Und endlich ſchien ſich das Volk auf Schiller, Kleiſt und Hebbel zu beſinnen. Wie weit ſind wir nach einem halben Jahre nun gekommen? Ein Intendant zweier großer Bühnen, die das geiſtige Leben einer Halb-Millionenſtadt beherrſchen, gab mir kürzlich Antwort auf dieſe Frage. „Das Publikum hat den ſogenannten Aufſchwung ſeines Geſchmackes längſt erledigt, es will jetzt nur leichteſte Operetten.“ — An der Wahrheit dieſer Behauptung iſt nicht zu zweifeln, doch man mache der Menge keinen Vorwurf, ſie wird immer Kotzebue Goethe vorziehen, denn ſie will amüſiert ſein. Man rede nicht von tieferem Deutſchtum nach dem Kriege, wenn nicht Künſtler heraufkommen, die die Menge durch ihre Kunſt zu innerer Erhebung emporreißen, weil ſie das jetzige Ringen in ſeiner ganzen Tiefe erlebten. Es iſt eine heilige Aufgabe, dieſen Schaffenden den Weg zur Wirkung bereiten zu helfen. Weniger Feindſchaft gegenüber dem Auslande wird dann vielleicht nötig ſein, aber deſto mehr gegenüber dem überaus geliebten Kitſch, der verlogenen und aufgepeitſchten Sexualität. E. D.

Literatur ins Feld. Szene aus einem Buchladen in einer preußiſchen Provinzhauptſtadt mit vielen Beamten. Ein Regierungsrat und Frau treten ein. „Wir möchten unſerem Sohn ins Lazarett ein paar Bücher ſchicken“. Frau Regierungsrat wünſcht einen Roman, hat aber keine Ahnung, was ſie kaufen ſoll. Zu allem Guten, was ihr vorgelegt wird, murmelt ſie: „Ja, wenn ich wüßte, was in den Büchern ſtände“. Sie iſt ganz hilflos, da fällt ihr Blick auf Ullſteinbände. „Ja, natürlich, einen Ullſteinband wollte ich nehmen“, ruft ſie aufatmend. Sie hat ja die Reklame ſo oft geleſen, ſie iſt erlöſt; ſie kauft blindlings und kauft — Ladenmädchenliteratur. Auch der Regierungsrat iſt hilflos. „Nehmen Sie doch ‚Rohrbach, der Deutſche Gedanke in der Welt‘“, ſagt der Verkäufer, „es wird Ihrem Sohne ſicher erwünſcht ſein, ſeine Gedanken vom Schützengraben in die Welt ſchweifen zu laſſen, damit er ſich klar wird, warum er kämpft“. Der Regierungsrat hat den Namen Rohrbach in Zeitungsartikeln geleſen, hat für „Zeitungsſchreiber“ die gebührende Nichtachtung und erklärt kurzer Hand: „Nein, dieſes Zeitungsgeſchmiere leſe ich nicht.“

„Aber“, ſagt der Verkäufer, „wiſſen Sie denn nicht, daß Rohrbach jahrelang Regierungskommiſſar in Deutſchſüdweſt war?“ Sofort ſchlägt die Meinung des Regierungsrates um, er intereſſiert ſich auf das lebhafteſte für das Buch und — kauft zufällig etwas Gutes.

Dieſe Epiſode iſt typiſch für die mangelnde geiſtige Orientierungsfähigkeit unſerer Gebildeten. Es ſind Inſtinktfähigkeiten in ihnen zu Grunde gegangen, die ihre Entwicklungsmöglichkeiten beſchränken. Ob wohl durch den Krieg, die Fähigkeit, urſprüngliche innere Werte zu erkennen, wieder wächſt? E. K.

Über das kirchliche Leben im Felde wird man ſich am beſten aus folgender Äußerung ein Urteil bilden.

In der erſten Zeit des Krieges gegen Frankreich ſchrieb mir ein Freund: „Wir ſind körperlich viel zu erſchöpft, um noch darüber nachzudenken, weshalb wir eigentlich hier draußen ſind; und erſt recht fehlt uns die Kraft, die Bedenken und Zweifel, die oft genug aufſteigen wollen, zu verarbeiten. Wir brauchen jemand, der vor uns hintritt und ſagt: So iſt es, vertraut mir, ihr ſeid auf rechtem Wege, ich zeige euch euren Stab und euren Schild. — Dieſen Dienſt leiſtet uns der Feldgeiſtliche“.

Was gebraucht wird, iſt alſo der ſtarke, helfende Menſch, der ſittliche, religiöſe, vaterländiſche Redner. Ich habe Feldgottesdienſte erlebt, die ſich auf andren Bahnen bewegten; ſie blieben ganz wirkungslos. Auch hierüber bringen wir gern weitere Beobachtungen. R. B.

Das deutſche Volk Was iſt das deutſche Volk? Sind es die paar Tauſende, welche als Nachkommen ehemaliger Feudalherren oder als deren Auskäufer und Hypothekengläubiger die Beſitztitel an großen Stücken deutſchen Bodens inne haben? Sind es die paar Hunderttauſende, welche als Erben des alten Wohlſtandes der Städte oder durch Glück und eigene Tatkraft und begünſtigt durch die bisherigen Wirtſchaftseinrichtungen zu mehr oder minder großem Reichtum gelangt ſind? Die richtige Antwort kann nur lauten: Weder die einen noch die anderen — ſondern mit beiden zuſammen auch noch von den fünfzig Millionen die neunundvierzig, die der weitaus größten Zahl nach in täglicher ſtrenger Arbeit ihr Daſein vollbringen mit meiſt ganz geringem perſönlichen Anteil an den Gütern einer erhöhten Kultur, und die, jeder einzelne von ihnen bedeutungslos wie der Tropfen im Meer, doch in ihrer Geſamtheit das große Reſervoir abgeben, aus welchem alle wirtſchaftliche und geiſtige Aktion des deutſchen Volkes nicht minder wie die Verteidigung ſeines Bodens in letzter Reihe ihre Kraft ſchöpft — die breiten Schichten der namenloſen Geſchlechter, zu welchen die oberen Stände, die Träger von Bildung und Wohlſtand, ſich verhalten nur wie Blüten und Früchte des Baumes zu Stamm und Wurzel, aus denen Blüte und Frucht ihre Nahrung ziehen. Und damit iſt geſagt, daß unter dem Geſichtspunkt des allgemeinen, alle Stände gleichmäßig umfaſſenden Volkswohl kein Staatsweſen eine wichtigere Aufgabe haben kann als die Sorge, Wurzel und Stamm ſeines Volkstums dauernd geſund und kräftig zu erhalten. Ernſt Abbe

Dieſem Hefte liegt ein Proſpekt der Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot in München bei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Karl Hoffmann, Berlin-Friedenau, Lefèvreſtraße 19.
Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena — Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Eine Monatsſchrift Herausgegeb. von Eugen Diederichs und Karl Hoffmann
7. Jahrgang Heft 3 Juni 1915

Paul Eberhardt
Die Richtung des religiöſen Bewußtſeins

Es erſcheint mir unrichtig geſehen, in dieſem Kriege das Auftauchen einer neuen Frömmigkeit zu erblicken. Der erhebende Zuſammendrang von Enthuſiasmus, der in ihm aufflammt, iſt von dem Standpunkt der Religion aus betrachtet ein Gebilde, das heute wurde, um doch morgen vergehen zu können. Die berückende Einigkeit unſeres Volkes, der hinreißende Wagemut des Opfers, dieſes ganze Zuſammengeriſſenſein zur Tat und zum Vollbringen ſchöpft ſeine Kraft aus der Not der Selbſtbehauptung, aus der Hoffnung auf Entfaltung, es nährt ſich an dem inniger werdenden Bewußtſein der Güter unſerer Kultur — mit Religion hat das alles wenig zu tun, es ſei denn, daß vieles, was uns von Gott ablenkte, aus dem Geſichtsfelde verſchwand, daß man in den Fluten um uns herum nach dem Strohhalm Gottes greift, daß man glaubt, Gott zu einem Nationalgott machen zu können. Das Ganze geſehen und nicht aus einzelnen aufzuckenden Flämmchen gleich auf die Sonne geſchloſſen: alles iſt hier *Aufgabe* und kann noch gar nicht irgendwie Erfolg ſein, der Natur der Lage nach und dem Weſen der Religion nach.

In das Herz des Einzelnen kann niemand blicken. Aber es iſt möglich und nach vielem wahrſcheinlich, daß die einzelne Seele tief und wahrhaftig ihren Gott findet und ihre „Rechnung" mit ihm macht. Denn aus dem Anſturm langer Reihen reißt ſie der Tod einzeln, einſam vor ſich. Aber daß eben jetzt noch es jeder mit ſich abmachen muß — frei-

lich, man muß es im Tode immer, weil man immer ganz allein iſt, wenn man ſtirbt —, aber daß wir in den Jahrzehnten vor dem Kriege noch nicht ſo weit waren mit unſerer „Organiſation" zu ſeeliſcher Gemeinſchaft, damit etwas näher, als es jetzt geſchehen kann, das tröſtende Bewußtſein dieſes Allſeelengefühls an das Sterbelager herantreten könnte, das iſt der Jammer. Es prüfe ſich jeder ſelbſt, wie es ihm in der letzten Stunde erginge. Allgemein läßt ſich darüber dies ſagen, daß es einen ſeeliſchen Kampf um das Lager geben wird, ſolange noch das Bewußtſein flackert, und zwar einen Kampf, der nur durch unſere Geſamtſchuld ſich erhebt, der den unendlich wichtigeren zwiſchen eigener Schuld und Sühne zum ewigen Schaden zurückdrängt. Die hundertundein Weltanſchauungen, die wir uns erleſen haben, ſtechen blitzſchnell noch einmal nach uns und wollen jede noch einmal, und ſei es aus unſerem Ächzen, eine zuſtimmende Antwort, und zwiſchen ihren geſchloſſenen Reihen ſucht immer wieder hier und da ein „Bekenntnis" ſich durchzudrängen mit der Stimme der Mutter im Abendlied, mit Orgeltönen aus Kirchen hier und Kirchen dort, mit eifernden Worten ihrer Hölle und ihres Himmels — bis Gottes Güte die Decke über das Antlitz zieht. Wie kann ein Krieg Religion erſchaffen, wenn ſie nicht ſchon da war? Ein Krieg hat einzig und allein ſein Ziel entweder im Sinne der Verteidigung oder der Eroberung. Die Religion iſt nur da, ohne den Gedanken daran, ob dies Vorhaben gelingt oder nicht gelingt. Sie ſteht über Sieg und Vernichtung hinaus dem Herzen nahe, ſonſt iſt ſie nicht Religion. Ein „Glaubenskrieg" kann einen religiöſen Anſchein haben, ſo wie der Irre ſeinen Wahnwitz in den Bau von Sätzen formt, ein „Kulturkrieg" hat in ſeiner Geſamtheit nichts mit Religion zu tun, nur ein Staatspriſtertum kann ihn dazu ſtempeln wollen. Eine Kultur kann Religion ſein, aber dann iſt immer nur ihre Waffe der Geiſt, nicht ſo, daß ſie den Zorn und die erzürnte Tat verſchmähte, aber ihr letzter Griff iſt immer ſeeliſch, der in die Seele. Von ihr geht ſie aus, zu ihr dringt ſie hin, was dazwiſchen liegt, iſt ein Nichts und ſei es noch ſo eindringlich. Es fällt mir nicht ein, die Steigerung auch unſeres ſeeliſchen Lebens irgendwie zu beſtreiten oder gar herabſetzen zu wollen, aber ſeeliſche Regungen ſind noch nicht die Seele ſelbſt. Wie unter elektriſchen Schlägen, ſo kann ſie jetzt unter dieſen Erregungen den Anſchein religiöſen Lebens erwecken, wo aber dieſes Leben wirklich vorhanden iſt, da muß es einen tieferen Grund haben als jetzt dieſe Zufälligkeit; nur von innen und aus ſich heraus kann es erblühen und muß rückwärts verfolgbar ſein in die Geſchichte des einzelnen und der

Geſamtheit: es muß ſich beſinnen können, um Beſonnenheit und Licht zu ſein und nicht ein augenblickliches Produkt aus Angſt und Begeiſterung. Was jetzt da iſt, hat beſten Falles zarte Wurzeln, aber keinen Boden. Wer den Blick hat, es zu ſehen, der, meine ich, müßte trotz alles Redens und beſten Tuns, trotz alles Lärmens es empfinden, was das Verhältnis der Religion zu dieſem Kriege anbetrifft, als ſeien wir zwiſchen Karfreitag und Oſtern: in der Nacht des Grabes. Die Religion, ihr Letztes und Tiefſtes ſchweigt: um auf lange zu ruhen oder von neuem zu erſtehen. Ein vager Reſt von Gottesbewußtſein iſt uns nach den letzten Jahrzehnten noch übrig geblieben, mit ihm wird gewuchert in dieſer Teuerungszeit der Seele. Die Seele wird ſich ihrer Leerheit bewußt — aber das iſt auch alles. Gar nichts hat dies zu tun mit der tiefen Demut der Religion.

Ich begründe dieſe Angriffe.

Drei Standpunkte ſind der Tatſächlichkeit des religiöſen Bewußtſeins gegenüber möglich. Was zwiſchen ihnen liegt, ſind Schattierungen. *Erſtens.* Man verneint ſie ſchlechthin, indem man ſie als Gefühlsrudiment primitiver Zeiten der Menſchheit betrachtet, die ausgemerzt werden müſſen, weil ſie dem rein menſchlich gedachten Fortſchritt im Wege ſtehen. Dieſe Verneinung der Religion kann auch ihren Grund haben in rein ſittlichen Erwägungen. Das Übel und das Böſe wird als zu groß empfunden, um ſich mit der Güte Gottes, welche die Religion fordern muß, in Einklang bringen zu laſſen. *Zweitens.* Die Religion wird als ein Kulturfaktor neben anderen gewertet, deren Geſamtheit das Syſtem der Kultur ausmacht. Sie wird als eine dauernde Anlage des Menſchen aufgefaßt. Hiernach iſt es Aufgabe, ſie zu pflegen, weiter zu bilden, zu veredeln, wie z. B. die Geſellſchaft und das Recht. *Drittens.* Die Religion wird als erſter Grund und letztes Ziel alles Menſchentums empfunden. Als tiefſte Gnade Gottes ſelbſt. So, daß ſie allein der Halt des Lebens iſt, auch wenn alles Übrige uns verlaſſen wollte. Dieſer Standpunkt muß der jeder Kirche ſein, wenn ſie ſich nicht ſelbſt aufgeben will. Es kann an dieſer Stelle nicht unſere Aufgabe ſein, dem allen im einzelnen nachzugehen. In welcher dieſer Lagen befanden wir uns nun hinſichtlich der Religion vor dem Ausbruch dieſes Krieges? In jeder der kurz ſkizzierten und in keiner. Die Wiſſenſchaft und die Ethik, vor allem die ſoziale, befanden ſich zu allermeiſt in der erſten. Jene im Verfolg der Entwicklungs- und Fortſchrittslehre; dieſe immer noch im Banne der Aufklärung, der durch philoſophiſche Syſteme verſtärkt wurde. Das praktiſche Leben pendelte in der zweiten.

Aus einem letzten Gefühl der Verantwortung heraus wurde mühſam, mit und ohne Hilfe der Geſetze und Einrichtungen des Staates und der Geſellſchaft, bei den Kindern und Maſſen die Pflege des Religiöſen betrieben. Man hielt ſich ſo ein glimmendes Feuer im Vorrat und hatte das Gewiſſen in einer leiſe erwärmten Ruhe. Von der Religion galt, was Schiller im „Lied von der Glocke" vom Feuer ſagt. Die Orthodoxie der Kirchen und Sekten hatten die dritte Stellung zur Religion inne. Aber ſie drangen damit nicht durch bis in das Allgemeinbewußtſein der Menſchen. Dieſes konnte ihnen einfach nicht folgen, wenn es nicht die ganze Geſchichte ſeiner bisherigen wirklichen Kultur verleugnen wollte. Die Orthodoxie verhärtete ſich dieſer Einſicht und wurde zur Starrheit: durch alle Bekenntniſſe hin. In der Fülle und Tiefe dieſer Konflikte hat der ſogenannte kirchliche Liberalismus und Modernismus — wieder aller Bekenntniſſe — niemals gewußt, was er genau wollte.

In dieſe Situation ſchlug die Flamme des Krieges. Und das ganze Gebäude brach zuſammen. Oder beſſer, es wurde verlaſſen, und wir liegen — im Felde. Und hier baut jeder Einzelne wieder, wenn es ihn von Herzen danach verlangt, ſich ſeinen Tempel Gottes mit Gottes Hilfe. Wie auf einem Felſeneiland lebt jeder, an das ihn die Woge wie nach einem Schiffbruch warf, es ſei denn, er hätte ſchon vorher ſeinen Frieden in einem beſonderen Bekenntnis gefunden. Wenn er aber ſich den Geſamtanblick aller früheren Kultur nicht rauben laſſen will, ſo kommt ihm doch aus der Kulturlage kurz vor dem Kriege nichts in religiöſer Hinſicht zu Hilfe. Und das gilt für das ganze Europa des jetzigen Krieges. Die Ausbreitung des Religiöſen, wenn es über den Einzelnen hinaus zu einer Gemeinſchaft werden ſoll und dauernd beſtehen will, nicht neben oder unter der Kultur, ſondern tief in ihr, bedarf langer friedlicher Zeiten und langer Arbeit. Man kann dem Kriege jedes Wunder zutrauen — dieſes nicht. Nicht aus Skepſis gegenüber der Stärke der menſchlichen Seele — die Seele für ſich hat himmliſche Kräfte — die Seelen miteinander brauchen Zeit. Denn wir leben, ſowie wir aus unſerem eigenen Heiligſten heraustreten wollen, ſofort innerhalb von Raum, Zeit und Kauſalität. Das iſt unſer Schickſal.

Aus dieſer Not, die da iſt und die, wenn wir ehrlich bleiben und uns nicht betäuben laſſen, noch größer werden wird, gibt es, wenn ich richtig ſehe, nur einen Weg: die Rückkehr zur Seele. Aber, wird man ſagen, damit befänden wir uns in einem Zirkel: wie kann Sorge und Not bei Sorge und Not ſich Hilfe holen? Und ſodann. Führt dieſer

Weg der Einkehr und Einſchau nicht zur Myſtik in der ſchlimmen Bedeutung dieſes Wortes? Wie kann in dieſem letzten engen Etwas die Breite und Fülle der Kultur vorhanden ſein? Und um deren Bewahrung ſei es uns ja ſelbſt zu tun geweſen? Und endlich, ſolle zu den vielen religiöſen Formen nun noch eine neue hinzukommen, das hieße ja die Verwirrung nur ſteigern. — Hier kommt uns nun wirklich der Krieg zu Hilfe. Was ſonſt vorher lange Arbeit in jeder Form, ſei es in Gedanken, Worten oder Taten, erfordert hätte und nach dem Kriege wieder erfordern wird, jetzt, in dieſer Zeit, kann es mit Hoffnung auf ſofortiges Verſtehen geſagt werden. Der Krieg gibt die Antwort nicht, aber er läßt uns antworten. Dieſe Antwort heißt: Du mußt zur Seele zurück, denn alles andere iſt im Wanken, kann ins Wanken kommen oder iſt ſchon dahin. Der ſtolze Baum unſerer Ziviliſation und Kultur ſtürzte nieder über das Land unſeres Erdteils vom Blitze des Krieges tödlich getroffen: wir müſſen die Hände vor das Geſicht ſchlagen und uns abwenden und verzweifeln, oder uns tief niederbücken und nach einem Samenkorn ſuchen für kommende Ernte. Es iſt da: die Seele! — Ja, wir müſſen noch einmal von vorn anfangen, ganz von vorn. Für nichts können wir Gott dankbarer ſein, als für dieſes Muß.

Daß alle Religion ſich darin einig iſt, daß es aufs Herz ankomme, darüber herrſcht wohl kein Streit. Der Befund jeder in der Geſchichte ſichtbar gewordenen Religionsform zeigt dies, und auch für die vorgeſchichtliche Zeit iſt jetzt durch das bahnbrechende Werk von L. v. Schröder, deſſen erſter Band kurz vor dem Kriege erſchien, dieſer Beweis erbracht worden*. Das Herz, die Seele, das Gemüt, wie immer man dieſes letzte Innewerden benennen mag, war immer Anfang und Ende aller Religion. Dem gegenüber ging das Streben beſonders der letzten Jahrzehnte unſerer Kultur dahin, dieſe „unbekannte" Größe aus der Rechnung unſeres Lebens zu eliminieren. Es hat immer ſolche Zeiten gegeben, aber keine, die hierin ſyſtematiſcher vorging. Es bildet dieſe Erſcheinung das bezeichnendſte Merkmal der europäiſchen Kultur vor dem Kriege. Überall. Alle Formen und Organiſationen ſozialer Fürſorge waren neben ihrer Inſtitution ebenſoviele Verſuche, unſer eigenes Herz zu ſchonen und zu entlaſten. Faſt alle unterrichtlichen und bildenden Einrichtungen, bis auf wenige angefeindete Ausnahmen, gingen darauf aus, uns für die „Anforderungen" des Lebens geſchickt zu machen; aber bewußt oder unbewußt verſtand man unter „Leben" einen Prozeß, der in der Zeit abläuft, einen Kampf um materielles und geiſtiges Da-

* L. v. Schröder, Ariſche Religion, I. Band, 1914. — H. Haeſſel Verlag, Leipzig.

ſein in einer gegebenen Spanne und nicht nachdrücklich und entſchieden das Einbeziehen und Hineinwirken alles außerhalb der Seele Sichtbaren in dieſe Seele. Das Ewige war für ſeine Verwirklichung auf den Raum kommender endloſer Zeiten des „Fortſchrittes" verteilt: dieſe Seele an dieſem Tag ging leer aus. Der Trieb des Herzens wurde ganz in die Schranken des Einzelnen zurückgewieſen als ſeine Privatangelegenheit, weil es als unberechenbar und darum innerhalb einer zu errichtenden Ordnung als ſtörend empfunden wurde. Seine Betonung erſchien als Myſtik und Schwärmerei gegenüber dem klarbewußten Wollen des Verſtandes, der ſich zum Vormund dieſes Kindes aufwarf. Es konnte ja ſeiner Natur nach nur lallen und nicht reden, geſchweige denn „verantwortungsvoll" handeln: das war der Grundſatz, von dem man ihm gegenüber ausging. Es hatte, ſo meinte man, ſelbſt keinen Inhalt, der müſſe ihm erſt durch das Hineinbringen von Vorſtellungen gegeben werden. Entrüſtet hätte man jemand zurückgewieſen, der ſolche „Kultur"beſtrebungen als herzlos empfunden hätte. Man ging ja überall darauf aus, alles für den dereinſtigen Einzug des Herzens vorzubereiten. Jahrzehnt um Jahrzehnt ging darüber hin. Aber die Studien waren immer noch nicht abgeſchloſſen, alles war noch nicht ſpruchreif und betriebsfertig in allen Diſziplinen. Die pſychologiſchen Experimente waren noch nicht abgeſchloſſen, die Natur wurde immer ſchwieriger, die Geſchichte hatte noch nicht ihr letztes Wort geſprochen, das Studium der Größten unſeres Geſchlechtes, die man nicht gut umgehen konnte, brachte ungeahnte Rätſel. Das Herz mußte warten und warten. Wie ein Totentanz ſieht ſich das alles jetzt an. Und um an dem Bilde dieſes Wahnwitzes auch nicht das Grauenhafte zu vergeſſen: er wurde fett.

Ich wiederhole: das war der Kernpunkt von alledem, daß man nicht wußte, was man an der Seele hatte. Daß man dieſe letzte und ſicherſte Hilfe beiſeite ſchob, daß man künſtlich und töricht einen Widerſpruch konſtatierte, zwiſchen Wiſſen und Glauben, Denken und Fühlen. Die Zerriſſenheit unſeres Lebens trotz aller Fortſchritte, ſie erklärt ſich letzten Endes aus der Unkenntnis der Natur und der Macht unſerer Seele. Es wurde vergeſſen, daß die Religion auch auf dem Gebiet der Erkenntnis ein Weſentliches zu ſagen hat, aus Scheu vor „Myſtik" ſah man nicht dieſe Klarheit. Und dieſe liegt darin, daß über die einzelnen Funktionen des Denkens, Fühlens und Wollens hinaus jede Seele und die Natur der Seele überhaupt eine letzte Geſchloſſenheit in ſich haben, mit der ſie über Zeit, Raum und Kauſalität hinaus im Ewigen ver-

ankert ſind. Die Frage kommender Kultur iſt zunächſt eine Frage der Pſychologie. Dieſer Tatbeſtand einer letzten, überirdiſchen Natur der Seele iſt der letzte Grund unſerer Daſeinsmöglichkeit und der Bewegungsmöglichkeit innerhalb dieſes Daſeins. Hier ruht der Kern aller Perſönlichkeit, die Verhinderung des Auseinanderflackerns in Wahnſinn, die letzte Richtung unſeres Gefühls. Alles Denken, Fühlen und Wollen ſind, iſoliert genommen, haltloſe Prozeſſe, in der Luft ſchwebend, wenn ſie ſich nicht dieſes Ausganges aus einem Kern bewußt werden. Gerüſt auf Gerüſt um einen Bau, der nie gebaut werden kann. Man kann niemals den Weg von Außen nach Innen wieder finden, wenn man ihn nicht zuerſt von Innen nach Außen gegangen iſt. Was man erreichen kann ohne dieſe letzte Erkenntnis, iſt die Bevölkerung der Welt mit Syſtemen und Gebilden, in die keine Tür führt, die uns aber Licht, Luft und Raum benehmen — uns ſchließlich erdrücken. Wo nicht die Seele den letzten Halt gibt, damit kann die Seele auch niemals etwas anfangen. Wir gehen alle an ſeeliſcher Auszehrung zugrunde, wenn dies nicht anders wird. Und dies Anderswerden iſt nicht nur mit einem herzhaften Entſchluß vollbracht, ſondern bedarf ganz neuer großer Arbeit. Der Vorwurf, das Seeliſche ſei nur ein leerer Begriff, hat ja einzig und allein nur dadurch ſeine Berechtigung, daß wir es immer dazu geſtempelt haben. Ohne Seele ſchufen wir unſere „Kultur", und weil ſie nun ohne Seele iſt, ſagen wir, es ſei keine Seele. Nichts als eine große Vergewaltigung iſt in dieſer Hinſicht im allgemeinen die bisherige Betrachtung der Geſchichte. Man kann unſerer Auffaſſung des Seeliſchen vorwerfen, ſie wolle in ihrem Streben, ſich ſelber wieder zu finden, die geſchichtliche Entwicklung negieren. Sie denkt gar nicht daran, ſie will im Gegenteil den letzten Wert alles hiſtoriſchen Geſchehens in jedem ſeiner einzelnen Stadien erfaſſen. Freilich, ſie zerſprengt dabei die Hülle, die man bisher als Geſchichte bezeichnete, dafür aber macht ſie Gebiete in ihr ſichtbar, die bisher wie brach da lagen und nur in Spezialforſchungen neben den ſich vordrängenden Leitfäden und Lehrbüchern ein unbeachtetes Daſein führten. Die Geſchichte als Geſchehen wird überſprungen, dafür erhebt ſich das Geſchehen des Seins. Ein weiterer Vorwurf wäre, wir könnten über einer Art Inſichverſunkenheit uns der Natur entfremden und auf den dunklen Standpunkt zurückfallen, wo all dies blühende, wirkende Leben um uns nur als leere Schale oder gar Sünde empfunden würde. Wie würden wir auch hier ſo gar nicht verſtanden! Wir ſetzen ja nur dort ein, wohin man jetzt ſchließlich doch kommen muß, zu der

Annahme von mehr als nur ſeelenlos wirkenden Atomen, nur daß wir dieſe Erkenntnis nicht als eine Art Anhängſel empfinden, ſondern als ein erſtes Zentrum, aus dem der Atem des Lebens ſtrömt, der die Formen des Lebens mit glühendem, pulſendem Hauche erfüllt. Es iſt hier nicht der Ort, das alles durchzugehen.

Eine zweite Wahrheit iſt herauszuſtellen.

Bisher hatten wir nur gleichſam die Seele in ihrem Fürſichſein vor Augen, aber nun ſind auch die Seelen in ihrer Gemeinſchaft zu betrachten. Liegt in jener Erkenntnis das Sein der Religion, ſo hier ihr Wirken. Das immer wieder neue und immer wieder vergeſſene Wunder wird ſichtbar, daß wir einander im Letzten *verſtehen* können. Die Baſis alles Menſchheitsdaſeins auf Erden. Eine Tatſache, die nur aus dem Anerkenntnis einer Gnade verſtändlich wird, denn nichts konnten wir von uns aus dazu tun, daß wir uns im Letzten, auf Ewigkeit hin, verſtehen. *Wir* haben bisher nur allzuviel getan, um dieſes Verſtändnis zu erſchweren. Gott ſuchen, heißt die Seele des Nächſten ſuchen ohne Umwege durch Inſtitutionen und Mittler hin. Wahrlich, nicht umſonſt hat Chriſtus das Gebot der Nächſtenliebe und der Gottesliebe gleichwertig nebeneinander geſtellt. Indem ich das Letzte der Seele des anderen als die eines Bruders empfinde und danach ihm gegenüber handle, ergreife ich Gottes Wirken wie mit Händen, denn die Möglichkeit dieſer ſeeliſchen Gemeinſchaft und ihr ewiges Glück konnte nur Gott uns geben. Dieſen erſten „natürlichen" Schritt aller Religion ſich durch Mittler irgendwelcher Art, und ſeien es die Größten der Menſchheit, verſperren, indem man dieſe Mittler zu Göttern macht, heißt das blutende Herz dieſer Gewaltigen auf eine Stange ſtecken, ſie noch einmal kreuzigen. Das heißt die Herzen nach Golgatha tragen, an der Straße eilends vorüber, wo ſich flehende Hände Armer und Elender uns entgegenſtrecken; als ob nur der Heiland ſolcher Gaben bedürfte. Das iſt hoffentlich der Sinn der Miſſionen *geweſen*, mit Lehren und Dogmen bekannt zu machen, anſtatt durch gute Taten rein an ſich in Nähe und Ferne einen Beweis der Seele und Gottes über alle „Vernunft" hinaus zu führen. Unſere Organiſationen zur Gemeinſamkeit ſind ſicher von Wert. Aber bisher iſt es nur der Wert zweckmäßiger Maſchinen. Die „Organiſation" des Lebens ſelbſt als einer Kultur des Lebens fehlt uns noch allerwegen, wenn nämlich unter Leben das verſtanden wird, was aus einem letzten Kern heraus erblüht und wächſt und blüht, um wieder ſolchen Kern zu tragen. Wohl ſind Gärtner da, von graueſten Zeiten her bis heute hin, aber ſie warten

ihres Gartens, den nur unſere Geſamtheit ihnen geben kann, in einem neuen Leben, zu dem wir uns bekennen müſſen. Dieſer Tag wird gekommen ſein, wenn das „Myſtiſche“ und Geheimnisvolle des Lebens nicht durch den Verſtand, ſondern durch die Seele als lichteſte Klarheit „erkannt“ werden wird, daß man es dann aus einem Dunkel des Verſtandes heraus nicht mehr als ein Unbeachtliches beiſeite ſchiebt, ſondern als Wurzel alles Seins erfaßt. Und ganz im Gegenteil, anſtatt ſich von uns aus immer mehr zu entfernen, wird dann erſt Natur uns ganz am Herzen ſein. Es iſt auch ſolch ein Wahn, daß „Myſtik“ die Natur nicht begreifen könne. Freilich, für Franz von Aſſiſi ſang nicht der Vogel dieſer Gattung, dieſer Spezies, ſondern die Lerche Umbriens.

J. P. von Ardeſchah
Die polniſche Frage im Weltkriege

Die polniſche Frage gehört heute — ich beziehe mich hier abſichtlich auf eine neutrale Stimme —, wie Alfred Jenſen in einem Aufſatz im „Stockholms Dagblad“ in bezug auf die dereinſtigen Friedensverhandlungen betonte, zu den ſchwierigſten des künftigen Europas. Bringt man ſie ausſchließlich in Beziehung zu den Intereſſen der Zentralmächte, dann vereinfacht ſie ſich jedoch beträchtlich. Allerdings iſt dabei zweierlei vorauszuſetzen: die polniſche Frage iſt einerſeits eine der wichtigſten oſteuropäiſchen Fragen mit einer Rußland zugekehrten Spitze, und anderſeits ſind die Äußerungen des Oberſten Polniſchen Nationalkomitees, deſſen Sitz zur Zeit Wien iſt, als die vollgültigen Äußerungen des polniſchen Volkswillens zu betrachten. Wie ſich das politiſche Gebilde geſtalten läßt, das der Sehnſucht der polniſchen Nationalſeele im Intereſſe der Zentralmächte den ſichtbaren und lebensfähigen Körper gibt, dieſes heute ſchon entſcheiden zu wollen, wäre eine müßige Frage. Es mag wertvoll und ſogar notwendig ſein, die Hoffnungen und Wünſche der Polen, ſoweit ſie bis heute laut geworden ſind, kennen zu lernen, denn ſie gewähren Einblicke in die Möglichkeiten der künftigen Entwicklung der Dinge im öſtlichen Europa aus der Tiefe heraus, doch iſt zunächſt, was wir ja alle wiſſen, alles davon abhängig, bis zu welchem Grade die Armeen Deutſchlands und Öſterreichs die ruſſiſche Macht werden zerſchmettern können. Die günſtige Löſung der polniſchen Frage hängt durchaus von

der Größe des Sieges der Zentralmächte über Rußland ab. Ein nicht völlig bezwungenes Rußland, dem man einen Frieden nicht diktieren kann, wie ihn die vitalſten Intereſſen der Zentralmächte erfordern, reduziert die polniſche Frage zu einem unterirdiſchen Daſein, — wenngleich ſelbſt dann die jetzige Anerkennung derſelben von Seiten Deutſchland-Öſterreichs ein wichtiger Kriſtalliſierungskeim für eine notgedrungene langſamere Löſung des oſteuropäiſch-ſlaviſchen Problems wäre — ein ſiegreiches Rußland wäre, trotz aller unmaßgeblichen Verſprechungen des Dreiverbandes an des Zaren „liebe Polen", wie man ja ſchon jetzt zur Genüge aus dem Verhalten der ruſſiſchen Verwaltung in Galizien erſehen kann und bald noch beſſer aus den Verhältniſſen in dem von den Ruſſen noch beſetzten Teil des „treugebliebenen" Polen erſehen wird, das alte Rußland, und da es ein zariſtiſches Rußland bleiben würde, könnte man von ihm nichts anderes erwarten, als die Fortſetzung der rückſichtsloſen Aſſimilierungspolitik, die es unter dem Deckmantel ſeines panſlaviſtiſchen Schwindels an allen ſlaviſchen Völkern, deren es habhaft werden konnte, bisher betrieben hat. Allein die Zuſammenſtellung dieſer Möglichkeiten zeigt die große politiſche und kulturelle Miſſion Deutſchlands und Öſterreichs für den Oſten Europas, denn im gewiſſen Sinne befinden ſich mehr oder minder die meiſten weſtſlaviſchen Völker Europas in einer ähnlichen Lage Rußland gegenüber wie die Polen. Die polniſche Frage ſetzt ſich ſomit nicht allein aus polniſchen Nationalintereſſen zuſammen, ihre Bedeutung ergibt ſich im gleichen Maße aus dem Verhältnis der Zweibundmächte zum ganzen Oſten Europas. Dieſes Verhältnis wird durch die Stellung zu Rußland entſcheidend beeinflußt.

Der durch Jahrzehnte hindurch politiſch maßgebende Glaube, Rußland ſei der traditionelle Freund preußiſcher und deutſcher Politik und ein zuverläſſiger Bundesgenoſſe im Sinne Bismarcks, iſt heute in Deutſchland entſchieden erſchüttert, und man ſieht immer deutlicher die Notwendigkeit ein, der ruſſiſchen Gefahr und ihren Zukunftsmöglichkeiten ſcharf ins Auge zu ſehen. Die Stimmen, die das zum Ausdruck bringen, haben ſich beſonders in der letzten Zeit merklich gemehrt. Die Frage läßt ſich letzten Endes auf ein Entweder-Oder bringen, wie das beſonders eindringlich Carl Jentſch in ſeinem Aufſatz in den „Grenzboten": „Der Feind im Oſten", getan hat: „Entweder", lautet ſeine Formel, „es gelingt den ruſſiſchen Staatsmännern, die verrottete Verwaltung zu reformieren und die Volksbildung auf die europäiſche Stufe zu heben, — dann erdrückt uns der Koloß —, oder Land und Volk

bleiben bei aller äußerlichen Machtentfaltung in ihrem elenden Zuſtande; dann iſt es Sünde und Schande, wenn wir Nachbarn gelaſſen und untätig zuſehen, wie der beſte Weizenboden Europas verſumpft, verſandet, primitiv bewirtſchaftet wird und wie die großen Wälder verwüſtet werden. Europa bedarf dieſer jetzt ſo ſchlecht verwalteten Naturſchätze, und wir Deutſchen bedürfen ihrer am dringendſten." Dieſes Entweder-Oder empfängt durch die Berechnungen Paul Rohrbachs eine ſehr wichtige zahlenmäßige Vertiefung: „Wieviele von uns", ſchreibt Rohrbach, „erinnern ſich daran, daß Rußland 1870/71 nur eine Kleinigkeit Einwohner mehr beſaß als Deutſchland heute, wenigſtens ſoweit die europäiſchen Beſitzungen in Frage kamen? Die aſiatiſchen zählten damals noch kaum mit. Anderthalb Menſchenalter haben aber hingereicht, um aus einigen 70 Millionen 170 Millionen zu machen. Es iſt wahr: einiges an Eroberungen iſt mit dabei, aber bei weitem das meiſte von dem Zuwachs entfällt auf die natürliche ruſſiſche Vermehrung. Was macht denn heute den Kampf mit Rußland trotz der qualitativen Überlegenheit unſeres Heeres über das ruſſiſche ſo ſchwierig? Doch nur die gewaltige ruſſiſche Zahl. Das ruſſiſche Volk wächſt jährlich um 1 ½ Millionen Menſchen. Vor fünfzig Jahren wuchs es im Jahre vielleicht um eine halbe Million. Nach fünfzehn Jahren wird es um zwei Millionen und nach fünfundzwanzig Jahren wird es um drei Millionen alljährlich wachſen. Wenn abermals ſo viel Zeit vergangen ſein wird, wie vom deutſch-franzöſiſchen Kriege 1870/71 bis heute, ſo wird Rußland 250, vielleicht 300 Millionen Einwohner haben." Behält man dieſe beiden Geſichtspunkte ſcharf im Auge, dann kann es kaum noch einen Zweifel geben, daß der ruſſiſche Feind aufs äußerſte zu bekämpfen ſei und jeder Kompromiß ſich aufs furchtbarſte an der Zukunft Deutſchlands und Öſterreichs rächen würde, nachdem zunächſt ein überwiegender Teil der Polen und faſt die ganze erwachende Ukraine der rückſichtsloſeſten mit Volldampf betriebenen Ruſſifikation zum Opfer gefallen wären.

Die Frage, wie dem Koloß Rußland auch dauernd beizukommen wäre, iſt zweifellos die dringendſte und wohl auch die ſchwierigſte unter den zahlreichen ſchwierigen europäiſchen Fragen, die jetzt akut geworden ſind. Selbſt die endgültige Auseinanderſetzung mit England ſcheint nicht ſo dringend und vor allem bietet ſie lange nicht dieſelben Ausſichten auf ſofortige große Erfolge. Denn worum es ſich hier handeln müßte, iſt letzten Endes die Ausſchaltung Rußlands aus der Reihe der europäiſchen Großmächte und ein damit verbundener gewaltiger Zu-

wachs der Einflußſphäre des Zweibundes nach Oſten zu. George Cleinow, der Herausgeber der „Grenzboten", einer der beſten jetzigen Kenner Weſtrußlands in Deutſchland, deſſen dreibändiges Werk „Die Zukunft Polens" die weitgehendſte Beachtung verdient, hat die Richtlinien der dauernden Eindämmung der ruſſiſchen Gefahr in einem großzügigen politiſchen Programm (in ſeinem Aufſatz: „Das ruſſiſche Problem" vom 10. Dezember 1914, der in bezug auf die Polen, leider, allerhand unbegreifliche Schärfen enthält) dargelegt, wonach das erſtrebenswerte Endziel der Zerfall Rußlands in ſeine drei europäiſchen Wirtſchaftsgebiete: Großrußland mit Moskau, die Ukraine und das Schwarzemeergebiet und ſchließlich Polen, Litauen, die Oſtſeeprovinzen mit Finnland wäre. So rieſenhaft auch dieſe Aufgabe anmutet, wird ſie durch die nationalen und volkswirtſchaftlichen Gegenſätze dieſer großen Gebiete, von denen jedes für ſich ein anſehnliches Reich bilden könnte, erleichtert; nun iſt aber das Befremdende dabei, daß derſelbe Verfaſſer, der in ſeinem Polenbuch ſich der größten Unbefangenheit befleißigt, jetzt eine Stellung gegen die Polen einnimmt, die dem früheren Standpunkt geradezu entgegengeſetzt zu ſein ſcheint. Ich ſehe mich genötigt, zur klareren Darlegung der heute maßgebenden Elemente der Polenfrage, dieſe perſönliche Wandlung zu betonen, denn ſie iſt eine typiſche Erſcheinung in einem Teil des deutſchen politiſchen Schrifttums. So ſchreibt Cleinow in dem Aufſatz über das ruſſiſche Problem auf Seite 290 der „Grenzboten": „In Wirklichkeit verhalten ſich alle dieſe Völker durchaus abwartend, oder ſie ſchließen ſich, wie die meiſten Polen, offen der ruſſiſchen Macht an . . ." und weiter . . . „Nach den bisher als zuverläſſig geltenden Nachrichten hat Sir Edward Grey den Polen die Schaffung eines mit Rußland in Perſonalunion verbundenen autonomen Reiches, beſtehend aus den zehn Gouvernements des Weichſelgebietes, Weſtgalizien, Teilen von Preußiſch-Schleſien, ſowie den ganzen Provinzen Poſen, Oſt- und Weſtpreußen, zugeſagt für den Fall ihrer Bundesgenoſſenſchaft und des gemeinſamen Sieges über Deutſchland. Die ruſſiſche Regierung hat dieſe Zuſage zwar nicht in aller Form, aber doch durch ein Mitglied des Kaiſerhauſes, durch den Oberkommandierenden der Armee beſtätigen laſſen. Die Polen haben dieſe Abmachung angenommen und in einem von 68 führenden Perſönlichkeiten unterzeichneten Aufruf alle diejenigen für Feinde der polniſchen Nation erklärt, die gegen Rußland aufbegehrten", und er ſchließt dieſen Abſatz mit der Bemerkung: „Ähnlich ſtanden die Polen zu Rußland bereits vor 100 Jahren, als Alexander der Erſte ſie als

Rußlands Avantgarde gegen Europa, alſo gegen das mit ihm damals verbündete Preußen bezeichnete."

Wäre die wirkliche Tatſache ſo, daß der überwiegende Teil der Polen ſich auf die Seite Rußlands geſtellt hätte, dann gäbe es eine polniſche Frage mit einer Rußland zugekehrten Spitze nicht, und man müßte von ſeiten des Zweibundes den Kampf gegen den ruſſiſchen Koloß fortſetzen, ohne ſich auf dieſen nationalen Gegenſatz ſtützen zu können, der von vornherein eine Befeſtigung der deutſch-öſterreichiſchen Stellung Rußland gegenüber auch für die Zukunft bedeutet. Es würde geradezu eine Umkehrung aller polniſcher, mit Blut und Martyrium gemachter Erfahrungen bedeuten, wollte es ſich in dieſem Entſcheidungskampfe zu ſeinem ärgſten Unterdrücker, Rußland, ſchlagen. Gegen einen ſolchen nationalen Selbſtmord ſpricht vor allem ſchon der erſte Aufruf des Oberſten Polniſchen Nationalkomitees vom 16. Auguſt 1914 an die Polen: „Die Stunde, in deren vergeblicher Erwartung ſich drei Generationen unſeres Volkes in furchtbarem und hoffnungsloſem Ringen mit der ruſſiſchen Übermacht verbluteten, die Stunde, die die ganze Nation in flehentlichem Gebete herbeiſehnte, hat geſchlagen. . ." Es würde zu weit führen, das ziemlich umfangreiche Schriftſtück hier ſeinem ganzen Inhalt nach anzuführen; wer es kennen lernen will, kann es durch das Polniſche Preſſebureau, Berlin-Grunewald, Königsallee 6, erhalten, das ſeit Januar beſteht und deſſen Zweck es iſt, die deutſche Preſſe mit zuverläſſigen polniſchen Nachrichten zu verſorgen. Hat man gegen das Oberſte Polniſche Nationalkomitee auszuſetzen gehabt, daß es ausſchließlich aus öſterreichiſchen Polen beſtehe und ſomit das polniſche Volk nicht vertreten könne, ſo iſt dieſer Einwand kaum ſtichhaltig, wenn man die Lage der ruſſiſchen Polen richtig beurteilt. Jeder Kenner der polniſchen Verhältniſſe wird außerdem wiſſen, daß es neben dem Ergebenheits- und Huldigungsadreſſen an den Zaren formenden Warſchau auch ein „unterirdiſches Warſchau" gibt, das, aus elf Unabhängigkeitsgruppen beſtehend, ſich zu einem Unabhängigkeitsverband vereinigt hatte, das bereits Mitte Auguſt 1914 durch eine Delegation ſeine völlige Übereinſtimmung mit dem Oberſten Nationalkomitee in Öſterreich, damals in Krakau, zum Ausdruck brachte. Über dieſes unterirdiſche Polen, das ſich der Lage der Dinge entſprechend nicht an die Öffentlichkeit wagen durfte, bringt der bekannte polniſche Publiziſt und Herausgeber der Krakauer Zeitſchrift „Krytyka", Wilhelm Feldmann, in ſeinem als Entgegnung auf eine Reihe Äußerungen von George Cleinow, dem Schriftleiter der „Grenzboten", und

Maximilian Harden, dem Herausgeber der „Zukunft", gedachten Offenen Brief: „Zur Löſung der polniſchen Frage" * eine ausführliche Darſtellung der tatſächlichen Sachlage. In dieſer Schrift finden wir auch eine zuverläſſige Darſtellung der Entſtehung der heute Schulter an Schulter mit den öſterreichiſchen Heeren kämpfenden Polniſchen Legion, die als zweite Äußerung des polniſchen Nationalwillens den Beweis liefert, daß die Polen entſchieden geſonnen ſind, ſich gegen Rußland als den Erbfeind in der heutigen Schickſalsſtunde zu wenden. Daß es zu einem polniſchen Aufſtand, mit dem die öffentliche Meinung in Deutſchland gerechnet hatte, nicht kommen konnte, ergibt ſich aus der Lage des Landes von ſelbſt, das von einem der größten Heere der Welt beſetzt war und den Sturm gegen die Tyrannenmacht ohne Waffen hätte wagen müſſen. Hier gebot die einfachſte Klugheit, ſich den Machthabern, denen man einſtweilen nicht beikommen kann, in der Maske demütiger Ergebenheit zu nahen. In dem Rieſenfeldzug der Lüge, den Deutſchlands und Öſterreichs Feinde auf allen Gebieten führen, hat es auch nicht an Meldungen von polniſchen Gegenlegionen auf ruſſiſcher und franzöſiſcher Seite gefehlt. Die tatſächlich unter dem Schutze der ruſſiſchen Regierung gegründete polniſche Legion mußte infolge des Mangels an Beteiligung wieder eingehen, während die vermeintliche Legion aus 40000 amerikaniſchen Polen, die in Frankreich kämpfen ſollte und die ſelbſt die „Grenzboten" unter dem Datum 9/22. Oktober in ihrem Kriegstagebuch als Tatſache brachten, ſich als gewöhnlichſter Bluff der Ententepreſſe erwieſen hat.

Die Frage, ob die Polen tatſächlich ſo verſagt haben, wie ihnen eine Zeitlang in der deutſchen Preſſe vorgeworfen wurde, ob ſie infolge einer inneren Zerriſſenheit ſich zu keiner entſcheidenden großen Nationaltat aufraffen konnten, wird erſt dann endgültig beantwortet werden können, wenn wir ein gutes Stück weiter in dem gewaltigen Ringen gekommen ſind und Ruſſiſch-Polen ſo weit von den moskowitiſchen Heeren geſäubert ſein wird, daß es ſich wird frei äußern können und offenen Anteil an dem Kampf gegen Rußland nimmt. Darüber ſchon heute ein Urteil zu fällen, iſt nicht nur voreilig, ſondern geradezu ſchädlich für den deutſchen Einfluß unter den Polen, der lediglich dann wirkſam ſein kann, wenn ihm unbedingtes Vertrauen entgegengebracht wird. Zu dieſem Thema finden wir übrigens reiches unterrichtendes Material in der von Profeſſor Dr. Ladislaus Leopold Ritter von Jaworski in deutſcher Sprache in Wien erſcheinenden Zeitſchrift:

* Erſchienen im Verlag von Karl Curtius, Berlin W 35.

„Polen", die als das Organ des Oberſten Polniſchen Nationalkomitees betrachtet werden kann, da der Herausgeber Präſident des genannten Komitees iſt. Aus der Fülle des Materials ſei beſonders auf den Aufſatz in Nr. 4 der genannten Zeitſchrift (vom 22. Januar) „Haben die Polen verſagt?" oder auf den Aufſatz „Audiatur et altera pars" in Nr. 12 (vom 19. März) hingewieſen, auch die erwähnte Broſchüre Wilhelm Feldmanns: „Zur Löſung der polniſchen Frage"* iſt in dieſem Zuſammenhang wertvoll. Aus einer beſonderen Rubrik der Wochenſchrift „Polen" wird man ſich auch ein Bild über das Wirken der Polniſchen Legionen machen können, über die die Nachrichten in der deutſchen Preſſe recht ſpärlich fließen, ſo daß Maximilian Harden in ſeiner bedauerlichen Polemik mit der Zeitſchrift „Polen" am 20. Februar verſichern zu können glaubte, von den Heldentaten der polniſchen Legionen „bisher" nichts gehört zu haben. Allerdings brachte die in Deutſchland nicht unbekannte „Neue Freie Preſſe" bereits häufiger ausführliche Schilderungen über die Tapferkeit der Legionen und ſchon im Auguſt 1914 berichtete ſie unter anderem: „Im ununterbrochenen mörderiſchen Artilleriefeuer bewährt ſich die Tapferkeit, die Feuerdiſziplin, die Kriegsgewandheit der polniſchen Legionäre ſowie das Führertalent Pliſudskis (des Gründers der Polniſchen Legion) aufs beſte." Auch die kaiſerlichen Auszeichnungen, die den Legionären ſowie ihren Führern in reichem Maße zuteil wurden, reden da eine durchaus unzweideutige Sprache. Am 19. März berichtet z. B. die Zeitſchrift „Polen" von der Verleihung von 144 Auszeichnungen an ein bereits

* Inzwiſchen iſt auch noch eine zweite Flugſchrift: „Deutſchland, Polen und die ruſſiſche Gefahr" von Wilhelm Feldmann, Verlag Karl Curtius, Berlin, veröffentlicht worden, die als weiterer Beitrag zur polniſchen Frage in deren polniſcher Beleuchtung ſehr beachtenswert iſt. In überſichtlicher gut begründeter Weiſe verſucht der Verfaſſer darzuſtellen, wie der polniſche Staatsgedanke ſeiner ganzen kulturellen und politiſchen Entwickelung nach als das größte Hindernis des ruſſiſchen Panſlavismus bezeichnet werden darf, womit ja die Ruſſen bekanntlich recht konſequent ſeit einer gewiſſen Zeit zu rechnen begonnen haben, wovon jedoch die Deutſchen, wie Feldmann ſagt, keine Notiz nehmen zu wollen ſcheinen. Er führt, nachdem er den grundſätzlichen Gegenſatz zwiſchen Polen und Rußland analyſiert hat, auf Grund reichen Tatſachenmaterials aus, wie ſich Rußland ſeit über einem Jahrhundert bemüht hat, die Polen als „Avantgarde gegen den Weſten" (ein Wort Alexander des Erſten) zu gewinnen und wie dieſes immer wieder an dem hartnäckigen Widerſtande des ganzen polniſchen Volkes geſcheitert iſt, das ſich als Bundesgenoſſe der weſtlichen Kultur betrachtet.

Die vielen in unmittelbarer Beziehung zu unſerer allern ueſten Gegenwart ſtehenden Tatſachen aus dem Leben des polniſchen Volkes, die Feldmann bringt und erläutert, ſind wohl geeignet, der 99 Seiten umfaſſenden Schrift Leſer unter denkenden Deutſchen zu gewinnen.

ſeit fünf Monaten im Gefecht befindliches Legionenregiment, darunter 6 goldene, 18 große ſilberne und 48 kleine ſilberne Medaillen für Tapferkeit und dieſes alles faſt nach einem einzigen Gefecht. Die Verleihung des Ritterkreuzes des Leopoldsordens mit der Kriegsdekoration an den Kommandeur der Polniſchen Legion, Feldmarſchalleutnant Durski von Trzaska, ſowie des Offiziersverdienſtkreuzes mit der Kriegsdekoration an Hauptmann von Zagorski, den Stabschef der polniſchen Legion gehört ebenfalls in dieſe Rubrik, der die Worte des Erzherzogs Thronfolgers bei ſeinem Beſuch an der Karpathenfront im Dezember, er ſei im Auftrage des Kaiſers gekommen, um dem Kommando und den Legionen die Allerhöchſte Anerkennung und Zufriedenheit des Monarchen für die ſo tüchtige und ausgezeichnete Kriegsleiſtung der Polniſchen Legionen zur Kenntnis zu bringen, einen beſonderen Nachdruck verleihen.

So verſchiedenfach die Beſchuldigungen gegen die ruſſiſchen Polen in der deutſchen Öffentlichkeit in den erſten Monaten des Krieges waren, weder gegen die preußiſchen noch die öſterreichiſchen Polen wird man auch nur einen Schatten von Verdacht bezüglich einer ruſſenfreundlichen Haltung aufrecht erhalten können. Eine Anzahl erſter deutſcher Zeitungen hat das beſtätigt, darunter am nachdrücklichſten wohl das bekannte Organ der deutſchen Zentrumspartei, die „Kölniſche Volkszeitung", in folgenden Worten: „Das Polentum in Deutſchland hat ſeine Pflicht erfüllt. Die polniſchen Soldaten kämpfen und ſterben wie ihre deutſchen Waffengenoſſen im Kaiſerlichen Heer; von einer auch nur leiſen Inkorrektheit hat man in den Oſtprovinzen nicht gehört, denn die wenigen Vorfälle in Oſtpreußen gehen auf Geſindel zurück." Die einzige Ausnahme macht Maximilian Harden mit ſeiner Beſchuldigung von nahezu 700 Staatsbeamten polniſcher Nationalität in Galizien, die ſich des Verbrechens des Hochverrats oder der Ausſpähung verdächtig gemacht haben ſollten. Dieſes ſtarke Stück, das die Würze eines der Zukunftsleitartikel bilden ſollte, hat ſich nach den amtlichen Feſtſtellungen, die das galiziſche Amtsblatt vom 13. März bringt, auf Grund der Berichte: 1. des Präſidiums des k. k. Lemberger Oberlandesgerichtes, derzeit in Olmütz, 2. des Präſidiums des k. k. Krakauer Oberlandesgerichtes, derzeit in Olmütz, 3. der k. k. Galiziſchen Finanz-Landesdirektion, derzeit in Biala, 4. des Präſidiums der k. k. Galiziſchen Poſt- und Telegraphendirektion, derzeit in Biala, 5. des k. k. Staatsbahndirektors von Lemberg, derzeit in Brünn, 6. des k. k. Staatsbahndirektors in Krakau, derzeit in Zywiec, 7. des k. k. Staatsbahndirektors

von Stanislau, derzeit in Mähriſch-Weißkirchen, als ein recht empfindlicher Reinfall erwieſen, der Harden vielleicht in ſeiner Polenpolemik etwas vorſichtiger machen wird und ihn zur Einſicht bringt, daß mit ſeiner Kampfmethode der deutſchen Sache in dieſem Augenblick ſicher nicht gedient iſt.

Was übrigens die Polenpolemik anbetrifft, ſo iſt die anfänglich nicht gerade polenfreundliche Stimmung einer großen Anzahl deutſcher Zeitungen in der letzten Zeit anders geworden. Immer häufiger erſcheinen jetzt in der Tagespreſſe Leitartikel und Betrachtungen, die dieſe Wandlung beweiſen. Die „Magdeburgiſche Zeitung" ſchreibt z. B., daß es „eigentlich keine ruſſenfreundliche Richtung unter den Polen gibt, ſondern nur Opportuniſten", die „Frankfurter Zeitung" erwähnt die Möglichkeit „neuer Formen und Mittel der Löſung der deutſch-polniſchen Probleme, hinter denen die oft ſicher nicht erfreuliche Vergangenheit verſinkt" (in der Nummer vom 10. März), auch das „Leipziger Tageblatt" bringt einen der Polenfrage gewidmeten Aufſatz, der von einem ähnlichen Geiſte inſpiriert iſt. Beachtenswert iſt der Leitartikel in den „Hamburger Nachrichten" vom 12. Januar 1915 „Die Polen wider Rußland", in dem das Blatt, das doch als Vertreterin der Bismarckſchen Tradition und ganz beſonders in der Polenfrage genugſam bekannt iſt, einen durchaus maß- und einſichtsvollen Ton zu finden weiß, welcher von einem politiſchen Takt zeugt, den manche weniger „deutſche" Zeitung, gegenüber den Polen außer Acht zu laſſen müſſen glaubte. In den „Grenzboten", die durch ihre ſcharfe Stellungnahme gegen die Polen manche Polemik hervorgerufen haben, druckt Carl Jentſch ſeinen Aufſatz: „Der Feind im Oſten", der die bemerkenswerte Wendung enthält: „Die Weſtſlaven gehören zu Europa, ſie ſollen Europäer, nicht Aſiaten ſein, wie der Weltkrieg erfreulicherweiſe offenbart". Auch der andere Aufſatz von Carl Jentſch in der Märznummer der „Neuen Rundſchau" ſchildert im Gegenſatz zu den früheren Ausführungen George Cleinows die Polen als die natürlichen Bundesgenoſſen Deutſchlands und beweiſt damit eine gute Kenntnis der wahren Stimmung unter den Polen.

Durch den Umweg verſchiedener Mißverſtändniſſe, die zum Teil durch das Feſthalten an alten Anſchauungen, zum Teil auch durch die Bluffmeldungen der Dreiverbandspreſſe begünſtigt wurden, iſt die Polenfrage heute in Deutſchland in ein erfreulicheres Stadium gelangt. Die Frage, ob dieſer Umweg tatſächlich notwendig geweſen iſt, iſt nicht leicht zu beantworten, und doch wäre es nützlich, ſeine Pſychologie zu prüfen. Man wird in manchem dem „Leipziger Tageblatt" beiſtimmen, wenn

es zum Teil aus dieſer Erkenntnis heraus ſchreibt (am 11. März): „Wir haben die Polenfrage bisher zu ausſchließlich unter dem innerpolitiſchen Geſichtswinkel geſehen. Sie hat aber auch eine internationale Seite. Das hat man in Rußland, weil man auf den Krieg gegen Deutſchland ſich vorbereitete, ſchon ſeit Jahren begriffen, und neuerdings arbeitet man auf dieſem Felde mit Hochdruck. ... Das muß man im Auge behalten, wenn man ſich wundert, warum nicht, wie es wohl viele von uns gehofft hatten, mit dem Kriegsbeginn der Aufruhr in Kongreß-Polen emporloderte. Und muß, wenn man ſich über die Zuſammenhänge und Veräſtelungen des Problems klar geworden iſt, die Folgerungen ziehen."

Dieſe Stimmungen ſind allerdings mehr Strömungen der öffentlichen Meinung und nicht der Ausdruck der deutſchen Politik. Soweit die deutſche Regierung zu Worte kam, und ſie tat es hauptſächlich durch die Erlaſſe der deutſchen kommandierenden Generäle, deren Erklärungen Maximilian Harden zu diskreditieren verſucht, und zwar mit dem Bismarckzitat: „das im Feindesland von einem General Verkündete falle nicht in den Bereich ſtaatsrechtlicher Unterſuchung", zeigt ſie das unbeirrte Feſthalten an denſelben Richtlinien. Neben der Verkündung des Generals von Morgen, der die Befreiung Polens in Ausſicht ſtellt, ſteht durchaus ähnlich lautend die Antwort Hindenburgs auf die Anfrage des Katolik-Verlags in Beuthen bezüglich der Vergeltung für die ruſſiſchen Greuel in Memel: „Der Feind iſt Rußland, folglich kommt für Repreſſalien nicht polniſcher, nicht litauiſcher oder jüdiſcher Beſitz in Betracht, ſondern nur ruſſiſcher."

Welche Bedeutung hat alſo heute die polniſche Frage in der deutſchen Öffentlichkeit? Darauf kommt es in der Hauptſache an, und man muß ſich dabei klar bewußt bleiben, daß politiſche Horoſkope bei ihrer Erörterung kaum in Frage kommen dürften. Wir müſſen, da das Ringen noch nicht entſchieden iſt, uns jeglicher politiſchen Ausflüge in das noch vom Pulverdampf der Schlachten verhüllte Land enthalten. Dafür bleibt der deutſchen Öffentlichkeit in dieſer Hinſicht eine andere Aufgabe vorbehalten, die ſogar ſehr dringend iſt, ſonderbarerweiſe jedoch noch nicht die nötige Beachtung gefunden hat. Es fehlt entſchieden an einer ideellen Direktive deutſcherſeits in bezug auf die deutſch-polniſche Frage. Eine ſolche iſt tatſächlich polniſcherſeits durch die Gründung der in deutſcher Sprache erſcheinenden polniſchen Zeitſchrift „Polen" in Angriff genommen worden.*

Damit haben die Polen einen neuen Beweis geliefert, daß es ihnen

* Die Wochenzeitſchrift „Polen" erſcheint in Wien, Wipplinger Straße 12.

ernſtlich darum zu tun iſt, eine ehrliche Verſtändigung mit dem Zweibund zu erreichen. Die Zeitſchrift hat ſich zur Aufgabe gemacht, in einer Reihe von Aufſätzen über das geſamte polniſche Leben zu orientieren und nicht nur aktuelle, ſondern auch grundſätzliche Fragen zu behandeln; ſo bringt ſie eine Fülle des mannigfaltigſten Materials zur Kenntnis des Polentums. Was beſonders dabei auffällt, iſt eben die Tendenz zu einer Verſtändigung. So heißt es z. B. in dem Aufſatz „Aus eigener Kraft“ (Heft 11 vom 12. März): „Wir ſind ausſchließlich auf einen einzigen Weg hingewieſen, den Weg, der uns mit dem Weſten verbindet, alſo auf eine aufrichtige und ehrliche Verſtändigung mit den weſtlichen Mächten“; oder in der Abhandlung „Haben die Polen verſagt?“ (Heft 4): „Das Gefühl nationaler Beſonderheit wurzelt zu ſtark in unſeren Herzen, als daß bei uns Polen für das Gefühl einer ſlawiſchen Raſſengemeinſchaft ſich auch nur der geringſte Raum fände. Wir ſind und fühlen uns nur als Polen, nicht als Slawen. Näher als der Ruſſe, Serbe oder Bulgare iſt uns Kindern weſtlicher Kultur der Deutſche oder Italiener ...“ Aufſätze wie Prof. Kutrzebas „Gegenſätze und Quellen der polniſchen und ruſſiſchen Kultur“, Franz Smolkas „Anſchauungen über die ruſſiſche Gefahr“ u. a. m. bieten die hiſtoriſche Begründung eines ſolchen Standpunktes.

Die großen geſchichtlichen Ereigniſſe ſind heute ohne Zweifel dazu angetan, den Deutſchen in einem beſonders hellen Licht den Blicken der polniſchen Gemeinſchaft zu zeigen. Die Art und die Heldenhaftigkeit ſeines Kampfes ſind wohl geeignet, unbedingte Achtung einzuflößen. Man wird ſeine heroiſche Opferwilligkeit, ſeine Tüchtigkeit, ſeinen erſtaunlichen Organiſationsſinn nachahmenswert und vorbildlich finden, und dieſe Gefühle werden noch verſtärkt werden durch die Gemeinſamkeit des Kampfes gegen denſelben Feind. Die Linderung der furchtbaren Not, in die das jetzige Ringen das Polenland, das bereits ſeit Beginn des Krieges der Schauplatz hin- und herwogender Schlachten iſt, hineingeſtürzt hat, kann lediglich durch das Eingreifen des Zweibundes wirklichen Erfolg haben, und man kann ſicher ſein, daß der deutſche oder öſterreichiſche Beamte hier mit der gewohnten Gründlichkeit ganze Arbeit leiſten wird, ſobald ſich die Gelegenheit dazu bietet. So dringen alſo die Armeen der beiden Kaiſerreiche nicht nur als Befreier aus einem verhaßten Joch und den lähmenden Feſſeln einer aufgezwängten Unkultur nach dem Oſten, ſondern auch noch als Erretter aus einer grenzenloſen Not. Sollen nun all die reichen Möglichkeiten, die ſich aus dieſer Lage ergeben, ausſchließlich den „Realpolitikern auf

Holzpapier" ausgeliefert werden damit ſie die auf ihre Weiſe ausſchlachten. Wir ſehen an dem Beiſpiel von Maximilian Harden, wie leicht unter Umſtänden ſolche wichtigen Völkerfragen genommen werden können. Auch hier iſt eine Organiſation nötig, und zwar eine Organiſation der geiſtigen Kräfte, die irgendwie, und zwar bald, deutſcherſeits in die Wege geleitet werden müßte.* Sie findet ihre Orientierung und ihren Kräftequell in ideellen Werten. Dieſe ideellen Werte ſind auch die Beweggründe aller großzügigen und fruchtbaren Politik ſeit jeher geweſen. Ohne den Gedanken der deutſchen Einheit wäre Bismarck z. B. nicht der große Vollender, als den ihn heute Deutſchland verehrt. Aus dem Allerheiligſten der Idee wächſt der heilige Wille, der der Welt ein neues Geſicht aufzuprägen vermag. Wenn man in Betracht zieht, daß wir dieſe Idee bereits in den Hauptzügen beſitzen, und daß ſie in der Benennung „die Zentralmächte" gewiſſermaßen unbewußt zum Ausdruck gekommen iſt, dann wird ſich auch die Größe der Aufgabe, die eine ſolche Organiſation der geiſtigen Kräfte fordert, manchem erſchließen. Nietzſches Wort vom „guten Europäer" gewinnt hier eine ganz neue, reale Bedeutung. Bis jetzt war es ein Ehrenname für eine Gemeinde Auserwählter, heute ſtehen wir vor der Aufgabe, den guten Europäer politiſch möglich zu machen.** Mag der Dreiverband

* Wie dieſes dringend nötig iſt, beweißt z. B. das Beiſpiel von Profeſſor Karl Muth in dem Rußlandheft der „Süddeutſchen Monatshefte", in dem Aufſatz „National-polniſche Illuſionen". Ob es wirklich für die große Öffentlichkeit wertvoll war, die geradezu krankhaften Privatergüſſe eines Mannes wie Wincenty Lutoslawski, der allerdings Verdienſte im polniſchen Schriftentum beſitzt, heute aber für nicht ganz zurechnungsfähig gilt, vorzutragen, iſt eine Frage für ſich. Dieſes Thema jedoch als faſt ausſchließliche Tatſachenunterlage zu einem Aufſatz: „National-polniſche Illuſionen" zu verallgemeinern, war kaum kritiſch. Die Bemerkungen über den polniſchen Meſſianismus, die Profeſſor Muth an dieſe Veröffentlichung knüpft, beweiſen eine ungenügende Kenntnis der ganzen Frage, da ſie weder die Abwendung der führenden polniſchen Dichter des Anfangs des 19 Jahrhunderts Adam Mickiewicz und Juliusz Slowacki vom Meſſianismus, deſſen Verkünder Andreas Towianski war, verzeichnen, noch das weitere Schickſal der Towianiſtiſchen Ideen in Betracht ziehen, die nachweislich keinen Widerklang im polniſchen Volke fanden und bereits in der zweiten Generation als vollſtändig erledigt gelten müſſen. Übrigens haben auch die Polen durch Ignacy Dasynski, ein Mitglied des öſterreichiſchen Reichsrates, gegen eine ſolche Verallgemeinerung Stellung genommen. — ** Es war mir beſonders lieb nach der Niederſchrift meiner Betrachtungen in der Aprilnummer der „Tat" durchaus ähnliche Anſchauungen in dem die Zukunft Öſterreichs behandelnden Aufſatz Hermann Bahrs zu finden: „Das wäre der Anfang einer neuen Welt in Europa, einer Willensgemeinſchaft von Nationen" — heißt es darin — „die, jede in ihren Grundrechten geſichert, ihre Eigenart hütend, ſich ſelbſt beſtimmend, in gemeinſamem Haushalt leben, einer Organiſation von freien Nationen Europas. Dichter und Denker träumten, ein Europa zu haben, dieſes hat der Krieg zerſtört, aber derſelbe Krieg hätte dann ein neues Europa gebracht, auf deutſchem Grunde."

ſich weiterhin mit der unfruchtbaren Idee der Aufteilung der ihm nicht gehörenden Länder abplagen, um die Zentralmächte ballt ſich die Kraft des wirklichen, neuen Europas zuſammen, das nicht nur ein loſer geographiſcher Begriff iſt, ſondern eine reale Macht darſtellt, die im Wachſen begriffen iſt und der auch in Zukunft nicht ſo leicht beizukommen ſein wird. Dieſes neue Europa wird wirtſchaftlich und politiſch auf ſich angewieſen ſein.

Stellt man die polniſche Frage unter ſolche Geſichtspunkte, und das iſt tatſächlich ſchon mit dem Augenblick geſchehen, in dem man ſich entſchließt, die Polen als Bundesgenoſſen im Kampfe gegen Rußlands aſiatiſche Barbarei zu betrachten, dann verliert ſie manches von ihren Widerſprüchen. Auch an die noch vorhandenen Widerſprüche wird aber eine ſolche geiſtige Orientierung denken müſſen. Die Gründe des Deutſchenhaſſes der Polen, der allerdings lange nicht die Heftigkeit des Ruſſenhaſſes beſeſſen hat und heute zum Teil im Begriff iſt, dem Willen zur ehrlichen Verſtändigung Platz zu machen, wären aufzudecken und vor allem auch dahin zu wirken, daß der Deutſche in ſeiner ganzen Eigenart nicht mißverſtanden wird. Die Wurzeln des Deutſchenhaſſes ſieht Houſton Stewart Chamberlein in der Unkenntnis des deutſchen Weſens. Dieſe Wurzeln können ausgerottet werden.

Es täte gut daran zu denken, daß wir nicht nur die Aufgabe haben, die Geſchehniſſe nachträglich zu kommentieren, ſondern auch Geſchehniſſe in unſerer Kräfteſphäre vorzubereiten. In dem letztgenannten Stadium befindet ſich einesteils heute, in der Zeit zwiſchen den Entſcheidungsſchlachten des Weltkriegs, die deutſch-polniſche Frage, und von dieſem Geſichtspunkt würde vielleicht jetzt ſchon für ihre dauernde Löſung vorgearbeitet werden können. Das bloße Statuieren von Gegenſätzen ohne Ausblicke in eine Zukunftsentwicklung wäre gleichbedeutend mit einem geiſtigen Verſagen.

Joſeph Hengesbach
Franzöſiſches Staatsleben

Weder an all dem Guten, noch an all den Schäden, die man ihr anrechnet, iſt die franzöſiſche Revolution ſchuld. Der Fortſchritt der Kultur durch Dampf und Elektrizität hat ſich ohne ſie vollzogen, und die Probleme Reich und Arm, Kapital und Arbeit werden durch

ihre Schlagwörter nicht gelöſt. Auf ſie aber geht die geiſtige und moraliſche Beſchaffenheit der Nation zurück, auf ſie auch die Regierungs- und Verwaltungsform, die das gegenwärtige Frankreich für ſein Staatsleben verwendet. An der Spitze ſteht der Präſident; ſein Amt hat 1871 begonnen, aber in Wirklichkeit ſtammt die gegenwärtige Form der Präſidentſchaft aus der Zeit Mac Mahons. Kurz bevor ſein Vorgänger Thiers abdankte, ging das Geſetz durch, das für die Verantwortlichkeit des Präſidenten die des Miniſteriums einſetzte. Den Marſchall wählte das Land bereits für ſieben Jahre; ſo trat der ſeltſame Fall ein, daß er Staatsoberhaupt war und blieb, als die Nationalverſammlung 1875 mit und innerhalb der Verfaſſung über ſeine eigenen Machtbefugniſſe ratſchlagte. Nach der Verfaſſung jenes Jahres, der achtzehnten ſeit Beginn der großen Revolution und noch jetzt geltenden, hat der franzöſiſche Präſident ungefähr dieſelben Rechte wie die Häupter anderer Staaten: Geſetzesvorſchläge zu machen, die beſchloſſenen Geſetze bekannt zu geben, die Beamten zu ernennen, zu begnadigen, über die bewaffneten Kräfte zu verfügen u. a. Er kann auch nach Anhörung des Senats die Kammer auflöſen; aber was er anordnet, bedarf der Gegenzeichnung eines Miniſters: er ſelbſt iſt, außer im Falle des Hochverrats, unverantwortlich. In der Unverantwortlichkeit ſehen viele Franzoſen einen Grundfehler der Verfaſſung; ſie möchten ihm das Vorrecht nehmen, ihm als Entgelt freilich eine größere Bewegungsfreiheit, größere Unmittelbarkeit des Wirkens, mehr Macht zugeſtehen. Der Beſorgnis vor einer Gefahr, die daraus erwachſen könnte, ſetzen ſie den § 4 des 8. Artikels der Verfaſſung entgegen, der die Mitglieder ehemals regierender Häuſer von der Präſidentſchaft ausſchließt. Es liegt nahe, ſeine Erwählung und Stellung mit denen des Präſidenten der Nordamerikaniſchen Union zu vergleichen: dieſer wird nur für vier Jahre gewählt und erhält im Falle vorzeitiger Abdankung oder des Todes einen Vertreter, nicht wie der franzöſiſche, einen Nachfolger, der ohne Rückſicht auf die Dauer der vorhergehenden Präſidentſchaft ſein Amt wiederum auf ſieben Jahre antritt. Der amerikaniſche Präſident iſt dem Volke verantwortlich, er iſt wirklich ſein Führer, und wenn er auch bei der Bildung ſeines Kabinetts den Senat befragen muß, ſo iſt es doch nur ein Teil ſeiner ſelbſt, es tritt nicht zwiſchen ihn und die Nation. Von dieſer wird er unmittelbar gewählt, er iſt der Mann des „Plebiszits", der nicht nötig hat, dem Parlament zu ſchmeicheln oder Verſprechungen zu machen, der verſucht ſein könnte, mit Hilfe des Parlaments die übertragene Macht zu mißbrauchen. Daran hindert ihn auch die Kürze

ſeiner Herrlichkeit im Weißen Hauſe; er kann zwar beliebig oft wiedergewählt werden, aber bis jetzt iſt das nie mehr als einmal geſchehen. Auch dem franzöſiſchen Präſidenten ſteht die Wiederwahl zu, die aber ungefährlicher als die des Amerikaners iſt. Die widerwärtige Stellenjägerei, die in Amerika die Wahl eines neuen Präſidenten begleitet und die „rotation in office“ (Kreislauf der Ämter, die den Inhaber wechſeln) begünſtigt, kennt Frankreich nicht. Ein Wechſel im franzöſiſchen Präſidium iſt nicht einmal mit ſo viel Veränderungen im Beamtenkörper verknüpft als ein Abgang des Miniſteriums. Wenn der Präſident auch alle militäriſchen und Zivilernennungen vollzieht, ſo verfügt er doch völlig frei, nach ſeinem Ermeſſen, nur über die Stellen in ſeinem eigenen Haushalt. Noch näher liegt es vielleicht, nach den Vorgängen des letzten Jahrzehnts die Befugniſſe des Präſidenten mit denen unſeres Staatsoberhauptes zu vergleichen. Während der Kaiſer, um Krieg zu erklären, wohl an die Zuſtimmung des Bundesrats, aber nicht an diejenige des Reichstages gebunden iſt, kann der franzöſiſche Präſident ohne die vorgängige Zuſtimmung der beiden Kammern nicht mobil machen laſſen. In den auswärtigen Angelegenheiten beſitzen beide die gleiche Machtfülle: wie der Kaiſer mit den ſogenannten Reichsangelegenheiten, zu denen z. B. die Zoll- und Handelsverträge gehören, den Reichstag befaſſen muß, die rein politiſchen Bündniſſe hingegen allein abſchließt, ſo hat auch der Präſident drüben alle Verträge, die die Finanzen berühren (auch Friedens- und Handelsverträge) den Volksvertretern zur Beratung vorzulegen, nicht aber die diplomatiſchen. Der bei den Orientwirren immer wieder berufene Berliner Vertrag von 1878 wurde von Mac Mahon ohne Beſtätigung der Kammern vollzogen; daß die Franzoſen ſo lange im Unklaren über die Art und Grundlage ihres Bündniſſes mit Rußland waren, erklärt ſich aus derſelben Sachlage. Über das Recht des Präſidenten, die Miniſter zu entlaſſen, ſchweigt die Verfaſſung. Heute beſtreitet jedoch kaum einer den als geſetzliches Herkommen geltenden Grundſatz, daß er das Miniſterium ſo lange beibehält, als es das Vertrauen der Kammermehrheit beſitzt. Nur von dieſem heutigen Standpunkt aus iſt es möglich, den bekannten Brief Mac Mahons von 1877, mit dem er das ihm perſönlich ungeeignet ſcheinende Miniſterium Jules Simon zur Abdankung nötigte, einen „Staatsſtreich“ zu nennen. Selbſt die ſchärfſten und ſcharfſinnigſten Gegner des konſervativen Soldaten haben damals keine Ungeſetzlichkeit darin gefunden. „Der Brief vom 19. Mai“, ſagt Gabriel Hanotaux in ſeiner Geſchichte des zeitgenöſſiſchen Frankreichs, „war nicht verfaſſungswidrig; er iſt von einem gewiſſen

Geſichtspunkte aus in hervorragender Weiſe verfaſſungsmäßig; er iſt die unvermeidliche, logiſche Krone der Verfaſſung."

Keinem denkenden Franzoſen kann der unlösbare Widerſpruch entgehen, der darin beſteht, einem aus dem Volkswillen hervorgegangenen Präſidenten die volle Unabhängigkeit des Handelns einzuräumen, der Widerſpruch zwiſchen dem Reſte des alten Königtums und der alleinherrſchenden Volksſouveränität, zwiſchen dem Wunſche nach einem Staatschef, der es im Auftreten und in perſönlicher Einwirkung den glänzenden Monarchen des Auslandes gleichtue, und der Nörgelſucht, die an allen Präſidenten jeden freien, vom Pfade der Verfaſſung abweichenden Schritt boshaft kritiſiert. Zum Präſidenten werden nicht leicht die Wortführer der Parteien oder die glänzendſten Politiker gewählt; das beweiſt Carnot, der von Freycinet oder Ferry überſtrahlt wurde, das beweiſt auch Faure, der ſich mit Méline, Briſſon oder Dupuy nicht in die gleiche Linie ſtellen ließ. Auch der gegenwärtige Präſident und ſeine Vorgänger Fallières und Loubet waren ſtets nur Männer der zweiten Reihe. Die Wahl vollzieht ſich ruhig, verhältnismäßig ſehr ruhig, wenn wir uns der Aufregung, des Straßenlärms, der leidenſchaftlichen Sprache erinnern, die wochen-, ja monatelang vor der Präſidentenwahl die nordamerikaniſche Union zu einem Schauſtück für die Welt machen. Viele Franzoſen ſagen ſich, daß der Verſuch, auf die Nationalverſammlung einzuwirken, keinen Zweck hat, auch dann nicht, wenn die ſiebenjährige Amtszeit abgelaufen iſt und nicht wie bei der plötzlichen Abdankung Grévys oder C. Périers, oder bei der Ermordung Carnots, oder dem unerwarteten Tode Faures in allerkürzeſter Friſt die Neuwahl erfolgen muß. Anderſeits halten nicht wenige Franzoſen die Präſidentſchaft für einen machtarmen Poſten, bei dem es gleichgültig iſt, wer ihn ausfüllt. Aber keineswegs ſieht das Volk in ſeiner Mehrheit das Oberhaupt als unperſönlich, als den bloßen Vertreter des abſtrakten Staatsgedankens an. Zu groß iſt dafür das Bedürfnis des Franzoſen, an der Spitze einen Mann zu wiſſen, der mit Würde und Entſchiedenheit das Anſehen, das Preſtige des Landes wahrt. In jeder Mairie hängt ſein Bild; welche prunkvollen Empfänge bei ſeinen Rundreiſen in den Provinzen, und wie wird er als gefeierter Gaſt des Zaren und anderer Kronenträger zum Stolz und Liebling der Nation! Er verliert dagegen alle Zuneigung ſeiner Landsleute, er wird gar, der Verfaſſung zum Trotz, ſcharf angegriffen, wenn er es nicht verſteht, ſich zur Geltung zu bringen, beſonders da, wo ſich Gelegenheit bietet, oder wenn er aus irgendeinem Anlaß den Vergleich mit den Vertretern anderer Staaten nicht aus-

hält. Grévy, der in ſeinem zweiten Septennat ſich abends zu früher Stunde die Nachtmütze aufſetzte, um den Schlaf des republikaniſchen Gerechten zu ſchlafen, und das Elyſée veröden ließ, oder Fallières, der mit ſeinen kleinbürgerlichen Gewohnheiten und ſeiner behäbigen Bonhomie einen Stich ins Lächerliche hatte und nichts von der weltmänniſchen Würde Loubets oder der ausgeſuchten (zuweilen unechten) Vornehmheit Faures oder der ſteifleinenen Feierlichkeit Sadi Carnots beſaß, horreur! Sie enttäuſchten beide die prunkliebende Marianne. In der Schweiz iſt der für ein Jahr gewählte Bundespräſident ebenſo unberühmt wie der Lord Mayor in London. Aber dieſes Untertauchen der Perſönlichkeit widerſtrebt dem Empfinden des Franzoſen, der nicht umſonſt jahrhundertelang den Königen, ſeinen Zwingherren, gehorcht und doch in ihnen ſeine prächtigen Götzen verehrt hat. In der großen Revolution hat man die ſchöpferiſchen Geiſter, die zu Führern Geborenen, die ſtarken Individualitäten wie in den Gemeinweſen des Altertums niedergehalten, beſeitigt, vernichtet. Und was war die Folge? Die über die Mittelmäßigkeiten emporſteigende und alle Schranken brechende Perſönlichkeit des erſten Napoleon. Die Erinnerung an dieſen Zuſammenhang iſt für die heutigen Republikaner ſchreckhaft; man begreift ihre quälende Unruhe, wenn ein gewandter und wortgewaltiger Politiker wie Gambetta oder ein glänzender General wie Boulanger die Maſſen gewinnt. Gegen die hierin liegenden Gefahren bietet die jetzige Staatsform Schutz, denn ſie hat den anatomiſchen Vorzug, daß die Nation ihr nach beſtimmten Zeiträumen einen anderen Kopf aufſetzen kann, wie die Mutter alle Weihnachten auf die Puppe ihres Kindes einen neuen Porzellankopf dreht. In der nordamerikaniſchen Republik hat man ſicherlich ebenſowenig wie in Frankreich die Gefahr verkannt, die in dem Beſitz der höchſten Gewalt liegt. Man hat dem Präſidenten, wie geſagt, eine kurze Amtsdauer geſetzt, man hat dem Volke ſeine unmittelbare Erwählung übertragen; man hat außerdem in dem oberſten Gerichtshof (Suprême Court) eine Art Aufſichtsbehörde über oder neben ihn geſtellt und man hat ihm verboten, ſein Kabinett aus Mitgliedern des Parlaments zu bilden: Schutzwehren genug, um ihn von einem Eingriff in die Rechte des Volkes zurückzuhalten.

In den 44 Jahren ihres Beſtehens hat die dritte Republik über 50 Miniſterien verbraucht. Indeſſen das Übel, für das man die Unbeſtändigkeit der republikaniſchen Miniſterien anſieht, ſtellt ſich bei näherer Prüfung als mindergroß heraus. In den 18 Jahren des

Julikönigtums hat es 18 Miniſterien gegeben, und doch war dies eine Zeit des glänzendſten wirtſchaftlichen Aufſchwunges. Zudem legen mit dem Miniſterpräſidenten zwar alle Fachminiſter ihr Amt nieder, aber ſie können von ſeinem Nachfolger übernommen werden: Freycinet behielt in mehreren Kabinetten das Portefeuille des Kriegs, Ferry das des Unterrichts, Delcaſſé das der auswärtigen Angelegenheiten. Für derartige Männer hat man ein neues Wort geſchaffen: Miniſtrables. Für Juſtiz und Inneres kommen ſie nicht in Betracht, da ſich hier die grundſätzlichen Unterſchiede beim Wechſel äußern müſſen. Die kurze Dauer der franzöſiſchen Kabinette iſt die notwendige Folge der Parlamentsherrſchaft, die man 1814 von England übernommen hat. Seit Montesquieu hatte man die engliſche Staatsverfaſſung geprieſen und ſich nach ihr geſehnt. Mme de Staël macht einmal die geiſtreiche Bemerkung, daß man nach dieſer Verfaſſung rufe, wenn man in Not ſei, ſie aber bei veränderten Zeitumſtänden zur Seite ſchöbe. Es lautet wie eine Ironie der Geſchichte, daß die Verfaſſung von 1814, die der engliſchen nachgebildet und in fünf Tagen ausgearbeitet war, den Franzoſen vom Zaren Alexander, und zwar vom Hauſe Talleyrands aus dargeboten wurde. Vielleicht erkannte der ruſſiſche Autokrat die Natur dieſes Danaergeſchenks; vielleicht ſagte er ſich, wie ſpäter Bismarck, daß ein mit ſeinen parlamentariſchen Schwierigkeiten kämpfendes Frankreich für Europa am ungefährlichſten wäre. Nicht einmal den Nordamerikanern ſchien es, als ſie ſich unabhängig machten, geraten, das engliſche Mutterland politiſch nachzuahmen. Den Franzoſen fehlte der Blick für die Unterſchiede zwiſchen der Geſellſchaft ihres Landes und derjenigen Englands. Wie kann eine Demokratie bei einem Volke in die Lehre gehen, deſſen Oberſchicht bis in unſere Zeit ſelbſtſüchtig den Staatswagen lenkte?! Im „Moniteur“ (dem Amtsblatt) von 1812 ſteht eine Unterhaltung zwiſchen einem für die engliſche Verfaſſung begeiſterten Franzoſen und einem ſogenannten vernünftigen Engländer: dieſer zeigt, daß es in England keine eigentliche Verfaſſung gäbe, ſondern nur freiheitliche Staatseinrichtungen, die alle der Lage des Landes und dem Charakter der Bewohner mehr oder weniger angepaßt ſeien, und er bemüht ſich dann nachzuweiſen, daß dieſe ſelben Einrichtungen, auf Frankreich übertragen, zu bedenklichen Übelſtänden führen müßten. Dieſes Zwiegeſpräch ſchreibt Mme de Rémuſat in ihren „Erinnerungen“ dem erſten Konſul zu, und ſie knüpft daran die Bemerkung, daß Bonaparte mit ſolchen Mitteln das Verlangen nach Freiheit zu zügeln ſuchte. Ich möchte zweifeln, ob es richtig iſt, bei Napoleon

alle Abſichten und Maßnahmen aus der Selbſtſucht abzuleiten, oder, wenn dieſes ſchon zuträfe, ob ſein perſönlicher Vorteil immer anderswo als in der allgemeinen Wohlfahrt Frankreichs geſucht werden muß. Für das parlamentariſche Leben im Inſelreich iſt das einer Schaukel gleichende Syſtem der zwei Parteien Vorbedingung; ein ſolches Syſtem ſetzt Parteidiſziplin voraus, für die in Frankreich der Wurzelboden fehlt. Darum werden die Miniſterien es vorläufig zu keiner größeren Lebensdauer bringen. Die Verfaſſung ſagt zwar nur, daß das jeweilige Kabinett den beiden geſetzgebenden Kammern verantwortlich ſei, aber dieſe haben in der Budgetverweigerung ſtets ein Mittel, es zum Rücktritt zu zwingen. Die Miniſterien folgen ſich und ſie gleichen ſich. Wie in den Kammern, ſo fehlen auch in den Miniſterien die ſchöpferiſchen, bahnbrechenden Geiſter, ja, es fehlen ſogar die jeweils für ein Miniſterium vorgebildeten Fachmänner; das nennt der Akademiker Emile Faguet in ſeinem bekannten Buche „Die Herrſchaft der Unberufenen“ (le régime de l'incompétence). Aber trotzdem iſt Frankreich unter dieſem Regierungsſyſtem nicht ganz ſo übel gefahren, als man von vornherein befürchten ſollte. Einmal bleibt bei jedem Wechſel die geſchäftskundige Beamtenſchaft und erhält die Stetigkeit im ſtaatlichen Betriebe. Zum anderen verſtehen es auch die neuen Männer, ſich erfolgreich einzuarbeiten. Den meiſten Franzoſen iſt die Fähigkeit für politiſches Denken und Auftreten eigen. Schon 1790, als es noch an jeder Überlieferung fehlte, haben ſie den Beweis dafür erbracht. Der Genfer Dumont, der England wie Frankreich ſehr gut kannte, ſchrieb damals: „Wenn man in London und Paris hundert Leute in den Straßen anhielte und aufforderte, die Regierung des Landes zu übernehmen, ſo würden neunundneunzig in London es ablehnen und ebenſo in Paris neunundneunzig dazu bereit ſein; denn ein Franzoſe vermeint, mit etwas Eſprit aller Schwierigkeiten Herr zu werden.“ Dieſes Selbſtvertrauen iſt nicht verloren gegangen.

Das Deputiertenhaus genießt bei aller Macht nur ein geringes Anſehen. Schon Gambetta nannte die Abgeordneten sous-vétérinaires, und ſie ſind ſeitdem nicht in der Achtung geſtiegen. Ihrem Tun und Treiben ſieht das Land gleichgültig zu; hin und wieder macht ſich einmal der Unmut darüber Luft, wie vor einigen Jahren in einem Wahlkreis des Südens, der den Flieger Védrines als Kandidaten aufſtellte. Zuſtändige franzöſiſche Kritiker erklären, daß ſich die Kammer aus Dunkelmännern zuſammenſetzt. Nur wenige Induſtrielle oder Kaufleute ſitzen darin, noch weniger Landwirte, obwohl von den 38 Millionen

Einwohnern 24 auf das Land entfallen. Das Übergewicht der Juriſten, im beſondern der Rechtsanwälte, wird beklagt, verſpottet, als Landplage empfunden. Außer ihnen gehören viele, zu viele Ärzte, ferner Lehrperſonen (vom Dorfſchullehrer bis zum Hochſchulprofeſſor), Journaliſten, verabſchiedete Beamte dem Parlament an. Vor drei Jahren ſaßen in der Kammer (unter 697 Deputierten) 300 Advokaten und beinahe 80 Ärzte; viele von ihnen, wenn nicht die meiſten, waren vermutlich Berufspolitiker, deren Eigennutz bei der Arbeit für das allgemeine Wohl nicht ganz auf ſeine Rechnung kommt. Wenn die Kammer den Kulturſtand, die geiſtige Höhe Frankreichs nur mangelhaft widerſpiegelt, ſo iſt daran das allgemeine Wahlrecht ziemlich unſchuldig. Man muß nach anderen Gründen dafür ſuchen. Wo, wie in England, zwei große Parteien das politiſche Leben beherrſchen, muß jeder von ihnen daran gelegen ſein, ihre beſten Männer in die Geſetzgebung zu bringen; bedeutende Führer machen gleichbedeutende Führer auf der Gegenſeite notwendig. In Frankreich aber zerſplittert ſich die Volksvertretung in zu viele Gruppen. Die Wahl liegt faſt ausſchließlich in den Händen von örtlichen Ausſchüſſen. Dieſe Drahtzieher kümmern ſich ſelten um das wahre Verdienſt. Männern von Charakter und Tüchtigkeit aber, die ohnehin ihren Beruf nicht vernachläſſigen und ihren Namen unbeſchmutzt erhalten wollen, fällt es nicht ein, ihnen zu ſchmeicheln; ſie kommen dann für die Politik um ſo weniger in Betracht, als ſie Mißtrauen und Beſorgnis einflößen. So erklärt es ſich, daß der berühmte Volkswirtſchaftler Paul Leroy-Beaulieu vom Palais-Bourbon ausgeſchloſſen blieb. Auf die Bezahlung der Mandate kann man die Schuld an ihrer Entwertung nicht ſchieben; auch gegen den Antrag Baudon, die jährliche „Entſchädigung" (indemnité) von 9000 auf 15000 Franks zu erhöhen, erhob das Land keinen Widerſpruch; aber als er in einer einzigen Sitzung durchging, empfanden viele ſchlechtbezahlten Beamten es recht bitter, daß dieſelbe Kammer für ihre Beſchwerden taube Ohren hatte. Schon in der großen Revolution wurden die Volksvertreter bezahlt; unter den Königen ließ man die Bezahlung fallen, führte ſie aber 1848 wieder ein, und unter der dritten Republik hat man ſie auch auf die Senatoren ausgedehnt. Da die Mitglieder der beiden Kammern zu ihrem Lebensunterhalte nicht auf dieſe Gelder angewieſen ſind, ſo hängt von dieſen ihr Eifer, ihre Unabhängigkeit und Würde auch gar nicht ab.

Man darf behaupten, daß das parlamentariſche Syſtem deswegen in Frankreich keine Feſtigkeit und Widerſtandskraft gewinnt, weil die beiden Kammern ihrem eigentlichen Beruf und Namen fremd bleiben. Das iſt die

Geſetzgebung. Aber wie ſoll der Abgeordnete Muße und Kraft finden, um ſich in das Studium von Vorlagen zu vertiefen, wenn er ſeine Tage für den mündlichen und ſchriftlichen Verkehr mit ſeinen Wählern nötig hat, die ihm ihre Wünſche kundtun, oder für Beſuche in den Miniſterien, um dieſe Wünſche durchzuſetzen, oder für die Sitzungen des Hauſes und die Zuſammenkünfte der Partei?! Der Tyrann des Präfekten und der höheren Beamten ſeines Wahlbezirks, iſt er gleichzeitig der Sklave ſeiner Wähler. „Vier Jahre parlamentariſcher Tätigkeit", ſagt der vom Dreyfuß- und Caillaux-Prozeß her bekannte Rechtsanwalt Labori, „haben mich gelehrt, daß die ehrlichen und wohlgeſinnten Leute ſich in nutzloſen Anſtrengungen verzehren. Die parlamentariſche Initiative in betreff allgemeinnützlicher Maßregeln iſt heute gleich Null. Das Parlament arbeitet ohne Regel und Plan, oft ohne Überzeugung; eine parlamentariſche Kontrolle iſt unmöglich; die Abgeordneten ſind von den Miniſterien abhängig, deren ſie dauernd bedürfen, um die Anſprüche ihrer Wähler zu befriedigen und ihnen Gerechtigkeit zu verſchaffen, eine Sache, die bei den jetzigen politiſchen Sitten eine Gunſt geworden iſt; auch die Oppoſition darf ſich mit den Leuten am Ruder nicht gänzlich überwerfen. Zwiſchen Miniſter und Mehrheit entſtehen tauſend Bande gegenſeitiger Dienſtleiſtung und gegenſeitiger Abhängigkeit. Wie ſoll der Abgeordnete unter ſolchen Verhältniſſen die Regierung kontrollieren?" Zwar warten große Aufgaben auf ihre Löſung; aber welches Miniſterium vermöchte bei ſeiner Kurzlebigkeit ein inhaltreiches Programm vorzulegen oder möchte Entwürfe aufſtellen, über die es leicht zu Fall kommen kann? Für die Deputierten bleibt alſo keine andere Arbeit als die Beratung des Budgets, wobei die unverantwortlichen Herren zuweilen mehr bewilligen als die Reſſortminiſter fordern, und wobei ſie immer mehr reden als ſachlich notwendig iſt. Zum Staatshaushalt von 1911 ſind 1351 Reden gehalten worden, davon 363 von der Gruppe der Geeinten, die ſchließlich allein dagegen ſtimmte! Wer die Politiker in franzöſiſchen Romanen kennt, wird erraten, woher die wortreichen und wortfreudigen Parlamentarier kommen: der Süden ſtellt ſie, der Süden, der ein ungebührliches Übergewicht im politiſchen Leben beſitzt. In ſeinem Buche „Die Zukunft des Patriotismus" hat Herr de Contenſon dargetan, daß die nördliche Hälfte Frankreichs, die mit 77 v. H. am Volksvermögen, mit 61 v. H. an der Bevölkerung beteiligt iſt, von 1900—1909 durch ihre parlamentariſchen Vertreter nur mit 23 v. H. an der Macht teil hatte. Es bleiben für die Abgeordneten auch die Interpellationen. Vom Dreyfußprozeß

her iſt noch in friſcher Erinnerung, wie leicht und wie gern der Interpellant zum Denunzianten wird, ein abſtoßendes Schauſpiel für die Freunde Frankreichs und der Republik. Ich frage mich, ob die Kammer von heute eine Volksvertretung im vollen Wortſinne heißen darf, ob ſie der Ausdruck deſſen iſt, was die Nation empfindet und wünſcht. Schon ihre Erwählung nötigt, daran zu zweifeln. Sie kommt unter dem Druck der Behörden und zuweilen mit Fälſchungen zuſtande, und dieſe Verſtöße gegen Ordnung und Recht werden durch die Wahlprüfungen nicht wieder gut gemacht; denn rückſichtslos erklärt die Mehrheit, allem Einſpruch zum Trotz, die Wahlen ihrer Mitglieder für gültig, die der Gegenſeite, wenn ſich eine Handhabe bietet, für ungültig. Aber auch in ihrer Tätigkeit gibt die Kammer kein Spiegelbild des Landes ab. Nach der Geſchäftsordnung kann ſich ein Mitglied bei Abſtimmungen durch ein anderes Mitglied vertreten laſſen, ſo daß 1911 (wie das „Écho de Paris" berichtet) das Geſetz über die Altersverſicherung der Arbeiter mit 502 gegen 5 Stimmen durchging, obſchon nur 30 Deputierte anweſend waren! Hat der Bevollmächtigte einen ſachlichen Irrtum begangen, ſo kann ſein Auftraggeber, um ſich etwa vor ſeinen Wählern zu rechtfertigen, den Irrtum berichtigen; aber die urſprüngliche Abſtimmung par procuration und das dadurch herbeigeführte Ergebnis bleiben beſtehen. Da erkennt ſich vielleicht die Kammer ſelbſt in ihren Beſchlüſſen nicht wieder, wie ſollte es ſeinerſeits das franzöſiſche Volk?! Recht zeitgemäß erſcheint auch heute noch, angeſichts des geſchilderten Zuſtandes, der feine Spott Moltkes (Einleitung zur Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges) über das Parlament von 1870: „Die franzöſiſche Nation erfuhr aus dem Munde ihrer Vertreter, daß ſie den Krieg wolle."

Von dem Mitarbeiter einer weſtdeutſchen Zeitung ſtammt die Anſicht, nach dem Weltkriege werde es in Frankreich nur zwei Parteien von Belang geben, die der beiden Flügel. Das dürfte richtig ſein, wenn man den Gegenſatz zwiſchen ihnen nicht im Politiſchen ſucht, wenn man unter der Rechten keine Vereinigung von rückwärts gerichteten Lobrednern alter Zeit, von Verteidigern überlebter Verfaſſungszuſtände, nationalen Dünkels und engherziger Abſchließung verſteht, und unter der Linken keine Schar von Anhängern einer Weltverbrüderung, von einſeitigen rückſichtsloſen Vorkämpfern der roten Internationale. Die parlamentariſche Lage wird von dem ſozialen Gegenſatz beſtimmt werden. Bis heute iſt nicht viel geſchehen, um einen Ausgleich zwiſchen den Forde-

rungen der Arbeiter und den Anſprüchen der beſitzenden Klaſſen zu finden, um das Gleichgewicht der innern Kräfte herzuſtellen. Darin wird der gegenwärtige Krieg vermutlich Wandel ſchaffen. Von welchen Idealen wurde bis heute das politiſche Leben in der dritten Republik beherrſcht? Nach dem Kriege von 1870 lag die Trauer um den Verluſt Elſaß-Lothringens auf allen Gemütern; kein Zeitungsſchreiber wagte es, mißbilligend daran zu rühren, kein Staatsmann die Hoffnung auf die Wiedergewinnung der verlorenen Landesteile zu verleugnen. Nun, wo das Reichsland ſich zum Deutſchtum bekannt hat und die Hetzer, die es als franzöſiſch geſinnt verſchrieen, losgeworden iſt, wird man ſeitens der Republik die Widerſtrebenden ihrem Schickſal überlaſſen. Früher hat es gutmütige Deutſche gegeben, die uns einreden wollten, daß der Gedanke an Rache aus Frankreich verſchwunden ſei. Voreilige Selbſttäuſchung! Er iſt lange Zeit zurückgetreten vor den Bemühungen um überſeeiſchen Landerwerb, vor dem Ideal des größeren Frankreich. Die nicht zu ſtark bevölkerte Republik hatte keine Leute für Anſiedelungen draußen übrig, aber ſie ſuchte ein Feld für mancherlei Tatkraft. Mit ſtillem Wohlwollen ließ Deutſchland die franzöſiſchen Kolonialpolitiker gewähren, und es würde ſicher in alle Zukunft ihnen freie Bahn laſſen, wenn ſie ſeine Rechte achteten. Warum ſollen ſich die beiden großen Nachbarn überhaupt befehden, warum nicht vielmehr im friedlichen Wettbewerb die Kräfte meſſen oder ſogar dieſe Kräfte zu gemeinſamer Arbeit vereinen?! Warum ſollen wir dies nicht wünſchen, warum es nicht zu hoffen wagen, ſobald nach Friedensſchluß die Wunden zu vernarben beginnen?

Nach dem erſten Einzug der Deutſchen in Frankreich, vor hundert Jahren, der allenthalben, auch im Gemüte der Menſchen, ſeine tiefen Spuren hinterließ, haben die beiden Völker doch bald ein erträgliches Einvernehmen hergeſtellt und jahrzehntelang erhalten. In bekannter und von ſeinen Gegnern oft verkannter Beſcheidenheit räumte das noch ungeeinte Deutſchland den Franzoſen die Überlegenheit in der Kunſt, im Kunſtgewerbe, in der wechſelnden Tagesmode, in der Politik, in der Weltgeltung ein. Und doch erlebte man Vorgänge, die Frankreichs verwundbare Stellen offenbarten und ſeinen Stolz verletzten; es genügt, an den verdrießlichen Zwiſchenfall des engliſchen Miſſionars Pritchard zu erinnern. Aber das Friedensbedürfnis, die Freude an friedlicher Arbeit überwog die kriegeriſche Eiferſucht. Auch nach der zweiten Invaſion, dem deutſch-franzöſiſchen Kriege, wäre allmählich dauernde und völlige Ruhe eingetreten, wenn nicht die zügelloſe oder käufliche

Preſſe, wenn nicht die ehrgeizigen Politiker es vorteilhaft gefunden hätten, ſie immer wieder zu ſtören. Nicht in der Staatsform liegt eine Friedensgewähr. Wenn es früher geheißen hatte: „Das Kaiſerreich iſt der Friede", ſo meinte nach 1870 alle Welt: „Die Republik iſt der Friede". Vielleicht iſt ſie es wirklich, aber dann nur als ſoziale Republik. Das wird das neue ſtaatliche Ideal ſein, das dem franzöſiſchen Volke zu verwirklichen bleibt. Freilich nicht die république sociale universelle, der Traum überwundener Zeiten. Um ſeinen Anteil an der Macht zu bekommen, wird das franzöſiſche Proletariat die Landesgrenzen und ſeine völkiſche Zugehörigkeit gelten laſſen müſſen. Wenn es, anſtatt ſeine Säfte aus dem Boden der Heimat zu ziehen, ſich durch einen internationalen Arbeiterbund Halt und Richtung geben wollte, würde es vor innerer Blutleere umſinken. Es wird an den Geſchicken des Vaterlandes ſeinen vollen Anteil haben, dann aber auf ſeine Beteiligung an allen Laſten, Opfern und Verluſten den Anſpruch gleicher Rechte mit dem herrſchenden Bürgertum gründen. „Niemals", ſagt Jean Jaurès in ſeinem gedankenreichen Buche La nouvelle Armeé*, „niemals wird ein Proletariat, welches der Verteidigung der nationalen Unabhängigkeit und damit auch der Verteidigung ſeiner eigenen freien Entwicklung entſagt hätte, die Kraft beſitzen, den Kapitalismus zu beſiegen; und wenn es zum Joch des Kapitals widerſtandslos auch noch das Joch des eindringenden Feindes auf ſeinen Nacken nimmt, wird es nicht einmal die Verſuchung mehr fühlen, ſein Haupt zu erheben." Dieſe von ihrem toten Führer hinterlaſſene Wahrheit hat die franzöſiſche Arbeiterpartei begriffen, wie der Verlauf des Weltkrieges zeigt. Sie hat ihre Pflicht erfüllt, und nach dem Feldzuge wird ſie ihre Rechnung vorlegen. Wer will ihr den Machtzuwachs weigern? Wenn ſie der Gefahr vorbeugt, von gewiſſenloſen Strebern aus ihren eigenen Reihen hintergangen zu werden, hat ſie genug Kraft, dem künftigen Frankreich andere, ſoziale Aufgaben zu ſtellen, das ſtaatliche Leben mit neuem Geiſte zu erfüllen, das Bürgertum aus ſeiner Gleichgültigkeit zu reißen, Finanz und Preſſe in ihren geſetzlichen Schranken zu halten. Auf dieſem Wege wird es möglich, Parlament und Regierung zu überwachen, insbeſondere zu verhüten, daß dieſe beiden Gewalten ihre Vollmachten zum Schaden des Landes mißbrauchen.

* Jean Jaurès, Die neue Armee. In deutſcher Überſetzung. Verlag Eugen Diederichs.

Alfred Amonn
Wir und England

Für unſer Verhalten England gegenüber hat von jeher das Gefühl eine bedeutende Rolle geſpielt. Die Tatſache, daß es in einer langen Vergangenheit an Intereſſenkonflikten von nachhaltiger Bedeutung zwiſchen uns und England gefehlt hat und daß, wo ſpäter ſolche in Sicht kamen, ſie vor dem in unſerem Bewußtſein verankerten hiſtoriſchen Intereſſengegenſatz zwiſchen uns und Frankreich und dem, in neuerer Zeit entſtandenen zwiſchen uns und Rußland zurücktraten, hat es nie recht dazu kommen laſſen, daß wir uns der Notwendigkeit einer verſtandesmäßigen Auseinanderſetzung mit Englands politiſcher Stellung und eines verſtandesmäßig begründeten Urteils über die Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit unſerer Anſprüche mit jener Stellung bewußt wurden. Wir glaubten England lieben zu müſſen, weil es uns nie etwas Ernſtliches zuleide getan hat und weil es ja auch unſer mächtiger, begüterter und angeſehener „Vetter" iſt. Erſt die „herzliche" Freundſchaft mit unſerem erklärten Feinde hat uns an der Angebrachtheit dieſer „Liebe" ein wenig zweifeln laſſen. Indeſſen haben wir uns gewöhnt, jene Freundſchaft für nicht beſonders gefährlich zu betrachten, ſofern wir unſeren „Vetter" nur von der Aufrichtigkeit unſerer Liebe zu ihm zu überzeugen vermöchten. An diesbezüglichen Verſicherungen haben wir es nie fehlen laſſen. Ihnen auch die überzeugende Tat folgen zu laſſen, waren wir gerade unmittelbar vor Ausbruch des Krieges ſehr nahe daran.

Heute glauben wir, England haſſen zu müſſen. Wie früher Apoſtel der Liebe, ſo ſind heute Prediger des Haſſes entſtanden, Prediger, die uns den Grund, die Zweckmäßigkeit und die Notwendigkeit unſeres Haſſes gegen England klar machen wollen. Der Grund unſeres Haſſes iſt dabei nicht ſo ſchwer einzuſehen. Man haßt das, was man nicht verſteht, was einem fremd iſt, was dem eigenen Empfinden und Verſtändnis ſo vollkommen zuwiderläuft, daß man es nicht begreifen kann. Unſer Haß gegen England iſt nichts anderes als die natürliche Reaktion gegenüber einem Verhalten, für das wir keine, unſeren Empfindungen, Anſchauungen und Beſtrebungen entſprechenden und von da heraus zu verſtehenden Gründe finden zu können vermeinen. Unſer Haß gegen England iſt alſo einem Mangel unſererſeits entſprungen,

einem Mangel an Verſtändnis für die das politiſche Verhalten Englands uns gegenüber beſtimmenden Gründe, oder, wie man es nennen kann und genannt hat, aus unſerem Mangel an politiſchem Sinn. Aber daraus geht ſchon hervor, daß man die gepredigte Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit des Haſſes ſtark in Zweifel ziehen muß. Daß wir England haſſen, iſt etwas Gegebenes, daß wir es haſſen ſollen, haſſen müſſen, daß der Haß das Um und Auf unſerer Beziehungen zu England ſein ſoll und unſer Verhalten ihm gegenüber beſtimmen muß, iſt eine Forderung, die wir in unſerem eigenen Intereſſe nicht ſo ohne weiteres hinnehmen dürfen. Es iſt vielmehr durchaus in unſerem eigenen Intereſſe, wenn wir uns das Verhalten Englands uns gegenüber zu verſtehen bemühen und aus einem ſolchen Verſtändnis heraus unſer Verhalten ihm gegenüber beſtimmen.

An ſolchen Bemühungen hat es nun keineswegs vollſtändig gefehlt. Es iſt keine Frage, die uns in der Kriegsliteratur ſo oft begegnet und immer von neuem wiederkehrt, wie dieſe: „Warum hat uns England den Krieg erklärt?“ — „Warum iſt England unſer Feind geworden?“ Aber auch keine, die in ſo verſchiedener Weiſe beantwortet worden iſt wie dieſe. Das zeigt eben jenen Mangel an Verſtändnis und darin liegt ein Hauptgrund für die Entſtehung unſeres Haſſes. Das plötzliche Eingreifen Englands in den Krieg gegen uns hat uns in einem hohen Grade überraſcht, iſt uns faſt völlig unerwartet gekommen, denn wir ſahen keinen Grund, weshalb England gegen uns Krieg führen ſollte. Unſer ganzes Verhalten England gegenüber in all den Jahren vor dem Krieg war ja gerade beſtimmt durch die mehr oder weniger ungeprüft hingenommene Vorausſetzung, daß es keinen ernſtlichen Grund gäbe, ja im Grunde geben könne, weshalb wir mit England und England mit uns Krieg führen ſollten. Es hatte alſo zunächſt den Anſchein, als ob England überhaupt keinen wirklichen, in einem objektiven Streitgegenſtand verkörperten Grund zu einem Eingreifen in den Krieg gegen uns gehabt hätte, ſondern aus lauter Neid und Bosheit an die Seite unſerer feſtländiſchen Feinde getreten ſei, alſo reine Gefühlspolitik getrieben habe. Daraus dann die Erbitterung, der Haß gegen England, den „falſchen Freund und Verräter“.

Mit Frankreich und Rußland war es anders. Wir wußten, Frankreich würde jede Gelegenheit, die ihm die Ausſicht böte, Elſaß-Lothringen zurückzuerobern und die durch den ſiebziger Krieg erlittene Einbuße an Ruhm, Anſehen und Einfluß wieder gut zu machen, ergreifen, und wir konnten das verſtehen. Daß Rußland nach der Vorherrſchaft auf dem

Balkan ſtrebe und nach einem Stützpunkt in der Adria oder nach einem freien Zugang ins mittelländiſche Meer, war uns ebenfalls von vornherein bekannt. Und wir können begreifen, daß man um dieſer Streitobjekte willen bei einer günſtigen, erfolgverſprechenden politiſchen Konſtellation einen Krieg riskiert, beſonders wenn noch innere politiſche Gründe die Öffnung eines Ventiles nach außen hin geboten erſcheinen laſſen. Aber was wollte England?

Es iſt klar, daß jene urſprüngliche Auffaſſung über das Eingreifen Englands nicht befriedigen konnte. England hat nie Gefühlspolitik getrieben. Man mußte alſo ſchon nach einem wirklichen, triftigeren Grunde ſuchen, der das Verhalten Englands in dieſem Fall beſtimmt haben mag. Gewiſſe häufige Äußerungen engliſcher Stimmen und die Betrachtung des tatſächlichen politiſchen Verhaltens der verantwortlichen Staatsmänner in der Geſchichte der Entwicklung des engliſchen Kolonialreiches ließen bald einen anderen Grund als verſtändlicher und maßgebender erſcheinen. England hat nie Gefühlspolitik, aber deſto öfter Geſchäftspolitik getrieben. Alſo muß es wohl der bekannte, wiederholt zum Ausdruck gekommene, immerfort wachſende Geſchäftsneid des engliſchen Kaufmanns geweſen ſein, der England an die Seite unſerer feſtländiſchen Gegner geführt hat. Nur überſieht man hierbei *eines*, das die engliſchen Staatsmänner, wenn ſie derartige Geſchäftspolitik hätten treiben wollen, unmöglich überſehen haben können, nämlich das ungeheure Riſiko, das mit dieſem Geſchäft verbunden iſt und das die Gewinnausſicht mehr als paralyſiert. Das muß trotz der kalkulatoriſchen Formel, mit der *Grey* das Eintreten in den Krieg gegen uns rechtfertigte und deren *Inhalt* doch ein ganz anderer als rein kaufmänniſch-geſchäftlicher war, im Auge behalten werden. Es wäre ein Spekulationsgeſchäft geweſen, bei dem zwar auf der einen Seite ein ſchöner Gewinn winkt, durch das man aber auf der anderen Seite auch alles, was man beſitzt, verlieren kann. Um ein ſolches Spekulationsgeſchäft einzugehen, muß man erheblich weniger Geſchäftsverſtand haben, als es bei den Engländern der Fall iſt. Andere ſahen den eigentlichen Grund für das Eintreten Englands in den Krieg in dem Fehlen großer poſitiver Ziele in der engliſchen Außenpolitik und der daraus hervorgehenden Schwäche der dieſe Politik leitenden Staatsmänner oder in der unausweichlichen Folge eingegangener Verträge und in ähnlichem. Nur *ein* Grund wurde merkwürdigerweiſe wenig berührt und beachtet, der ſonſt der nächſtliegendſte und ſelbſtverſtändlichſte für das Eintreten in einen Krieg iſt, nämlich ein rein *politiſcher* Intereſſengegenſatz. Ja, man betrachtete

es eben von vornherein auf Grund jener vor dem Kriege herrſchenden Anſicht, daß es eigentlich keinen realen politiſchen Intereſſengegenſatz zwiſchen Deutſchland und England gebe, vielfach als ausgeſchloſſen, daß es politiſche Intereſſen ſein könnten, die England zum aktiven Eingreifen in den Krieg gegen uns bewogen hätten. Und doch kann das Verhalten Englands am beſten aus politiſchen Gründen verſtanden und eingeſehen werden, wenn man ſich nur einmal von der, einer gewiſſen politiſchen Kurzſichtigkeit entſprungenen Anſchauung, daß keine realen Intereſſengegenſätze Deutſchland und England politiſch voneinander trennten, befreit hat.

Dieſe Anſchauung, daß es zwiſchen England und Deutſchland keinen politiſchen Intereſſengegenſatz gebe, der nicht bei einigem guten Willen auf beiden Seiten durch friedliche Mittel ausgetragen werden könnte, ſondern notwendig den Keim des Krieges in ſich trüge, hatte die merkwürdige Eigenſchaft, daß ſie richtig und nicht richtig zugleich war. Sie war richtig, inſofern man nur die unmittelbare Gegenwart und eventuell noch die allernächſte, gerade offen vor uns liegende Zukunft ins Auge faßte, ſie war falſch und irreführend, wenn man den Blick etwas weiter in die Zukunft richtete. Das heißt: ein Intereſſengegenſatz iſt zwar noch nicht unmittelbar vorhanden geweſen oder offenbar geworden, ſchlummerte aber im Keime ſchon ſeit langem im Schoße einer nach allem Vergangenen als notwendig vorauszuſehenden Entwicklung. Es beſtand alſo zwar kein offener, wohl aber ein latenter Gegenſatz, der früher oder ſpäter in einer näheren oder ferneren Zukunft notwendig einmal hätte aktuell werden müſſen. Und dieſer Gegenſatz iſt kein anderer als der zwiſchen der Tatſache der engliſchen Vorherrſchaft und unſerem Anſpruch auf Gleichberechtigung und gleiche Geltung zur See und in der Weltpolitik.

Englands Vorherrſchaft zur See und ſeine überlegene Stellung in der Weltpolitik iſt das Ergebnis der geſchichtlichen Entwicklung des vergangenen Jahrhunderts. Sie war eine durch dieſe geſchichtliche Entwicklung feſt begründete und faktiſch von niemanden beſtrittene Tatſache. England hat von dieſer Machtſtellung, wie man weiß, auch ausgiebigen Gebrauch gemacht. In der Kolonialpolitik aller Länder können reichliche Belege hierfür gefunden werden. Dieſe Machtſtellung Englands kam insbeſondere darin zum Ausdruck, daß es in den letzten 30 Jahren ſozuſagen ſouverän über die Vergebung von nicht ſchon unter ſeiner Herrſchaft ſtehenden Kolonien unter die darauf Anſpruch erhebenden Staaten verfügte. Es beſtimmte, wann und wo und wie und in welcher

Form ſich ein anderer Staat eine Kolonie erwerben oder nicht erwerben durfte. Die ganze internationale Kolonialpolitik ſtand mit einem Worte unter dem beherrſchenden Einfluß, unter der Kontrolle Englands. Und in den letzten zehn Jahren kehrte dieſe Weltpolitik Englands immer mehr und immer auffälliger und offener ihre Spitze gegen Deutſchland.

Deutſchland hat bisher mit dieſer Machtſtellung Englands als mit einer Tatſache gerechnet, die vorläufig nicht wohl zu erſchüttern wäre. Deutſchland hat die tatſächliche Vorherrſchaft Englands zur See und in der Welt zwar nie als eine rechtmäßige anerkannt, ſie aber auch nicht ausdrücklich beſtritten. Es hat, ſoweit ſeine eigenen Intereſſen in Frage kamen, verſucht, gegen dieſe Machtſtellung Englands anzukämpfen, wie man weiß, mit wenig Erfolg oder auch nur Ausſicht auf Erfolg. Im Gegenteil, dieſe Stellung Englands wurde dadurch nur noch mehr gefeſtigt, ja durch Gewohnheit und „Präjudiz", dieſe ſonderbare engliſche Rechtsquelle, faſt zu einer faktiſch anerkannten. England ging ſogar noch weiter. Geſtützt auf dieſe ſeine Vorherrſchaft zur See ſuchte es ſich die politiſchen Gegenſätze zwiſchen den Feſtlandsmächten zunutze zu machen und auch in der europäiſchen Feſtlandspolitik eine führende Stellung zu gewinnen. Dieſe ſollte umgekehrt wieder ſeine See- und Weltherrſchaft feſtigen. England war nahe daran, dieſes Ziel zu erreichen. Die ganze Ententepolitik lief darauf hinaus, und bei der Löſung der Balkanfrage nach dem Balkankriege zeigte es ſich deutlich, wie weit England damit ſchon gekommen war.

Deutſchland ſtand vor der Frage, entweder ſich auch *damit* abzufinden und die engliſche Machtſtellung zur See und Führerrolle in der Weltpolitik für die Zukunft ſogar direkt und offen anzuerkennen, worauf es bei der ganzen Ausgleichs- und Vertragspolitik der allerletzten Zeit vor Ausbruch des Krieges hinauskam, oder ſeinen Anſpruch auf Gleichberechtigung zu Land und zur See offen anzumelden und damit die politiſchen Anſprüche Englands auf dem Feſtland und ſeine tatſächliche politiſche Stellung zur See und in der Welt ausdrücklich und offen zu beſtreiten. Der nächſte politiſche Konflikt in oder außer Europa mußte Deutſchland vor die Notwendigkeit einer ſtrikten Entſcheidung ſtellen. Und dies war der öſterreichiſch-ſerbiſche Konflikt. Deutſchland konnte den Verſuch Englands, Öſterreich in dieſem Konflikt, der ſchon von Anfang an ein öſterreichiſch-ſerbiſcher und öſterreichiſch-ruſſiſcher zugleich war, ſeine Vermittlung aufzuzwingen, unterſtützen oder abweiſen. Unterſtützte es ihn, ſo hätte England, was es anſtrebte, erreicht gehabt, eine unbeſtrittene Führer- und Vermittlerrolle in der Feſtlandspolitik. Trat

Deutſchland dieſem Verſuch Englands entgegen, dann war *dieſes* Streben Englands geſcheitert.

Aber das hätte für die engliſche Vorherrſchaft zur See und in der Weltpolitik noch nichts bedeutet und England wäre kaum dieſes Mißerfolges ſeiner feſtländiſchen Beſtrebungen wegen in den Krieg gegen uns eingetreten. Es mußte aber mit der Möglichkeit eines für Deutſchland günſtigen Ausganges des Feſtlandkrieges rechnen. Ein ſolch günſtiger Ausgang mußte für Deutſchland das bringen, was England für ſich erſtrebt hat, die politiſche Vorherrſchaft auf dem Feſtlande. Und, wenn auch nicht unmittelbar, ſo doch in weiterer Folge notwendig auch eine Gefährdung der politiſchen Machtſtellung Englands zur See und in der Weltpolitik. Denn wenn Deutſchland ſich mit dieſer Machtſtellung bisher ohne ernſten Widerſpruch abgefunden und ſeinen Anſpruch auf Gleichberechtigung auch zur See und in der Weltpolitik nicht geltend gemacht hat, ſo hatte dies weſentlich darin ſeinen Grund, daß ſeine ſeit der Reichsgründung errungene Stellung auf dem Feſtland ſelbſt noch nicht geſichert, ſondern von zwei Seiten her arg bedroht und gefährdet war.

Von dieſem Standpunkt aus, alſo im rein *politiſchen* Sinne, muß der Satz Greys verſtanden werden, mit dem er die Teilnahme Englands am Krieg gegen Deutſchland motiviert und begründet hat: England könne durch ſeine Teilnahme am Krieg nicht mehr verlieren, als wenn es ihm ferne bliebe. In der Tat: ſiegte Deutſchland, ſo mußte es mit dem politiſchen Einfluß Englands auf dem Feſtland vollſtändig zu Ende und ſeine politiſche Vorherrſchaft zur See und in der Weltpolitik in einer mehr oder minder nahen Zukunft aufs äußerſte gefährdet ſein, gleichgültig, ob England an dieſem Kriege teilnimmt oder nicht, ob es ſelbſt beſiegt wird oder nicht. Würde Deutſchland beſiegt, ſo könnte ſich England unangefochten in ſeiner Seeherrſchaft und Weltmachtſtellung für eine abſehbare Zukunft behaupten, ja dieſe ſelbſt noch eine weitere Stärkung und Feſtigung erfahren. Und daß Deutſchland beſiegt würde, dafür war natürlich eine größere Wahrſcheinlichkeit gegeben, wenn England ſich mit ſeiner ganzen Macht zu Waſſer und zu Lande aktiv an die Seite der feſtländiſchen Feinde Deutſchlands ſtellte. Für die engliſchen Staatsmänner mußte der Krieg mit Deutſchland in einer näheren oder ferneren Zukunft für unabwendbar gelten. Denn daß Deutſchland, wenn es nur einmal den Rücken auf dem Feſtland frei hatte, ſeinen Anſpruch auf Gleichberechtigung zur See und in der Welt geltend machen würde, konnten ſie als *Staatsmänner* nicht überſehen. Die einmal errungene

und ſo lange Zeit hindurch widerſpruchslos innegehabte Machtſtellung freiwillig aufzugeben, daran konnten ſie als *engliſche* Staatsmänner nicht denken. Blieb alſo nur die Entſcheidung durch die Waffen. *Daher* das nie verſchwindende Mißtrauen Englands gegenüber allen Annäherungsverſuchen von ſeiten Deutſchlands. Und *daher* das Beſtreben Englands, uns auf dem Feſtland politiſch fortgeſetzt in Atem zu halten, die ganze Einkreiſungspolitik.

Die Engländer waren in dieſer Frage entſchieden politiſch weitſchauender als wir. Daß wir für immer auf die Gleichberechtigung mit England und die gleiche Stellung zur See und in der Welt verzichten würden, daran haben wir zwar nie gedacht. Daß aber England jeden Verſuch, dieſem Anſpruch Geltung zu verſchaffen, mit Feindſchaft auf Leben und Tod beantworten würde, daran haben wir ſelten oder nie gedacht. Deshalb die fortgeſetzten und aufrichtigen Ausgleichs- und Annäherungsverſuche unſererſeits, die einen dauernden Erfolg nie haben konnten. Englands Machtſtellung zur See wäre auch im Falle eines für uns günſtigen Ausganges des Krieges mit Frankreich und Rußland allerdings nicht *unmittelbar* gefährdet und bedroht geweſen. Aber die Möglichkeit einer Gefährdung und Bedrohung wäre dadurch bedenklich näher gerückt werden. Der nächſte weltpolitiſche Konflikt konnte ſie zur Tatſache werden laſſen. Ihr wirkſam zu begegnen, wäre dann für England entſchieden ſchwieriger geweſen, wenn Deutſchland ſeinen Standpunkt *mit ſeiner ganzen Macht* hätte unterſtützen können und ſie nicht zum großen Teil auf dem Feſtland gebunden geweſen wäre. So mußte es England aus *militäriſchen* Gründen notwendig für zweckmäßiger und ausſichtsreicher halten, den Krieg, den es für unvermeidlich anſah, jetzt zu führen, im Verein mit ſeinen feſtländiſchen Bundesgenoſſen. Und der *erſte* Anlaß, in ihn eintreten zu können, mußte ihm zugleich der *beſte* Anlaß ſein. Es war die ſcheinbare Verletzung der belgiſchen Neutralität.

England führt dieſen Krieg demnach als *Präventivkrieg*. Es hat die für ſeine Abſichten denkbar günſtigſte politiſche Konſtellation ausgenützt. Man mag in betreff der moraliſchen Beurteiluug des Präventivkrieges denken wie man will, daß er in kluger Ausnutzung von in bezug auf Zeit und Umſtände günſtigen Gelegenheiten die Ausſicht auf Erfolg vergrößert und inſofern rein politiſch nahe gelegt ſein kann, darf man nicht überſehen. Auch wir hätten es leichter gehabt, wenn wir in richtiger Vorausſicht einmal doch eintretender politiſcher Notwendigkeiten frühere Gelegenheiten ergriffen hätten, um einen derartig

organiſierten Überfall zu verhindern. Dabei wären wir zudem in der Meinung des Auslandes auch moraliſch kaum anders dageſtanden, als es heute der Fall iſt. Für unſere innere Geſchloſſenheit und Widerſtandskraft iſt aber freilich das Abwarten von vielleicht unſchätzbarem Wert geweſen.

Wir können das Vorgehen Englands natürlich von unſerem Standpunkt aus nicht entſchuldigen, wie vielleicht das Vorgehen Frankreichs, dem wir unſer Mitgefühl nie ganz verſagen, da wir ihm ſelbſt ſo ſchwere Wunden geſchlagen haben und es verſtändlich finden, wenn es dem Vergeltungstriebe nachgibt und eine ſo günſtige Gelegenheit, ihn zu befriedigen, mit beiden Händen ergreift. Aber wir müſſen zu verſtehen ſuchen, daß auch *England* wegen *politiſcher Machtintereſſen* Krieg gegen uns führt, aus *politiſchen* Gründen und um *politiſcher* Intereſſen willen in den Krieg gegen uns eingetreten iſt, ja im Grunde ganz *gleichartige* politiſche Ziele dabei verfolgt wie *Frankreich* oder *Rußland*. Frankreich ſtrebt nach Wiedererlangung der feſtländiſchen Machtſtellung, die es vor 1870 inne gehabt und 1870 an Deutſchland verloren hat, einer gewiſſe Vorherrſchaft auf dem europäiſchen Feſtland; Rußland ſtrebt nach allgemeiner Erweiterung ſeines politiſchen Einfluſſes gegen Südoſt- und Weſteuropa zu, beſonders aber nach einer unanfechtbaren Vorherrſchaft auf dem Balkan; England ſtrebt nach allgemeiner Anerkennung und unanfechtbarer Feſtlegung ſeiner tatſächlichen Vorherrſchaft zur See und in der Weltpolitik. Allen dieſen Beſtrebungen ſteht Deutſchland in gleicher Weiſe im Wege. Die Macht Deutſchlands muß alſo gebrochen werden.

Man hat die Politik Englands, das ſich mit Rußland gegen Deutſchland verbündet, als kurzſichtig bezeichnet, aber mit wenig Recht. Deutſchland iſt tatſächlich die für die See- und Weltherrſchaft Englands gefährlichſte Macht. Rußland hätte in abſehbarer Zukunft die Seeherrſchaft Englands, und darauf beruht in letzter Linie ſeine weltbeherrſchende Stellung, nicht ernſtlich gefährden können. England mochte außerdem damit rechnen, daß der militäriſche Erfolg Rußlands gegenüber Deutſchland nicht ſo gewaltig ſein würde, daß die feſtländiſche Machtſtellung Rußlands übermäßig geſtärkt werden könnte. Im übrigen hatte aber England eben nur die Wahl, entweder *jetzt gemeinſam* mit Rußland oder *ſpäter allein* den Krieg um ſeine eigene Machtſtellung mit Deutſchland auszukämpfen. Es war für England eine wenig erfreuliche Wahl, aber die Entſcheidung konnte für ſeine Staatsmänner doch kaum zweifelhaft ſein.

England hat dieſen Krieg ſicher nicht gewünſcht und ihn auch nicht bewußt herbeigeführt, denn ſeine Machtſtellung wäre gerade bei der Fortdauer der beſtehenden politiſchen Zuſtände am beſten geſichert geweſen. Englands Ententepolitik hatte gewiß nicht bewußt den Krieg zum Ziele, ſondern nur einen beſtändigen politiſchen Druck auf Deutſchland, damit dieſes ſeine Gleichberechtigungsanſprüche zur See und in der Weltpolitik nicht zur Geltung bringen konnte. Sie hatte aber den Krieg notwendig im Gefolge, da Frankreich und Rußland den Krieg wollten und eben zu dieſem Zweck die ganze Ententepolitik unter Führung Englands mitmachten. England konnte nun wohl oder übel unter dem Geſichtspunkt ſeiner Intereſſen nicht anders, als den Krieg gegen Deutſchland mitmachen. Das mußte ihm als der einzige Weg erſcheinen, auf dem ſeine Politik ihr Ziel, wenn überhaupt, erreichen könne. Auch die bisher unwiderſprochene Annahme, daß England hätte den Krieg verhindern können, wenn es erklärt hätte, ſich unter keinen Umſtänden daran zu beteiligen, iſt kaum zutreffend. Denn in Wirklichkeit konnte es dieſe Erklärung nicht ernſtlich abgeben. Sie hätte ebenſoviel Bedeutung gehabt, wie die Kollektiverklärung aller europäiſchen Großmächte bei Ausbruch des Balkankrieges, daß territoriale Eroberungen ſeitens der Balkanſtaaten nicht zugelaſſen würden. Das wußten die ruſſiſchen Staatsmänner und haben es ja bekanntlich auch ausgeſprochen. Nur wir haben von alledem nichts gewußt oder nichts wiſſen wollen.

Sollen wir England haſſen? Mögen wir immerhin! Haß iſt der natürliche Reflex intenſiv empfundener Feindſchaft. Aber das darf uns nicht die Hauptſache ſein, ſondern ganz und gar nur Nebenſache. Und deſſen müſſen wir uns vor allem bewußt werden: Das Gefühl an ſich iſt in dem längſt und hoch über das triebhafte und inſtinktmäßige Anpaſſungsvermögen emporgehobenen kulturellen und geſellſchaftlichen Leben immer ein ſchlechter Berater, dies in noch höherem Grade in der Politik, im praktiſch-politiſchen Verhalten der Völker zueinander, für welches die Forderung des „sine ira et studio“ noch höher einzuſchätzen iſt als für die theoretiſch-wiſſenſchaftliche Betrachtung jenes Verhaltens. Ja man ſollte ſich lieber fragen, ob nicht gerade das Vorwalten des Gefühlsmäßigen in unſerer vergangenen Politik England gegenüber, das Verwandtſchaftsgefühl, der Glaube an das „Blut iſt dicker als Waſſer“, das Nichtwiſſen von in der geſchichtlichen Entwicklung begründeten, durch Freundſchaftsbeteuerungen nicht einfach aus der Welt zu ſchaffenden gefährlichen Gegenſätzen und Spannungen ein

ſchwerer Fehler geweſen iſt. Jedenfalls hat uns dieſes Gefühl der Liebe zum „engliſchen Vetter“ in der Vergangenheit blutwenig gefrommt und das zum Teil gewiß aus dem Erlebnis dieſer Enttäuſchung heraus zu erklärende Gefühl des Haſſes wird uns für die Zukunft wahrſcheinlich noch weniger frommen.

Unendlich wichtiger als der Haß iſt das Verſtändnis, worum es geht. Nicht um wirtſchaftliche Größen und nicht um metaphyſiſche Begriffe, nicht um Handelsbilanzen und nicht um ethiſche Prinzipien, nicht um „Krämergeiſt“ oder „Kriegergeiſt“, nicht um „Händlertum“ oder „Heldentum“, ſo geiſtreich dieſe Antitheſen ſind, ſondern um die politiſche Zukunft Deutſchlands und die politiſche Vergangenheit Englands. Es iſt verderblich, den Glauben zu erwecken, daß „die Zeit der leidenſchaftsloſen, rein intellektualen Stellungnahme einſtweilen und hoffentlich für recht lange vorbei“ ſei, und die Vorherrſchaft der „Inſtinkte“ als „eine der wundervollen Wirkungen dieſes Krieges“ zu preiſen. Nüchternes, kaltes, klares Urteilen iſt jetzt mehr am Platze denn je. Nicht Äſthetik iſt es, was uns not tut, ſondern „Politik“. „Statt des metaphyſiſchen Dunſtes brauchen wir Verſtändnis für Realitäten“, wie dies kürzlich Leopold von Wieſe geſagt hat, und dieſes muß beginnen mit der Erkenntnis, daß „dieſer Krieg durchaus nicht ein geiſtiger oder metaphyſiſcher, ſondern ein immens politiſcher Krieg“ iſt. „Wir bedürfen nicht der Idealiſierung der umkämpften Werte, ſondern ihrer klaren und energiſchen Erfaſſung.“

Dieſer Krieg lag in den nun einmal als reale Potenzen gegebenen politiſchen Macht- und Einflußbeſtrebungen der größten europäiſchen Staaten und Völker notwendig beſchloſſen und dieſe politiſchen Macht- und Einflußbeſtrebungen der Staaten und Völker ſind ſelbſt wieder in gewiſſem Sinne notwendige Folgen oder Ausdrucksweiſen der natürlichen, wirtſchaftlichen, nationalen nnd ſozialen Entwicklung der Staaten und Völker. Das gilt für England in ganz gleicher Weiſe, wie für alle anderen kriegführenden Parteien. Neid und Mißgunſt mögen ja wohl auch mit unterlaufen, aber das ſind Begleiterſcheinungen, nicht politiſche Triebkräfte. Wenn wir uns klar geworden ſind, worum es im Kampfe mit England auf beiden Seiten geht, müſſen wir uns fragen: Haben wir im Ernſte erwarten können, daß England einen Machtbeſitz, den es ein Jahrhundert lang unwiderſprochen beſeſſen hat und der in ſeinem Bewußtſein durch die ſo lange unbeſtrittene Dauer ſich zu einem Rechtsbeſitz gewandelt haben mag, nun freiwillig aufgeben würde? Wir müſſen ihn jetzt beſtreiten, tun wir es nachdrücklich

und unnachgiebig, aber mit jener Ruhe und Leidenſchaftsloſigkeit, die unſerem Bewußtſein von der politiſchen Berechtigung unſerer Anſprüche entſpricht. Es handelt ſich für England um die Behauptung eines ein Jahrhundert alten Machtbeſitzes, für uns um deſſen im Intereſſe eines weiteren Betätigungsſpielraumes für unſer ſtetig wachſendes Volk notwendig gewordene Beſtreitung, für England um die Erhaltung eines ſeinen politiſchen Intereſſen günſtigen status quo, für uns um die Bekämpung eines früher oder ſpäter einmal notwendigerweiſe unerträglich werdenden Zuſtandes. Im Bewußtſein der Verantwortung für die Folgen eines derartigen Krieges haben wir lange genug gezögert und hätten noch weiter gezögert, die Waffen in die Hand zu nehmen, wenn ſie uns nicht in die Hand gedrückt worden wären. Nachdem dies nun geſchehen iſt, dürfen wir ſie nicht früher niederlegen, als wir den Frieden erreicht haben, den wir brauchen. Heute aber tut uns vor allem not eine klare Erkenntnis des Kampfzieles, das nicht ſein kann die bloße Zurückführung des status quo ante, alſo Sicherung unſerer Grenzen und unſeres Staatsgebietes in dem Sinn, daß unſere Feinde uns deren und deſſen Unverſehrtheit in einem Friedensſchluſſe verbürgen, ſondern darüber hinaus für alle Zukunft geſicherte, freie, ungehinderte Entwicklungs- und Wettbewerbsmöglichkeiten auf und über den Meeren. Der Weg dahin aber geht nur über ein beſiegtes England.

Daraus folgt, daß wir Krieg führen gegen das politiſche England und keine Urſache haben, damit einen Feldzug gegen die engliſche Ziviliſation und Kultur zu verbinden. Wir haben die kulturellen und ziviliſatoriſchen Werte Englands ehedem ſehr geſchätzt, und nun ſollen wir ſie auf einmal herabſetzen und als völlig bedeutungslos hinſtellen? „Die engliſche Kultur hat uns nichts zu bieten, aber auch gar nichts!“ habe ich einen geiſtreichen Redner, der zugleich Profeſſor iſt, ſagen hören. Wie? Shakeſpeare und Lord Byron, Newton und Darwin, Francis Bacon und David Hume, engliſche Verfaſſung und Verwaltung, das iſt auf einmal alles nichts? Wertloſer Plunder? Haben wir es nötig, heute zu verleugnen, was wir geſtern hoch geprieſen haben? Ich glaube, das ſteht uns nicht an, wir ſteigen damit nur auf den kulturellen Standpunkt unſerer Feinde herab. Die deutſche Kultur ſteht hoch genug, daß wir ihren Wert nicht dadurch zu betonen brauchen, daß wir fremde Kulturwerte herabſetzen, und wir vergeben uns gar nichts, wenn wir nach wie vor anerkennen, daß uns die engliſche Kultur vor allen anderen fremdnationalen Kulturen manches Wertvolle zur Ergänzung unſerer eigenen nationalen Kultur bieten kann. Die Überlegenheit

der deutſchen Kultur gegenüber anders nationalen Kulturen beſteht ja zu einem großen Teil darin, daß ſie es verſtanden hat, das Wertvolle in fremden Kulturen zu erkennen, es in ſich aufzunehmen und ſich zu eigen zu machen, während dieſe über eine gewiſſe nationale Beſchränktheit und Engherzigkeit nie hinausgekommen ſind. Und eben in dieſer umfaſſenden Entwicklung unſerer Kultur liegt die Begründung unſerer weltkulturellen Miſſion.

Wilhelm Müller
Amerikaniſche Neutralität

Bei dem Zuſammenſtoß, der gegenwärtig die Nationen der alten Welt im furchtbarſten Krieg der Geſchichte auf das Schlachtfeld führt, konnte der große weſtliche Freiſtaat kein gleichgültiger Zuſchauer bleiben. Die Sympathien und Antipathien des Landes waren von Anfang an geteilt, und dies iſt auch jetzt noch der Fall. Alle Elemente der Bevölkerung und die politiſchen Parteien forderten jedoch einſtimmig, daß die Regierung ſtrenge Neutralität zu beobachten habe. Allein bezüglich der Form, in welcher ſich eine ſolche äußern ſollte, wie über die Grenzen des Zuläſſigen und Verbotenen gingen die Meinungen wieder auseinander. Am meiſten machten ſich aber widerſprechende Anſichten geltend über die Berechtigung oder Geſetzwidrigkeit der Ausfuhr von Waffen, Munition und Kriegsbedarf an die kriegführenden Mächte. Die Regierung hat ſich deshalb veranlaßt geſehen, ihren Standpunkt in dieſer Frage klarzuſtellen. In einem diesbezüglichen Schreiben weiſt Staatsſekretär Bryan zunächſt den Vorwurf der Rückſichtnahme auf eine gewiſſe Macht, als die man ſich England zu denken hat, entſchieden zurück. Er erklärt, die Regierung habe unter anderem gegen das Kreuzen engliſcher Schiffe vor Neuyork und japaniſcher Schiffe vor Honolulu Proteſt erhoben, und in beiden Fällen hätten ſich die Kriegsſchiffe der betreffenden Nationen zurückgezogen. Er teilt ferner mit, die Regierung habe gegen die Placierung einer franzöſiſchen Anleihe in Amerika Stellung genommen, die Zenſur der drahtloſen Depeſchen beanſprucht, die von England ausgingen, ein

* Unſer Mitarbeiter, Schuldirektor Müller in Heppenheim, ging bei Beginn des Krieges nach Amerika, um an den Stätten ſeiner früheren Tätigkeit für Deutſchland zu wirken, und ſendet von dort aus dieſen Bericht. Er darf als einer unſerer beſten Kenner amerikaniſcher Verhältniſſe gelten. Vgl. ſeine Bücher: „Amerikaniſches Volksbildungsweſen“ und „Das religiöſe Leben in Amerika“ (Jena, Diederichs). Red.

Geſuch der kanadiſchen Regierung abgelehnt, Kriegsbedarf über Alaska, alſo durch amerikaniſches Gebiet, auf die See zu befördern, und verſchiedentlich gegen die Behinderung amerikaniſcher Kauffahrteiſchiffe im Handel mit neutralen Nationen und Nichtkombattanten der ſtreitenden Mächte erfolgreich Einwand erhoben.

Regierungsfreundliche Zeitungen weiſen auch darauf hin, daß da, wo die Ausführung von Waffen eine Verletzung internationalen Rechtes bedeutete, der Staatsſekretär ſofort vorſtellig geworden ſei. So habe eines der größten Stahlwerke des Landes von einer kriegführenden Macht gegen Ende des Vorjahrs den Auftrag zur Lieferung von Unterſeebooten zum Betrag von 50 Millionen Dollars erhalten. Dem Leiter dieſes Rieſenbetriebs, Charles M. Schwab, ſei jedoch die Weiſung zugegangen, daß auf Grund der Beſtimmungen des internationalen Rechts neutrale Länder für die ſtreitenden Parteien keine Kriegsſchiffe bauen dürften. Obſchon Unterſeeboote nicht erwähnt würden, ſo dienten ſolche doch Kriegszwecken, von einem Bau derſelben auf amerikaniſchen Werften könne deshalb keine Rede ſein. Mr. Schwab ſah ſich hierauf veranlaßt, von einer Ausführung dieſer gewinnbringenden Beſtellung Abſtand zu nehmen.

Die überwiegende Mehrheit amerikaniſcher Blätter vertritt ohne Rückſicht auf ihre Parteizugehörigkeit die Anſicht, daß der Standpunkt des Staatsſekretärs im Hinblick auf die geſchichtliche Tradition der Vereinigten Staaten und ihre politiſchen Grundſätze vollkommen gerechtfertigt erſcheine. Die Stelle, die ſich auf die Ausfuhr von Waffen bezieht, wird jedoch von verſchiedenen politiſchen Führern, von Körperſchaften und Blättern beanſtandet. Der Staatsſekretär ſchreibt: „Die Regierung hat keine Macht, den Verkauf von Waffen an kriegführende Nationen zu verhindern. Die Pflicht, den Handel in Kriegsbedarf zu unterſagen, wurde niemals durch das Völkerrecht oder durch geſetzliche Beſtimmungen den Neutralen auferlegt. Es iſt nicht Sache der neutralen Mächte, ſondern der auf der See operierenden Parteien, zu verhindern, daß Konterbande ihren Feinden zugeführt werde.“

Den aus Deutſchland oder Öſterreich-Ungarn ſtammenden Bürgern des Landes wird in dem Schreiben erklärt, daß die amerikaniſche Regierung in Erfüllung ihrer Pflicht als neutrale Macht nicht verbunden ſei, den Handel mit Kriegsbedarf zu verhindern. Der Staatsſekretär ſagt hierüber: „Es wäre eine nicht neutrale Handlung, ein Akt der Parteiergreifung für eine beſondere Macht, eine ſolche Politik zu verfolgen — ſelbſt wenn die Regierung Macht hätte, es zu tun. Wenn Deutſchland

oder Öſterreich keinen Kriegsbedarf von dieſem Lande einführen können, ſo iſt dies kein Grund dafür, daß Amerika ſeinen Markt den Verbündeten ſchließen ſoll. Die Märkte dieſes Landes ſtehen zu denſelben Bedingungen der ganzen Welt, jeder Nation, den Kriegführenden, wie den Neutralen offen."

In der amerikaniſchen Rechtspflege werden Entſcheidungen im hohen Maße im Hinblick auf Präzedenzfälle getroffen. Dies geſchieht nicht nur in der zivilrechtlichen Praxis, ſondern auch bei Streitigkeiten zwiſchen einzelnen Staaten der Union und ſelbſt da, wo die Beziehungen zu auswärtigen Mächten in Betracht kommen. So wird denn auch jetzt gezeigt, daß amerikaniſche Verwaltungen bei früheren Gelegenheiten von dem Recht neutraler Staaten Gebrauch gemacht haben, kriegsführende Parteien mit Waffen zu verſehen.

Die Frage wurde auch im Bundesſenat in Waſhington erörtert, und Senator Hitchcock von Nebraska ſtellte einen Antrag gegen die Ausfuhr von Waffen und Kriegsbedarf. Ein Befürworter der Ausfuhr dagegen begründete ſeine Stellung mit einer Bemerkung, die tiefen Eindruck machte. „Es iſt eine Tatſache," ſagte er, „daß die Union bei früheren kriegeriſchen Verwicklungen von andern Nationen Waffen beziehen mußte. Wenn ſie nun jetzt als neutrale Macht ein geſetzliches Verbot gegen die Ausfuhr erläßt, ſo könnten bei möglichen ſpäteren Verwicklungen andre neutrale Nationen daran verhindert werden, Amerika Waffen und Munition zu verkaufen, und dies kann die bedenklichſten Folgen für uns nach ſich ziehen." Dieſer Hinweis trug viel dazu bei, daß im Senat von einem gegen die Ausfuhr gerichteten Erlaß Abſtand genommen wurde.

Auch Vertreter amerikaniſcher Univerſitäten erörterten die Frage. Profeſſor Canfield, Rechtslehrer am Columbia-College, tritt in einem Aufſatz für die Regierung ein und bezeichnet ihre Stellung als unanfechtbar. „Eine neutrale Regierung iſt weder durch das internationale Recht, noch durch Verträge oder beſtehende Geſetze gehalten, Verkäufe an Kriegführende zu verhindern," ſagt er. Und des weiteren: „Wir ſind berechtigt, von den Verbündeten zu fordern, daß ſie nicht den Handel neutraler Nationen ſtören, inſofern er durch das internationale Recht und die beſtehenden Gebräuche geſtattet iſt. Und eine ſolche Forderung bedeutet keinen Bruch der Neutralität unſererſeits, obſchon ſie ausſchließlich Deutſchland zugute kommen würde. Andererſeits können die Verbündeten darauf beſtehen, daß dieſes Land (Amerika), wenn es neutral bleiben will, die im internationalen Recht beſtehende Regel

nicht ſolchergeſtalt ändert, daß der Verkauf von Kriegsbedarf verboten würde. Denn dieſes bedeutete einen tatſächlichen Neutralitätsbruch und in dieſem Falle in augenfälliger Weiſe. Da die Verbündeten die See beherrſchen, würde das Verbot zum Nachteil derſelben führen und nur Deutſchland und Öſterreich zum Vorteil gereichen."

Prof. Canfield weiſt auch darauf hin, daß im ſpaniſch-amerikaniſchen Krieg Deutſchland genau dasſelbe getan habe, was jetzt die deutſche Preſſe in heftigſter Weiſe an Amerika tadle. „Denn in jenem Krieg", ſagt er, „kauften wir Munition von Deutſchland. Sie ging uns zu über Antwerpen, und weder Spanien, das Krieg mit uns führte, noch die deutſche Regierung, die damals augenſcheinlich mit Spanien ſympathiſierte, noch die belgiſche Regierung, die ſtreng neutral blieb, erhob einen Proteſt. Sollte aber nicht die Regel: Tue andern, was du wünſcheſt, daß ſie dir tun, ſo gut für Nationen wie für Individuen gelten?"

Die von Profeſſor Canfield ausgeſprochene Anſicht ſcheint von der Mehrheit des amerikaniſchen Volkes und auch der neuweltlichen Zeitungen geteilt zu werden. Die Wochenſchrift „The Literary Digest" richtete an 440 Blätter die Rundfrage: „Begünſtigen Sie ein geſetzliches Verbot der Ausführung von Kriegsbedarf?" Hierauf antworteten 244 mit „nein", 167 mit „ja" und 29 äußerten keine Anſicht.

Wer mit den Bevölkerungsverhältniſſen in den Vereinigten Staaten vertraut iſt, der kann ſofort wahrnehmen, daß die Stellung, welche die Zeitungen in dieſer Frage einnehmen, von der Nationalität ihrer Leſer beeinflußt wird.

Im Oſten erklären beſonders die in Boſton und Neuyork in engliſcher Sprache erſcheinenden großen Blätter, ein Verbot der Waffenausfuhr ſei ein offenbarer Neutralitätsbruch Amerikas, da dieſes Verbot nur zwei der kriegführenden Nationen zugute käme. Die deutſch-amerikaniſche Preſſe fordert geſchloſſen ein ſolches Verbot. Im Weſten und in den Mittelſtaaten, in denen das deutſche Element ſtark vertreten iſt, wenden ſich auch anglo-amerikaniſche Zeitungen gegen die Waffenausfuhr. In Nebraska mit ſeiner zahlreichen deutſchen Einwohnerſchaft wurde von der Geſetzgebung des Staates ein Proteſt gegen die Waffenausfuhr angenommen. Der in Omaha erſcheinende „World-Herald" beſchuldigte Amerika, die einzige hochziviliſierte neutrale Nation zu ſein, die durch den Verkauf von Waffen und Munition an die kriegführenden Mächte ein Blutgeld verdiene. Das Blatt weiſt auch darauf hin, daß neutrale europäiſche Nationen, ſo Italien, Holland, die Schweiz, Dänemark, Norwegen und Schweden nicht nur die Ausfuhr von Waffen und Muni-

tion, ſondern auch anderer Konterbande, wie Kupfer und Gaſolin, verboten haben.

Wie bereits erwähnt, war es Senator Hitchcock aus Nebraska, der im Bundesſenat in Waſhington als Führer der gegen die Waffenausfuhr gerichteten Bewegung auftrat und ſie mit eindringlicher Beredſamkeit bekämpfte.

Der Standpunkt, den der Staatsſekretär Bryan in ſeinem oben erwähnten Schreiben einnimmt, muß als techniſch richtig bezeichnet werden. Die Waffenausfuhr an die Verbündeten iſt nach den Beſtimmungen des internationalen Rechtes kein Neutralitätsbruch Allein die größten Verbrechen an der Menſchheit ſind ſchon bei peinlichſter Beobachtung des geſetzlich Erlaubten begangen worden. Die Sklaverei war eine vom techniſchen Recht in Amerika gewährleiſtete Einrichtung und von der Verfaſſung anerkannt. Und dennoch erhob ſich der Norden zur Bekämpfung derſelben, ja er ſetzte ſeine Exiſtenz aufs Spiel, um dieſen Schandfleck vom Schild der nationalen Ehre abzuwaſchen. Sollte nicht im gegebenen Falle das techniſch Korrekte doch etwas zum Deckmantel eines ſtark entwickelten Geſchäftsinſtinktes dienen?

Die Haltung der Regierung muß wenigſtens befremden, wenn man ſich früherer von ihr begünſtigter Maßregeln erinnert. Vor zwei Jahren ermächtigte der Kongreß der Vereinigten Staaten den Präſidenten durch einen ihm erwünſchten Beſchluß, die Ausfuhr von Waffen nach Mexiko zu verbieten, damit Amerika nicht zu einer Verlängerung des Krieges in jenem Lande beitrüge. Könnte derſelbe Grund nicht auch zugunſten eines Verbotes der Waffenausfuhr an europäiſche Mächte geltend gemacht werden?

Ebenſo erſcheinen gewiſſe frühere Kundgebungen des Präſidenten und des Staatsſekretärs in einem etwas eigentümlichen Lichte. Letzterer genießt im ganzen Lande den Ruf eines gedankenreichen und überzeugenden Redners. Er liebt es, ſeinen Ausführungen, auch den politiſchen, einen ethiſchen Einſchlag zu geben. In einem ſeiner eindrucksvollſten Vorträge, „Der Friedensfürſt“, erklärte Bryan, die Beilegung der die Menſchen und Völker trennenden Streitfragen, die Herbeiführung eines dauernden Friedens und die Grundlagen einer wahren Kultur könnten nur durch willige Annahme und ehrliche Ausführung der im Evangelium niedergelegten Weiſungen erlangt werden. Es erſcheint deshalb merkwürdig, wenn er in ſeiner amtlichen Stellung eine Maßregel befürwortet, die unter allen Umſtänden den Krieg verlängern und den Friedensſchluß hinausſchieben muß. Allein in ſeinen Vorträgen ſpricht

Bryan als Bürger, während er in ſeinen amtlichen Kundgebungen die ſtaatsrechtlichen Grundſätze des Landes zu vertreten hat. Man kann deshalb zu ſeiner Entſchuldigung annehmen, daß er mit Fauſt ſagt:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt!"

Anders verhält es ſich aber mit dem jetzigen Inhaber des Weißen Hauſes. Kurz nach Eröffnung der Feindſeligkeiten ſetzte derſelbe in einem amtlichen Erlaß einen Tag feſt und erſuchte religiöſe Vereine und kirchliche Gemeinden, an dieſem Tag um Frieden zu beten. Dies tat Wilſon als Präſident und nicht als Privatmann. Nun liegt es nicht in ſeiner Macht, eine Verhütung der Waffenausfuhr herbeizuführen. Wenn er aber in einem von ihm ausgehenden geſetzlichen Dokument, wie dem Brief des Staatsſekretärs, ſeine Zuſtimmung zu derſelben bekundet, ſo ſetzt er ſich doch mit ſeiner Einladung zum Gebet um Frieden in offenbaren Widerſpruch.

Es fehlt nun keineswegs an Kundgebungen gegen die Waffenausfuhr. Die erſte war eine von 28000 Mitgliedern einer Frauenliga unterzeichnete Bittſchrift um Verhinderung des Waffenverkaufs, deren Annahme der Präſident jedoch verweigerte. Infolge des von Senator Hitchcock eingebrachten Beſchluſſes, ſetzte der Senatsausſchuß für auswärtige Angelegenheiten einen öffentlichen Termin an. Eine Anzahl von Bürgern, die mit Hitchcock übereinſtimmen, erſchien bei dieſer Gelegenheit vor dem Ausſchuß. Kongreßmitglied Richard Bartholdt von St. Louis vertrat die in Waſhington begründete Vereinigung zur Sicherung wahrer Neutralität. Profeſſor Frederick Bente ſprach im Namen der die Waffenausfuhr mißbilligenden lutheriſchen Kirchen von Miſſouri und anderer Staaten. Er bemerkte unter anderem, daß Amerika zwar erklärte, auch Deutſchland Waffen liefern zu wollen, aber tatſächlich käme der gute Wille der Union nur den Verbündeten zugute, und die Gerechtigkeit erfordere, daß nicht nur die Abſichten, ſondern auch die Handlungen einer Nation unparteiiſch ſeien. M. J. Engliſh, Präſident der iriſchen Vereinigungen von Chicago, äußerte ſich im gleichen Sinne. Horace L. Brand, Herausgeber der Illinois Staatszeitung, betonte in ſeiner Rede, durch ein Verbot der Waffenausfuhr könne der Krieg innerhalb dreier Monate zum Stillſtand gebracht werden oder müſſe wenigſtens in ein Stadium gelangen, in dem alle Kriegführenden bereit ſein würden, den Kämpfen ein Ende zu machen. Und ein ſolches Verbot würde die Vereinigten Staaten in den Vordergrund bringen als die humanſte, die moraliſchſte und chriſtlichſte Nation.

Ferner richtete Dr. Hexamer, der Präſident des deutſchamerikaniſchen

Nationalbundes, eine Denkſchrift an den Senatsausſchuß für auswärtige Angelegenheiten, in welcher er namens der zwei Millionen Mitglieder dieſes Bundes gleichfalls um Erlaß eines Verbotes der Waffenausfuhr nachſucht.

Von angloamerikaniſcher Seite haben bis jetzt nur die Vertreter philanthropiſcher und religiöſer Vereinigungen gegen den Waffenverkauf Einſpruch erhoben.

Im weiteren Verlauf der Feindſeligkeiten oder nach Beendigung des Krieges könnte ein Fall eintreten, der von den Befürwortern der Ausfuhr noch nicht ins Auge gefaßt wurde. Schon jetzt ſprechen hervorragende Staatsmänner neutraler Nationen die Anſicht und den Wunſch aus, daß Amerika als die mächtigſte neutrale Nation, wie bei den ruſſiſch-japaniſchen Friedensverhandlungen, ſo auch jetzt, das Amt des Schiedsrichters und Vermittlers übernehmen ſolle. In den Vereinigten Staaten ſelbſt gelangte der gleiche Gedanke wiederholt zum Ausdruck. Wenn aber Amerika durch fortgeſetzten Waffenverkauf die Verbündeten begünſtigt, ſo können amerikaniſche Staatsmänner nicht mit dem Bewußtſein vollſtändiger Unparteilichkeit ein ſolches Amt annehmen und es erfolgreich verwalten.

Die verſchiedenen gegen die Waffenausfuhr gerichteten Bemühungen haben bis jetzt keinen nennenswerten Erfolg erzielt. Sie machten im allgemeinen ſo wenig Eindruck, wie die heftigen gegen Amerika gerichteten Ausfälle deutſcher Blätter.

Wenn man ſich aber in Deutſchland mit der von der amerikaniſchen Regierung beliebten Auffaſſung von Neutralität nicht befreunden kann, ſo ſind auch die Organe der öffentlichen Meinung in anderen kriegführenden Ländern mit der Haltung Amerikas keineswegs immer zufrieden. In Rußland beſchuldigt die „Novoye Vremya" die gelbe Preſſe Amerikas, unmögliche Heldentaten deutſcher Soldaten und Heere bis in den Himmel zu heben und dadurch die öffentliche Meinung der neuen Welt gegen Rußland einzunehmen. Das „Journal des Débats" bezeichnet das Verhalten der amerikaniſchen Regierung in dem Dacia-Fall als einen offenkundigen Neutralitätsbruch (den Verbündeten gegenüber). Ja ſelbſt engliſche Blätter haben an der amerikaniſchen Politik zu mäkeln. So beklagte ſich der „Spectator" über „die Gleichgültigkeit, ja die Härte, welche die amerikaniſche Regierung England gegenüber an den Tag lege", und wirft derſelben vor, daß ſie in ihren Maßnahmen weniger von Gefühl und Menſchlichkeit als von ſchnöder Gewinnſucht geleitet werde.

Aus dieſen Äußerungen einer von verſchiedenen Seiten auf ſie eindringenden Mißbilligung ſchöpfen neuweltliche Blätter Troſt. Sie ſagen: Bei zwei gegenſätzlichen Meinungen liegt die Wahrheit oft in der Mitte. Wenn wir nun, wie dies der Fall zu ſein ſcheint, es keiner der miteinander ſtreitenden Mächte ganz recht machen, ſo mag uns dies den Beweis liefern, daß unſere Haltung tatſächlich die richtige iſt.

Wer bei einer Prüfung der jetzigen Weltlage nicht nur die gegenwärtigen Verwicklungen berückſichtigt, ſondern auch die Geſchichte der Vergangenheit ins Auge faßt, der könnte aus derſelben die Ratlichkeit einer ganz anderen Politik, als der zurzeit von der amerikaniſchen Regierung verfolgten, ableiten. In engliſchen Blättern wurde den Amerikanern wiederholt geſagt: „Wir führen dieſen Krieg für euch", d. h. wir bekämpfen den deutſchen „Kriegsherrn" im Intereſſe einer friedliebenden Demokratie. Das Land, in welchem dieſer angebliche Kriegsherr regiert, hat jedoch mit den Vereinigten Staaten ſeit ihrem Beſtehen ſtets in Frieden und Freundſchaft gelebt. Die Macht aber, welche Amerika vor dieſem Kriegsherrn warnt, hat die Union ſchon mehrfach bekämpft und ſchwer geſchädigt, denn ſie iſt die Herrin der See. Sie durchſucht auch jetzt wieder die Schiffe, welche amerikaniſche Häfen verlaſſen. Sie will neutralen Nationen nicht geſtatten, geſetzmäßigen Handel zu treiben. Sie erklärt alles für Konterbande, was ihren Feinden irgendwelchen Nutzen bringt. Sie hat in der Vergangenheit jede Macht bekämpft, welche ihren Handel gefährdete. Sie ſchreibt heute neutralen Völkern vor, wie ſie Handel treiben ſollen, und weiß die Annahme ihrer Beſtimmungen zu erzwingen. Sie ſucht auch jetzt den erfolgreichen Konkurrenten — Deutſchland — zu vernichten, der für wirtſchaftliche Freiheit eintritt und für ſich nur dieſelben Rechte und Freiheiten erwerben will, welche England genießt. Und würde eine Sicherung ſolcher Rechte und Freiheiten auf Grund eines Übereinkommens aller Länder der Deſpotie des „Seeherrn" nicht ein Ende machen und auch Amerika zugutekommen? Wenn man in Amerika dieſe Tatſache ruhigen Blutes und klaren Blickes ins Auge faßte, ſo verflüchtigten ſich alle Hirngeſpinſte von einer Wiederholung napoleoniſcher Schreckensherrſchaft im Fall eines deutſchen Sieges, und man würde zur Anſicht kommen, daß nicht England, ſondern Deutſchland den Amerikanern ſagen könnte: Wir kämpfen dieſen Krieg für euch.

Oreſtes Daskaljuk
Rumäniens Nöte

Es iſt eine der markanteſten Erſcheinungen dieſes gewaltigſten der Kriege, daß ſeine elementare Macht ſich nicht nur jeden Pulsſchlag der von ihm betroffenen Länder unterworfen hat, ſondern daß er weit über die Grenzen des eigentlichen Kampfgebietes hinaus in die Intereſſenſphären unbeteiligter Staaten hinübergriff und ihrem geſamten öffentlichen Getriebe das eiſerne Antlitz der Zeit aufdrückte. Aus den entlegenſten Weltwinkeln bringen uns die Zeitungen täglich die Nachricht leidenſchaftlicher Stellungsnahme, wütender Agitationen, erbitterter Preſſefehden. Und vielleicht iſt das politiſche Leben nirgends ſtärker aufgewühlt, ſtoßen die Gegenſätze nirgends ſchroffer aneinander, als gerade in den durch die Neutralität gebundenen Ländern, in denen naturgemäß die verſchiedenſten Fäden aus dem Lager der kämpfenden Gruppen durcheinander laufen. Das große Ereignis, der Krieg, bewirkte bei den kriegführenden Völkern mit einem Schlage eine Vereinheitlichung der öffentlichen Anſchauungen, die im Feuer der gemeinſamen Not zu einer einzigen gewaltigen Manifeſtation verſchweißt wurden. Alle parteipolitiſchen nnd Klaſſengegenſätze wurden damit faſt unvermittelt auf die einfachſte Formel zurückgeleitet, die es für Streiter geben konnte: den Willen zum Sieg. Auf dieſer Baſis fanden ſich die verſchiedenſten Elemente zuſammen, und was tags zuvor als Wahnwitz hätte gelten können, wurde mit Ausbruch des Krieges eine natürliche und ſelbſtverſtändliche Tatſache.

Anders ſtehen die Sachen bei den Neutralen. Alle Vibrationen der diplomatiſchen Verhandlungen, die Aufregungen des hin- und herwogenden Kampfes, die voraustaſtenden Prognoſen einer zukünftigen Neuordnung nach dem Kriege, wurden mit feinfühligen Nerven aufgefangen, mitgeſchwungen, erzeugten Stimmungen, Befürchtungen, Wünſche, die von keinem Verantwortlichkeitsgefühl geläutert, bald in üppig wuchernden Formen ausſtrahlten.

Vor mir liegen Broſchüren und Zeitungsaufſätze aus der rumäniſchen Hauptſtadt, die, aus verſchiedenen Anläſſen entſtanden, die großen und kleinen Nöte dieſes Balkanſtaates ſpiegeln. Lieſt man die vorgebrachten Themen und ſtellt die gegenſätzlichen Vorſchläge und Forderungen nebeneinander, ſo ſprüht einem eine ſolche Fülle erhitzter Leidenſchaftlichkeit

und parteiiſcher Verbiſſenheit entgegen, daß man betäubt zu der Idylle des heimatlichen Burgfriedens flüchtet. Aus dem Chaos der verknäulten Stimmen wird es ſchwer, das eigentliche Hauptthema in ſeiner urſprünglichen Klarheit herauszulöſen. Und dennoch iſt es denkbar einfach. Es lautet: Beßarabien oder Siebenbürgen mit der Bukowina.

Das große Problem, das Rumänien beſchäftigt, erſchöpft ſich in dieſen zwei Begriffen. In allen Tonarten wird dieſes Motiv mit mehr oder weniger Geſchick und Ehrlichkeit variiert. Die Regierungspolitiker verſchanzen ſich allerdings hinter allgemeinen Redensarten. Sie wollen auch gar nicht eine definitive Feſtlegung ihres Standpunktes riskieren. Seit jeher hatten ſie die glückliche Hand, ihre endgültig präziſierten Forderungen im richtigſten Augenblick zu ſtellen, zu einer Zeit, wo ſie ihrer Erfüllung ſicher ſein konnten. Dieſen Moment halten ſie für noch nicht gekommen.

Das gemeinſame Moment der Sprecher beider Richtungen gipfelt in der Forderung, daß die angeführten Länder, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl von Rumänen bewohnt werden, bei der Regulierung der europäiſchen Karte mit dem Mutterlande wiedervereinigt werden, von dem ſie im Laufe der Geſchichte durch die Ungunſt der Verhältniſſe abgetrennt wurden. Das Programm der rumäniſchen Nationaliſten hat in dieſer allgemeinen Aufmachung zweifellos ein gewiſſes beſtechendes Äußere. Sowohl Beßarabien wie Siebenbürgen und Südbukowina haben eine autochthone Bevölkerung, die ihre nationale Eigenart trotz mannigfacher Schwierigkeiten bewahrt hat und ihren geiſtigen Rückhalt ſtets in dem ſtammverwandten Königreich ſuchte. Ihre Intelligenz hat hüben wie drüben die Beziehungen zu dem Stammlande niemals zerriſſen gehabt und an der ideellen Zuſammengehörigkeit aller rumäniſchen Gebiete feſtgehalten. Aber die Wege und Schickſale, die den beiden abgeſprengten Flügeln des Rumänentums beſchieden waren, ſind von allem Anfang an auseinandergegangen und haben im weitern Verlauf ihrer Entwicklung zu ganz verſchiedenen Reſultaten geführt. Während das ruſſiſche Regime in Beßarabien den Kreis der Freiheiten von Jahr zu Jahr enger zog und den nationalen Widerſtand faſt unmerklich zu brechen verſtand, hat die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie vermöge der ihr eigenen Tendenz, ihre Nationalitäten durch den Wettſtreit untereinander widerſtandsfähiger zu machen, eine Stärkung des rumäniſchen Nationalbewußtſeins bewirkt, die kaum im Königreich ſelbſt übertroffen wird. Allerdings haben die Magyaren in dem Beſtreben, ihren Staat, in dem ſie gegenüber den

fremdnationalen Völkerſchaften in der Minderzahl ſind, immer nationaler auszugeſtalten, vielfach Härten uud Unduldſamkeiten bewieſen, die von den Randvölkern als ſchwere Gewaltakte empfunden wurden. Aber andrerſeits hat gerade dieſer Druck als Gegendruck die nationale Konſolidierung hervorgebracht, die, aus dem Boden früherer Schlaffheit aufwachſend, von dem vorurteilsloſen Beobachter als tatſächlicher Gewinn gewertet werden muß.

In dem Königreich wurden von fleißigen Reportern alle Stimmen ausländiſcher Konnationalen geſammelt und regiſtriert. Da die einflußreichſten Männer Beßarabiens bald nach der ruſſiſchen Okkupation mundtot gemacht waren und ſchon eine Generation ſpäter auch im Volk das Bewußtſein eines Widerſtandes und die Hoffnung auf Befreiung völlig geſchwunden war, blieb von vornherein ein Übergewicht der ſiebenbürgiſchen Klagen beſtehen, zumal die Siebenbürger Rumänenführer Rede und Publikationsfreiheit hatten und auch ungehindert patriotiſche Wallfahrten über die ungariſchen Grenzpfähle machen konnten. Die jüngeren reichsrumäniſchen Politiker, die anfangs noch im Banne des unglücklichen Vertrages von San Stefano ſtanden, verwanden nach und nach den harten Schlag, den Rußland dem Lande verſetzt hatte, und wandten ſich allmählich bei der Ausſichtsloſigkeit, für ihre beßarabiſchen Landsleute etwas zu tun, der ſiebenbürgiſchen Frage zu. Nur die wenigen älteren Staatsmänner, die noch das traurige Jahr 1878 mitgemacht hatten und die dem Lande angetane Schmach nicht vergeſſen konnten, behielten den Blick für die Gefahren offen, denen eine Neuorientierung im Sinne Rußlands entgegenſteuerte. Sie blieben aber immer vereinzelter, und da ihr Einfluß auch bei der Regierung zu ſchwinden begann, war der neuen Richtung bald Tür und Tor geöffnet.

So kam alſo vor etwa anderthalb Dezennien die neue Bewegung auf, die in der „Nationalen Liga" ihr Programm aufſtellte. Profeſſor Jorga bezeichnete auf ſeinen Agitationsreiſen als ihre vornehmſte Aufgabe: Die Befreiung der Rumänen aus dem öſterreichiſch-ungariſchen Joche. Als intereſſanteſtes Detail dieſer Kampforganiſation ſei erwähnt, daß ſie aus der alten „Kulturliga" hervorging, die die beßarabiſche Befreiung in den Vordergrund ſtellte. Eine geſchickte Agitation verſchaffte ihr in ganz kurzer Zeit bedeutende Anhänger und ergriff teilweiſe auch gemäßigtere bürgerliche Kreiſe, die von vornherein bei ihrer Vorliebe für franzöſiſches Weſen für eine anti-deutſche und anti-öſterreichiſche Propaganda einen geeigneten Boden abgaben. Die Angriffe auf Öſterreich gewannen an Intenſität namentlich ſeit dem letzten Balkankriege,

wo die Rumänen über die angeblich unfreundliche Haltung der Monarchie zu klagen berechtigt zu ſein glaubten. Graf Berchthold leiſtete dieſer Verſtimmung noch Vorſchub, indem er den Bukareſter Frieden als einen der Zuſtimmung und Anerkennung Europas und der Reviſion bedürftigen Akt bezeichnete, was von rumäniſch-offizieller Seite entſchieden abgewieſen wurde.

Somit war in die traditionelle Freundſchaft der beiden Staaten eine Spannung gekommen, die auf die breiten Maſſen überſprang und auch die Regierungskreiſe in ihren Bann zog. Die ruſſiſche Diplomatie erkannte frühzeitig ihren Vorteil und nützte ihn nach Kräften aus, indem ſie durch zahlreiche Intrigen und Unterkaufungen den Spalt erweiterte und einen ehrlichen Ausgleich der Gegenſätze hintertrieb. Schon früher hatte ſie es mit denſelben Mitteln fertig gebracht, die allgemeine Meinung Rumäniens von der hundertfach ſchändlicheren Vergewaltigung Beßarabiens ab- und zu den „ſiebenbürgiſchen Problemen" hinzulenken. Geradezu krampfhaft wurden jedoch dieſe Bemühungen ſeit Ausbruch des Krieges, und tatſächlich ſchien eine Zeitlang eine den Zentralmächten feindliche Aktion des Königreichs nahe bevorzuſtehen.

Gleich zu Anfang des Krieges trat die anti-öſterreichiſche Bewegung im ganzen Lande mit rückſichtsloſer Schärfe auf und verlangte offen die militäriſche Beſetzung der rumäniſchen Gebiete Öſterreichs. Nur mit Mühe gelang es König Karol, nur unterſtützt von Peter Carp, die hochgehenden Wogen einigermaßen zu beruhigen. Auf dem Kronrat vom 4. Auguſt in Sinaja wandte er ſich gegen die Interventioniſten und ſetzte die Neutralitätserklärung durch. Auch ſein Nachfolger Ferdinand nahm nach dem Tode ſeines Oheims (10. Oktober) deſſen Politik mit unerwarteter Energie auf. Die am Ruder befindliche liberale Partei, mit dem Miniſterpräſidenten Bratianu an der Spitze, unterſtützte die Politik des Königs und ſtellte ſich auf den Standpunkt einer abwartenden Neutralität. Auch der Führer der Oppoſition, der konſervativen Partei, Alexander Marghiloman ſetzte ſich für eine abwartende Haltung ein, hatte aber in ſeiner eigenen Partei gegen den weitreichenden Einfluß N. Filipescus anzukämpfen, der das Programm einer Angliederung Siebenbürgens vertritt. Während ſich aber die Ausführungen dieſer Parteien in ſachlichen Bahnen bewegten, erklärte ſich Take Jonescu mit der von ihm gegründeten konſervativ-demokratiſchen Partei offen für einen Krieg gegen Öſterreich-Ungarn und eine ſkrupelloſe Ausnützung der Schwierigkeiten der Nachbarmonarchie. Den Werbungen dieſer beiden Führer, von denen übrigens Filipescu dank ſeiner

bedeutenderen perſönlichen Eigenſchaften vom Standpunkt der Zentralmächte gefährlicher iſt als der Schreier Jonescu, gelang es, einen großen Teil der Bevölkerung durch die verlockenden Ausſichten eines Gebietszuwachſes, der das Königreich faſt um die Hälfte vergrößern würde, zu gewinnen.

Einer ſofortigen Intervention ſtellten ſich indeſſen andere Hinderniſſe entgegen. Die Ruſſen verſprachen zwar in Menge uneroberte öſterreichiſche Gebiete, wollten ſich aber zu keinerlei Abtretungen in Beßarabien verſtehen, die vom Kabinett Bratianu gewiſſermaßen als Sicherſtellung gefordert wurden. Zudem war die Haltung Bulgariens von allem Anfang an zweifelhaft. Die unduldſame Behandlung der Bulgaren in der Dobrudſcha, deren Schulen und Kirchen von Rumänien geſchloſſen wurden, hat bald nach Friedensſchluß eine bulgariſche Irredenta hervorgebracht, wodurch das Verhältnis zwiſchen Bulgarien und Rumänien ſtete Trübungen erfuhr. Alle dieſe Momente veranlaßten Rumänien, vorläufig aus ſeiner neutralen Haltung nicht herauszutreten, wenn auch z. B. die Sperrung des Tranſitverkehrs von Ungarn nach Bulgarien ſich als unfreundlicher Akt gegenüber den Zentralmächten darſtellt. (Seit Ende Januar iſt die Ausfuhr von Getreide und Petroleum nach Ungarn wieder freigegeben.) Später mag die erfolgreiche Offenſive der Verbündeten in der Bukowina, namentlich aber die denkwürdige Sitzung der ruſſiſchen Duma vom 9. Februar, worin Saſonow, ſekundiert von Goremykin und dem Kadettenführer Miljukow, in einem Anfall von Offenheit die Balkanziele Rußlands klar umſchrieb, die rumäniſche Regierung vorſichtig gemacht haben. Dennoch konnte damit die Alternative Beßarabien-Siebenbürgen bislang nicht entſchieden werden, und die Parteikämpfe dauern an, wenngleich ihre Form merklich kultivierter geworden iſt.

Für den kühlen, von keiner Parteinahme befangenen Beobachter ſtellen ſich die Verhältniſſe in den beiden ſtrittigen Gebieten folgendermaßen: Die ſüdruſſiſche Provinz Beßarabien mit einem Flächeninhalt von 45632 Quadratkilometern und einer rumäniſchen Bevölkerung von rund $1^1/_2$ Millionen, die ſelbſt nach ruſſiſchen Statiſtiken weit über die Hälfte der Geſamtbevölkerung ausmacht, bildet für Rußland die Brücke nach Rumänien und darüber hinaus nach dem Balkan. Sie iſt in 8 Kreiſe eingeteilt; ihre Hauptſtadt iſt Kiſchenew. Die wechſelvollen Schickſale, die das Land jahrhundertelang zum Schauplatz zahlreicher Völkerzüge machten, fanden im Jahre 1367 einen gewiſſen Abſchluß, als das Gebiet endgültig zur Moldau geſchlagen wurde. Aller-

dings geriet dieſe in die Vaſallenſchaft der Türkei, ein Umſtand, der das innere Verhältnis der beiden Länder zueinander nicht änderte. In der darauffolgenden Periode bildete Beßarabien lange Zeit hindurch ein ſtändiges Streitobjekt zwiſchen Rußland und der Türkei, denen es abwechſelnd durch verſchiedene Verträge (Bukareſter, Adrianopeler uſw.) zugeſprochen wurde. Aus der letzten Geſchichte ſind zwei Verträge von Wichtigkeit: Der Pariſer von 1856, der das Gebiet zwiſchen dem Pruth und Jalpuch und ſüdlich bis zum Trajanswall, darunter die Feſtungen Ismail und Kilia, der Moldau zuerkannte, und der Vertrag von San Stefano, der ſpäter in dem Berliner Vertrag von 1878 korrigiert wurde, worin Rußland nach dem ruſſiſch-türkiſchen Feldzug 1877/78, den es bekanntlich erſt mit rumäniſcher Unterſtützung ſiegreich zu Ende zu führen vermochte, faſt das geſamte reiche Beßarabien im Austauſch gegen die wenig fruchtbare Dobrudſcha erhielt. Dieſelben Gründe, die ſeinerzeit die ruſſiſchen Diplomaten beſtimmten, den rumäniſchen Bundesgenoſſen mit einem Gewaltakt zu überfallen, ſind auch heute unverändert beſtehen geblieben und werden von den Anhängern der beßarabiſchen Befreiungsidee ins Treffen geführt: Die beſonders vorteilhafte Lage, die dem Königreich einen natürlichen Abſchluß gegen die Nordſeite ſichert, das breite Küſtengelände längs des Schwarzen Meeres, das die Überwachung und Ausnutzung dieſes in weit höherem Maße geſtattet, als dies jetzt der Fall iſt, und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, der, von zwei größeren Stromſyſtemen durchquert, zugleich die billigſten Transportbedingungen für ſeine Produkte bietet. Was die nationale Seite der beßarabiſchen Rumänen betrifft, ſo ſtellt ſich ihre Lage ziemlich hoffnungslos dar. Wohl wurde in der Vertragsſchrift volle Freiheit für ihre nationale Entwicklung ausbedungen. Doch kehrte ſich die ruſſiſche Regierung in den folgenden Jahren genau ſo wenig an die Verträge, wie ſie es früher bei allen von ihr unterworfenen Völkern getan hatte. Nach und nach wurde das Land mit einem ruſſiſchen Beamtenperſonal überſchüttet, die Prieſterſchaft, die nie auf ſonderlich hoher Bildungsſtufe ſtand und daher wenig widerſtandsfähig war, gefügig gemacht und ſpäter ſogar als Werkzeug der Ruſſifizierung benutzt, das Schulweſen entnationaliſiert, die rumäniſche Sprache in Kirche, Unterricht und Amt bis auf geringe Reſte faſt vollſtändig unterdrückt. Die Folgen waren die von der Regierung gewünſchten: ſchon wenige Jahrzehnte nachher hörte das nationale Leben zu beſtehen auf. Der Widerſtand war verhältnismäßig ſchneller und gründlicher gebrochen als bei den andern Fremdvölkern Rußlands.

Unvergleichlich günſtiger ſtehen die Sachen bei den öſterreichiſch-ungariſchen Rumänen. Der weitaus größere Teil von ihnen, der als ausſchlaggebender in Betracht kommt, bewohnt Siebenbürgen (ein Areal von 57244 qkm mit ungefähr 2,2 Millionen Einwohnern, während die Südbukowina 0,2 Millionen aufweiſt). Die Geſchichte Siebenbürgens hängt ſeit Jahrhunderten eng mit jener Ungarns zuſammen. Nirgends weiſt ſie jene Verſchmelzung mit den Geſchicken der Fürſtentümer Moldau und Walachei auf, wie ſie bei Beßarabien bis in die neueſte Zeit augenfällig iſt. Im Rahmen der ungariſchen Länder ſtand ſie in bald innigerem, bald lockerem Verhältnis zum Habsburger Reich. National feſtgefügt, durch Sonderrechte im Beſitze einer bevorzugteren Stellung, entfalteten ſich die ſiebenbürgiſchen Rumänen raſcher und ſelbſtändiger als die andern nichtmagyariſchen Nationalitäten. Im Verein mit den zu Koloniſationszwecken herangezogenen Sachſen bildeten ſie frühzeitig die Stütze der Wiener Regierung, während ſie gleichzeitig die ſtärkſten Widerſacher der magyariſchen Beſtrebungen waren. Die endgültige Einverleibung in die ungariſche Krone erfolgte im Jahre 1867, da die ſtaatsrechtliche Verbindung mit Wien (die ſiebenbürgiſche Hofkanzlei) gelöſt, der Sonderlandtag aufgehoben und die ganze Verwaltung der ungariſchen Regierung übertragen wurde. Ein Jahr darauf wurde das Land in 15 Komitate eingeteilt und die übriggebliebenen autonomen Rechte, ebenſo die der Sachſen, beſeitigt. Über die rumäniſchen Gaue ſtrichen die erſten Schatten der magyariſch-nationalen Staatspolitik.

Seit der Erklärung der Union, die dem Magyarentum in Ungarn völlig freie Hand über die andern Nationalitäten einräumte, waren die Magyaren unabläſſig bemüht, ihren jungen Nationalſtaat auszubauen, und die Tatſache, daß ſie in ihrem Reiche in der Minderheit waren, aus der Welt zn ſchaffen. Nach dem Beiſpiel aller ſelbſtändig gewordenen Nationen warteten ſie die normale Entwicklung ihres Staatsweſens gar nicht ab, ſondern verſuchten mit überhaſteten Maßnahmen und zum Teil ungerechten Mitteln ihrer Sehnſucht die Wege zu ebnen. So wurde mancher Fehler begangen und Erbitterung bei den anderen Nationalitäten erregt. Die Rumänen ſetzten ſich gegen alle Anſchläge auf ihr nationales Beſitztum heftig zur Wehr. Anfangs mit den Sachſen, ſpäter, als dieſe, ihr „ſächſiſches Nationalprogramm" aufgebend, zur Regierungspartei übertraten, allein oder im Verein mit den Kroaten und Serben bildeten ſie die eherne Mauer, die der Magyariſierung erfolgreich ſtandhielt. Der Kampf verſchärfte ſich erſt im letzten Dezennium, als durch verſchiedene nationalitätenfeindliche Regierungs-

vorlagen, ſo das berüchtigte Apponyiſche Schulgeſetz (1906) und die Kirchenpolitik, ein breit angelegter Angriff auf die Maſſen unternommen wurde. Die hieraus entſtandenen Konflikte, die ihren Widerhall im rumäniſchen Königreich fanden, haben viel zur Trübung der guten Beziehungen beider Nachbarſtaaten beigetragen.

Dennoch waren die Gegenſätze nie ſo tiefgehend, daß ihre Überbrückung unmöglich erſchienen wäre. Schon die letzten Jahre zeigten beiderſeits den Willen, einen Ausgleich zwiſchen den nationalen Forderungen der Rumänen und der ungariſchen Staatsidee zu ſchaffen, und die Verhandlungen des ungariſchen Miniſterpräſidenten Grafen Tiſza mit den Rumänenführern zeichneten ſich durch ein Entgegenkommen beider Teile bis zu dem Maße aus, daß die oppoſitionellen Parteileiter aus den eigenen Lagern ſich zu Vorwürfen gegen die Unterhändler verſtiegen. Daß die ungariſchen Rumänen aber ſelbſt in den Tagen der ärgſten Kämpfe mit der magyariſchen Regierung nie irredentiſtiſche Anwandlungen hatten, und daß ſie namentlich nie von jener von der reichsrumäniſchen „Nationalliga" ins Werk geſetzten „Befreiungsaktion" etwas wiſſen mochten, bewieſen ſie unzweideutig durch ihre bekannte Loyalitätskundgebung zu Anfang des Krieges, da ſie ihre Treue zu Kaiſer und Reich und ihr unwandelbares Feſthalten an den Geſchicken Öſterreichs vor aller Welt verkündeten.

Wenn alſo im Königreich eine Partei von der Notwendigkeit, die ſiebenbürgiſchen Rumänen dem ungariſchen Joche zu entziehen, ſpricht, ſo macht ſie die Rechnung ohne die Wirte. Die Siebenbürger Rumänen ſind lebenskräftig genug, ihr nationales Eigentum ſelbſt zu ſchützen und zu verwalten. Schon iſt der Boden vorbereitet, auf dem ſich die beiden großen ungariſchen Nationen finden ſollen. Graf Tiſza hat die neuen Richtungslinien in einem hochbedeutſamen Briefe an den Erzbiſchof Metianu in Hermannſtadt, den rumäniſchen Metropoliten in Ungarn, angegeben (veröffentlicht November 1914). Danach verſprach er die Änderung der Volksſchulgeſetze von 1907, die Regelung der Sprachenfrage in den Elementar- und Mittelſchulen, die Zulaſſung der rumäniſchen Sprache im Verkehr mit den ſtaatlichen Behörden und eine Reviſion des Wahlrechtes im Intereſſe der Nationalitäten. Die Neuordnung der beiderſeitigen Beziehungen wird ſicherlich den letzten Reſt des rumäniſchen Mißtrauens beſeitigen und ſie zur Mitarbeit an den großen Aufgaben ihres Vaterlandes veranlaſſen.

Gemeinſame Intereſſen verbanden jahrzehntelang die Zentralſtaaten mit dem Königreich. Damals wußten die Rumänen wohl, welche un-

ſchätzbaren Vorteile ihnen die Freundſchaft Deutſchlands und der Donaumonarchie einbrachte. In Wort und Schrift wieſen ſie auf die große ſlawiſche Woge hin, die ſich von Norden heranwälzte und die vom Slawenmeer umbrandete romaniſche Inſel zu verſchlingen drohte. Die Exiſtenzmöglichkeit des eingekeilten Königreichs beruht einzig auf dem innigen Anſchluſſe an die Zentralmächte. Dieſe ſtärkſte Argumentation hat auch jetzt nichts von ihrer grundlegenden Bedeutung eingebüßt. Was Rumänien von einem ſiegreichen Rußland zu erwarten hat, bekam es durch die Redſeligkeit Saſonows und ſeiner Herolde zu hören. Was Rumänien ein ſiegreicher Zweibund bieten kann, haben ihm die einſichtigſten und ehrlichſten ſeiner eigenen Politiker auseinandergeſetzt. Die Zentralmächte aber können ruhig die Entſcheidung abwarten. Wie ſie auch ausfallen mag, feſt ſteht, daß ſie nicht ausſchlaggebend ſein kann für den Endausgang des großen Ringens.

Umſchau

(Werke, Ereigniſſe, Menſchen)

Frühling Als Belgien erobert war, wanderte die führende Zeitung „L'Indépendence Belge" nach London aus. Sie ſollte dort den Flüchtlingen dienen, aber gleichzeitig auch den Engländern etwas ſagen. Und ſo hat ſie den ganzen Traum von der „großen Offenſive" und der Säuberung Belgiens mitgeträumt, das erſte Mal vor Weihnachten, und dann in der Hoffnung auf den Frühling. Liebe zur Heimat, Hoffen und Frühlingsfreude ehren wir auch beim Gegner. Aber der Frühling ſchimmert uns doch in anderem Licht.

Im Februar ſtand in dieſer belgiſchen Zeitung eine Überſchrift zu leſen: La Revue „Tous à Berlin en Juin", und darunter folgende (hier überſetzte) Auslaſſung: „Die Proben dieſer Revue werden mit Eifer fortgeſetzt, und im Laufe des Mai wird dann zugunſten der belgiſchen Soldaten die erſte Vorſtellung in London gegeben werden. Die 26 Bilder, aus denen ſich das Stück zuſammenſetzt, werden von den beſten belgiſchen und franzöſiſchen Künſtlern geſpielt, und die Balletts, das Ballett ‚Preſſe' und das Ballett ‚Die Alliierten', von den entzückendſten engliſcher ‚Girls' getanzt werden. Mademoiſelle Mathilde Walraf aus Antwerpen, die in den belgiſchen Akademien und Kunſtausſtellungen erſte Preiſe erhalten hat, iſt damit betraut worden, die zahlreichen Dekorationen der ‚Revue' zu entwerfen. Demnächſt werden die reizend illuſtrierten Programme (Karikaturen und Aquarelle) in den großen Londoner Warenhäuſern ausgelegt werden. Natürlich fließt der Ertrag dieſer Programme der Geſamteinnahme zu, und das Ganze wird unſeren Soldaten behändigt werden. In der vergnüglichen Erwartung ‚Alle im Juni in Berlin' zu ſein, werden wohl alle der Première der ‚Revue' beiwohnen." Wir wiſſen nicht, was aus dieſen Plänen geworden iſt, ob die entzückenden Girls ſchon tanzen oder noch warten. Der Mai hat in jedem Falle eine andere Revue in die Straßen Londons hineingetragen.

Geſindel zieht vorüber, Scheiben klirren, Polizei ſteht ratlos. Man ſtiehlt und plündert und ſingt das blöde Lied von Tipperary. Fern in der blauen See iſt das ſtolzeſte Schiff von England geſunken: Frühlingsluft hat die Kunde auf Funkenſchwingen in die ganze Welt getragen. Da gebar Rachewut in Englands Hauptſtadt dieſe zweite häßliche Revue. Und der Frühling kehrt ſein Angeſicht und zieht von dannen.

Viel ärmer, viel freudloſer als Londoner Parks iſt der polniſche Boden. Eine kleine polniſche Landſtadt taucht vor uns auf, reizlos war ſie im Frieden, reizlos ſcheint ſie im Kriege. Über die niedrigen Häuſer und Hütten hebt ſich die Zuckerfabrik. Ihre Räder ſtehen ſtill, doch aber herrſcht geſchäftiges Treiben in ihren Mauern. Deutſche gründeten dort ein großes Kriegslazarett. Und heute iſt Oſtern. Ein grüner Wieſenplan ruht zwiſchen hohen Bäumen, dahin ziehen ſie zuhauf. Leichtverwundete und Geneſende, Pfleger und Schweſtern, Offiziere und Mannſchaften, in bunter Menge. Und das Feſt beginnt. Ein Offizier tritt in den Kreis und lieſt mit heller Stimme den Oſterſpaziergang aus Goethes Fauſt: „Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche, durch des Frühlings holden belebenden Blick". Dann finden ſich die Stimmen zuſammen in dem fröhlichen deutſchen Kinderlied: „Alle Vögel ſind ſchon da, alle Vögel, alle." Man geht zu turneriſchen Spielen über. Preiſe ſind reichlich zugeſtrömt, bald für den Magen, bald für das Herz beſtimmt. Und der witzige Turner ringt mit dem ernſten Sportsmann um die Gunſt der Menge. Zwiſchendurch ſpielen die beiden Kapellen, die Harmonika ſteht hoch in Ehren. Die Sonne neigt ſich. Ein letztes Mal ruft der Mann mit dem leuchtenden blanken Auge, der das Feſt geleitet hat, die Träger der Preiſe vor ſich. Er ſpricht zu ihnen, heiter und doch ernſt, wie ein Jüngling und doch wie ein Vater, wie nur ein Deutſcher im Frühling ſprechen kann. Und rein und fröhlich geht man auseinander. So haben ſie dort im reizloſen Polen den Frühling willkommen geheißen.

Michel weiß, wie ſeine Kinder ſind. Sie wahren draußen ſeine Grenzen und warten auf den Frühling und auf das Erwachen neuer Kraft. Auch Michel, der große Papa, hat etwas ausgeruht im Nachwinter. Mitten in Deutſchland iſt er geſeſſen, im Thüringerland etwa ruhte ſein Hoſenboden, und von Berlin her lächelte ſein rundliches Antlitz. Aber nun wird er wach. Und reckt ſich mit allen vier Gliedern. Da greift die rechte Hand bedenklich um die Frühlingsblume Xpern. Der rechte Fuß aber ſtreckt ſich etwas vor und lagert ſich gemütlich auf die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes. Kräftiger ſind die Stöße nach der linken Seite. Da hat dem braven Michel ein ganz gehöriger Puff nach Riga zu beliebt, und als er die ausgeſtreckten Finger etwas rückwärts zog, da waren unverſehens ein paar tauſend Ruſſen daran kleben geblieben. Aber am ſtärkſten iſt der Fußtritt nach Galizien ausgefallen. Da hat der Abſatz von Michels Stiefel recht beträchtlichen Staub emporgewirbelt und ein Loch gehauen, das der Frühlingskraft des Stiefelträgers alle Ehre macht. Der Frühling ſelbſt aber fliegt nicht von dannen, ſondern verweilt und nickt und ſpricht: „Guten Morgen, Herr Michel!"

Da ſteht der Angerufene auf von ſeinem Ruheſitz und blickt in vollem Wachſein über die Lande. Er blickt über die Alpen hin, und blickt feſt und ernſt. Er ſchaut übers Meer nach Amerika, und kann ſein Antlitz offen und ehrlich zeigen. Er zwinkert heiter nach den Dardanellen und grüßt den wackeren Freund dort unten.

Unter ihm aber beginnt ein fleißiges Gewimmel. Sie ſäen Saat, ſie ziehen den Pflug, ſie ſchicken den Pflug und das Saatkorn weit fort ins polniſche und belgiſche

Land. Sie backen Brot und nähren ſich reichlich. Sie haben geſpart und nützen die Früchte.

Sie holen Erz aus eigenem Schacht und aus dem Boden der Feinde. Arbeiten im Schweiße des Angeſichts und lachen der Ladungen, die von Amerika herüberſchwimmen. Arbeiten in ſtiller Gelehrtenſtube und ſinnen im Laboratorium. Laſſen den Geiſt wirken, den die Gottheit ihnen eingeflößt, und wuchern mit dem Pfunde als getreue Dienſtmannen.

Und ſingen Lieder, neben dem Pflug, zwiſchen dem Werkzeug, in Wehr und Waffen. Denn ihnen allen iſt ein Hauch des Frühlings angeflogen. Denn ſie ſind alle Michels miterwachte Kinder.

Heil dir Frühling! Reinheit gabſt du den Herzen, Kraft den Gliedern, Geſundheit dem ganzen Menſchen. Führ' uns hinüber, Frühling, in eine geſegnete Sommerszeit. Die deutſchen Kinder werden dir's danken. Juſtus

Frömmigkeit und deutſche Art

Nehmen wir unſere Frömmigkeit ernſt in dem Sinne, daß ſie die innerſten Kräfte unſerer Seele wecken und die innere Welt in uns ſtark machen ſoll, dann wird uns das ſchon auf dem Wege zu jener tiefſten Einheit durch etwas anderes einigen, nämlich dadurch, daß auf dieſe Weiſe der deutſche Geiſt in uns geweckt wird, die deutſche Art, das deutſche Volkstum oder wie wir es ſonſt nennen wollen; jedenfalls eine beſtimmte Art, auf das Leben zu antworten und ſich in ihm einzurichten, die uns allen gemeinſam iſt.

Sie iſt im einzelnen ſehr verſchieden, verſchieden nach den einzelnen Menſchen und verſchieden nach Lage und Gelegenheit, in der ſie ſich zu zeigen hat. Aber in ihren weſentlichen Zügen iſt ſie überall gleich; die Züge mögen hier ſchärfer, dort weicher, hier breiter, dort ſchmaler, hier größer, dort kleiner ſein. Wie alles Individuelle entzieht ſie ſich jeder begrifflichen Beſtimmung und iſt nur von der Erfahrung, von dem Leben ſelbſt zu erfaſſen. Und wie alles Weſentliche, alles, was ein „Weſen" ausmacht, iſt ſie nie im allgemeinen vorhanden, ſondern immer nur in individueller Geſtaltung, und ſie kann nicht nachgemacht werden und kann nur im individuellen Leben, aus deſſen eigenem Schickſal, aus der eigenen Arbeit und eigenen Not wachſen. Und jede Nachahmung eines Modells, überhaupt jede willkürliche Mache würde ſie verderben. Man kann ſie nicht abſehen von anderen und man kann ſie nicht berechnen und machen, oder ſie würde Manier und Mode. Die deutſche Art iſt uns ja nicht ein Ornament, das man an das Leben hängt, auch nicht eine fertige Form, in die man das Leben gießen kann, ſie wächſt aus der Tiefe des Lebens ſelbſt, wie alle Eigenart aus der Tiefe wächſt. Sie wächſt mit dem Leben und ſeinen Aufgaben herauf oder ſie iſt nicht da.

So wird jenes Einſetzen der innerſten Kräfte, die Vertiefung, von der wir ſprachen, den deutſchen Geiſt in uns lebendig machen. Und ſie wird das tun, gerade weil ſie nicht mit Abſicht darauf ausgeht, ſondern eine tiefere Einheit des Lebens ſucht, als die völkiſche es iſt. Das Leben iſt überall gleich gebaut, und es gilt auch hier der Spruch: Wer ſein Leben verliert, der wird es finden. Die größten Träger des deutſchen Geiſtes und ſeine tiefſten Offenbarungen waren die Männer des deutſchen Idealismus — ich denke nicht nur an den philoſophiſchen Idealismus — und ſie waren alle, von Leſſing und Herder bis Schiller und Humboldt, Fichte und Goethe, eifrigſte Verfechter der Humanität. Und auf dem Wege zur Humanität offenbarten

ſie in ſich ſelbſt das deutſche Volkstum und erkannten es bei anderen. Und ſie machten es dann, als ſie das deutſche Volkstum gefunden hatten, nicht ſo, wie unſere hitzigen und etwas plötzlichen Nationaliſten es gerne möchten, daß ſie nämlich allein im eigenen Volkstum das Heil fanden und über das Deutſchtum nicht mehr hinausſahen auf ein höheres Ziel und in einen tieferen Lebensgrund. Wer ſein Leben fand, dadurch, daß er es verlor, der fand ein ſo großes Leben, daß vieles darin Platz hat und daß er in weite Fernen ſehen kann, ohne deshalb das Nächſte zu vernachläſſigen. Es war bis jetzt immer ſo — ich gebe da einem Mann das Wort, der ſicher nicht im Verdacht ſteht, das eigene Volkstum zugunſten des fremden zu vernachläſſigen, nämlich Rudolf Hildebrand (vgl. ſeine „Gedanken über Gott, die Welt und das Ich", beſonders das 10. Buch „Volk und Völker") — es war bis jetzt immer ſo, daß die Deutſchen gerade in ſolchen Zeiten, wo ſie tief verwurzelt waren in der eigenen Art, den Blick frei hatten für fremden Wert und für das Menſchliche, das noch über dem Nationalen ſteht.

Der tiefſte nationale Gedanke, der wohl je in einem Menſchen aufſtieg, iſt der Gedanke Fichtes, daß das deutſche Volk in ſeiner eigenen Art gerade wie jeder einzelne Menſch in ſeiner urſprünglichen, individuellen Art eine Offenbarung des göttlichen Lebens ſei. Aber ihm iſt das eigene Volk nicht die einzige Offenbarung, ſondern nur eine unter vielen. Und wenn ſie wertvoller iſt als andere, dann iſt ſie es deshalb, weil ſie über ſich ſelbſt hinausſehen kann und fähig iſt zur Anerkennung fremden Wertes und fremder Eigenart. Oder man könnte es auch ſo ſagen, weil ſie der letzten Einheit des Lebens, der Einheit, die die Menſchen über ihre Nationalität hinweg noch eint als Menſchen, weil ſie dieſer Einheit näher liegt als die anderen.

Und je größer der Glaube an die deutſche Art iſt, an ihre Göttlichkeit, daran, daß ſie eine Art des Lebens iſt, die es ſchon in der Tiefe trägt, da, wo es gerade aus dem ewigen Quell hervorſtrömt, um ſo weniger wird man ängſtlich bedacht ſein darauf, ob man auch in allem deutſche Art zeige. Und man wird nicht mit Betonung als Deutſcher fromm ſein wollen und deutſche Frömmigkeit vortragen. Man wird in ſeiner menſchlich-perſönlichen Art die Gottheit ſuchen und mit ihr verkehren und wird gerade dadurch deutſch ſein, einmal weil das Deutſchtum ſo nahe bei der urſprünglichen, individuellen, d. h. in unſerem Zuſammenhang menſchlichen Eigenart liegt, und dann, weil man nur in ſeiner eigenen individuellen Eigentümlichkeit die völkiſche Art zeigen kann. Man braucht keine Angſt zu haben, daß wir dadurch in ein farbloſes Menſchentum, in eine Allerweltshumanität hineingeraten. Iſt das Deutſchtum eine Form des Lebens, die es vom Quell alles Lebens her mitbringt, dann iſt die einzige Möglichkeit, in dieſem Sinn deutſch zu werden, die, daß wir auf die Stimme des Menſchentums in uns hören, ohne die ausdrückliche Abſicht, eine national gefärbte Frage zu hören und eine national geſinnte Antwort zu geben.

Friedrich Gogarten

Karl Hermann Scheidler

Der Krieg erweckt wieder das Verſtändnis für Heldentum in der Welt: Geſtalten der Vergangenheit, an denen wir im Frieden vorbeigingen wie an vergeſſenen Heiligenbildern, werden jetzt wieder lebendig aufleuchten im Glanz der Waffen, und dem allgemeinen Volksempfinden gelten diejenigen ethiſchen Werte am meiſten, welche ſich im Helden verkörpern.

Wer in Friedenszeiten ſich dazu berufen fühlte, gerade für dieſe Werte einzutreten und ihnen Geltung zu verſchaffen, fand nur bei den Wenigen Verſtändnis, denen beſtimmt war, im Gegenſatz zum Geiſt ihrer Zeit Träger des heroiſchen Gedankens zu ſein.

So kann auch Karl Hermann Scheidlers Perſönlichkeit und ſeine „Philoſophie der Tapferkeit“ erſt von unſerer kriegeriſchen Zeit richtig gewürdigt werden; erſt ſie gibt dem beſcheidenen Jenenſer Univerſitätsprofeſſor, der ſeine Lebensaufgabe nicht in wiſſenſchaftlicher Arbeit, ſondern in der Erziehung des Menſchen zum Heldenhaften ſah, den ihm gebührenden Wirkungskreis.

Er gehört heute mitten in unſer Leben, denn Allen, die in Schmerz und Sorge ſind, gibt er Waffen gegen das Leiden, die er ſelbſt erprobt hat, in die Hand. Das Vaterland ruft heute nicht nur uns Lebende; es will, daß auch die Toten ihm dienen; darum ſollen wir die Schatten der Beſten unſeres Volkes dankbar unter uns wandeln laſſen.

Scheidler war 1795 als Sohn eines Muſikers in Gotha geboren. Noch als Primaner trat er 1813 freiwillig in das Heer ein; die Strapazen der Feldzüge brachten ihm ein Ohrenleiden, das ihn im Laufe einiger Jahre vollſtändig taub werden ließ, ſo daß er ſeine juriſtiſche Tätigkeit aufgeben mußte. Er zog ſich dann für ein Jahr ganz auf das Land zurück und beſchäftigte ſich eingehend mit Philoſophie, habilitierte ſich dann für Philoſophie und Staatswiſſenſchaften in Jena und iſt dort als ordentlicher Profeſſor 1866 geſtorben. Bekannt iſt er heute nur noch als einer der drei Gründer der deutſchen Burſchenſchaft.*

Eine Dame der Weimarer Hofgeſellſchaft hat nach ihrer Verheiratung in der Einſamkeit des Landlebens einige Geſpräche mit Scheidler aus dem Gedächtnis aufgezeichnet. Seine Taubheit gab dieſen Unterhaltungen die Form von Monologen, deren Inhalt und Richtung durch Worte, die ſeine Zuhörer ihm aufſchrieben, beſtimmt wurde. Ich laſſe einiges aus dieſen Geſprächen folgen, die zuerſt 1866 in einem Nachruf für Scheidler in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und dann in den Preußiſchen Jahrbüchern (1892) veröffentlicht wurden. Sie entwickeln nicht philoſophiſche Lehren und Gedankengänge, ſondern geben nur Einblicke in die Lebensanſchauung eines mutigen, innerlich immer tätigen Menſchen.

Scheidler ſagte: „Kommt mir ein Leiden, ſo ſehe ich ihm ins Geſicht, und dann ſage ich: Bagatelle! — nehme es auf mich. — Dergleichen Gäſte ſind der Seele heilſam, ich weiſe ſie nicht ab, ſondern nehme ſie in mein Herz auf und laſſe ſie da arbeiten. Sie bringen die Seele in Bewegung und machen, daß ſie ſich hebt. Und greift der Schmerz tief, ſo ſieht man ihm doch noch tiefer ins Antlitz und ermißt daran ſeine eigne Kraft, die, um ihn eine Minute lang auszuhalten, allemal reicht. Halten Sie ihn ſo eine Minute nach der andern aus, und Sie werden froh ſein über den guten Kampf und den guten Sieg.“

„Daß wir im Kampfe aus dem Schickſal unſre Kraft zu entwickeln ſtreben, iſt einmal unſer Lebenswerk. Friſch ſein! Das Göttliche in uns zur Erſcheinung bringen. Für einen edlen Gedanken leben, und alles furchtlos bekämpfen, was ſich ihm entgegen ſtellt. Keine Schwachheiten! Einem vernünftigen Weſen geſtatte ich ſie höchſtens im Falle der Krankheit, aber das iſt die einzige Ausnahme. Niedergeſchlagen-

* Vielleicht war Scheidler von dieſen dreien der geiſtig Bedeutendſte, Horn der Tatkräftigſte und Temperamentvollſte und Riemann der ruhige, beſonnene Organiſator. Beim Wartburgfeſt war Scheidler Ober-Anführer des Zuges auf die Burg und trug das Burſchenſchwert, das wertvollſte Symbol des Bundes neben der vom Grafen Keller getragenen Fahne. — Bekanntlich iſt die in dieſen Monat fallende Hundertjahrfeier der Deutſchen Burſchenſchaft des Krieges wegen vertagt worden, ſo daß zu hoffen iſt, daß die Feier nach dem Kriege ſich nicht nur hiſtoriſch zurückblickend, ſondern auch unter Erfaſſung der neuen Aufgaben abſpielt. Red.

heit iſt Zeitverſchwendung. Immer arbeiten. Immer ſeine Ideen klären. An andere denken lernen. Voran an die Armen! Alles, alles, was uns auf dieſem Wege begegnet, aufnehmen! Immer inwendig tätig, immer gegen den Irrtum bewaffnet ſein. Dann hat man ſo viel zu tun, daß man gar nicht einmal Zeit hat, ſeine Tür dem Schmerze aufzuſchließen."

Scheidlers Zuhörerin ſchrieb das Wort „Glück" auf. „Auch da ſoll man ſagen: Bagatelle! Glück iſt ein ganz gleichgültiges Ding. Man muß nicht daran denken; dazu iſt die Welt nicht da. Hätten Sie, was Sie Glück nennen, Ihr ganzes Leben lang: glauben Sie, Sie würden Ihre Anlagen entwickelt haben? Glauben Sie, daß in der lauen Luft eines beſtändigen Wohlſeins Sie das Bild eines Menſchen, wie Gott ihn gewollt hat, würden dargeſtellt haben? Nein!

Sie müſſen dahinkommen, den Schmerz zu ſegnen. Sie wiſſen, meine Philoſophie iſt die der Tapferkeit." E. v. Carlberg

Krieger-Ehrung*

Die Aufopferung, Hingabe und Treue der Soldaten in allen Kämpfen, Strapazen und Leiden iſt der Dankbarkeit des ganzen Volkes würdig. Man darf ſagen, daß ſie ihnen entgegengebracht wird. Die Frage iſt heute nur, welchen Ausdruck dieſer Dank finden ſoll. Dem Einzelnen, welcher von echter Dankbarkeit erfüllt iſt, kann das Verlangen nach einem ſichtbaren Ausdruck ſeiner Empfindung ſchon eine Profanierung der urſprünglichen Herzensregung bedeuten. Für ihn behält der Ideenkreis, der ſich um eine ihn verpflichtende Tat bildet, eine ſo lebendige und Neues ſchaffende Kraft, daß ihm der allzu hartnäckige Kult mit den einmal dageweſenen Dingen faſt wie eine Verſündigung gegen das übernommene Vermächtnis erſcheinen muß. „Laßt die Toten ihre Toten begraben!"

Das Empfinden eines Volkes als Geſamtheit iſt nicht mit dem ſubtilen Maßſtabe zu meſſen wie das des Einzelnen. Hier geht alles ins Breite. Die Verpflanzung der großen Erlebniſſe eines Volkes in ſpätere Generationen, die Schaffung und Erneuerung der Tradition ſpielt hier eine wichtige Rolle. Was die Lebenden nicht mehr mündlich bezeugen können, das ſoll aus Dichtung und Kunſt zu den Nachkommen ſprechen. Die Architektur muß dabei an erſter Stelle ſtehen; denn kein künſtleriſcher Vorgang wird ſo wie ſie von der Geſamtheit getragen. Sie iſt am eheſten dazu berufen, die Wünſche und Empfindungen des Volkes aus ihrem latenten Daſein herauszuheben und in neue Formen zu gießen. Deshalb fallen unter den bildenden Künſtlern dem Architekten die wichtigſten Aufgaben zu. Er ſoll das Verlangen nach Erinnerungsmalen, Kriegerdenkmälern und ähnlichem erfüllen, dann aber auch Bauten aufführen, die als beſondere Konſequenz der Kriege entſtehen.

Bei den Denkmälern hat es der Architekt mit einer harten, ſteinharten Nuß zu tun. Bis jetzt iſt es keinem gelungen, dieſe Nuß zu knacken. Alle Denkmäler aus neuerer Zeit, in erſter Linie die vielen Bismarckwarten und -türme, erſcheinen heute nach dem überwundenen Begeiſterungsrauſch matt. Sie berühren den feiner empfindenden Menſchen peinlich und quälend. Die Bemühung der vielen Architekten, der ganze Aufwand, alles iſt für etwas vertan, was nie leben kann und zu ewiger Totenſtarre verdammt iſt.

Dieſe Dinge ſollten jeden zu der Erkenntnis leiten, daß der Architekt keinen Wunſch

* Aus der ſoeben erſchienenen Denkſchrift „Unſeren Invaliden Heim und Werkſtätte in Gartenſtädten", herausgegeben von der Deutſchen Gartenſtadt-Geſellſchaft, Berlin-Grünau.

erfüllen kann, der nicht vom Leben ſelbſt hervorgerufen iſt. Dies iſt ſo zu verſtehen, daß ſich alles, was gebaut wird, auf eine Handlung, auf das Tun der Menſchen beziehen muß. Vor jeder Aufgabe, die nicht von einer ſolchen Beſtimmung getragen iſt, muß der Architekt ratlos ſtehen. Verlangt jemand von ihm, er ſolle irgendeine bloße Idee, wie es auch die Erinnerung an irgend etwas iſt, in architektoniſchen Formen ausdrücken, — nun ſo verlangt er von ihm, er ſolle ſich ſelbſt aufgeben. Die Architektur iſt ſchon in ihren Formen abſtrakt und drückt von ſelbſt die Zeitideen aus. Daß ſie aber mit ihren abſtrakten Mitteln lediglich abſtrakte Begriffe verkörpern ſoll — das iſt doch ein unerfüllbares Verlangen.

Man beruft ſich auf alte Beiſpiele, die alten ägyptiſchen, griechiſchen, römiſchen, indiſchen, germaniſchen Monumente und ähnliches. Es verhält ſich da eben ganz und gar anders als mit unſern Völkerſchlacht-, Bismarck- und Kriegerdenkmälern. Dort handelte es ſich mit Ausnahme der religiös ſinnbildlichen Monumente und der Standbilder, die hiermit nichts zu tun haben und ins Gebiet der Plaſtik gehören, immer um die Erfüllung eines präzis formulierten menſchlichen Zweckes. Grabkammer, Tempel, Altar, Opferhain, Tor und Triumphbogen, Wegzeichen, Befeſtigung, Grenzwarte uſw. — immer waren es Dinge, die eine beſtimmte Handlung zu tragen hatten. Mit der Zweckbeſtimmung im höheren Sinne hörte auch das Bedürfnis nach jenen Bauten auf, die wir heute fälſchlicherweiſe Monumente nennen. Für die Gotik z. B. bedeutete das Opfern und Begraben keine Urſache zu derartigen Handlungen. Sie gab ſich deshalb nicht mit ſolchen Bauwerken ab, obgleich es ihr gewiß nicht an Größe und Kühnheit der architektoniſchen Schöpferkraft fehlte.

Unſere Zeit aber gibt ſich damit ab. Ob ſie einen ähnlichen künſtleriſchen Zug hat, dieſe Frage will ich nicht entſcheiden. Jedenfalls iſt es ſicher, daß ſie jene Zwecke nicht kennt, welche die alten ſogenannten Monumente zu erfüllen hatten. Das Anzünden eines Feuers an einem Gedenktage im Jahr rechtfertigt den Aufwand an Kapital und Kunſt, der mit den Bismarckmälern getrieben worden iſt, ebenſowenig, wie das gelegentliche Niederlegen von Kränzen und Schleifen die Exiſtenz der Kriegerdenkmäler. Anders verhält es ſich mit Grabſteinen, bei denen das Pflegen des Grabes eine dem alten Opfern verwandte Handlung darſtellt. Auch Erinnerungs- und Namenstafeln in Kirchen, Univerſitäten und Anſtalten haben ihre innere Berechtigung. Aber jedes bloße Erinnerungsmal muß eine hohle Sache bleiben. Der Architekt kann keine intuitive Form dafür ſchaffen, da der begriffliche Inhalt rein äußerlich hergeholt iſt. Es iſt im Grunde nichts anderes als eine große Sentimentalität, die, freilich in gutgemeinter Anſicht, dazu geführt hat. Die Sentimentalität aber iſt der größte Feind der Kunſt. Dringt ſie auf die Erfüllung ihrer Anſprüche in kunſtähnlichen Formen, dann muß das entſtehen, was das Schlimmſte iſt, nämlich Kitſch. Tauſendmal beſſer iſt es, nur nüchtern-ſachliche, ingenieurmäßige Dinge um ſich zu ſehen, als jene ſinnloſen kunſtſeinwollenden Erzeugniſſe, die nichts bedeuten und ausdrücken können. An ihnen fühlt man nichts, außer — die Qualen oder den Leichtſinn ihrer Erzeuger. Dazu gehören eben alle Kriegerdenkmäler. Auch die Verſuche, ſie heute geſchmackvoller als nach 1870 zu machen, helfen nichts. Hohles bleibt hohl und wirkt nur unklarer und ſchlimmer, wenn es mit einem Stimmungs- und Geſchmacksfirnis überzogen wird.

Hieraus muß entſchloſſen die Konſequenz gezogen werden, daß man mit Denkſteinen größeren oder kleineren Maßſtabes und mehr oder weniger ſtimmungsvollen Erinnerungsſtätten die Krieger nie ehren wird. Man muß auf andere Mittel ſinnen, die ſich aus der Natur unſerer ſpezifiſchen Zeitverhältniſſe von ſelbſt ergeben. Jeder

Künſtler ſoll in ſeinem eigenen Bereich wirken und der Architekt ſoll bauen. Die praktiſche Notwendigkeit führt zur Schaffung von Invalidenheimen mit Wohnung und Werkſtätte, die möglichſt in enge Verbindung mit Gärten zu bringen ſind. Die Wunden des Krieges ſo zu heilen, iſt höchſter Anerkennung wert. Den Soldaten, die ihre Glieder und ihre Geſundheit geopfert haben, wird Lebensmut und Lebensfreude wiedergegeben. In froher Tätigkeit und im engen Anſchluß an die Natur ſollen ſie das in ihrer Lage noch mögliche Glücksgefühl finden. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſolche Siedelungen ſympathiſch geleitet und angelegt ſein müſſen. Dieſe Aufgabe, in allen Gegenden Deutſchlands ſchön geſtaltet, würde allein ſchon eine Ehrung der Krieger bedeuten, wie ſie keine frühere Zeit aufweiſen kann. Ohne Pomp, aus einem ſchlichten Zweck hergeleitet, werden ſolche Anlagen einen von unſerer Zeit geborenen Gedanken verkörpern.

Darüber hinaus aber iſt an Bauten zu denken, die den ausgeſprochenen Zweck der Kriegerehrung tragen: Veteranenheime mit ſtillen Wohnflügeln und -höfen, ſchönen Leſe-, Bibliotheks- und Unterhaltungsräumen, Feſtſälen, Bädern, Sport- und Spielplätzen uſw. Das Ganze, in einem hauptſtädtiſchen Park gelegen, müßte dem Volke zugänglich ſein; es könnten ſich Muſeen, Theater u. dgl. angliedern, ſo daß aus dem erſten Anlaß ſich etwas entwickelt, was der Allgemeinheit gehört. Es muß verhütet werden, daß ſein Zweck mißbraucht wird. Eine ſtrenge unſentimentale Auswahl muß bei der Aufnahme von Veteranen getroffen werden, wie auch andere, nichtſoldatiſche Menſchen nicht vergeſſen werden dürfen, die ſich um die Geſamtheit verdient gemacht haben. Ein neuer Kultus der Kriegerehrung würde durch ſolche Bauten geſchaffen werden, die über das bloße Nützlichkeits- und Rentabilitätsprinzip hinausgehen und die Brücke zwiſchen Krieg und Frieden verſinnbildlichen. Damit würde das Volk ſich ſelber am beſten ehren und ſich einen Stil geben. Es würde ſich auch eine neue Kultur ſchaffen, wenn man unter dieſem heute vielgebrauchten Wort nicht Ziviliſation und Humanität verſteht, ſondern Stil der Lebensformen. Das deutſche Volk muß nach der ungeheuren Kraftleiſtung auch die Energie in ſich finden, welche zur Repräſentation ſeiner wertvollſten Empfindungen führt. Formloſe Gefühle bedeuten nichts. Erſt durch den treffenden Ausdruck dieſer Gemütsregungen in neuartigen Bauten erhebt ſich ein Volk auf einen höheren Kulturzuſtand.

Ein ſo großes Ziel iſt mit Haſt und Eile, wozu die Erfüllung der Tagesbedürfniſſe heute immer führt, nie erreichbar. Die Baugedanken müſſen ausreifen können, um ſich nicht ſelbſt durch die Verwirklichung in Mißkredit zu bringen, und die Architekten müſſen Zeit haben, um als Künſtler das geben zu können, was der Gegenwart Genüge tut und in die Zukunft weiſt. — Die erwähnten Invalidenſiedelungen dagegen müſſen im Augenblick vorbereitet werden. Die Notwendigkeit verlangt es gebieteriſch. Hierbei iſt die Gefahr nicht ſo groß, daß ihre künſtleriſche Geſtaltung darunter leidet, da ſie, im Weſen ſchlichter, ſich mehr an die geſchaffenen Bautypen anſchließen. Und es würde in der Tat ſchon viel bedeuten, wenn zahlreiche Anlagen dieſer Art in liebenswürdiger, rythmiſch wohltuender Form überall im Deutſche Reiche entſtänden. — Die Gefallenen ſollen nicht vergeſſen werden, ihre Erinnerung kann durch Tafeln in dieſen Bauten der Nachwelt überliefert werden. Die Überlebenden ehren ſie aber am beſten durch ihr Gedenken und ihr Beſtreben, aus dem übernommenen Vermächtnis Neues zu ſchaffen.

Laßt die Toten ihre Toten begraben!

Architekt Bruno Taut (Berlin)

Eine Unterredung mit Spitteler

Als jetzt die Schweiz den 70. Geburtstag ihres größten lebenden Dichters mit zahlreichen Ehrungen beging, war bei der Feier in der Aula der Züricher Univerſität auch die dortige deutſche Geſandtſchaft durch ein Mitglied vertreten. An den Feiern in Luzern und Zürich nahmen welſche und deutſche Schweizer gleichmäßig Teil, und mit großem Takt wurden alle politiſchen Anſpielungen vermieden. Und doch iſt Tatſache: die deutſche Schweiz iſt mit ganzem Herzen und ganzer Seele jetzt im Kampfe mit uns und bei uns. Nicht bloß die Gebildeten! Bis zum Droſchkenkutſcher und Handarbeiter herab verſank von der erſten Woche an das Schimpfwort „Schwob“ für den Reichsdeutſchen. Die Deutſch-Schweizer fühlen ſich heute mit Stolz und Bewunderung nur als unſere Brüder. Und es ſoll nicht ratſam ſein, in der Züricher Straßenbahn eine franzöſiſche Zeitung zu leſen oder franzöſiſch zu ſprechen. Wenigſtens ebenſo ſtark hängen die welſchen Schweizer an Frankreich, nur ſind ſie lauter und fanatiſcher, denn der Franzoſe freut ſich über pointierte Worte und hält ſie für Handlungen (es ſoll den Deutſchen nach dem Frieden alles vergeſſen ſein, wenn ſie dann nur „eine gute Literatur“ machen, wurde mir von einem franzöſiſchen Schriftſteller geſagt). Gar zu gern würden aber Deutſche und Welſche gemeinſam jetzt gegen Italien kämpfen.

Spittelers Rede fußte, wie er mir ſelbſt ſagte, auf der Situation, daß eine unerträgliche Spannung zwiſchen welſchen und deutſchen Schweizern eingetreten war. Er hielt es für ſeine Schweizer Pflicht, den Deutſch-Schweizern klar zu machen, nicht blindlings der Suggeſtionswirkung der deutſchen Preſſe unter Aufgabe eines eigenen Standpunktes zu erliegen. Er war ſtolz darauf, daß an ſeinem Geburtstag eine Adreſſe von ca. 90 hervorragenden Männern der welſchen Schweiz eintraf, in der ſie ihm erklärten, daß ihnen durch ſeine Rede zu Bewußtſein gekommen ſei, ſie wären zu einſeitig franzöſiſch geſinnt geweſen. Übrigens fiel die Beachtung der Spittelerſchen Rede in Frankreich erſt mehrere Wochen ſpäter, denn nicht durch die Schweiz wurden die Franzoſen auf ſie aufmerkſam, ſondern erſt durch die heftigen Angriffe in deutſchen Zeitungen. Aber trotzdem beſchränkte ſich die Gratulation der franzöſiſchen Akademie unter Vermeidung alles Politiſchen taktvoll nur auf den Dichter Spitteler.

Wie kam nun Spitteler zu ſeinen uns verletzenden Worten? Einfach, er kennt nur das Deutſchland der 70er Jahre, über das auch Nietzſche bekanntlich nicht gerade mit Begeiſterung urteilte. Seine politiſche Auffaſſung geht nach dem Schema: die Bismarckſche Politik hat das Staatsleben Europas zur Gewaltpolitik genötigt, und wir in Deutſchland ſetzen ſie heute fort. Wir bedrohen die franzöſiſche Kultur durch einen gröberen Materialismus. „Ich bin ja in den letzten 30 Jahren nur 6 Tage in Deutſchland geweſen, und würde immer wohl anderen Anſichten zugänglich ſein, wenn ich taktvoller Belehrung und nicht Schmähungen gegenüberſtehe“, ſagte er auf meine Einwendungen. „Ich habe ja auch Einladungen erhalten, um in Genf und Paris zu ſprechen, aber ich bin ein deutſcher und kein welſcher Schweizer, mir genügt, meine Stimme einmal erhoben zu haben“. So war der Vergleich Deutſchlands mit einem Raubtier durchaus ernſt gemeint, zumal in der Schweiz die vermeintliche Verletzung der angeblichen Neutralität Belgiens — darüber ſind wir uns in Deutſchland gar nicht klar — ſehr ſtark auf unſer Schuldkonto gebucht wird. Ein weiteres Geſpräch ließ an Spittelers Zugehörigkeitsgefühl zur deutſchen Kultur keinen Zweifel, aber machte mir auch klar, daß Spitteler nicht weiß, was ſich in den letzten 20 bis

30 Jahren in Deutſchland neu entwickelt hat, welche ſozialen, religiöſen und volklichen Beſtrebungen ſich einſetzten, um unſere Kräfte zur inneren Geſundheit zu entwickeln. Eingeſponnen in ſeine dichteriſchen Träume, lebt er fern den Wirklichkeiten. Nun gut, dann hätte er trotz Einladung der „Helvetiſchen Geſellſchaft“ nicht politiſch reden ſollen! Die Schweizer behaupten jedoch, daß durch ſeine Rede eine innere Entſpannung in ihrem Lande eingetreten ſei, und der ſchweizeriſche Bundesrat dankte ihm ausdrücklich in einer Glückwunſchadreſſe zum Geburtstage für ſeine politiſche Wirkſamkeit. — Wir ſollten in Deutſchland nicht eher von der Abtrünnigkeit Spittelers gegenüber der deutſchen Sache reden, ehe wir uns nicht die eigenen Intereſſen des Schweizervolkes und die Pſychologie eines weltfernen Dichters klar gemacht haben.

Eugen Diederichs

Der Schweizer Standpunkt

Wir veröffentlichen hiermit eine Zuſchrift des Schweizer Schriftſtellers und Künſtlers C. A. Loosli aus Bümpliz bei Bern, um in der Spitteler-Angelegenheit einmal eine Schweizer Stimme in Deutſchland zu Worte kommen zu laſſen. Immerhin ſcheinen die Züricher Kreiſe in ihrer Auffaſſung von den Bernern etwas abzuweichen.

„Eines will ich Ihnen ſagen, nämlich, daß man in Deutſchland unſern ſchweizeriſchen Standpunkt nicht kennt, nicht anerkennen wollte und ſeit dem Auguſt mit allen Mitteln, die ſich freilich ſamt und ſonders als untauglich erwieſen haben, zu vergewaltigen ſuchte. Es iſt möglich, ja mir wahrſcheinlich, daß man ſich deſſen in Deutſchland noch immer nicht bewußt iſt, daß man ſich dort allen Ernſtes einbildet, durch die Werbetätigkeit, wie ſie bei uns für die deutſche Sache entfaltet wurde, ihr der Freunde mehr geworben zu haben. Es gereicht mir zur vaterländiſchen Erleichterung und Genugtuung, das Gegenteil feſtſtellen zu können. Feſtſtellen zu können, daß die Zahl meiner Landsleute, die ſich laut oder leiſe zum ſchweizeriſchen Standpunkte, wie ihn Spitteler in dem viel umſtrittenen Vortrag zum Ausdruck brachte, bekennen, täglich wächſt. Weil die deutſche Werbetätigkeit um unſere Zuneigung allzuſehr und von allem Anfang an auf den Ton abgeſtimmt war:

Und willſt du nicht mein Bruder ſein,
So ſchlag ich dir den Schädel ein!

Es genügte Ihren blindwütig gewordenen Landsleuten nicht, daß wir nach Ausbruch des Krieges uns mit unſeren weſtſchweizeriſchen Mitbürgern nicht ohne weiteres verſtändigten und in der deutſchen Schweiz ſtillſchweigend, doch furchtlos und treu an unſeren Neigungen für das, was wir an Deutſchland lieben und ſchätzen, feſthielten. Sie überſchwemmten uns, wie kein anderes kriegführendes Land, mit einer Kriegsliteratur, die uns gewaltſam für die deutſche Sache überzeugen ſollte und uns lediglich ſtutzig machte. Es kam der Zwiſchenfall Hodler! Keiner war unter uns, der nicht bedauert hätte, daß Hodler dieſen Proteſt mitunterzeichnet hat, zu einer Zeit, wo es weder möglich war, die Wahrheit über Reims feſtzuſtellen, noch angängig, uns als Richter aufzuwerfen. Dieſes Bedauern genügte den Deutſchen nicht, ſie leiteten einen Feldzug gegen Hodler ein, der weit über das Maß deſſen hinausging, was durch einen, übrigens vom künſtleriſchen Standpunkt durchaus zu verteidigenden Irrtum Hodlers gerechtfertigt ſein mochte. Wir ließen die Hodlerhetze über uns ergehen und fanden, daß Hodler, wenn er ſich auch habe täuſchen laſſen, doch immerhin unſer Landsmann und unſer größter Künſtler ſei und daß, was ihm nun angetan werde, nicht ihm allein, ſondern unſerer ſchweizeriſchen Kultur angetan ſei. Und bei vielen

unter uns wurde dadurch die Zuneigung, die wir für Deutſchland hatten, um ein Merkliches abgekühlt.

Man rief in deutſchen Zeitungen unſer „deutſches Gewiſſen“ an. „Bewahrt eure Neutralität, ſolange ihr ſie mit eurem deutſchen Gewiſſen verantworten könnt!“ ſo klang es über den Rhein herüber. Wir überlegten, daß wir ein ſchweizeriſches und kein deutſches Gewiſſen als Richtſchnur unſeres Handelns und Empfindens hätten, und das ungeſchickte Wort wirkte auf die deutſchfreundlichen Schweizergemüter wie ein Waſſerſtrahl. Aber wir ſchwiegen und bemühten uns, uns auch jene Neutralität aufzuerlegen, die von uns nicht gefordert werden darf, nämlich die Neutralität gegenüber ungerechten Zumutungen. Gerade dieſes Bemühen nahmen uns unſere welſchen Miteidgenoſſen übel. Es entſtand eine Kluft, die unſer Land zu gefährden drohte. Die Kluft zwiſchen Deutſch- und Weſtſchweiz wurde täglich durch fremde Einflüſſe vergrößert. Da ſprach Spitteler. Was er ſagte, ging uns Schweizer alleine an und war für uns nötig und wohltätig. Der beſte Beweis, daß dem ſo war, liegt in der Tatſache, daß wir deutſche und welſche Eidgenoſſen uns auf dem von ihm geſchaffenen Boden ſeither täglich beſſer verſtändigten. Seine Rede war zugleich ein Proteſt gegen die zahlloſen und plumpen Verſuche, unſer neutrales und ſchweizeriſch-nationales Gewiſſen zu erdrücken. Wir atmeten nach dem 14. Dezember wieder auf, — uns war, als hätte ein neuer Niklaus von der Flüh zu uns geſprochen, ein böſer Bann war gebrochen, und unſere Neutralität ſchien uns wieder erträglich, weil würdig. In der deutſchen, wie in der welſchen Schweiz hatte man verſtanden, was der Dichter wollte, — wir entblößten unſer Haupt und ſchwiegen. Wir dankten dem Dichter laut und leiſe, daß er den ſchweren Bann von uns genommen, daß wir wieder frei und nach Schweizer Art und Sitte aufatmen konnten. Wir empfanden ſeine Rede als die befreiende, notwendige Tat, und die Schweiz, die das kriegführende Ausland ſcheinbar zum Tummelplatz und Schlachtfeld fremder Leidenſchaften auserkoren hatte, ward von einem Tage zum andern wieder gereinigt, unſer größter Feind, das innere Zerwürfnis, war beſiegt, ſeine drohenden Gefahren verflüchtigten ſich in eitel Dünſte. Spitteler hatte unſeren einzig möglichen Standpunkt umſchrieben, — wir ſollten unſere Meinungen nicht vom Auslande beeinfluſſen laſſen, ſondern ſelber wahren und allen kriegführenden Mächten ein freundlicher, hilfsbereiter und namentlich ein reſpektvoller Nachbar ſein. So war's recht! Auf dieſem Boden konnten wir uns verſtehen und verſtanden uns. Damit hätte man jenſeits unſerer Grenzen zufrieden ſein dürfen. Wir begehrten nichts mehr und nichts weniger als neutral zu ſein, wohlverſtanden neutral, — mit dem Hut in der Hand! Was Spitteler von Deutſchland geſagt hatte, war nämlich nicht nur den Weſtſchweizern, ſondern vielen von uns Deutſchſchweizern aus dem Herzen geſprochen. Namentlich was er eingangs ſeines Vortrages von Deutſchland geſagt hatte. Es ließ uns die maßloſe Propaganda der Deutſchen in unſerm Lande vergeſſen, es ließ uns, was Deutſchland an Hodler gefehlt hatte, in etwas milderem Lichte erſcheinen. Wir waren entſchloſſen, das Gewehr bei Fuß zu behalten und wachſam zu bleiben, ohne Groll, voll mitfühlenden Verſtändniſſes auch für recht weitgehende und temperamentvolle Beeinfluſſungsverſuche aller Kriegführenden.

Das ſchien nun Ihren Landsleuten nicht zu paſſen. In maßlos heftiger Weiſe wurde von Ihrer Preſſe der Mann angegriffen, deſſen Name ſeit dem 14. Chriſtmonats allein genügt, in jeder Schweizerbruſt eine Art Hochgefühl wachzurufen.

Sie wiſſen, was ſeither in Deutſchland um Spitteler geſchah, aber Sie ſcheinen nicht in vollem Umfange zu würdigen, welche Wirkungen jenes Geſchehen in der Schweiz zeitigte.

Der Mann, den wir als unſern größten Dichter lieben und verehren, der Mann, der in ſchwerer Stunde, unter Hintanſetzen all ſeiner perſönlichen Liebhabereien und ſeines Vorteils, furchtlos und treu die Schweizer zu ihrer Neutralitätspflicht in bewegten Worten zurückrief, der Mann, der uns unſer politiſches und geiſtiges Gleichgewicht wiedergab und unſere nationale Einheit mutig feſtigte, indem er die gelockerten Bande zwiſchen den Deutſch- und Weſtſchweizern aufs neue kräftig knüpfte, dieſer Mann wurde in nie dageweſener Weiſe verunglimpft und geſchmäht. Mit den Waffen des kleinlichſten Haſſes, des gröbſten Unverſtehens von Leuten, die, zur Zeit als er nur große Werke ſchrieb und ſeiner Muſe lebte, keinen Blick für ſein Schaffen und für uns Schweizer nie die geringſte Wärme des Gefühles äußerten.

Diesmal ſind wir mitbetroffen. Wir Schweizer empfinden die Schmach, die man Spitteler antut, als uns angetan, und wenn wir unſerem berechtigten Unwillen, ja unſerem Zorn, darüber nicht laut und deutlich Ausdruck verleihen, ſo iſt das noch einmal dem wohltätigen Einfluſſe Spittelers zu verdanken, der uns zur Ruhe und zum Reſpekt vor den ohnehin Ringenden und Bedrängten mahnte.

Aber ſeien Sie verſichert, daß wir uns deſſen erinnern werden. Die Deutſchen, die unſer Verſtändnis für ſich verlangten, haben nun zu oft und gerade in dieſer Angelegenheit zu deutlich bewieſen, wie wenig ſie uns verſtehen und uns zu verſtehen auch nur bemüht ſind. Sie haben uns, klarer als einer unter uns es vermocht hätte, gezeigt, wo die Grenzen zwiſchen uns Schweizern und dem Deutſchtum gezogen ſind, und — ich bedaure Ihnen ſagen zu müſſen — mit dem Anknüpfen noch engerer Kulturbeziehungen zwiſchen Deutſchland und der Schweiz wird es nun gute Weile haben. Wir haben eine Sprache jenſeits des Rheines vernommen, die wir nicht verſtehen und die uns fremd iſt, der wir es danken, daß wir uns heute mehr denn je auf unſer Schweizertum beſinnen, daß unſer ſchweizeriſches Nationalbewußtſein ſich ſtärkte. Die Deutſchen haben Spitteler verfemt, ſie ſtreichen ihn gar aus ihren Literaturgeſchichten. Das iſt ihre Sache! Aber das mögen ſie wiſſen, daß wir als Schweizer mit Spitteler einig ſind und daß, wer Spitteler ſtreicht, auch uns alle, uns Jungen ſtreicht und verfemt.

Und wenn nach dem Kriege wieder ſüße Werbetöne zu uns herüberklingen, wenn es je in Deutſchland von Spitteler und Hodler heißen ſollte „unſer Meiſter", ſeien Sie überzeugt, daß wir die Klänge nicht hören und antworten werden: Ihr habt uns abgelehnt und jene, die ihr nun für euch in Anſpruch nehmt, ſind Schweizer!"

C. A. Loosli

Völkerziele Um Menſchen unſerer Umgebung zu beurteilen, müſſen wir wiſſen, was ſie ſich wünſchen, welchem Lebensziel ſie nachjagen. Iſt das bei Geſamtperſönlichkeiten, den zu Staaten zuſammengeballten Völkern viel anders? Die Ruſſen wollen Land und immer mehr Land, nicht um es zu bebauen, denn dazu haben ſie ſchon jetzt übergenug, ſondern Land, das andere bebaut haben, um es mühelos zu beſitzen. Die ruſſiſchen Träume ſchweben über Zeit und Raum und Zahl hinweg: Jahrhunderte und Entfernungen ſpielen keine Rolle, noch viel weniger Menſchen, die nach Belieben geopfert werden können, weil ſie ſich in kürzeſter Friſt ergänzen laſſen. Die Franzoſen wollen Vergeltung für 1870, für 1866 (das ſie unmittelbar gar nichts anging), für 1813 bis 1815, ſchreien nach Vergeltung, weil ſie in ihrer Eitelkeit, an der Spitze der Ziviliſation zu marſchieren, tödlich gekränkt ſind. Ihr Triumph ſoll die großen Ideen von 1789, ſoll Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit in alle Welt tragen,

und ſie werden ruhmgekrönt beſtimmen, wer auch daran teil haben darf. Die Engländer wollen alle Meere beherrſchen, weil ſie damit den Welthandel überwachen und nach ihrem Vorteil lenken. Sie wollen nicht Land überhaupt haben wie die Ruſſen, ſondern es ausſuchen, wie ein ſchlauer Kaufmann, und das Beſte behalten, die Eingänge der Meerengen, die beherrſchenden Stützpunkte und bequemſten Kohlenplätze. Der Ruſſe betrachtet die Welt als Bauer, der dem Nachbarn das Feld neidet, beſonders wenn es beſtellt iſt. Der Franzoſe ärgert ſich über den Nachbarn, der ihm nicht von rechtswegen den Vorrang läßt. Der Engländer überſchlägt den Reingewinn des Nachbarn und findet, es ſei höchſte Zeit, das beſſer gehende Geſchäft zu zerſtören.

Was hat Öſterreich-Ungarn für Ziele? Was will es letzten Endes? Das bloße Weiterbeſtehenwollen kann nicht ausreichen. Irgendein Ideal muß vorhanden ſein oder ſich bilden. Vielleicht wird es die größte Gabe dieſes Krieges ſein, daß ein Ideal ſich dort bildet. Die Aufgabe, einem Reiche Ziele zu weiſen, das aus ſehr verſchiedenen, oft verfeindeten, aber durch gemeinſame geſchichtliche Erfahrung verbundenen Stämmen beſteht, iſt unendlich ſchwierig, aber gleichzeitig überaus großartig. Da es immer deutlicher wird, daß die Unterdrückung lebenskräftiger Nationalitäten unmöglich und für den, der es verſucht, gefährlich iſt, kann es der Donaumonarchie beſchieden ſein, möge es ihr beſchieden ſein, die Möglichkeiten innerſtaatlichen Zuſammenhangs und außenſtaatlicher Geltung zu bereichern. Wenn es gelingt, dank dem Nachdenken und Handeln der beſten Theoretiker und Praktiker, dann macht die politiſche Theorie einen gewaltigen Schritt vorwärts, und neben den blaſſen abſtrakten Formeln tritt der leibhaftige Menſch mit ſeinen ererbten Raſſeneigenſchaften in ſein Recht.

Über die Türkei iſt das Weſentliche raſch geſagt. Aus anſcheinend unaufhaltſamem Verfall jäh zu immer eindrucksvollerer Leiſtung herausgeriſſen, ſieht ſie die alten Ideale muslimiſcher Geſamtherrſchaft unter einem ſtarken Kalifat wiederauftauchen und erkennt als erſtes die Pflicht, ihr Verhältnis zum Chriſtentum der Gegenwart anzupaſſen. Auf blutgedüngtem Boden ſich in harter, allen Schlendrian ausrottender Friedensarbeit zu erneuern und ihr Antlitz von Weſten weg nach Oſten als der reichen Quelle ihrer Kraft zu richten, iſt ihre Loſung.

Und endlich unſer Deutſches Reich? Sein Ziel iſt ſehr viel ſchwerer zu umſchreiben, weil ein jeder von uns im Banne der eigenen Hoffnungen und Wünſche ſteht. Recht gut hat darüber Dernburg zu den Amerikanern geſprochen. Der Kern der Verwicklung liegt in unſerer nicht zur Mitte hin, ſondern von der Mitte fortſtrebenden Geſchichte. Wir waren das Volk des Kaiſertums und weil wir das waren, gebührte uns die Weltherrſchaft. Man denke an Dantes Monarchie als den berühmteſten Ausdruck dieſer Überzeugung, die jahrhundertelang innerhalb unſerer Grenzen feſt behauptet, außerhalb nur ſchwächlich beſtritten wurde. Ein Reich — eine Kirche! Das Recht des Kaiſers fand nur am Recht des Papſtes ſeine Schranke. Allein ein ganz weltfremder Romantiker könnte daran denken, ſolche ausſchweifenden Anſprüche heute wieder erheben zu wollen, aber es iſt nicht mehr nötig, ſie ſchamhaft zu verbergen. Denn ſie waren einmal und haben von Polen bis Flandern, von Dänemark bis Sizilien ihre Wirkung gehabt. Um 1870 freilich, ehe wir wußten, wie ſtark wir waren, war es klug, möglichſt wenig von alter Kaiſerherrlichkeit zu ſprechen, damit die Eiferſucht der Neutralen nicht allzufrüh erregt und das Einigungswerk geſtört würde. Heute aber, wo wir ſo viele einander an Wutausbrüchen überbietende Feinde haben, brauchen wir keine zarte Rückſicht mehr zu nehmen. Wir können uns offen zu jener fernen Vergangenheit unſeres eigenen Volkes bekennen und ſtolz ſagen, daß die Zeit-

alter der Karolinger, Ottonen, Salier, Staufer wundervoll großartig und gewaltig ſchöpferiſch waren. Wir fügen gleich hinzu, daß hier wie überall die Vergangenheit nicht Ideal ſein kann und ſoll, daß wir aber entſchloſſener und zuverſichtlicher in die Zukunft ſteuern, wenn wir genau wiſſen, woher wir kommen. In dem alten Kaiſergedanken liegt auch die Freiheit, die wir für unſere nächſten und bedeutendſten Aufgaben brauchen. Keine abſolutiſtiſche Zentralverwaltung, kein Präfektenſyſtem, ſondern landſchaftliche Selbſtverwaltung und Bewegungsfreiheit der kleineren Gemeinſchaften, dazu aber auch, was dem alten Reiche immer fehlte, feſte Bindung aller Volksgenoſſen durch Heer und Flotte, Verfaſſung und Steuer. Im Innern frei, nach außen feſt ſoll das neue Reich den im Kriege zu erringenden Vorrang führen für die Freiheit und die Ordnung der Welt. In dem, was man die Freiheit der Meere und die offene Türe nennt, liegt beides darin. Die Freiheit ſchöpfen wir aus den Tiefen des deutſchen Gemüts, aus der klaſſiſchen Philoſophie und Dichtung, die Ordnung aus dem vielgeſchmähten Militarismus. Süddeutſches und norddeutſches Weſen müſſen ſich dabei immer inniger verſchmelzen, wie das vor Jahren in beachtenswerten Worten der Rembrandtdeutſche verlangt hat. Nicht ein beſtimmtes Land, kein einzelnes Gebirge, nicht der oder jener Fluß iſt unſer Kampfesziel. Was wir davon brauchen, ergibt ſich aus nüchternen, dauernden Frieden verheißenden militäriſch-politiſch-wirtſchaftlichen Erwägungen, über die Sachverſtändige zu hören ſind. Die Stimme des Volkes deutet nur mit wachſendem Nachdruck an, daß auf dem Boden, den die Leiber unſerer Krieger decken, die ſchwarzweißrote Fahne wehen ſoll. Aber dies ſtark empfundene unmittelbare Gefühl kann geklärt und geleitet, vergeiſtigt werden. Es iſt etwas anderes als das Jahrhunderte erfüllende Streben der kaiſerlichen Deutſchen nach einem Ziele, das die Welt ſelbſt iſt. Nicht mehr die Weltherrſchaft im Sinne der Römer, das heißt die Neubelebung ihres Imperiums, ſondern eine Weltgeſtaltung, die jedem das Seine läßt, wie auch der preußiſche Wahlſpruch lautet, dem Deutſchen vor allem das Recht gibt, ſich auf allen Meeren und an allen Küſten als Kaufmann zu betätigen, zu Hauſe aber ungeſtört ſeinen grübleriſchen Gedanken über Gott und die Welt nachzuhängen. Des Deutſchen Ziel iſt, in der ganzen Welt ſein zu können, nicht um die anderen zu verdrängen, ſondern weil er gewohnt iſt, in ſeinem Menſchheitsgefühl alle Grenzen zu überfliegen. Während der Kaiſerzeit hat Deutſchland, obwohl es die Macht hatte, kein anderes Volk geknechtet, hat, woran man oft nicht denkt, Italien aus der Anarchie gerettet und es mit friſchem Blute erfüllt. Unter einem ſchwäbiſchen Kaiſer war Italien, den Kirchenſtaat allein ausgenommen, zum erſten Male ſeit der Römerzeit geeinigt. Daran darf Deutſchland erinnern, wenn es nach dem Siege Sicherheit erringen will für die Entfaltung ſeiner Kräfte als Führer in neuen Staatenverbänden. Die Seegeltung hat Deutſchland ſich in den letzten Monaten in kühnen Taten erzwungen. Jetzt verlangt es als ſein Völkerziel die **Weltgeltung**. Konrad

Englands Wirtſchafts- und Seepolitik gegen Deutſchland

Der Rieſenkampf hatte begonnen mit großen Enttäuſchungen für unſere Feinde. Man rechnete auf der Seite unſerer Gegner auf einen weiteren Bundesgenoſſen; man hoffte auf eine antikriegeriſche und darum antinational wirkende Bewegung der deutſchen Sozialdemokratie, die im Gegenſatz zu den verwandten Arbeiterorganiſationen der übrigen Staaten beſonders ſtarke kosmopolitiſche Tendenzen zeigte. Aber gerade die breiten Maſſen der arbeitenden Bevölkerung begriffen, welche Be-

deutung dieſer Weltkampf für die Lebensbedingungen unſeres Volkes durch das Hinzutreten Englands in die Reihe unſerer Feinde gewonnen hat. Das Unterbinden jeglicher Zufuhr durch die Übermacht der engliſchen Seegewalt hätte zunächſt die ärmeren Schichten des werktätigen Volksteils in bittere Not verſetzen müſſen. Denn mehr als die Hälfte unſerer Einfuhr entfällt auf gewerbliche Rohſtoffe, deren gänzliches Fehlen die emſigen Räder der deutſchen Fabriken zum Stillſtand gebracht haben würde. Damit wäre auch die Herſtellung fertiger Fabrikate, die zwei Drittel unſerer Ausfuhr ausmachen, unmöglich geworden. Dieſe engliſche Hoffnung hat ſich nicht erfüllt. Wenn auch der Völkerkrieg dem deutſchen Wirtſchaftsleben naturgemäß ſchwere Wunden ſchlägt, ſo ſind wir bis heute keineswegs von überſeeiſchen Verbindungen abgeſchnitten. Englands Gewalt reicht nicht über die neutralen Staaten hinweg, um deren Hilfe das einſt ſo ſtolze Großbritannien dauernd wirbt. Auch ſonſt bringt der heutige Krieg für die engliſche Diplomatie manche Enttäuſchungen, deren Wurzeln bis in die achtziger Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts zurückgehen.

Der erſte große Fehler der britiſchen Staatsmänner gegenüber Deutſchland beſtand in der Abtretung der Inſel Helgoland an das Deutſche Reich gegen afrikaniſche Entſchädigung im Jahre 1890. Helgoland bildet heute unſeren wichtigſten Flottenſtützpunkt.* Noch vor 25 Jahren galt der Fall, daß aus dem deutſchen Volke Induſtrie und Welthandel im großen Stile herauswachſen könnten, in England für ausgeſchloſſen. Die führenden Kreiſe Großbritanniens ſahen in uns eine feſtgefügte kontinentale Militärmacht, deren Handelsintereſſen nach dem engliſchen Maßſtab zu vernachläſſigen waren. Weſentlich beſtärkt wurde dieſe Anſicht durch die amtliche Erklärung des Fürſten Bismarck im Jahre 1888, daß deutſche Intereſſen auf dem Balkan und damit auch im nahen Orient, in Kleinaſien, für uns nicht vorhanden wären. Aus dieſem Grunde verhinderte der erſte Kanzler mit aller Macht die eheliche Verbindung einer preußiſchen Prinzeſſin mit dem Exfürſten von Bulgarien, dem Prinzen Alexander von Battenberg, um Deutſchland nicht auf Grund orientaliſcher Fragen in einen Streitfall mit Rußland zu verwickeln.

Genau 25 Jahre, nachdem Bismarck Ziele deutſcher Politik im nahen Orient verneint hatte, mußte das Deutſche Reich im Verlauf des Jahres 1913 mit dem vollen Nachdruck ſeiner ganzen Waffenrüſtung darauf hinweiſen, daß ein Einmarſch der ruſſiſchen Truppen in Türkiſch-Armenien für uns den Kriegsfall bedeute. Das beſtimmte Auftreten der deutſchen Regierung gegenüber den ruſſiſchen Abſichten, den türkiſchen Orient teilweiſe zu beſetzen, beweiſt, wie im Lauf dieſer verhältnismäßig kurzen Zeit von 25 Jahren die grundſätzliche Stellung der deutſchen Balkanpolitik ſich geändert hatte, indem wir nun einen bedeutſamen Anteil an der Exiſtenz einer lebensfähigen Türkei zeigten. Durch welche Urſachen hat ſich dieſer Übergang zu deutſcher Weltpolitik vollziehen können?

Das Eintreten tiefgehender wirtſchaftlicher Veränderungen, deren Wichtigkeit an den aufſchnellenden Zahlen der Handelsbilanz am beſten zu erkennen iſt, hat zur Folge gehabt, daß aus dem engen Rahmen der inneren Politik auf das weitere Feld weltpolitiſcher Betätigung als Exiſtenzbedingung des neuen wirtſchaftlichen Lebens hingewieſen wurde. Die Handelsbewegung Deutſchlands, Aus- und Einfuhr, betrug zwiſchen 1871 und 1880 jährlich etwa 5 Milliarden. Im Jahre 1902 war eine Handelsbilanz von 11 Milliarden zu verzeichnen. Hatte ſich der deutſche Außenhandel

* Vgl. Paul Rohrbach: „Der Kaiſer und die auswärtige Politik“. „Tat“, Septemberheft 1913, S. 555—563. Red.

ſchon in dem Zeitraum von 1881 bis 1902 faſt verdoppelt, ſo tritt nun mit dem Anfang des 20. Jahrhunderts eine geradezu ſpringende Steigerung des deutſchen Warenaustauſches ein, ſo daß im Jahre 1912 die Zahlen des Exports und des Imports zuſammen über 21 Milliarden ausmachten. In dieſen Ziffern, die in ihrer Größe ſeit dem Jahre 1902 wie Geſpenſter vor den Augen der engliſchen Kaufmannſchaft ſtanden, liegt eine innerſte Urſache des Weltkrieges 1914.

Dazu kam im Jahre 1901 die Thronbeſteigung Eduard VII., jenes hochbegabten, gewiſſenloſen Königsdiplomaten, deſſen Kopf die Politik der Einkreiſung gegen Deutſchland entſprang. Eduard VII. wollte einer Entſcheidung durch die Waffen aus dem Wege gehen; er wollte vielmehr durch den Zwang der allgemeinen politiſchen Lage Deutſchland zur Strecke bringen. Seine großzügigen Pläne eines Kolonialreiches von Ägypten über Arabien, Kleinaſien und Perſien nach Indien wurden durch die deutſchenpolitiſchen Ziele zerſtört. Unſere aufblühende Induſtrie hatte in der aſiatiſchen Türkei eine Stätte des Rohſtoffbezuges und in der Türkei überhaupt ein ſehr gutes Abſatzgebiet unſerer Fabrikate gefunden. Unſer Vorteil beſtand darum in einer möglichſt ſtarken Türkei. Rußland, das in Kleinaſien ähnliche Ziele verfolgte wie England, indem es ſchon ſeit 200 Jahren ſeinen Arm nach dem Mittelmeer ausſtreckte, wurde durch den von England angezettelten ruſſiſch-japaniſchen Krieg in Oſtaſien ſo ſtark geſchwächt, daß es im Jahre 1907 gern auf eine engliſch-ruſſiſche Vereinbarung über die Intereſſengebiete in Aſien einging. Frankreich hatte man mit der Anwartſchaft auf Marokko abgefunden. Im Sommer 1908 trafen ſich noch einmal die Staatsoberhäupter Rußlands, Englands und Frankreichs. Die Zeit des Losſchlagens ſchien gekommen. Als äußerer Grund war ein Eingriff in die mazedoniſche Reformfrage und damit in das innere Leben der Türkei ſelbſt vorgeſehen. Da brach die jungtürkiſche Revolution aus, von der England eine Schwächung deutſchen Einfluſſes zu ſeinen Gunſten erhoffte. Es vermied darum in letzter Stunde einen ernſten Konflikt.

Inzwiſchen hatte England begonnen, Schiffe größter Dimenſion und hervorragender artilleriſtiſcher Ausſtattung zu bauen. Die maßgebenden Kreiſe Englands glaubten jedoch nicht daran, daß die deutſche Schiffstechnik ähnliches vollbringen könnte, und hegten die größten Zweifel gegen ein Nachfolgen auf dieſem Gebiete von Seiten Deutſchlands ſchon aus finanziellen Gründen. Wie zur Zeit des Helgolandvertrags, ſo hatte auch diesmal England die Kraft ſeines Gegners unterſchätzt. Das war der zweite größere Fehler der engliſchen Diplomatie. Der Bau deutſcher Rieſenſchiffe war es gerade, der uns ein raſcheres Nachholen des anfänglich ſo großen Vorſprungs im engliſchen Flottenbau erlaubte. Die Entwertung der wenig zahlreichen älteren Schiffe der deutſchen Marine durch den Bau modernſter Typen ließ das Verhältnis gegenüber England viel günſtiger werden, das für eine große Maſſe älterer Schiffe den ſehr koſtſpieligen Erſatz ſtellen mußte. Aus techniſchen und geldlichen Rückſichten konnte ſich der ehemalige Unterſchied in dem Flottenwert nicht mehr ergeben.

Seit dem Jahre 1908 ſah England dieſe veränderte Lage wohl ein. Von nun ab wirken eine Reihe verſchiedener Umſtände gemeinſam in der Richtung einer Milderung des deutſch-engliſchen Gegenſatzes. Der Kanzlerwechſel brachte jenſeits des Kanals ein Gefühl der Erleichterung und wachſenden Vertrauens. Fürſt Bülow galt irrtümlicherweiſe als ein Mann, der die Zurückdrängung engliſcher Intereſſen im Auge hatte, während man in Herrn von Bethmann Hollweg einen gerechteren Beurteiler der allgemeinen weltpolitiſchen Lage ſah. Der planmäßige Bau der deutſchen See-

und Luftgeſchwader und die geforderte Einführung einer engliſchen ſozialen Geſetzgebung nach deutſchem Muſter verlangten auch in England ſtarke finanzielle Opfer. Es mehrten ſich die Stimmen, die für einen friedlichen Ausgleich ſprachen. Es bahnten ſich von 1911 bis 1914 zwiſchen Deutſchland und England Verhandlungen an, die handelspolitiſche Zonen gegeneinander abgrenzten.

Ganz unbegreiflich war darum für viele die Haltung Englands, wenn man bedenkt, daß dieſe Verträge über die Verteilung der Intereſſengebiete im Orient und in Afrika kurz vor dem Kriege ſchon unterſchrieben waren und vor ihrer allgemeinen Veröffentlichung ſtanden. Wenn England doch ſich durch irgendeinen geſuchten Vorbehalt auf die Seite unſerer Gegner ſtellte, ſo geſchah dies, um ein zu mächtiges Deutſchland, das Rußland und Frankreich niedergerungen hatte, zu verhindern. Mit einem ſolchen Deutſchen Reiche, das unter keinem kontinentalen Drucke mehr ſtand, hätten die Verträge vom engliſchen Standpunkt aus nicht mehr den alten Wert gehabt. Dann wäre, ſo fürchtete England, eine Flotte entſtanden, die ſich auch der engliſchen jederzeit durchaus gewachſen zeigt. England behauptete neutral zu bleiben, wenn durch eine ſtarke von ihm geforderte militäriſche Behinderung ein zu großer Waffenerfolg Deutſchlands von vornherein in Frage geſtellt wurde. Der Verzicht auf einen Vormarſch durch Belgien hätte natürlich die franzöſiſchen Ausſichten weſentlich verbeſſert und durch die Forderung, daß kein deutſcher Angriff von der Seeſeite aus die franzöſiſche Küſte bedrohen ſollte, hätte das franzöſiſche Geſchwader im Mittelmeer zur vollen Verwendung geſtanden. Auf die belgiſche Frage konnten wir unter keinen Umſtänden eingehen. Frankreich wäre uns alsdann nur zuvor gekommen. Die Veröffentlichung der Geheimakten des belgiſchen Generalſtabs haben uns in dieſer Anſicht recht gegeben. Die Furcht vor einem lebensfähigen und noch mehr aufblühenden Deutſchland hat dann auch England das Schwert in die Hand gedrückt; um ſo eher, als bei dieſer Gelegenheit der ſtark kämpfenden engliſchen Induſtrie freies Feld geſchaffen werden ſollte.

Karl Broßmer

Die Maske der Gemeinnützigkeit

Nun hat uns der deutſche Büchermarkt zu den vielen amerikaniſchen oder amerikaniſierenden Schriften über „das Geheimnis des Erfolges“, „den Weg zum Reichtum“, „Kaufmanns Herrſchgewalt“ uſw. glücklich das längſt vermißte Buch über die Erwerbsmöglichkeiten im Kriege beſchert. Wie der Umſchlag andeutet, werden nach einem geſchichtlichen Überblick über die Kriegsfortunen früherer Jahrhunderte — ohne das macht es der deutſche Yankee nicht — allerhand Anweiſungen und Winke gegeben, wie man auch im Kriege Geld, viel Geld machen kann. Das Buch wird ſicher viel gekauft werden; ob es noch anderen außer dem Verfaſſer helfen wird, bezweifle ich. Die moderne Alchymie des Geldmachens iſt eine Kunſt, die ſich, wie jede Kunſt, aus Büchern ſchlecht lernen läßt. Immerhin ſcheint eine Nachfrage nach ſolchen Leitfäden des Glücks vorhanden zu ſein, und ich will daher mit einigen neubewährten, leider nicht von mir ſelbſt ausprobierten Rezepten zum Wohle des geldbedürftigen Leſers und Mitmenſchen nicht zurückhalten. Da ich das erwähnte Buch ſelbſt nicht geleſen, ſondern nur von außen in den Stilke-Kiosks beſtaunt habe, ſo weiß ich nicht, ob ich „der erſte und wahre Erfinder“ im Sinne des Patentrechts bin. Ich mache dafür auch keine Prioritätsanſprüche, ich gebe das Geſchäftsgeheimnis preis aus reiner — Gemeinnützigkeit!

Alſo: Rezept I, geeignet für Lebensmittelverſandgeſchäfte, Zigarren-, Tabak-,

Pfeifenhändler uſw., die ſich für die Miſchung ſelber zuſammentun müſſen. Sie ſuchen dann Anſchluß an ein großes Zeitungsunternehmen, das unter der Marke „Weihnachtsgaben für unſere lieben Feldgrauen“ oder „Oſterpakete für die tapferen Krieger im Schützengraben“ eine wirkungsvolle Sammlung veranſtaltet. Man erzielt nach dieſem Verfahren ganz beträchtliche Umſätze, wenn natürlich auch der Reingewinn etwas beſchnitten wird. Denn der Zeitungsverlag will ja auch leben. Die Vermittlungsgebühr wird zweckmäßig nicht in bar, ſondern in ganzſeitigen Inſeraten „belegt“. Dafür braucht man auch in den Vorzimmern der Heeresintendanturen nicht herumzuſitzen, die ſchwerfällig und oft gar nicht „nach kaufmänniſchen Grundſätzen“ arbeiten. Man hat keine „Retouren“ zu befürchten; denn was man treibt, iſt eine gemeinnützige Sache, und einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht ins Maul. Das letztere gilt auch von der als Beipack und Ausfüllſel zu empfehlenden Literatur des betreffenden Verlages.

Rezept II, für Chemiker, Apotheker uſw. Es handelt ſich um die werbekräftigſte Verbreitung von Läuſevertilgungsmitteln. Bitte ſehr, ſie ſind heute ſo wenig anrüchig wie das Geld, das man damit machen kann. Nur muß man ſich nicht auf die gewöhnliche Vertriebsart durch das freie Geſchäft verſteifen, weil man bei der wütenden Konkurrenz dabei viel ſchneller ſich ſelbſt als das Ungeziefer tot macht. Denn entweder muß man ſeinen Profit oder ſeine Löſungen ſtark verdünnen, und das hat ſchließlich ſeine Grenzen, um ſo eher, als die Löſungmittel ſelber auch teuer werden und Waſſer nicht immer das beſte iſt. Man verfahre daher wie oben. Man drehe unter dem Patronat wohlwollender und vielvermögender Damen aus der Sache eine öffentliche Veranſtaltung, „bei der jeder Erwerbszweck völlig ausgeſchloſſen iſt“, laſſe ſich die Dringlichkeit und Nützlichkeit des Unternehmens durch ein ahnungsloſes Kommando beſcheinigen, und man wird bald ſo feſt im Sattel ſitzen, daß einem keine Konkurrenz mehr etwas anhaben kann. Die letztere muß ſich zuweilen gar nicht freundliche Feldpoſtkarten gefallen laſſen des Inhalts, daß manch vielgeprieſener „Läuſetod“ nur ein Läuſeſchreck iſt, an den ſich die böſen Tierchen bald gewöhnen, und es ſollen ſogar ſchon Schachteln mit Inſektenpulver zurückgeſchickt worden ſein, die mittendrin munter weiterlebende ſechsfüßige Kriegsgefangene enthielten. Alle ſolche dreiſten Kritiken werden ſich an den „gemeinnützigen Spender“ nicht heranwagen.

Ich darf nun wohl, nachdem ich den Grundgedanken an zwei Beiſpielen erläutert habe, einen mehr kurſoriſchen Lehrgang einſchlagen. — Anſichtskarten ſollte man nicht nach dem altmodiſchen Syſtem durch den Kleinhandel vertreiben: man muß ſich die Kapitalbeſchaffung und Propaganda, den Vertrieb und das Inkaſſo durch einen mitgliederſtarken patriotiſchen Verein abnehmen laſſen, mit dem man dann den Gewinn teilt. Dadurch iſt man zugleich der verluſtbringenden Notwendigkeit überhoben, die Kollektionen immer von neuem zu wechſeln. — Die Abfall- und Ergänzungsinduſtrieen ſind jetzt im Kriege ein wichtiger Teil der Volkswirtſchaft geworden. Wer aber z. B. in der früher gewohnten Weiſe mit Altmetall Handel treiben will, der wird durch die Feſtſetzung der Höchſtpreiſe an unbegrenzten Gewinnmöglichkeiten einigermaßen beſchränkt, obgleich der kundige Thebaner ſchon die Hintertürchen kennt, durch die ein Profitchen hereinſchlupfen kann. Aber warum denn Altmetall überhaupt kaufen? Wo man doch durch geſchickte Anwendung des gemeinnützigen Prinzips die Ware von vaterländiſchen Hausfrauen nicht nur geſchenkt, ſondern ſogar herausgeſucht, geſammelt, ſortiert und ins Haus getragen bekommen kann! — In ähnlicher Weiſe laſſen ſich, wofern man nur einen beſtimmten — d. h. unbeſtimmten —

Prozentſatz des Reingewinns an das Rote Kreuz abführt und dieſen ſeinen Opferſinn auch nachdrücklich und immer wieder unterſtreicht, eine ganze Maſſe Artikel an den Mann bringen: Teppiche, Gedichte, Kriegsandenken, Vorträge, Muſikabende u. dgl. m. Für den Fall aber, daß dieſes Verfahren ſchon zu abgenutzt erſcheinen ſollte, empfehle ich ruhig, den ganzen Reingewinn abzuführen und ſich nur „eine angemeſſene Verzinſung des Kapitals“ vorzubehalten. Denn ohne dieſen Vermerk könnte das Publikum, das gar zu reichlich triefendem Edelmute mißtraut, vielleicht kopfſcheu werden. In ſolchen Fällen iſt weiter nichts zu tun, als den ganzen Unternehmergewinn auf Konto Geſchäftsunkoſten zu übertragen. Iſt es doch eben dieſer reine „Buchungsvorgang“, der eine ganze Reihe von Wirtſchaftsunternehmungen aus Erwerbsinſtituten zu gemeinnützigen Vereinen o. dgl. umzuwandeln vermag. Der freie Unternehmer, der bisher mit dem Makel der Erwerbsſucht behaftet war, wird dadurch zum feſtbeſoldeten Geſchäftsführer — feſtbeſoldet, mit Toleranz nach oben! Er kommt ſich jetzt ſelbſt als „Held“ vor, ſein früherer Konkurrent bleibt der verfemte „Händler“.

Dem Geſchäftsmanne, der nicht auf ſchnellen Gewinn angewieſen iſt und es noch eine Weile mit anſehen kann, empfehle ich allerdings die Gründung oder Beteiligung an Kriegsfürſorgeſtiftungen, bei denen unmittelbar nichts, gar nichts herausſchaut. Der Lohn winkt hier erſt nach Friedensſchluß in Form eines Ordens, Titels o. dgl., der dem, der ſich ſpäter um Aufträge von Behörden zu bemühen hat, alle Türen öffnet und eine Dauerreklame bedeutet, für die das Abonnement nicht jedes Jahr erneuert zu werden braucht.

Die Reklame unter der Maske der Gemeinnützigkeit! Ich empfehle dieſen Gegenſtand als ein beſonderes Fach für das „Reklamearchiv“, das die Mannheimer Handelshochſchule — jetzt im Kriege — neu eingerichtet hat und wodurch die Werbekunde glücklich die akademiſchen Würden erworben hat. Es wird mit dieſer neuen Wiſſenſchaft gehen wie mit manch anderem Zweige der Privatwirtſchaftslehre: Je mehr Leute um ihre Weisheit wiſſen, um ſo weniger iſt dieſe Weisheit wert. Dieſer negative Nutzen iſt ja auch ein Grund, warum viele Praktiker der grauen Theorie gar nicht grün ſind. — Hoffentlich haben die vorſtehenden rein theoretiſchen Betrachtungen mir keinen alten Praktikus zum Feinde gemacht, und hoffentlich helfen ſie eine gewiſſe Art von Wiſſen durch Verbreitung zu entwerten. Benno Jaroslaw

Profeſſor Maſaryk

Die politiſche Öffentlichkeit Öſterreichs iſt nicht allzu reich an hervorſtechenden Individualitäten. Im allgemeinen herrſcht eine wenig anmutige Mittelmäßigkeit. Über ſie ragt weder im Guten noch Böſen viel hinaus. Eher noch im Böſen. Denn eine der markanteſten Erſcheinungen in der jüngſt verfloſſenen Zeit war Lueger. Auch er war intellektuell und kulturell eine Mittelmäßigkeit, aber er ragte hervor durch einen alles überwindenden Willen, der ganz und gar im Dienſte ſeines Ehrgeizes ſtand. Zu den größten Seltenheiten in Öſterreich gehören Perſönlichkeiten, in denen ſich hohe Intelligenz, moderne Bildung und feſter Wille zu einem Ziele verbinden, und die zugleich die Kraft haben, ſich mit dieſen Eigenſchaften richtunggebend durchzuſetzen. Das gilt ſo ziemlich von allen Nationen Öſterreichs. Ein Deutſcher empfindet dieſen Mangel bei den Deutſchen Öſterreichs natürlich ſehr ſchmerzhaft. Noch ſchmerzhafter, wenn er bemerkt, daß bei den ſlawiſchen Nationen wenigſtens das Bildungsſtreben ſich häufig recht deutlich bemerkbar macht. So kommt es, daß ein Mann wie Profeſſor Maſaryk im öſterreichiſchen Parlament

ſowie in der öſterreichiſchen Öffentlichkeit große Aufmerkſamkeit erregt. Er verdankt ſie der reichen europäiſchen Bildung, die aus ſeinen Reden leuchtet, ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit und einer nicht gewöhnlichen Feſtigkeit des Charakters, die er in mehreren Fällen deutlich erwieſen hat. So beſonders, als er in der Frage der Königinhofer Handſchrift und im Prozeß Hülsner ſeine Meinung offen äußerte. Als entſchieden nationalgeſinnter Tſcheche geſellte er ſich doch denen zu, die die Echtheit ſowohl der Königinhofer als auch der Grünberger Handſchrift beſtritten. Eine äußere Nötigung hierzu lag für ihn nicht vor. Er wußte, daß er ſich durch ſein Eingreifen unpopulär machen würde. Denn dieſe Literaturdenkmale bildeten lange Zeit einen nationalen Stolz für das tſchechiſche Volk. Es wäre in der Tat eine große Sache, wenn die tſchechiſche Literatur Zeugniſſe aus dem 9. und 13. Jahrhundert aufzuweiſen hätte. Die Grünberger Handſchrift, die ältere und kleinere von den beiden, enthält Bruchſtücke aus zwei epiſchen Gedichten, denen man die Titel „Der Landtag“ und „Libuſches Gericht“ gegeben hat. Die Königinhofer Handſchrift enthält ebenfalls epiſche und lyriſche Bruchſtücke. Dieſe wurde 1817, jene 1818 „aufgefunden“. Schon 1824 äußerte der Slawiſt Kopitar Bedenken über die Echtheit der beiden Funde, nachdem ſie ſchon in faſt alle Kulturſprachen überſetzt und die Bewunderung ſelbſt Goethes erregt hatten. Der Streit war heftig. Der berühmte Geſchichtsſchreiber Palacky trat u. a. lebhaft für ihre Echtheit ein. Als Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Streit neuerlich auflebte und der Profeſſor an der tſchechiſchen Univerſität Gebauer die Echtheit bekämpfte, ſtellte ſich Maſaryk mutig auf ſeine Seite. Anfangs war die nationale Stimmung auf die beiden Profeſſoren ſehr erboſt, heute aber hat ſich die Wahrheit durchgerungen, und kein ernſthafter Gelehrter möchte wagen, die Unechtheit der Handſchriften zu beſtreiten.

Dieſe Stellungnahme Maſaryks iſt um ſo anerkennenswerter, als er nicht bloß Gelehrter und Univerſitätsprofeſſor bleiben wollte, ſondern ſich mit der Abſicht trug, den politiſchen Boden zu betreten. Im Jahre 1891 wurde er ins Parlament gewählt. Dieſe Wahl war, was die tſchechiſche Nation anlangt, von beſonderer Bedeutung. Nachdem die anfängliche Abſtinenzpolitik der Tſchechen Schiffbruch gelitten hatte, trachtete die „Böhmiſche Delegation im öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſe“ (wie ſich die tſchechiſchen Reichstagsabgeordneten gern nannten) auf dem Wege der ſogenannten Etappenpolitik ſolche politiſche Vorteile für ihr Volk zu erringen, die in der Richtung künftiger ſtaatlicher Selbſtändigkeit der Wenzelskrone (die die Länder Böhmen, Mähren und Schleſien umfaßte) gelegen waren. Sie vertraten das „Böhmiſche Staatsrecht“. Sie gingen ſeit Ende der ſiebziger Jahre mit der Regierung (Taaffe) durch dick und dünn. Dieſe Politik fand in den breiten Kreiſen des tſchechiſchen Volkes keine Zuſtimmung, und der Partei der Alttſchechen ſetzte ſich eine neue Partei, die Jungtſchechen entgegen. Die Wahl des Jahres 1891 fegte faſt alle Alttſchechen aus dem Parlament. Maſaryk war unter den Neugewählten. Aber er war nicht als jungtſchechiſcher Parteigänger aufgetreten, ſondern als ſelbſtändiger Kandidat. Er, Profeſſor Kaizl (der ſpätere Finanzminiſter unter Thun) und Dr. Kramarſch bildeten eine eigene Gruppe. Sie nannten ſich Realiſten. Dieſe drei Männer ſpielten in dem Parlamente von 1891 bis 1897 eine namhafte Rolle. Alle drei hatten ihre Bildung an deutſchen Univerſitäten genoſſen. Profeſſor Maſaryk ſtudierte hauptſächlich Philoſophie, Kaizl und Kramarſch Staatswiſſenſchaften. Man ſetzte auf dieſe Gruppe große Hoffnungen, die ſich nicht erfüllten. Das tſchechiſche Volk iſt politiſchen Parteiungen faſt ſo zugeneigt, wie das deutſche, und heute ſind die Jungtſchechen im Par-

lamente die kleinſte Partei unter den Tſchechen und die Realiſten exiſtieren nur mehr in der Geſtalt Profeſſors Maſaryks. Heute iſt der Agrarismus bei den Tſchechen Trumpf. Was die Stellung der drei Realiſten ſo ausgezeichnet hat, was auch die vielfach aus Intelligenzkreiſen hervorgegangenen jungtſchechiſchen Abgeordneten reſpektiert hatten, war die europäiſche Bildung dieſer Männer. Den katholiſch- und agrariſch-tſchechiſchen Parteien flößt die Bildung Maſaryks keine Achtung ein, und ſo hat er ſelbſt ſeinen Landsleuten gegenüber oft einen ſchweren Stand. Er iſt durchaus fortſchrittlich geſinnt. Er iſt ein Gegner des politiſchen Katholizismus. Er iſt endlich ein Freund eines billigen Ausgleichs mit den Deutſchen. Er hat als Univerſitätsprofeſſor ſeine Hörer immer auf den Weſten gewieſen. Er kennt natürlich die weſtlichen Kulturen, deren Sprachen er beherrſcht. Aber auch die ſlawiſchen Kulturen hat er mit heißem Bemühen ſtudiert. Dies beweiſt ſein Werk „Rußland und Europa, Studien über die geiſtigen Strömungen in Rußland“, als deſſen erſte Folge zwei ſtarke Bände erſchienen ſind: „Zur ruſſiſchen Geſchichts- und Religionsphiloſophie“ (Jena, Diederichs). Die Darſtellung iſt etwas ſchwerflüſſig, aber zu lernen iſt aus dieſen Büchern, die man freilich kritiſch leſen muß, ungemein viel. Dabei hat er ſich auch direkt mit ökonomiſchen Studien beſchäftigt, im Jahre 1899 ein dickes Buch „Die philoſophiſchen und ſoziologiſchen Grundlagen des Marxismus“ (Wien, Konegen) veröffentlicht, in dem er ſich als Gegner des Marxismus bekennt. In der praktiſchen Sozialpolitik gehört er zu den fortgeſchrittenſten Elementen in der Bourgeoiſie.

Seine weit ausgebreitete Gelehrſamkeit iſt um ſo bewundernswerter, als er zum Studium von der Schloſſerwerkſtätte her kam, in der er als Lehrling ſeine erſten Knabenjahre verlebt hat.

Aber was ſein Inneres am meiſten bewegt, ſind ethiſche und Religionsfragen. Er iſt Proteſtant, aber gewiß nicht in ein kirchliches Bekenntnis eingezwängt. Er ſteht auf dem Boden des evangeliſchen Chriſtentums und glaubt an die Notwendigkeit einer religiöſen Erneuerung der Menſchheit und an ihre kommende Wirklichkeit.

Er iſt ein Europäer. Aber ebenſo ſtark fühlt er ſich als Slawe und Tſcheche. Voll von Gerechtigkeitsſinn und Liebe zur Menſchheit wird er, wenn es ſich um reale Intereſſen ſeines Volkes handelt, keinen Augenblick beſinnen, wohin er ſich zu ſtellen habe. Darin iſt er, wie alle Slawen und wie übrigens alle Nationen, für uns Deutſche ein ſchönes und nachahmenswertes Vorbild. Er ragt zwar nicht als eine Größe hervor, aber er hat eine beſtimmte Phyſiognomie, er vereinigt Bildung mit Charakter. Das iſt bei uns in Öſterreich ſchon etwas wie wirkliche Größe. E. Pernerſtorfer

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Karl Hoffmann, Berlin-Friedenau, Leſèvreſtraße 19.
Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena — Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Eine Monatsschrift Herausgegeb. von Eugen Diederichs und Karl Hoffmann

7. Jahrgang Heft 4 Juli 1915

Erich Everth
Von der Seele des Soldaten im Felde

Vieles, was in dem heroiſchen Leben draußen gewonnen wird, iſt wert, möglichſt dauernd erhalten zu bleiben. Auch auf den winterlichen, wüſten Feldern Polens ſind Kulturgüter geerntet worden. Es hat alſo einen praktiſchen Sinn, ſich mit der Eigenart jenes Lebens bekannt zu machen. Das iſt anders als alles, was man gewohnt iſt, ſonſt könnte es nicht das ganz große Erlebnis ſein, das es iſt. Und es iſt auch anders, als man es ſich zumeiſt vorzuſtellen ſcheint.

So iſt es beliebt, aber ein Irrtum, daß man unſeren Feldtruppen Ehre zu erweiſen ſucht, indem man allerlei friedliche Tugenden an ihnen lobt, weil man den Krieg nicht kennt. Es ſcheint, als ſollte ſelbſt darin das grimmig höhnende Nietzſche-Wort ernſtgenommen werden: „Gut iſt, was hübſch zugleich und rührend iſt.“ Wer von draußen kommt, dem wird übel, wenn er immer wieder von „unſeren braven Jungen“ und dergleichen hört. Zunächſt ſind es meiſt keine Jungen, oft ſind ſie nicht einmal jung, ſondern alte Landwehrleute, die Frau und Kinder haben; und es gehört ſich nicht, unſere Verteidiger auch nur ſummariſch als Jungen zu bezeichnen. Sodann aber ſind ſie gar nicht immer „brav“ im Sinne von Muſterknaben, tauſendmal jedoch ſind ſie unendlich viel mehr — großartig, heroiſch. In den meiſten Auslaſſungen darüber, die man zu Hauſe in Wort und Schrift findet, vermißt man den Ernſt und den Schauer. Da herrſcht ein Ton von Biederkeit, alles erſcheint ſo nett und neckiſch, das Schützengrabenidyll iſt ſeit langem die Hauptunterhaltung des Philiſters, deſſen Bedürfnis nach Romantik auch in

dieſem Kriege noch auf ſeine Koſten kommen will. Namentlich die Bilder der illuſtrierten Zeitſchriften mit ihrem „Humor" vergreifen ſich jämmerlich. Wenn draußen Anwandlungen grimmigen oder harmloſen Humors kommen, dann iſt auch das oft eine verdammt ernſte Sache, dann braucht man es vielleicht, man braucht jede Sekunde der Heiterkeit und Entſpannung! Häufig wird die Luſtigkeit auch bloß eine Kontraſtreaktion auf Dinge bedeuten, die gar nicht luſtig ſind. Jener Humor kann rühren, ja erſchüttern; auch er führt den, der ihn recht verſteht, manchmal an die „Grenzen der Menſchheit", an denen die da draußen ſo lange leben. Da geben nun jene illuſtrierten Blätter im ganzen ein Bild von eitel Heiterkeit und Komfort in den Gräben, — das hat, zumal im Winter, viel böſes Blut draußen gemacht; denn man mindert ja dadurch herab, was dort geleiſtet und ausgehalten wird. Selbſt ſentimentale Schönfärbereien, etwa zu Weihnachten, da ſozuſagen in allen Gräben die Lichter am Weihnachtsbaum gebrannt haben ſollten, haben Ingrimm in dieſen Gräben verurſacht. Ich war Weihnachten in der Front und habe wenig ſo Ergreifendes geſehen, wie wenn die Leute beim Stellungswechſel, bei der Ablöſung ein nacktes Bäumchen mit ſich ſchleppten in das nächſte Erdloch, wo ſie kampieren ſollten: das war, als wenn der Mann ein Stück der Heimat auf dem Rücken mit ſich trug oder ein Stück ſeiner Seele ſichtbar in der Hand hielt, aber ſüßlich wurde einem dabei wahrlich nicht zumute.

Ein reichlich mißbrauchtes Wort der Öffentlichkeit iſt die „Begeiſterung" unſerer Soldaten. Die Leute, die ſo daherreden, als könne ein Heer, das elf Monate lang unter großen Entbehrungen und Anſtrengungen im Felde iſt, anhaltend begeiſtert ſein, verſtehen das Wort nicht. Man meint vielleicht den guten Geiſt der Truppen, und dann hat man freilich recht. Aber „Begeiſterung" haben viele draußen nicht kennen gelernt. Beide Extreme, die Begeiſterungsbarden wie die Flauen, überläßt die Front gern dem Hinterland. In einem Feldpoſtbrief war kürzlich zu leſen: „Als wir einſt ſchwuren, unſere Geſchütze nicht ſchmählich zu verlaſſen, da verſpürte ich einen Schauer durch meine Adern rieſeln, aber als der Moment gekommen war, die Pflicht bis zum letzten Augenblick zu tun, da taten wir in nüchterner Überlegenheit unſere Pflicht, für den Schauer von einſt war keine Zeit geblieben. So einfach, ſo frei von ſentimentalem Gefühl erſcheint uns Soldaten der Kampf, aber er iſt deshalb nicht geringer, nicht leichter geworden. Was ſoll der Soldat mit großen Gefühlen anfangen? Er braucht kaltes Blut. Mit je

ſchlichterem Sinn der Soldat ſeiner ſicherlich nicht leichten Pflicht nachkommt, um ſo ſchöner, um ſo deutſcher iſt ſein Handeln." So iſt es, man muß das nachdrücklich unterſtreichen. Daß der überwiegende Teil unſerer Truppen ſchon zu Anfang des Krieges ohne große Geſte hinausging, mit geſammelter und ruhiger Kraft, iſt oft ausgeſprochen worden. Seither hat die Dauer der Kämpfe jeden Überſchwang gedämpft, hat die Erfahrung jeden Leichtſinn beſeitigt und überall eine angemeſſene Seelenlage geſchaffen. Allmählich wird auch im Publikum die Ausdauer, die Geduld der Truppen erkannt und anerkannt, ſo daß nicht immer bloß von Schwung und Kampfesluſt die Rede iſt. Die Leute draußen ſind zumeiſt nicht auf den Krieg verſeſſen, ich hörte von älteren Kriegsfreiwilligen öfter: „Wenn es bald zu Ende iſt, um ſo beſſer, es kommt uns ja nicht auf den Krieg an; aber ſolange es dauert, helfen wir mit." Das iſt gewiß eine Art Begeiſterung, aber eine ſtille, zähe und wertvollere als die der populären Phraſe.

Sicher gibt es Augenblicke des Rauſches, beim Sturmangriff, bei der höchſten Energieentfaltung und in der höchſten Gefahr, wo die ſchnelle Bewegung und nervöſe Aufregung eine Art Ekſtaſe ſchafft, ähnlich dem Höhenrauſch oder dem ſeltſamen körperlichen Jubelgefühl, das man bei ſchnellem Fahren oder Reiten erlebt. Und in ſolcher Lage haben auch einmal junge Freiwillige, wie wir nicht vergeſſen wollen, „Deutſchland über alles" mitten im Angriff geſungen. Nun aber ſetzt ſich das in den Köpfen zu Hauſe als etwas Typiſches feſt, und dadurch wird es zur Grimaſſe. Draußen iſt ein ſolches Vorgehen nicht etwa zur Mode geworden, es hat ſich ſeither kaum wiederholt, denn dort iſt man von aller Tuerei weltenweit entfernt; ein derartiges Ereignis ergibt ſich eben in der einzigartigen Lage des Augenblicks, und darin liegt ſein keuſcher Wert.

Die Fälle aber, in denen ohne ſolche Hingeriſſenheit der Jugend dieſelbe ſchwere Arbeit getan wird, Tauſende von Fällen, werden deshalb nicht geringer; denn die Begeiſterung trägt und erleichtert, ſtill beſonnene Entſchloſſenheit erſcheint als Regel noch größer. Irgendwo erzählte kürzlich ein verwundeter Offizier: „Die Draufgänger, das ſind nicht die Mutigen. Mut iſt Ausdauer und Ruhe in der Gefahr. Ich kann Ihnen ſagen, unter den Stürmern und Draufgängern werden viele nur mitgeriſſen; doch wer ruhig ausharrt im Schrapnellregen, der allein zeigt, daß er natürlichen Mut hat und keiner Suggeſtion bedarf." Unſere Truppen brauchen keinen Überſchwang, um ihre Pflicht zu

tun. Wohl gehen ſie überall unübertrefflich drauf, denn ſie wiſſen: ſo lange nichts geſchieht, kann die Sache kein Ende nehmen; zudem iſt die Tätigkeit, auch die gefährlichſte, oft Erlöſung von langem, untätigem Warten, und die ſo aufgeſpeicherte Kraft entladet ſich freudig. Aber das alles iſt ſeeliſch mannigfacher und viel ſtärker als jene „Begeiſterung" nach dem Schema, das man aus der Friedenszeit — leider nur zu gut — kennt. Es gibt Würdigeres, Höheres im Kriege. Im Felde herrſcht eine Mittellage zwiſchen Extremen, die wahrlich nichts Mittelmäßiges bedeutet, ja jenes Aushalten erſt möglich macht. Dieſe Gleichgewichtslage möchte ich näher beſchreiben und erklären, ſie verdient es. Denn ſie iſt eine der größten Erfahrungen, die man machen kann, und zeigt eine ſo wertvolle Seelenhaltung, daß es uns darum zu tun ſein muß, wenigſtens einen Abglanz davon als Kulturelement in die Friedenszeit hinüberzuretten.

Es iſt natürlich nicht an jeder Stelle der Front zu jeder Zeit das Gefühl der Überlegenheit über den Feind vorhanden, aber auch in kritiſchen Situationen iſt nur bei wenigen etwas von Entmutigung, von gedrücktem Weſen zu ſpüren. Dieſe Feſtigkeit iſt etwas Herrliches, ſo daß man wohl in die Verſuchung kommt, in Superlativen davon zu ſprechen; aber man muß ſich davor hüten, das würde die Sache, die man beſchreiben will, fälſchen. Draußen wird nie in Superlativen geſprochen, dazu iſt alles zu poſitiv. Es herrſcht ein Gleichmut, nicht im Sinne des Zynismus, natürlich nicht, denn Hunderttauſende ſind niemals zyniſch; vielmehr eine Stetigkeit der Stimmung und eine Unerſchütterlichkeit, die wiederum nicht der Empfindungsloſigkeit, ſondern eben der ſchwankungsfreien Feſtigkeit entſtammt. An die Ataraxie der Alten denkt man wohl, aber ſie war doch etwas Anerzogenes, Ausgebildetes — hier iſt nichts Abſichtliches oder gar Erzwungenes und Krampfhaftes; durch die Umſtände dieſes Krieges ſelber kommt das zuſtande, was ich zeigen will. Man denkt auch an ſpartaniſches Weſen, aber auch das war gezüchtet und ſtets etwas forziert; was bei uns im Kriege zutage tritt, das konnte nicht gezüchtet werden, auch nicht durch preußiſche Diſziplin allein, die freilich einen weſentlichen Anteil daran hat; ſondern es kamen neue Seelenkräfte und neue äußere Faktoren, eben gerade dieſer Krieg, dazu. Das Spartaniſche war ſozuſagen eine Manier, eine ſtrenge und etwas künſtliche Tradition; hier aber tritt plötzlich ganz ſpontan, aus allerlei Elementen, ſelbſtverſtändlich auch aus ſolchen der Tradition gebildet, ein neuer Stil ans Licht, inſofern als die Stimmung ganz dem modernen Krieg entſpricht und Millionen

einheitlich durchzieht und verbindet. Wie vor hundert Jahren jeder Schreiner Geſchmack oder Tradition hatte und dadurch Kultur, ſo hat heute jeder Krieger draußen Haltung und Stil. Stil aber iſt immer mehr als Manier, und dieſer unſer Stil kann deshalb ein hoher Kulturfaktor werden und ſoll es, ſo wollen wir hoffen.

Wie iſt er zu erklären? Sehr mannigfach.

Nietzſche nannte einmal Beſonnenheit und Heroismus die Tugenden der Deutſchen. In der Tat liegt ein Teil der Erklärung für die geſchilderte Seelenlage wohl in unſerem nationalen Temperament, das man vielleicht im Gegenſatz zu dem der Romanen mit ihrem mehr labilen Gleichgewicht als den Charakter des ſtabilen Gleichgewichts bezeichnen könnte? Es beſtehen ja kaum Unterſchiede der Tapferkeit zwiſchen den Franzoſen und uns; die Franzoſen haben Bravour und Elan, ſie haben auch überraſchende Ausdauer gezeigt, aber ob ihre Krieger die Gleichmäßigkeit und Gleichmütigkeit bewahren wie die unſeren? Wir lodern nicht leicht und hell auf, ſondern lieben die innere Wärme, aber wir laſſen uns auch nicht ſchnell „niederſchlagen". („Wir", das heißt natürlich nicht jeder zufällige Deutſche, aber die meiſten Deutſchen empfinden dieſe Eigenſchaften an den Beſten ihres Volkes als beſonders wertvoll.)

Und namentlich der ſtarke Anteil unſerer ländlichen Bevölkerung bildet einen Umſtand, den man hervorheben muß. Jene Freiwilligen, die mit „Deutſchland über alles" ſtürmten, kamen wohl zumeiſt von Deutſchlands Hoch- und höheren Schulen, jedenfalls dürften es junge Menſchen aus der Stadt geweſen ſein, dem Landvolk liegt ſo etwas weit weniger. Das iſt bedächtiger, ſchwankt aber auch am allerwenigſten in „Stimmungen". Sie haben äußerlich einen ſchweren Schritt, die Menſchen vom Lande, und ſind auch innerlich nicht beſchwingt, und ihre Gefühlsſkala iſt einfach; auch ſie aber tun ihre Pflicht nicht bloß, weil es befohlen iſt, ſondern weil ſie ſie empfinden, weil ſie den Sinn einſehen, und weil ſie ihre Pflicht wollen.

Dabei darf das zum Teil gereifte Lebensalter der Truppen als ein weiterer wichtiger Faktor nicht vergeſſen werden. Nicht umſonſt ſind die Reſerven und Landwehren, bei aller Anerkennung für den guten Willen der Kriegsfreiwilligen, von den Führern beſonders geſchätzt. Ihre Stimmung iſt geſetzt, iſt reif, und gerade die Ruhe, das unaufgeregte Weſen trägt zu dem Eindruck eines reifen Volkes, den man da draußen ſo ſtark erhält, viel bei. Dieſe Familienväter wiſſen,

was ſie zu verlieren haben, und ſie haben mehr zu verlieren als manche ganz jungen Leute, die den Wert des Lebens noch nicht kennen, denen dieſer Krieg vielleicht das erſte Hinaustreten ins reale Leben, und nun gar in ein ſo erhöhtes Leben bedeutete; die oft auch wohl etwas Abenteuerfreude mitbrachten, jedenfalls froh waren, etwas zu „erleben". Darauf legen Landwehren weniger Wert. Aber um ſo tiefer ſind ſie von der Notwendigkeit durchdrungen, um derentwillen ſie da draußen ſind; ſie erſt wiſſen ganz, was es zu verteidigen gilt. Sie entbehren aber auch mehr Bequemlichkeit, Behaglichkeit, denn ſie ſind älter und an eine geordnete Häuslichkeit gewöhnt. Bismarck hat einmal geſagt: „Für Eroberungs- und Renommierpolitik ſind unſere Landwehren, unſere Familienväter nicht da; ſie würden ſich wehren wie die Bären, wenn ſie im Lager angegriffen werden, aber ſie werden ebenſowenig wie die Bären erobern wollen." In der Tat, ſie ſehen den Krieg durchaus als Verteidigungskrieg.

Und das Bewußtſein dieſer guten Sache verhilft ebenfalls zu einer gewiſſen Unbekümmertheit und hilft manches tragen. Dazu kommt das Gefühl des guten Fortganges dieſer Sache; denn kein Menſch zweifelt draußen, noch hat je gezweifelt, daß es im ganzen gut ſtehe und daß es auch gut ausgehen werde, möge es auch noch lange dauern. Es gibt da vorne keine Peſſimiſten — ſchon deshalb nicht, weil der Gegenſatz, die Optimiſten fehlen. Man findet keinen Schwarzſeher, aber auch keinen Roſaroten, denn draußen kann man ſich nichts vormachen; man weiß beſſer als irgend jemand im Binnenlande, was all die Erfolge koſten, man ſieht und fühlt es täglich; man verſteht zu gut, was für einen ſchweren Inhalt ſelbſt eine Siegesnachricht für uns bedeutet. „Da ſind wieder viele ſchlafen gegangen", ſo kann man bei ihrem Eintreffen in den Gräben oft hören. Man hat eben auch bei freudigen Nachrichten zuviel Ballaſt in ſich, um zu hüpfen, und deshalb liegt auch über heiteren Szenen eine gewiſſe Gehaltenheit und ſomit Würde. Und an dem eigenen, wenn auch dunkeln Bewußtſein dieſer Würde und des ganzen heroiſchen Lebens, das man führt, hält man ſich wiederum in trüben Lagen aufrecht. So vollzieht ſich ein ſtändiger, faſt kunſtvoller Ausgleich, wie durch eine geheime Weisheit der Natur.

Schon die kräftige Geſundheit des ſtark beanſpruchten Körpers wirkt mit zu der Gleichgewichtslage des Gemüts und beſeitigt alles exaltierte Weſen. Sie gibt einen feſten Untergrund, den pſychiſche Erregungen nicht allzuſehr ins Schwanken bringen können. Gewiß iſt man oft nervös erſchöpft, aber es gibt verſchiedene Arten von Nervoſität,

und die geiſtig und ſeeliſch verurſachte lernt man erſt wieder kennen, wenn man ſein gewohntes Leben zu Hauſe von neuem aufgenommen hat. Der Krieger iſt kein Stimmungsmenſch, nicht bloß, weil er „groſze Arebeit" zu verrichten hat, ſondern namentlich, weil er ſo ſtark körperlich zu arbeiten hat. Man überſchätze deshalb das Seelenleben der Menſchen draußen nicht. Das Körpergefühl überwiegt gewöhnlich. Und das iſt nicht nur ſtark, ſondern im beſondern auch ſchwer. Man bekommt da ein eigentümliches Körpergefühl, zumal im Winter geſchah das, da man dick verpackt am ganzen Körper war; dadurch fühlte man ſich ſicherer gegen Erkrankungen, Erkältungen und ſelbſt gegen die Kälte, man empfand ſeine Widerſtandskraft als Individuum erhöht und erfuhr bald, daß man ſich ſozuſagen als Einzelleib gegenüber der Natur behaupten konnte und nicht mehr „ein Spiel von jedem Druck der Luft" war. Alles das ergab ſelbſt im Winter ein primitives Selbſtgefühl der Stärke.

Auch die Seele bildet gleichſam eine Schutzhaut aus. Wenn die Gefühle allgemein, biologiſch betrachtet, den Sinn einer Benachrichtigung haben, ob das pſychophyſiſche Syſtem gefährdet oder in einer günſtigen Lage ſei, ſo vermag die Seele gleichſam die Fühler ihres Affektenlebens überhaupt einzuziehen und ſich ſozuſagen zu verkapſeln, wenn Gefahr iſt, daß ſie durch überſtarke Eindrücke zerriſſen werden könnte. So erzählen namentlich Krankenträger, die ja am meiſten Grauſiges zu ſehen bekommen, daß ſie oft ſpüren, wie ſie ſeeliſch völlig ausſchalten. Wenn ſie ſich an all die gräßlichen Erlebniſſe hingäben, ſo ginge das bald über die Faſſungskraft der Seele, die ja auch im Gefühlsbereich nicht unbegrenzt iſt. Das Ausſchalten wird aber auch erleichtert, da jeder alle Hände voll zu tun hat und keiner, auch der Krankenträger und der Arzt nicht, ſeine Arbeit leiſten könnte, wenn er ſich in Gefühle verlöre. Ihre Unterdrückung iſt nicht Roheit, ſondern Anpaſſung an den Zweck, denn nur ſo wird man befähigt, den großen Anforderungen zu genügen. Eine Anpaſſung findet aber auch an die ſchmerzlichen Eindrücke ſelber ſtatt, man gewöhnt ſich an das Schreckliche, und endlich wird man abgeſtumpft. So iſt immerhin eine Erſtarrung, als pſychiſche Störung durch ſeeliſche Überreizung oder Erſchöpfung, ſelten. In der Regel beruht die Unerſchütterlichkeit und Unbewegtheit der Kämpfer draußen auf Gewöhnung.

Man wird überhaupt ſchnell einigermaßen abgeſtumpft durch die ſtarken und immer wiederholten Eindrücke und Vorſtellungen, in denen man lebt. Nur an wenigen Kampfſtellen wird zum Beiſpiel die Winter-

landſchaft reich geweſen ſein, und wenn man wochenlang ſtill liegt, wird einem jede Stelle zum Überdruß. Schließlich kennt man jeden einzelnen Baum und Zaun, und ſo bringt jeder Ortswechſel ein Aufleben; das befreiende Gefühl: hier kommſt du wenigſtens niemals wieder her, lernt mancher erſt draußen kennen. Jeder Kilometer Entfernung mehr von ſolchen Plätzen ſtellt ein Kapital an Wohlgefühl dar, und der Marſch, mag man ihn ſonſt bei dem beſchwerten Körpergewicht nicht ſehr ſchätzen, hilft wenigſtens zu der Wohltat einiger Abwechſlung.

Reichlich eintönig wird auch die ſoldatiſche Umwelt, das Neue des Feldlebens verliert bald ſeinen Reiz. Zunächſt geben gewiß allerlei ſtarke Schauſpiele, etwa von Artilleriekämpfen, Eindrücke voll Anregung und äſthetiſchen Genuſſes, ſo daß man wie gebannt iſt und ſelbſt die eigene Sicherheit außer acht verliert; aber auch das läßt nach, und man ſieht ſich die ewigen Uniformen, nichts als Uniformen, ſo über, daß man es als Erholung begrüßt, einmal wieder weibliche Weſen, gleichgültig ob Marktweiber oder andere, alte oder junge, aber Weſen mit anderm Körperbau, andern Geſichtern und Kleidern in Muße betrachten zu können. Das hat mit erotiſchen Empfindungen gar nichts zu tun, und man verſteht nach ſolchen Erfahrungen, was für Zumutungen die ausſchließlich männliche Atmoſphäre des Mönchskloſters ſelbſt an recht unerotiſche Menſchen unter den Vätern und Brüdern geſtellt haben muß. Ein mit mir zurückkehrender Hauptmann weigerte ſich, den Kopf noch ein einziges Mal aus dem Zuge zu ſtecken, als er erſt drin ſaß, bloß um keine Soldaten mehr zu ſehen, und er lebte auf und ſprach es auch aus, als er in der erſten Station auf deutſchem Boden Kellner und andere höchſt gleichgültige Ziviliſten ſah und den Anblick förmlich einſchlürfte.

Zu all dieſer Verarmung tritt dann der Mangel an Lektüre und daher der Heißhunger, mit dem man über jeden Fetzen gedruckten Papiers herfällt. Das erſte, was mir draußen bei der Kompagnie nahegelegt wurde, als man hörte, ich ſtünde mit Zeitſchriften und Zeitungen in Verbindung, war: Leſefutter heranzuſchaffen! In einem Feldpoſtbrief war neulich geſchrieben: „Man lieſt ja jeden Zeitungsfetzen mehrmals vor- und rückwärts.“ Das geiſtige Leben iſt eben reduziert, man hat ja auch ſoldatiſch wenig zu denken. Doch gewöhnt man ſich leicht an einige Verſimpelung, zumal das primitivſte Körperleben ſo ſtark in den Vordergrund tritt; die Anſprüche ſind demnach nicht einmal hoch. So muß man ſich denn, zurückgekehrt und wieder bei ſeiner erſehnten geiſtigen Beſchäftigung, ſei es auch noch nicht einmal bei der beruflichen Arbeit,

erſt von neuem anpaſſen und erlebt in den erſten Wochen leicht eine rapide Nervoſität, weil das Schwergewicht der Exiſtenz wieder nach dem Kopf verlegt wird und dies zunächſt eine ſtarke Umlagerung der pſychophyſiſchen Energien vorausſetzt. Man ſpürt den Vorgang förmlich körperlich.

Herabgeſetzt iſt draußen auch das Gefühlsleben, nicht nur wie erwähnt gegenüber den ſchlimmen Eindrücken, ſondern allgemein, und vermindert weniger in der Stärke als in der Mannigfaltigkeit. Höheren Führern liegt gewiß ihre Verantwortung ſchwer auf der Seele, ſie leben inſofern dauernd ein angreifendes ſeeliſches Leben; von allen Kriegern kann man das nicht ohne weiteres ſagen. Da ſchalten die emotionalen Funktionen etwas aus, auch durch den Mangel an gemütlicher Anregung. Einige wenige Anreize bleiben beſtehen, die man von Hauſe mitgebracht hat und die die Angelpunkte der ganzen reinmenſchlichen Exiſtenz darſtellen: Frau und Kind, bei Jüngeren Eltern und Geſchwiſter; um dieſe kreiſt nun das Gefühlsleben; aber auch das ermüdet und erſchöpft durch die ewige Wiederkehr der ſtarken Vorſtellungen.

Als Pole alſo, um die ſich das Gemütsleben bewegt, bleiben Familienvorſtellungen auf der einen, Todesgedanken auf der andern Seite, und ſie rufen ſich immer wechſelſeitig ins Bewußtſein, wie leicht zu verſtehen iſt. Beide Vorſtellungen ſind aber Extreme von Freude und Leid, und das ausſchließliche Angewieſenſein auf ſie und Pendeln zwiſchen ihnen gibt dem Seelenleben etwas Angeſpanntes; ſo ſtarke Kontraſte führen leicht zu einer Überſpannung und ſchon dadurch im Verein mit der Einförmigkeit der Inhalte zur Abſtumpfung. Würde man nicht durch die Anſtrengungen, Entbehrungen, körperlichen Bedürfniſſe, Gefahren und nervöſen Aufregungen, die alle ſtark genug ſind, um die Aufmerkſamkeit zu abſorbieren, ſeeliſch entlaſtet, ſo müßte man durch jene Monotonie äußerſter Gefühlsgegenſätze überreizt und aufgerieben werden; in Wahrheit iſt kaum die Rede davon, und Zuſammenbrüche, wie ſie gelegentlich vorkommen, haben mehr nervöſe Gründe als ſeeliſche.

Auch das Handeln und Leiden geſchieht mit einer Gleichmäßigkeit und Selbſtverſtändlichkeit, die durch die Einfügung in einen rieſigen Mechanismus und in dieſes ganze ungewöhnliche Leben, das ſeinen eigenen Geſetzen folgt, von ſelbſt entſteht. Man gewöhnt ſich an erſtaunliche Dinge, ohne gewaltſamen Zwang zu empfinden, und erkennt erſt ſpäter im Zurückblicken mit einer Art Rührung, worein man ſich als in etwas kaum Überraſchendes, weil Unvermeidliches gefunden hat.

Es ſteckt uns, vielleicht zumal den Norddeutſchen, noch ohne individuelles Verdienſt viel Pflichtgefühl im Leibe. Man erklärt das oft durch ein Fortwirken Friedrichs des Großen im Staate oder durch Kants Einfluß auf die Gebildeten mehrerer Generationen — ich weiß nicht, ob beider Ethos das vermocht hat; ſie ſelber ſind wohl ſchon zu erklären aus der verhältnismäßig kargen Natur, in der wir leben und die uns in keiner Beziehung verwöhnt, vielmehr an die Stimmung ſtetigen Arbeitens gewöhnt hat in einem Grade, wie ihn manche anderen Völker nicht kennen und nicht leiden mögen, wie es zum Beiſpiel der Ruſſe nach Bismarck nie lernen wird, und wie es ja auch Südländer nicht fertig bekommen. Wir aber ſind alle aufgewachſen in einer Sphäre von Straffheit, in Preußen wohl auch von Strenge, ſelbſt im privaten Leben, ſo daß wir oft verwundert ſind, wenn wir Anerkennung finden und andere etwas verdienſtlich nennen, womit wir noch nichts Beſonderes zu leiſten glaubten. Manche unſerer beſten Männer haben es ausgeſprochen, man behalte immer das leiſe Gefühl, nicht genug zu tun. Das trifft in der Tat einen tief liegenden Bewußtſeinsbefund. So wird es draußen vielen bei der Verleihung des Kreuzes oder bei einer Beförderung ergehen. Denn man iſt da zumeiſt ſehr fern von Ehrgeiz. Ja, es iſt faſt verpönt, der Auszeichnung offenkundig nachzuſtreben. Vielleicht empfinden die Leute es unbewußt als unpaſſend, in den großen Ernſt ihrer Lage ſolche luxusmäßigen Regungen gemengt zu ſehen. Vielen, namentlich den Männern vom Lande, kommt der Ehrgeiz ſchier wie ein Übermut vor. Nebenbei aber erſcheint es ihnen vordringlich, die Aufmerkſamkeit abſichtlich auf ſich lenken zu wollen, und faſt wie unlauterer Wettbewerb für die andern, die doch alle ihre Schuldigkeit tun. Solchen Sinn etwa hat das draußen oft gehörte Wort: „Das Kreuz muß von alleine kommen.“ Mancher Familienvater verbietet ſich bewußt jeden Ehrgeiz, ohne deshalb weniger unbedenklich zu tun, was von ihm verlangt werden muß. Man hält ſich mit geſundem Inſtinkt an die „Forderung des Tages“; und die militäriſche Diſziplin, der Gehorſam hilft dazu.

Der Gehorſam iſt ein Segen. Denn er nimmt draußen manchem Manne, der im bürgerlichen Leben nicht allein an ſich ſelber denken darf und auch im Felde die Pflichten, die er gegen Angehörige zu Hauſe hat, nicht ganz vergeſſen kann, die Verantwortung wohltätig ab. Nicht nur, daß man tötet, ohne ſich Skrupel zu machen, daß man ſchießt, ohne eigentlich zu bedenken, was man tut — denn man hat ja keinen

perſönlichen Feind vor ſich, und ſo entfällt die moraliſche Selbſtprüfung und man arbeitet ſozuſagen automatiſch —, nicht nur dies alſo, ſondern es werden auch die Hemmungen, die der pflichtmäßigen Sorge um die eigene Selbſterhaltung entſtammen, zum Teil ausgeſchaltet, aber auf eine nicht bloß äußerliche, vergewaltigende Art: Bei allem Mut zur Verantwortung, der jedem Soldaten anerzogen wird, haben doch alle das Bedürfnis, das Bismarck auch den höchſten Militärs, ja dem alten König immer wieder zuſchreibt: daß ſie gerne durch Befehle gedeckt ſind. Das gilt ſogar bezüglich der eigenen Gefährdung. Es beruhigt, wenn man in ſtarke Gefahr kommt und ſich ſagt, man habe die Verantwortung für ſich ſelber nicht zu tragen. Auch dieſe Seite der Diſziplin wird dem Soldaten ſtändig eingeprägt: in Fällen, wo der Befehl eindeutig iſt und die Sachlage ihm nicht offenkundig widerſpricht, alſo nicht freie Auslegung und Abänderung des Auftrages geboten iſt, da ſagt er ſich ſchon im Frieden: ich habe ja nicht dafür einzuſtehen, ich führe meinen Befehl aus, aufkommen muß der Vorgeſetzte dafür, der ihn gegeben hat. Ein intereſſantes Ineinandergreifen von Zwang und Freiheit. Auch der Gehorſam befreit! Als ich meine erſte Patrouille ging, ohne Befehl, war ich behutſam, als ich ein andermal Befehl dazu hatte, gab es ſolche private Vorſicht nicht mehr, denn da konnte einem kein Angehöriger hinterher vorwerfen, daß man ſich unnötig ausgeſetzt habe. So ſieht man ſelbſt wahrſcheinlichen Erkrankungen, bei beſonders ſchlechter Witterung, mit einer „ſtoiſchen" Ruhe entgegen; man kann ſich eben nicht in Acht nehmen, und das große Ganze darf auf den einzelnen nicht Rückſicht nehmen, alſo macht man gar nicht erſt den Verſuch innerer Auflehnung; es läßt ſich nicht ändern, alſo will man es gar nicht erſt ernſtlich ändern.

Dann ſieht man wohl ſtille oder auch ſtarre Augen neben ſich, wenn etwa eine Nacht bei großer Kälte und Näſſe in mangelhaftem Unterſchlupf bevorſteht, aber es ſtellt ſich eine innere Ergebung ein, die der der religiös Gläubigen ähnlich ſein mag. Man fühlt ſich wie erdrückt von der Notwendigkeit, prostratus ſagte der Römer, „im Staube" ſagen wir, vor dem Schickſal oder vor der Gottheit. Übrigens kann man das Gefühl ſolcher „ſchlechthinnigen Abhängigkeit" zwar religiös auffaſſen, aber es iſt für ſich allein ſicher noch nicht Religion; wohl fühlt man ſich etwas erleichtert, inſofern als Affekte des Grolles, der irgendwem Schuld für die einzelne Lage geben möchte, ſinnlos erſcheinen, aber mancher wird die ganze Bewußtſeinslage am eheſten mit der ſtumpfen Geduld der hilfloſen Kreatur vergleichen wollen.

Doch, wie geſagt, der gediente Soldat iſt durch die Gewöhnung an Unterordnung auch für das Ertragen ſolcher Lagen vorbereitet. Das fehlte den jungen Freiwilligen zuerſt, da ihnen die Diſziplin naturgemäß nicht ſo im Blute ſaß, und inſofern hatten ſie es ſchwerer und mußten den Mangel durch inneren Schwung zu erſetzen ſuchen. Sie koſtete es gewiß mehr innere Anſtrengung, ſich der neuen Lage anzupaſſen, wo den anderen der Weg ſicher vorgeſchrieben war. Denn der von langher eingeimpfte Gehorſam entlaſtet von der Qual der Wahl. Er macht das Leben leichter, wie jede Konvention, mit ſeiner Hilfe iſt alles viel einfacher, auch in den tollſten Situationen, als es der Fall wäre, wenn der einzelne ſich auf eigene Fauſt äußerlich und innerlich darin zurecht und damit abfinden müßte.

„Die Tat iſt ſtumm", ſagt Wallenſtein. Die Verſchwiegenheit gehört zu den Haupttugenden des Soldaten. Nicht bloß, daß der ſchweigende Gehorſam Widerrede nur in Ausnahmefällen zuläßt, ſondern die Pläne gedeihen nur im Geheimen. Heute kennt jeder die Überraſchungsſtrategie Hindenburgs, und mancher bewundert vielleicht im ſtillen nichts ſo ſehr wie die Seelenkraft, mit der die hohen Führer ſo vieles bei ſich behalten können. Aber jeder einfache Mann im Heere weiß, daß allerlei Wichtiges vorgeht, wovon nicht geſprochen werden darf. Die moderne Spionage hat dieſe Vorſicht peinlich verſchärft. Allerorten predigen Maueranſchläge der Linienkommandanturen: „Der deutſche Soldat muß für ſein Vaterland nicht nur kämpfen, ſondern auch ſchweigen können", und Befehle der Oberſten Heeresleitung fordern die Leute auf, im Falle ihrer Gefangennahme lieber zu ſterben als zu Verrätern zu werden. Oft hören ſie aber auch wenig von dem letzten Sinn deſſen, das da vorgeht. Häufig erfahren nicht einmal die Führer, was der höhere Befehlshaber mit ſeinen Weiſungen bezweckt, die ſie auszuführen haben. So führt die Armee von oben bis unten Unternehmungen durch, deren eigentlichen Zweck verſchwindend wenige kennen.

Die täglichen militäriſchen Befehle geben keine Begründung und keinen Kommentar; ſie ſind ſo kurz wie möglich, um ſo beſtimmt wie möglich zu ſein und doch Freiheit in der Wahl der Mittel zu laſſen. Jedes überflüſſige Wort ſteht bereits im Frieden beim Soldaten niedrig im Kurs, und wer ſich nicht knapp ausdrücken lernt, kann es ſchon in der Reſerve nicht weit bringen. Die Kriegsbefehle aber ſind faſt unheimlich lakoniſch, weil ihre Kürze in einem paradoxen Verhältnis zur Bedeutung des Inhalts ſteht. „Die Diviſion greift an" — mehr vernimmt man oft

von der Diviſion nicht; und das reicht auch, wie man aus Erfahrung weiß, für die Arbeit langer Stunden des Tages und der Nacht, wirft Vermutungen, Hoffnungen auf Ruhe und dergleichen mit wenigen Silben über den Haufen. „Das Regiment löſt ein anderes in vorderſter Linie ab" — die paar Worte ſtellen die Truppe, die vielleicht ſoeben glaubte, für die Nacht einmal nach rückwärts zur Erholung zu kommen, plötzlich vor die verſchärfte Aufbietung aller ſchon müden Kräfte, vor den ſicheren Tod einer Anzahl Kameraden, und jeder mag ſehen, wie er ſich in der Eile mit den kargen Worten abfindet; denn die Ausführung folgt ihnen meiſt auf dem Fuße. Und wenn man dann an einem der nächſten Abende in dem vorderſten Graben ſitzt und wartet, ob der Melder noch nicht kommt, der heute Abend doch dem Bataillon die Ablöſung nach hinten bringen wird, dann kommt der Melder, etwa um 5 Uhr nachmittags, ſteht plötzlich in der Dunkelheit auf dem Grabenrand und meldet: „Um 5 Uhr 15 wird angegriffen." Das bedeutet: heraus aus dem notdürftig hergerichteten Nachtlager in der Erde in eine Nacht ohne Lager, im friſchen Erdloch — wenn man ſo weit kommt. Da nehmen Freunde ſchnell im voraus Abſchied, aber mehr Worte als ſo ein Befehl machen ſie auch nicht, haben ja gar keine Zeit dazu, manchmal iſt es nur eine Straße und Hausnummer, die einem Kameraden noch mal ins Gedächtnis gerufen werden — der weiß ſchon, was es beſagen will. (Und das nennt dann der gefühlvolle Feuilletoniſt „einen Abſchied fürs Leben".) Da lernt man die Bedeutung des Wortes kennen und jede unnötige Silbe als Geſchwätz empfinden, jedes Wort, das nicht voll geladen iſt, als leer und jede zweckloſe Überlegung oder gar Kombination als Dunſt verachten. Das iſt der Stil jenes Telegramms aus Tſingtau: „Einſtehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerſte." Draußen hat man den Sinn für das Weſentliche.

Daß die künſtleriſchen Gründe gegen den Mißbrauch des Wortes in dieſelbe Richtung wirken wie der Krieg, daß jeder, der die Sprache als künſtleriſches Mittel liebt, das Wort zu ſchade hält, um es unnützlich zu führen, und ſich ſcheut, ſchleuderhaft mit ihm umzugehen — das iſt einer der vielen Punkte, wo Krieg und Kunſt ſich berühren. Auch die Kunſt duldet kein bloßes Reden, ſondern fordert Schöpfung, Geſtaltung — „bilde Künſtler, rede nicht". Es war nicht Zufall, daß die geiſtigen Führer des deutſchen Heeres, Moltke oder Schlieffen, ein klaſſiſches Deutſch ſchrieben, und nicht umſonſt horchte ganz Deutſchland auf, als im vorigen Herbſt der Generalquartiermeiſter von Stein ſich vernehmen ließ.

Es gibt auch eine große Poeſie des Krieges; vorläufig aber ſind es meiſtens Lieder ohne Worte, die nur ein großer Künſtler in Worte ſetzen könnte. Da kommt etwa ein lebendes Gedicht zuſtande wie dieſes: Ein älterer Offizier, befragt, was ihm von allem, das er draußen gehört und geſehen, am tiefſten gegangen ſei, meinte: „Der Anblick, wie Infanterie auf dem Marſch einer ſchweren Batterie begegnete und wie da die müden Leute aus der Reihe liefen, um die Geſchütze zu ſtreicheln.“ Das iſt die große, ungeformte Poeſie des Krieges, nicht die Schützengrabenlieder, die meiſt nicht beſſer ſind als die zu Hauſe gefertigten. Dieſe Erzeugniſſe kommen auch für die Erkenntnis des Gemütszuſtandes der Leute nicht in Betracht. Denn wenn der einfache Mann, der in ſeinem Handeln, Leiden und ſeiner Haltung würdig und verehrenswert iſt, zu „dichten“ anfängt, wird er natürlich meiſt banal, weil die Leitung von ſeinem Erleben zu dieſen Ausdrucksformen nicht vorhanden iſt; dann macht er konventionelle Klischees, wie irgendeiner, der nie etwas vom Krieg geſehen hat; in ihrer Dichterei freuen ſich die Leute lediglich, die Sprache, die Verſe, die Reime zu handhaben, aber ihre Seele ſprachlich auszudrücken, ſind ſie nicht imſtande. Daß das Würdigſte an ihnen gerade das phraſenloſe Handeln, die klagloſe Geduld iſt, wird ihnen zumeiſt gar nicht bewußt. „In der unbewußten Selbſtverſtändlichkeit des Rechttuns ohne Selbſtbeſpiegelung erſcheint vor uns der Genius unſeres Volkes“, ſagt Profeſſor Sell in einer Kriegsſchrift.

Es iſt oft bemerkt worden, daß die Verwundeten und Urlauber nicht gern von ihren Taten erzählen, und wenn ſie zuviel gefragt werden, dem Frager wohl wortlos den Rücken kehren oder über ihn weg in die Luft ſehen. Draußen geht man ſchweigend durch Gefahren, ſchon um ſie nicht zu vergrößern; und wer wirklich viel erlebt hat, weiß nicht, wo er mit Erzählen anfangen ſoll. Über vieles *mögen* die Leute auch nicht reden, dazu iſt es ihnen zu nahe gekommen, und man ſpürt noch ſpäter, wie man bei der Anſtrengung, etwas davon in Worte zu faſſen, unruhig wird und ſich aufregt; es kommt noch nach Monaten vor, daß man einen heißen Kopf bekommt, wenn man von jenen Dingen zu erzählen verſucht.

Von der Redeluſt der andern aber, der Zuhauſegebliebenen, iſt man, wenn man von draußen kommt, befremdet. Es iſt ja freilich eine alte Geſchichte: je weniger man von einer Sache weiß oder verſteht, deſto mehr, weil um ſo hemmungsloſer, kann man darüber reden. All die windigen Vermutungen, an die zu Hauſe viele Worte verſchwendet werden, ſchmecken dem Zurückkehrenden fade. Man mißachtet in der

erſten Zeit das meiſte, was in der Zeitung ſteht, den ganzen politiſch wichtigtueriſchen Kleinkram von verklauſulierten Erwägungen, von Reden, die in dieſem oder jenem neutralen Lande irgendein Parteiführer gehalten hat — das alles erſcheint nicht weſentlich in dem Sinne, den man draußen gewöhnt war. Man kommt aus der Sphäre der härteſten und klarſten Tatſachen und hat für all das Indirekte und Vermittelte, das für die Kultur, auch in ernſterem Betracht, bezeichnend iſt, nicht gleich wieder Sinn, man verlangt Beſtimmtheit und Subſtanz von dem, was man in den Kopf nehmen ſoll. Noch Wochen hinterher kann einen Ungeduld befallen, wenn man anhören muß, wie ſich Bekannte am ſelben Tiſch über irgendetwas Unerhebliches und Zweifelhaftes lang und breit ſtreiten. Und es kommt einem ſo kennzeichnend für dieſe ganze Wort-Unkultur vor, daß während die Truppen draußen auf der Ruſſenjagd ſind, daheim der gute Bürger auf die Fremdwortjagd geht. Man findet es komiſch, daß ſich die Leute ſtreiten über ihre Gefühle, die ſie nicht etwa haben, ſondern haben ſollen, oder darüber, ob ſie ihre Empfindungen gegen England „Haß" nennen dürfen. Der Heimkehrende iſt auf dieſes Format nicht eingeſtellt. Er hat die Arbeit mit dem Feinde gehabt und macht ſich deshalb keine Gedanken über ſeine Gefühle gegen ihn (die übrigens gewöhnlich nicht gehäſſig ſind). Und er hofft auch wohl: wenn alle erſt wieder zu Hauſe ſein werden, die jetzt draußen ſind, dann wird doch einmal die Überſchätzung des Wortes — an Stelle des Handelns — und womöglich das weibiſche Geſchwätz ſelber etwas abnehmen. Man begreift vielleicht zum erſten Male ganz den Widerwillen eines handelnden Menſchen, etwa Bismarcks gar, gegen die Berufsredner der Parlamente, von denen richtig geſagt worden iſt, ihre Redewut entſpringe der Ohnmacht zu handeln. Nietzſche hat den Zuſammenhang ſo ausgedrückt: „Man kann nur ſchweigen und ſtillſitzen, wenn man Pfeil und Bogen hat. Sonſt ſchwatzt und zankt man." Oder man überhitzt ſich zu falſchem Pathos, um den Schein des ſtarken Lebens zu erwecken.

Der Krieger braucht das nicht; er braucht auch von ſeinem Patriotismus kein „Bekenntnis" abzulegen, er zahlt mit dem, was er tut und iſt, nicht mit Worten. Er iſt frei von der patriotiſchen Phraſe, und patriotiſche Schundliteratur könnte „vorn" keine Geſchäfte machen. Denn was nicht kernhaft und echt iſt, kann da nicht beſtehen. Draußen ſind auch die berufsmäßigen Redner, die Feldprediger, anders als zu Hauſe. Das mag die Stimme eines Generals bezeugen, der an den Herausgeber der Zeitſchrift „Glaube und Tat" ſchrieb, ſein Diviſions-

pfarrer halte niemals „Hurrapredigten", ſondern gehe der Sache immer auf den Grund: „Jene machen keinen Eindruck, dagegen findet ein ernſtes Wort ſtets aufmerkſame Zuhörer."

In dieſer Atmoſphäre gedeiht auch der Kriegsklatſch nicht; ſchon weil man zu wenig Anhalt dafür bekommt; aber in den rückwärtigen Verbindungen, Etappen, Lazaretten uſw. fängt dieſe Seuche wieder an. Und gar daheim erzeugt das wuchernde Gerede eine Kritikloſigkeit, die ſelbſt ältere Leute zur Beute jedes kindiſchen Gerüchtes macht, ſo daß die militäriſchen Behörden im Lande davor warnen müſſen. Mögen gelegentlich auch Zurückgekehrte, von anderen unter Alkohol geſetzt, mehr reden als ſie verantworten können und — in dieſer Verfaſſung — ſogar prahlen, im normalen Zuſtand liegt das den meiſten meilenweit ab (einzelne Individuen natürlich ausgenommen, die nicht erſt im Kriege großſprecheriſch geworden ſind). Die Mehrzahl wird draußen ſtiller, mancher, weil er zum erſten Male ſo tiefe Blicke in das Leben tat, und vielen ſieht man noch zu Hauſe an, daß ſie mit der Verarbeitung großer Erlebniſſe innerlich beſchäftigt ſind.

Bei vielen kommt dieſe innere Stille von religiöſen Regungen. „Das Ewige iſt ſtille, laut die Vergänglichkeit." Nun fühlt man ſich draußen zwar ſehr vergänglich, aber eben dadurch wird man auf das Ewige gelenkt. Entſchieden wird jeder im Letzten gepackt, in ſeine Tiefen getrieben, und dagegen bleibt es verhältnismäßig gleichgültig, ob ſeine Stellung zur Religion unter dem Eindruck des Krieges poſitiver oder negativer wird; jedenfalls wird ſie anders, es ſei denn der Betreffende ein flacher Menſch. Manchem bringt freilich die Vertiefung nur das Bewußtſein der unentrinnbaren Notwendigkeit im ganzen, des Zufalls im einzelnen.

Aber öfter wachen viel naivere Vorſtellungen auf. Es iſt ja leicht begreiflich, daß in einfachen Gemütern und ſimplen Köpfen unter ſolchen Eindrücken die primitivſten Gedanken und Gefühle zu außergewöhnlicher Stärke gedeihen. Dabei handelt es ſich vielleicht ſeltener um eine Neubewährung des alten Spruches „Not lehrt beten" als des umgekehrten, daß die Menſchen ihrem Herrgott dankbar ſind, weil er ſie behütet und bewahrt habe. In beiden Richtungen kann man kindliche Betrachtungen hören. Die robuſte Briefſtelle, die Geheimrat Binswanger (Jena) in ſeiner Schrift über die ſeeliſchen Wirkungen des Krieges vor kurzem mitteilte, iſt nichts Vereinzeltes, ſie lautet: „Am Tage mal einen Viertelliter voll Eſſen, und den gab es ſtatt mittags des Morgens

zwiſchen 3 und 4 Uhr, da lernt man ſeinen Gott im Himmel kennen und denkt an das Vaterunſer: Unſer täglich Brot gib uns heute." Wer freilich ſchon derartige Geſtändniſſe als Errungenſchaft zu preiſen vermag, muß von dem möglichen inneren Ertrag dieſes Krieges eine beſcheidene Meinung haben. — Mir erzählten mehrmals Leute, ſie ſeien in Lagen geweſen, daß ſie hinterher nicht begriffen, wie ſie lebendig davon gekommen ſeien, alſo habe ſie der liebe Gott ſichtbarlich gerettet. Weshalb gerade ſie, darüber machte ſich keiner Gedanken; die Vorſtellung drückte ſie nicht mit einer beſonderen Verpflichtung nieder, ſie waren dankbar, gewiß, fanden es aber eigentlich in der Ordnung und fühlten ſich harmlos wohl in dem Bewußtſein, daß ſie Gott gezeichnet habe. Da war es denn doch ein anderes Kaliber, wenn einer in der Nacht nach einem gefährlichen Angriff, der eine Reihe Toter gekoſtet hatte, die vorläufig noch im Graben bleiben mußten, ganz allein, als die meiſten ſchliefen, neben ſeinem toten Nachbar ſitzend einen Choral ſang. Aber auch jene Erſten hatten wenigſtens ein tiefes Erſchrecken über die Abgründe des Daſeins und zum Teil eine Wandlung erlebt, die einen größeren Ernſt auch in ihr ſpäteres Leben tragen wird. Solche Erlebniſſe ſetzen ſich eben bei einfachen Leuten ausſchließlich in religiöſe Formen um, weil ſie auf andere Weiſe damit nicht fertig werden können; ſie merken, daß die Welt doch noch recht andere Seiten hat, als ihr Alltag ihnen zeigte, und man wird es dankbar begrüßen müſſen, daß ſolche wenn auch primitive Religioſität ihnen die Erinnerung an jene vertiefenden Eindrücke wacherhalten hilft. Hierin liegt eine der Hoffnungen begründet, daß die Fortwirkung der großen Erlebniſſe nicht ſo ſchnell verfliegen werde, wie man es ſonſt bei unſerer menſchlichen Mangelhaftigkeit befürchten müßte. Ich warne nur davor, alle religiöſen Regungen an ſich, ohne Unterſchied, als kulturellen oder auch nur religiöſen Gewinn zu buchen. In der „Kirchlichen Rundſchau" für die evangeliſchen Gemeinden Rheinlands und Weſtfalens hat ein Kriegsfreiwilliger Liz. W. auf Grund ſeiner Erfahrungen geſchrieben: „Eine allgemeine religiöſe Wiederbelebung des Volkes wird nicht draußen einſetzen, geſchweige von dort nachher ins Volksleben übergehen."

Die religiöſen Wirkungen, die ich erfuhr, waren negativ, und das fiel um ſo mehr auf, als die anderen Wirkungen ſo überaus wertvoll waren. Der Krieg wirkt in vielen Dingen, wie alles Große, „polar", d. h. nicht nur höchſt verſchieden, ſondern vielfach geradezu entgegengeſetzt; ſo auch bezüglich der Religion: neben der Beſtärkung niederer

und auch gewißlich höherer Formen der Religioſität geht eine Schwächung und Zerſtörung her. Der Krieg erſchüttert das religiöſe Bewußtſein mehr als ein ſchreckliches Erdbeben; denn daß die Natur blind gegen Menſchenwerk und Menſchenleben ihren Geſetzen folgt, braucht man nicht erſt durch Erdbeben zu lernen, das iſt in der Ordnung, und daran ſind viele von uns auch gefühlsmäßig längſt angepaßt; aber daß Menſchen aus Völkern, die über ein Jahrtauſend ſich äußerlich und auch innerlich zu der Lehre des Jeſus bekennen, den Krieg erregt haben, ſo daß wir gezwungen wurden, ihn aufzunehmen, das iſt für manchen etwas tief Deprimierendes. Nicht etwa, weil die Religion wenig gewirkt zu haben ſcheint, wird man an ihr irre, ſondern ganz allgemein: daß die Welt ſo iſt, daß dies paſſieren konnte — was man verſtandesmäßig natürlich längſt gewußt hat — dieſes Erlebnis reicht gefühlsmäßig hin, um in gewiſſen Menſchen die letzten Reſte von Religioſität abzutöten. Das iſt in dieſem Kriege zweifellos oft geſchehen. Ich kann von Schützengrabenunterhaltungen erzählen, wo die Frage ſo aufgeworfen wurde: „Gott muß doch den ganzen Krieg zugelaſſen haben, es geht ja nicht an, ihn nur mit unſerem gerechten Verteidigungs- und Rettungskrieg zuſammenzudenken; ja, wenn die Situation auch ihm gegeben geweſen wäre wie uns, daß er wie wir nicht anders gekonnt hätte, dann wäre alles einfach.“ — „Den Starken hebt es und den Schwachen wirft es um“, hat Binswanger allgemein von großen Ereigniſſen geſagt; das gilt auch von den religiös Starken und Schwachen — ich zähle mich und meinesgleichen zu den letzteren. Gewiß, ſo empfinden dieſe, hat alles einen Sinn, etwas Sinn, aber ob der Sinn des deutſchen Krieges den Unſinn des Ganzen überwiegt, das iſt die Frage. Daß von dieſer Frage ein Reſt zurückbleibt, ein ungeheurer Erdenreſt, der für Menſchen nicht aufzulöſen iſt, das erkennt ja auch der Religiöſe an, er löſt ihn auf im Glauben an einen übergreifenden Sinn, der uns Menſchen nicht zu beweiſen iſt; da wird alſo ein ignoramus anerkannt, der ewige Torſocharakter des Lebens zugegeben, da man ja gerade ſeinetwegen eine jenſeitige Vollendung und Harmoniſierung annimmt; aber Religion iſt eben doch nur da vorhanden, wo eine zweifelsfreie Harmonie über den Diſſonanzen gefunden wird. Der Schauer allein erſcheint ſo wenig religiös wie die bloße Furcht. Aber auch jener Harmoniſierung gegenüber mag der nichtreligiöſe Menſch bisweilen meinen, die größere Ehrfurcht vor dem gigantiſchen Irrationalen und Furchtbaren zu bewahren, indem er ihm ſein heiliges Recht läßt, die Frage als Frage ſtehen läßt und nicht

einmal auf Antwort wartet. Der Gläubige mag eine größere Kraft der Harmoniſierung beſitzen; aber auch die Religioſität wird herb und groß ſein müſſen, wenn ſie des Krieges, ſeines Elends und ſeiner Erhebung, würdig ſein will.

Gewiß, der Krieg, mag er noch ſo niedere Urſachen und ſchlimme Folgen haben, hat auch hohe Wirkungen, und der Sinn dieſes großen Sterbens iſt ein Haupttroſt für den Krieger. „Umſonſt zu ſterben, lieb ich nicht", ſagt Hölderlin, als er den Tod für das Vaterland preiſt. Das bezeichnet auch heute noch einen Gefühlswert für uns alle: man ſagt ſich, daß es einen großen Zweck habe, daß man nicht ſinnlos umkomme wie bei einem Unglücksfall und dergleichen; aber dies erſcheint manchem eben Sinn genug, wozu braucht man da noch Religion? — ich berichte hier nur von Empfindungen. Entweder ich bin bereit, mein Leben für das wertvolle Ganze einzuſetzen, ſei es für mich perſönlich noch ſo ſchmerzlich, — aber da es ſo viele tun, drücke ich mich nicht beiſeite, hänge mich nicht mehr an mein Leben als andere, denen das ihre ebenſo wert iſt, — oder aber ich brauche noch Religion, um dazu fähig zu ſein. Man kann, da einmal die Notwendigkeit vorliegt, das Leben für jene Güter zu wagen, ohne weitere Hilfe entſchloſſen ſein. Manche brauchen die Religion dazu nicht, hier nicht mehr als ſonſt.

Es iſt alſo nicht wahr, daß die Religion allein draußen ſtandhalten hilft. Wie oft iſt nicht geſagt worden, den letzten Halt vermöge doch nur Religion zu geben, ſelbſt für die Moral. Das iſt falſch. Es iſt bei den verſchiedenen Menſchen verſchieden. Kant z. B. brauchte keine Religion, um an der Moral jeden erdenklichen Halt zu finden. Im Kriege aber — das größte Beiſpiel von Aushalten, das die Weltgeſchichte kennt, Friedrich der Große im ſiebenjährigen Kriege, war rein moraliſch begründet, heroiſch, philoſophiſch, aber gar nicht religiös, und das kommt auch heute noch vor. Profeſſor Meſſer (Gießen), der in den Preußiſchen Jahrbüchern Studien zur Pſychologie des Krieges geliefert, hat recht beobachtet, wenn er ſchreibt: „Pſychologiſch möglich iſt allerdings auch, daß Menſchen ohne religiöſe Glaubensvorſtellung lediglich in ihrem ſittlichen Bewußtſein ſelbſt unter den traurigſten Lebensumſtänden inneren Halt finden." Ich perſönlich habe keinerlei religiöſe Regungen draußen erlebt, wohl aber ſtärkſte moraliſche Erſchütterung und Kräftigung. Zweifellos, „Moral kann Religion nicht erſetzen", d. h. Moralität iſt nicht Religioſität und hat an Stelle der Religion nichts zu ſuchen; aber außerhalb der Religion bleibt ſie etwas durchaus Selbſtändiges und Großes und iſt in manchen Wirkungen ebenſo kräftig

bei gewiſſen Menſchen wie die Frömmigkeit bei anderen, z. B. in der Feſtigung gegenüber ſchweren Gefahren. Not lehrt nicht jeden beten, und man kann eine Würde auch darein ſetzen, daß man vor den letzten Konſequenzen nicht zurückſchreckt, ſondern bis zuletzt ſeine ſelbſterarbeitete geiſtige Welt ſelbſtändig aufrecht erhält. Dabei braucht man wahrlich nichts von zyniſchen Auffaſſungen zu haben, bedarf andererſeits auch nicht etwa zum Erſatz der Religion irgendeiner philoſophiſchen Metaphyſik — die in unſerm zum Teil hochgebildeten Volksheer gewiß ebenfalls an vielen Stellen geholfen hat — man braucht nur einen Halt, und den kann auch unter anderem die Moral gewähren. Der Krieg hat auch auf moraliſchem Gebiet manche „Bekehrung" hervorgerufen, aber es erſcheint mir noch nötiger, auf die Fälle hinzuweiſen, die eine einfache Bewährung lang erprobter ethiſcher Überzeugungen bringen. Was ſich ſo, auch dort draußen, bewährt hat, wird eine ſichere Feſtigkeit verleihen für alle Lebenslagen. Was man dagegen erſt dort draußen gefunden hat, ob das dauern wird, bleibt vor der Hand fraglich. Der beliebte Hinweis darauf, daß außerreligiöſe, z. B. philoſophiſch-metaphyſiſche Überzeugungen (von denen ich für meine Perſon nicht rede) angeblich vor jedem Windhauch zuſammenbrechen wie ein Kartenhaus, beweiſt nichts, als daß diejenigen, die eine ſolche Behauptung aufſtellen, von der intenſiven Kraft echten geiſtigen Lebens keine Ahnung haben, nicht wiſſen, was es heißt, an geiſtigen Dingen innerſten Anteil zu nehmen, ein ganzes, ernſthaftes, angeſpanntes Leben in dieſen Dingen zu führen. Der Krieg wirft ſolche Güter nicht über den Haufen, — das iſt die tröſtliche Gewißheit, die mancher mitbringt und von der auch ich berichten wollte. Draußen fiel mir das Lieblingswort des jungen Fichte täglich mehrere Male ein: impavidum ferient ruinae. Auch das iſt Würde, auch heute noch. Selbſt vor der Möglichkeit der Vernichtung, die man, wohl gemerkt, als endgiltig und vollſtändig anſieht, keinen Augenblick an eine ſonſt verſchmähte Hoffnung ſich geklammert zu haben, auch das iſt unverlierbarer Beſitz und nicht nur eine Erprobung des Charakters, ſondern ſicherlich auch für weiterhin ein großes Stück Charakterbildung. Und die Wirkungen erſtrecken ſich nicht bloß auf das Gebiet des Willens, auch die geiſtige Überzeugungskraft wird geſtärkt und ein Gegengift gegen Skeptizismus gewonnen, wenn man in ſolchen Lagen die Bewährung ſeiner geiſtigen Heimat erfahren hat, um die man draußen ganz individuell ebenſo kämpft, wie man gemeinſam für die phyſiſche Heimat ſtreitet. Auch jenes iſt Tapferkeit.

Hermann Ullmann
Deutſche Koloniſationsaufgaben

Die Geſchichte der deutſchen Koloniſation in Mitteleuropa, vor allem im Oſten, bedeutet durch Jahrhunderte die Geſchichte des deutſchen Volkes ſelbſt. Weſentliche Kräfte, ohne die das Deutſchtum längſt dem politiſch mächtigeren, kulturell älteren Weſten erlegen wäre, wuchſen ihm zu aus dem Kolonialdeutſchtum. Von der Reformation bis zum deutſchen Idealismus, von der tiefſten religiöſen Selbſtbeſinnung des deutſchen Volkes bis zur Geburtsſtunde der deutſchen Volkheit und ihrer Staatsidee haben kolonialdeutſche Kräfte weſentlich gewirkt und entſchieden. Das Deutſchtum würde ſeine eigenſten und tiefſten Werte gefährden, wenn es die deutſche Koloniſation, ihre Überlieferungen und Ziele preisgäbe.

Die deutſche Koloniſation, deren klaſſiſches Feld der Oſten und der Südoſten Europas iſt, bedeutet Kulturzeugung. Solche Kulturzeugung iſt vom Deutſchtum ſeit Jahrhunderten ununterbrochen in ſtärkerem Maße und Umfang geleiſtet worden als von irgendeiner anderen Nation Europas. Aber freilich in einer Form und mit Mitteln, die nicht ſichtbare politiſche Herrſchaft bedeuteten. So konnte man leicht in neuerer Zeit den Wert dieſer deutſchen Taten verkennen und Machtloſigkeit annehmen, wo nur die äußeren Mittel und Zeichen der Macht fehlten.

Dieſe Auffaſſung wurde unterſtützt durch den Erfolg anderer Koloniſationsmethoden und -beſtrebungen, die über Europa hinauszielten und von England in erſter Linie vertreten wurden. Seine Arbeit an völlig weſensfremden Raſſen, in außereuropäiſchen Ländern, durch ſeine Inſellage begünſtigt, mußte andere Formen und Wege ſuchen als die deutſch-europäiſche Koloniſation. Hier handelt es ſich nicht um Kulturzeugung, ſondern in der Hauptſache um „Ziviliſierung" im eigentlichen Wortſinne, wenn nicht ſchlechthin um „Bedürfnisweckung", d. h. kaufmänniſche Ausbeutung. Gewiſſe für ſolche Übertragung beſonders gut geeignete bürgerliche Lebens- und Denkformen, die beſtimmten kapitaliſtiſchen Methoden wirtſchaftlicher Arbeit angepaßt und ziemlich ſtarr waren, wurden der Welt, ſoweit die engliſchen Schiffe drangen, aufgezwungen. So wirkten die engliſchen Methoden in der Welt gleichmachend, ſchematiſch, techniſch und rationell. Unter dem äußerlich gleichmäßigen An-

ſtrich blieb da und dort die altgewachſene, bodenſtändige Art erhalten, ſoweit eine ſolche vorhanden war — unbeeinflußt, nicht weiter entwickelt von den engliſchen Koloniſatoren.

Die deutſche Koloniſation, die noch viel zu wenig gekannt und beobachtet iſt, ſieht weſentlich anders aus. Sie hatte es mit anderem Stoff zu tun; mit Völkern, die ſich aſſimilieren, heranziehen, umgeſtalten ließen. Ein großer Teil der deutſchen Kultur entwickelte ſich ſelbſt erſt an und mit der Koloniſation im Oſten. Das deutſche Geiſtesleben des 15. und 16. Jahrhunderts iſt ſtark beſtimmt von den Gebieten der im 13. und 14. Jahrhundert vollzogenen deutſch-öſtlichen Kulturarbeit. Das Weſentliche an ihr war *Bauernarbeit*, in zweiter Linie erſt Arbeit des Kaufmanns und des ſozialen, politiſchen Organiſators. Arbeit am Boden, Treue zur neuen Heimat, ein unmittelbares Verhältnis zu ihren Eigentümlichkeiten und Werten waren die Kennzeichen deutſcher Koloniſation. So blieb nicht immer der Zuſammenhang mit dem Mutterlande gewahrt (man denke an die Banater Schwaben, die erſt jetzt wieder zum nationalen Bewußtſein erwachen, an die deutſch-ruſſiſchen Anſiedler, die in dieſem Augenblick vielleicht als die einzigen Deutſchen in der Welt der deutſchen Sache völlig entzogen ſind). So hatte dieſe Art der Koloniſation von allem Anfang politiſche Schwächen, aber kulturelle Vorzüge. Wo immer ſie wirkte, half ſie dem Bodenſtändigen, ſoweit es entwicklungsfähig war, ſich weiter zu entwickeln. Das geſamte europäiſche Slawentum iſt vom deutſchen Kultureinfluß in dieſem Sinne durch Jahrhunderte gefördert worden.

Im letzten Jahrhundert ſchien es nun, als wäre die Koloniſationskraft des Deutſchtums zurückgegangen. Im Oſten ſtockte die Koloniſation völlig, ja bereits gewonnene Koloniſationsergebniſſe gingen verloren. Im Weſten wurden von Frankreich alte deutſche Gebiete zurückgewonnen, ohne daß ſie kulturell völlig wiedererobert werden konnten.

In der außereuropäiſchen Welt wirkt der deutſche Kaufmann an tauſend Stellen: aber erſt in den letzten Jahrzehnten ging man daran, die deutſchen Koloniſationskräfte in beſtimmte Richtungen zu lenken und zuſammenzufaſſen. Die alten Koloniſationsmethoden (auch dieſe Kaufmannskoloniſation hatte ja ihre Vorgänger, wie z. B. die Hanſe) waren vergeſſen, waren auch an dem völlig anderen Stoff nicht anzuwenden. Neue waren erſt zu ſuchen. Die engliſchen galten oft fälſchlich als Vorbild. Sie nachzuahmen war ſchon wegen der völlig anderen Vorausſetzungen im Mutterlande nicht immer fruchtbar. Dennoch war

auch die überſeeiſche Koloniſation notwendig. Die deutſche Arbeit daheim braucht Rohſtoffe, der deutſche Fleiß Abſatzgebiete, der deutſche Unternehmungsgeiſt Betätigungsmöglichkeiten. Das deutſche Volk wuchs gewaltiger als alle anderen weſteuropäiſchen Kulturvölker — es hatte, wie jedes Volk in dieſer Lage, auf einen verhältnismäßig engen Raum eingezwängt, gewaltige Koloniſationskräfte, gewaltigen Ausdehnungsdrang in ſich aufgeſpeichert. Es war gleichzeitig nach zwei Jahrzehnten allgemeinen Kulturniedergangs wieder das geiſtig fruchtbarſte Volk Europas geworden und hatte der Welt anerkanntermaßen etwas zu geben. Aber es war gehemmt nach allen Seiten. Allen ſeinen wirtſchaftlichen und kulturellen Verſuchen, über ſich hinaus zu wirken und ſein Recht in der Welt zu behaupten, wurden politiſche Schranken entgegengeſetzt. Der Koloniſationsdrang nach dem Oſten war durch ſolche außenpolitiſche Hemmungen ſo ſehr zum Verſiegen gebracht, daß man heute das deutſche Volk erſt an ſeine alten Rechte und Pflichten nach dieſer geographiſchen Richtung erinnern muß. Und der Drang über See, der wohl ſtark vorhanden war, ſtärker vielleicht zu Zeiten, als den vorhandenen Volksbedürfniſſen entſprach, war von England neidiſch bewacht. In dieſem Stocken unſerer deutſchen Koloniſation (für die Kräfte vorhanden waren, aber nicht wirken konnten) darf man den tiefſten Grund für die inneren Schäden unſerer Entwicklung namentlich ſeit 1870 ſuchen; die Quelle aller ſozialen Bodennöte, der heftigſten inneren Verbitterungen und der ſchwerſten Gefahren für die Volkskraft.

Um in dem Verſtändnis der deutſchen Koloniſationsaufgaben weiterzukommen und die Irrtümer der letzten Jahrzehnte deutlicher zu erkennen, tut man gut, zwei Hauptrichtungen für ſie zu unterſcheiden, wobei natürlich der Zuſammenhang im Zentrum gewahrt werden muß. Es handelt ſich um jene Unterſcheidung, die Eugen Würzburger aufgeſtellt hat: zwiſchen jenem Deutſchtum, das in geſchloſſenen Maſſen, bodenſtändig, als ein politiſch wichtiger, oder gar als der zur politiſchen Entſcheidung berechtigte Bevölkerungsteil beiſammen wohnt; und jenen Deutſchen im Auslande, d. h. außerhalb des Deutſchen Reiches, „die nicht auf hiſtoriſch gewordenem deutſchen Boden, in der Diaſpora, wo die deutſche Sprache nicht oder nur neben anderen Sprachen Verkehrsſprache iſt", leben.

Dieſe Unterſcheidung iſt, wenn man ſie in ihren weiteren Folgen durchdenkt, ſehr wichtig. In weiten Kreiſen des Reiches hat man ſie

ſich noch nicht genügend klar gemacht. „Auslandsdeutſche" ſind vielen, auch völkiſch geſinnten Reichsdeutſchen einfach alle außerhalb des Reiches lebenden Deutſchen. Damit werden die Aufgaben, die jede Art von Deutſchtum dem Reichsdeutſchen beſonders ſtellt, verwirrt. Würzburger ſagt*: „In politiſcher, kultureller, wirtſchaftlicher Beziehung iſt ſchon rein grundſätzlich, auch ohne Berückſichtigung der Perſonenzahl, die Bedeutung dieſer (vereinzelten) ‚Auslandsdeutſchen' und der Wert, der auf ihre perſönliche Deutſcherhaltung zu legen iſt, in ganz anderen Richtungen zu ſuchen, als dies von der ungeſchmälerten Erhaltung des deutſchen Sprachgebietes gilt; und ebenſo verſchieden ſind die hierzu geeigneten Mittel und Wege. Denn ſo viel iſt gewiß: Die Erhaltung des geſchloſſenen Sprachgebietes kann nur durch das Volk ſelbſt geſichert werden, das zum Verſtändnis dafür erzogen werden muß, daß die ſprachliche Entfremdung einer bislang zum deutſchen Geiſtesbereich gehörigen Stadt einen nicht minder ſchweren Verluſt bedeutet, wie die politiſche Abtrennung einer ſolchen. Die Unterſtützung der deutſchen Siedelungen auf fremdem Boden aber iſt eine im weſentlichen wirtſchaftspolitiſche Aufgabe, deren Löſung in erſter Linie der Reichsregierung überlaſſen werden muß."

Die Kolonien der einen Art beherbergen alſo keine bodenſtändige deutſche Bevölkerung, ſondern eine völlig fremde. Deren Aſſimilation wird nicht erſtrebt und iſt nicht möglich. Sie werden nur von vereinzelten deutſchen Organiſatoren und Kaufleuten beherrſcht, die zumeiſt nur ſo lange Deutſche bleiben, als ſie Reichsangehörige ſind, und ſie liefern dem Deutſchtum wirtſchaftliche Güter, aber nicht Menſchen. Sie ſchaffen Mittel zur Kultur, aber nicht bodenſtändige Kultur ſelbſt. Da es ſich bei ihnen nicht um die unverpflanzbare Bevölkerung handelt, ſind ſie erſetzbar. Man könnte ſie Herrſchafts-, Außen-, Staatskolonien nennen.

Völlig verſchieden davon ſind die Volks-, die Innen-, die Kulturkolonien. In ihnen wohnt eine bodenſtändige, mehrere ſoziale Schichten des deutſchen Lebens umfaſſende Bevölkerung, oft noch mit einer raſſemäßig nicht allzu verſchiedenen zuſammen, die entweder aſſimiliert oder von den Deutſchen durch Kulturarbeit gewonnen werden kann. Solche Kolonien liefern nicht nur Güter für die deutſche Volkswirtſchaft, ſondern auch Menſchen für die deutſche Kultur. Bei ihnen erſt gilt es Koloniſation im engeren Sinne, Kulturzeugung; nicht Beherrſchung ſchlechthin, ſondern innere Werbung für die vom Deutſchtum

* „Deutſche Arbeit" (17,2).

geführte mitteleuropäiſche Kultur, eine Werbung freilich, für die politiſche Herrſchaft gelegentlich ein notwendiges Mittel zum Zweck bedeuten kann. Sie ſtehen meiſt nicht in unmittelbarem politiſchen Zuſammenhang mit dem Reiche, dafür in deſto innigerem mit dem Geſamtvolke und ſeiner Kultur. Und ſie ſind unerſetzlich, da ihr beſter Wert in der unverpflanzbaren Bevölkerung ruht, der, angelehnt an den Kern des Volkes, ſein Volkstum behaupten kann und damit dem Muttervolk unmittelbar von Nutzen iſt.

Dennoch iſt man im Reiche begreiflicherweiſe geneigt, dem Verluſt von Staats- und Herrſchaftskolonien größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken als dem allmählichen Hinſchwinden von Volkskolonien in Rußland, Galizien, Bosnien. Daß man es auch in Belgien zum Teil mit verloren gegangenen deutſchen Volkskolonien zu tun hat, iſt vom Bewußtſein der Allgemeinheit vergeſſen. Daß es auch für das Reich, auch wenn man es nur als Vertretung der Reichsdeutſchen nimmt, nicht gleichgültig iſt, ob in Bosnien die deutſche Kulturarbeit durch eine ſerbokroatiſche „Verwaltung" abgelöſt wird, mußten erſt die Vorgänge vor dem Kriege und dieſer ſelbſt lehren. Und doch hätten, von den praktiſch-politiſchen Gründen abgeſehen, tiefere, ideelle längſt nach dieſer Richtung deuten müſſen. — Gewiß: die Scheidung iſt wie alle der Art ein wenig künſtlich. Zwiſchen beiderlei Kolonien gibt's Übergänge. Eine reine Staatskolonie kann durch genug zahlreiche Einwanderung von Deutſchen eine Volkskolonie werden, oder auch dadurch, daß die urſprünglich fremden Bewohner ſich der deutſchen Kultur anſchließen, ja, beides wird, in Miſchung, oft das Ziel der Staatskoloniſation bedeuten. Ein ſehr ſchwer erreichbares: ſo haben die Engländer alles daran gewendet, den Burenſtaat durch liberale Politik und Einwanderung von Engländern zu einem Teil des Empire wie Auſtralien oder Kanada zu machen, ohne daß es ihnen gelungen wäre.

Im übrigen hat kein anderes Volk es mit ſo ſchwierig verwickelten nationalen und Koloniſationszuſtänden zu tun wie das deutſche. Die anderen in größerem Maßſtab koloniſierenden Völker ſind zum größten Teil in einem Nationalſtaat geeinigt, haben größere bodenſtändige Teile ihres Volkstums nicht in fremden Staaten (der Amerikaner iſt nicht mehr Engländer, auch ſeiner Nationalität nach nicht, die engliſchen Kolonien aber ſchließen ſich zum „Empire" zuſammen, das eine Art Weltnationalſtaat darſtellt) und brauchen jene feineren Scheidungen nicht. Vom Deutſchen iſt durch ſeine beſondere Lage jene beſondere Leiſtung gefordert: daß er, ob er nun Reichsangehöriger, oder als An-

gehöriger eines fremden Staates deutſcher Volksangehöriger iſt, neben dem Verhältnis zu ſeinem Staate noch ein eigentlich nationales, nicht durch die Staatsgrenzen beſchränktes Volksempfinden pflege. Eben dieſer Nationalſtaat, unſer deutſches Reich wirkt eben als Nationalſtaat erſt dadurch, daß er, wie in der Reichsverfaſſung auch anerkannt iſt, nicht nur für die Wohlfahrt der im Bundesgebiete vereinigten Deutſchen, ſondern „des deutſchen Volkes" ſorgt.

Damit iſt nicht nur klar, was die Idee der Koloniſation für das innere Leben des Staates, auch was ſie für ſein Wirken nach *außen* bedeutet. Ein Staat, der nur imperialiſtiſch, d. h. nur um ſeiner ſelbſt willen, in ſtrenger, alleiniger Befolgung des „geſunden ſtaatlichen Egoismus" wirkt, könnte dort Sinn und Berechtigung haben, wo der Staat alle Volksglieder umfaßt und mitverantwortlich macht, und mit ſeinem eigenen Vorteil zugleich den der Nation ſchafft. Hier fiele Zweck und Mittel zuſammen. Bei uns ſteht, ſolange noch irgend die urſprünglichen Ideen der Nation wirkſam ſind (und wer von uns wollte dieſen koſtbarſten deutſchen Beſitz preisgeben) die Sache anders. Bei uns wird der Staat neben den ihm eigenen Lebenserforderniſſen immer noch den Zwecken der Volkheit dienen müſſen, deutſche Machterweiterung wird nur dann organiſche Fortentwicklung deutſchen Weſens und der deutſchen natürlichen Lebensbedingungen bedeuten, alſo auch nur dann auf die Dauer fruchtbar wirken, wenn ſie dem Wachstum der Volkheit zugleich zugute kommt. Es iſt nicht anders, einen andern Weg gibt es nicht, wenn man die Zuſtimmung des *ganzen* Volkes innerhalb und außerhalb des Reiches und damit ſo viel deutſche Kräfte gewinnen will, wie zur Bewältigung der Rieſenaufgabe: Sicherung des Deutſchtums und des deutſchen Reiches inmitten einer feindlichen Welt, nötig ſind. Die anſcheinend ſo ideologiſche Forderung, die wir hier aufſtellen, iſt zugleich realpolitiſch im engſten Sinne: das deutſche Reich kann nicht auf die Dauer durch ſich ſelbſt, als in ſich geſchloſſenes, von der übrigen Nation abgetrenntes Staatsgebilde beſtehen, einmal, weil ein ſolches ſelbſtſüchtig-nurſtaatliches Daſein Widerſpruch im Reiche ſelbſt, und nicht bei ſeinen ſchlechteſten Bürgern finden würde; ſodann weil alle Hoffnung, ſich auf andere als deutſche politiſche Kraft zu ſtützen, trügeriſch iſt. Wir haben als Staat keine Freunde in der Welt, denen wir trauen könnten, es ſeien denn Deutſche oder ſolche, die uns als *Volk* lieben. Das ſehen wir jetzt nur allzu deutlich, das wird durch einen Sieg Deutſchlands nicht anders. Bleibt uns alſo, rein politiſch,

nichts übrig, als einzig auf uns, auf die Deutſchen in der Welt zu vertrauen. Das wird uns zugleich ideell am weiteſten bringen. Wer Bismarcks Politik im tiefſten verſtehen will, muß, trotz aller Rückverſicherungsverträge, aller „Saturiertheit" und allem ſtaatlichem Egoismus hier ihren Kern ſuchen. Er, der Begründer des Reiches, ſah weiter darüber hinaus, als viele ſeiner Verehrer von heute. Das Genie bleibt nie in den Mitteln ſtecken, ihm iſt alles Wirkliche nur Mittel.

Der ſchwere Fehler des letzten Jahrhunderts kann — weltpolitiſch genommen — auch ſo ausgedrückt werden: wir ſchwankten zwiſchen einer Volkspolitik, wie ſie in der Richtung unſerer älteren geſchichtlichen Überlieferung gelegen hätte und zu der auch Bismarck Anſätze im Bündnis mit Öſterreich-Ungarn geſchaffen hatte — und einem im weſentlichen richtungsloſen Imperialismus neueſter Herkunft, der bei unſerem Kraftüberſchuß zwar nicht ganz unfruchtbar bleiben, aber doch nicht dauernd der alleinige Mittelpunkt unſeres ſtaatlichen Strebens werden konnte. Es ließen ſich nicht dauernd die Aufgaben der mitteleuropäiſchen Politik, die nun einmal Deutſchland vermöge ſeiner Lage geſtellt ſind, vernachläſſigen, mochten auch noch ſo ſehr die deutſchen Kräfte nach anderen Richtungen angeſpannt ſein. Dem Mangel eines deutlich erkennbaren Zentrums in unſerer Weltpolitik haben wir es wohl vor allem zu danken, daß wir in der Welt ſo gut wie keine Freunde haben. Den anderen war unſer Wachstum unheimlich: weil ſie keine Richtung ſahen, wurden ſie alle mißtrauiſch. Wir müſſen uns entſcheiden, wohin wir das Schwergewicht unſerer Entwicklung legen wollen, ohne daß wir deshalb einſeitig zu werden brauchen.

Ein letztes Mal ſcheint das Deutſchtum vor die weltgeſchichtliche Entſcheidung geſtellt: Imperialismus oder mitteleuropäiſche Kulturgemeinſchaft. Was beide Programme bedeuten, iſt genug geſagt worden: einem größeren Deutſchland, das Englands Rolle in der Weltwirtſchaft übernehmen, alſo eine ſich ſelbſt genügende wirtſchaftliche Einheit ſein ſoll, ſteht der Gedanke eines mitteleuropäiſchen Staatenbundes gegenüber, der „durch die planmäßige Feſtigung und Vergrößerung des Einfluſſes der werbenden und geſtaltenden, alſo der tüchtigſten Kräfte des deutſchen Volkes in politiſch befreundeten und verbündeten Staaten" (Jeſſer in der „Deutſchen Arbeit" 14, 3) vom deutſchen Volke geſchaffen werden ſoll. Der erſte politiſche Plan erfordert vor allem: Weiterung der Reichsgrenzen und der überſeeiſchen Kolonien, Stärkung des deutſchen Welthandels und Exports; ſein Kern bedeutet: Abſatzgebiete, ſeine Loſung iſt: Deutſchland an die Stelle von England, mit Ruß-

land womöglich günſtige Handelsverträge. Der zweite Plan verlangt nicht nur Zurückwerfung der Feinde, vor allem Rußlands aus Mitteleuropa; ſondern ſchwere Arbeit über den Krieg hinaus, und nicht wirtſchaftlich-induſtrielle allein. Er ſetzt Koloniſation voraus, im engſten und im weiteſten Sinne: Stärkung der deutſchen Koloniſationskraft im Innern, Stärkung des deutſchen Kultureinfluſſes auf die Zwiſchenvölker im Oſten und Südoſten, auch die außerhalb des Reiches Wohnenden. Kulturarbeit im allgemeinſten Sinne alſo, eine, die allen Schichten des Volkes Aufgaben ſtellt, iſt die Bedingung für dieſe deutſche Führung in Mitteleuropa.

Im Oſten und Südoſten, namentlich in Öſterreich, wo man allmählich aus unſäglichen Wirrniſſen zur Klarheit ſich durchrang, konnte man ſchon vor dem Kriege dieſes Programm erkennen. Fortgeſchrittenen Deutſch-Öſterreichern war es nichts Neues (ſiehe die letzten Jahrgänge der Monatsſchrift „Deutſche Arbeit"), hier ſtrebte man ſchon damals, einen Grenzbezirk zu ſchaffen und zu erhalten, der wehrkräftig gegen den Oſten ſchützen und zugleich kulturell zu ihm hin vermitteln ſollte, der zu Mitteleuropa und damit zur deutſchen Kultur gehörte, ja ſie gegen den Oſten vertrat, und zugleich es ermöglichte, dem Oſten nahezukommen, ihn zu verſtehen und ihm damit überlegen zu ſein. Dort konnte man die Vorausſetzungen zu ſolcher völkiſchen Arbeit, wenn ſie gedeihen ſollte, kennen lernen: einmal mußte innere Autorität errungen werden, die durch äußere geſtützt, aber nie erſetzt werden kann, es galt alſo ſtrengſte Arbeit an ſich ſelbſt, kulturelle Stärkung und Hebung mit allen Kräften. Sodann aber ſollte an den Grenzen alle deutſche Macht — damit ſie koloniſatoriſch wirken könne — um eines höheren, den Koloniſierenden und Koloniſierten gemeinſamen Zweckes willen, nicht als Selbſtzweck ausgeübt werden. Im deutſchen Oſten und Südoſten war man zu ſchwach, allein ein ſo gewaltiges und neues Programm durchzuführen. Im Geſamtdeutſchtum aber, wo ſo viele politiſche Kräfte brach lagen, hatte man zu wenig Fühlung mit den Koloniſationsaufgaben der Nation.

Es gab viele wahrhaft national empfindende und wertvolle Deutſche, die unter Zweifeln und Sorgen fragten: Werden uns die Worte: Volk und Vaterland, nicht zur Phraſe? Sie fühlten alle jene Widerſprüche zwiſchen den alten nationalen Ideen und den neuen Wegen, die man zu ihnen zu gehen glaubte, und fanden, dieſe „Partei der Parteiloſen", die Stelle nicht, wo ſie anſetzen ſollten. Sie ſahen die Aufgaben, die ihnen ihre beſondere nähere Umgebung ſtellte: Reform auf dieſem und

jenem Gebiete, Erziehungsarbeit an ſich und anderen, Sach- und Fachorganiſation nach beſten Kräften und in möglichſt guter deutſcher Echtheit: aber ſie ſuchten zum Teil vergebens nach einer Aufgabe, in der ſie ihre Sonderarbeit mit der aller Volksgenoſſen vereinigen konnten; nach einem höchſten, im eigentlichen Sinne nationalen Ziele, in das ihr perſönlichſtes Streben als Politik im reinſten Sinne reſtlos münden konnte, ohne weſentliches preisgeben zu müſſen. Sie gerieten bei ſolcher Suche immer wieder in Parteiſackgaſſen. Das Widerſinnigſte geſchah: Kulturarbeit und politiſche Arbeit wurden geradezu geſchieden: ſie, die doch eine ohne die andere ſinnlos blieben. So ragten allenthalben edle Anfänge nationaler Arbeit, gleichſam Torſi, ins deutſche Leben, alle das Erzeugnis gleichen Geiſtes und Willens, aber ohne die verbindenden Wölbungen, die erſt das hohe, von allen erſehnte Gebäude geſchaffen hätten. Aus ſolchen Zweifeln und Sorgen wurden die ſchlimmſten Kämpfe um die Jugend und in ihr ſelbſt geboren. Und hier war es, wo die Ideale der deutſchen Jugend in die ernſteſten Gefahren gerieten.

Der große Krieg hat alle Zweifel und Sorgen durch die erlöſende Tat geendet. Aber ſollen ſie für immer getilgt ſein, dann bedarf es des erlöſenden Handelns, der gemeinſamen Aufgaben, in die alle perſönlich-geiſtig-kulturelle Arbeit münden kann, der beſeligenden Einheit zwiſchen Einzelleiſtung und nationalen Pflichten — auch über den Krieg hinaus: Dann bedarf es der Koloniſation. Sie knüpft den Einzelnen an die Volkheit, macht völkiſche Arbeit zum perſönlichen Erlebnis; ſie heiligt alle ſtaatliche Wirklichkeit durch die ewigen Ideale der Volkheit.

Die Mittel der deutſchen Koloniſation im einzelnen?

Sie ſind unendlich vielfältig wie das Leben der Nation ſelbſt. Auf die Richtung kommt es an, in der ſie angewandt werden.

Der Kern aller deutſchen Koloniſation, ihre feſteſte Stütze und ewige Kraftquelle wird ſein und bleiben: Bauernarbeit. Land für den Bauern muß geſchaffen werden, billiger Boden auch für den Nichtbauern, Lebensraum für die Jugend. Auf Neuland, das wir friſch beſiedeln können, werden ſich alle Abſichten der Reformer erproben, alle Wünſche einer neuen deutſchen Jugend klären und feſtigen können. Die Sehnſucht von Tauſenden wird erfüllt, Tauſenden Deutſcher wird Heimſtätte, Beruf, Lebensziel geſchaffen ſein, unendlich viel reine Freude, ſchöpferiſche Kraft wird der Nation aus ſolchem Neuland zuſtrömen. Schafft Bauernland!

Dann: der Kaufmann und techniſche Organiſator folge in erſter

Linie jenen alten mitteleuropäiſchen, dann ſüdöſtlichen Koloniſations- und Kulturwegen, die der deutſche Bauer gegangen iſt. Die ſtarken Kolonien in Galizien und Bosnien, die wertvolle Brücken bauen konnten, hätten ganz anders gedeihen können, wenn ihnen Geld zum Landankauf zur Verfügung geſtanden hätte. Wenn auch nicht für die nächſte Zukunft, ſo doch ſicher für die fernere, würde ſich ſolche Wirtſchaftspolitik nicht nur national, auch rein wirtſchaftlich, beſſer bezahlt machen als üppigſte Gewinnſte nach engliſchem Muſter. Wirtſchaftliche Arbeit um ihrer ſelbſt willen, ohne kulturelle Weihe, treibt dem engliſchen Abgrund zu, nur wirtſchaftliche Arbeit im Amte der Nation iſt auf die Dauer fruchtbar. Wenn wir namentlich die kleinen anlehnungsbedürftigen Völker im Oſten und Südoſten kulturell nicht nach beſten Kräften organiſieren helfen, werden wir bald wieder durch Wettbewerber verdrängt, die jetzt unſere Feldgrauen mit ihren Leibern von den Grenzen drängen müſſen.*

Das deutſche Volk ſteht an der Wegſcheide.

Der eine Weg iſt von unſerem bewußteſten Gegner ſo klar gezeichnet, daß man ein Schema wagen kann.

Weltkapitalismus	Koloniſation mit dem Schwergewicht in Mitteleuropa
Induſtrialismus an der Spitze	Gerechter Ausgleich mit der Landwirtſchaft
Abhängigkeit von den Kolonien	Geſunde Autarkie
Unverhältnismäßiger Gewinn Einzelner	Gemeinſame Aufgaben und Belohnung für alle
Bodennot	Genügend Heimſtätten
Sinken der Volksgeſundheit	Starke Menſchen
Geburtenrückgang	Geſundes Wachstum des Volkes
Mangel an Wehrkraft	Wehrfähigkeit
Wirklicher „Militarismus“ ſtatt Wehrwilligkeit, Rüſtungsfieber	Ruhige Bereitſchaft und ſelbſtverſtändliche Pflichterfüllung
Vertiefung der ſozialen Gegenſätze	Vertrauen zwiſchen Führenden und Geführten
Mangel an Nationalismus und Opferſinn	Heimats-, Vaterlands-, Volksliebe, Einigung vor entſcheidenden Aufgaben
Erziehungsmängel	Eine kraftvolle Jugend

* Sieh die Aufſätze von Carl Jentſch in den „Grenzboten“. Ferner: Mehr Güter oder mehr Menſchen? Verlag Deutſche Arbeit.

Verſagen der inneren Produktivität	Entwicklung der Kulturarbeit
Schädliche Wirkſamkeit in der Welt	Erſchließung von kulturellem Neuland, Kulturzeugung
Verluſt des Weltberufs	Dauerndes Wirken an einer idealen Aufgabe

Es iſt ſchon ohne uns geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Selbſt wenn Wille und Erkenntnis des ganzen Volkes für den unengliſchen Weg zu gewinnen wäre, kämen wir doch immer nur jenes Stück auf ihm vorwärts, das Menſchenkräften beſchieden iſt. Um ſo mehr müſſen wir alles in uns aufbieten, ihn möglichſt klar zu ſehen und zu wollen.

Vernhardur Thorſteinsſon
Gedanken eines Isländers zum Weltkrieg*

Bei den Verſuchen, die Entſtehung dieſes Krieges und die leitenden Tendenzen in der europäiſchen Politik klarzulegen und urſächlich zu ergründen, ſpielt das Wort Imperialismus eine hervorragende Rolle.

Wie ſo vielen anderen „Fragen des Tages", begegnet man ihm überall, wo das Geſpräch auf die politiſche Situation kommt. Man ſpricht vom engliſchen, ruſſiſchen, deutſchen, franzöſiſchen Imperialismus, und den Sprechenden iſt das Wort geläufig, ohne daß ſich die meiſten klar darüber ſind, was ſie eigentlich damit meinen.

Fragt man die Tagespreſſe, ſo wird man nicht viel klüger. Man begegnet dem Wort jeden Tag in den Zeitungen; was damit gemeint iſt, bleibt dunkel. Die ſozialiſtiſche Preſſe der Neutralen meint, daß „der Imperialismus der Großmächte", und zwar aller, dieſen Krieg herbeigeführt habe, und daß ſie folglich alle gleich ſchuldig an dieſem Menſchenunglück ſeien. Das einzige aber, was man aus dem Worte in dieſer Verbindung herausleſen kann, iſt, daß der Imperialismus als ein Übel, als etwas Ungeſundes in der Politik der Großmächte angeſehen wird.

* Der Verfaſſer legt Wert auf die Bemerkung, daß es ſich in ſeinem Aufſatze um eine kurze Zuſammenfaſſung von Gedanken handelt, über die er eine größere Arbeit in isländiſcher Sprache vorbereitet. Dort werden auch die hiſtoriſchen Beweiſe erbracht werden. Red.

Auch in der Preſſe Deutſchlands und Öſterreichs, die ſich ſonſt durch eine ſo erfreuliche Schärfe des Urteils auszeichnet, begegnet man einer gewiſſen verhängnisvollen Unklarheit über den Begriff des Imperialismus und ſeine Geſchichte. Man findet das Wort gebraucht für die „Beteiligung an der Weltpolitik" oder „eine berechtigte Vorherrſchaft" (nicht mit Oberherrſchaft zu verwechſeln) als leitende Großmacht (oder -mächte) und in dieſem Sinne ſpricht man von „dem gerechten Imperialismus Deutſchlands".

Dieſe Auffaſſung iſt charakteriſtiſch für die Stellung dieſer beiden Mächte zur Weltpolitik im allgemeinen. Sie iſt jedoch weder hiſtoriſch richtig, noch geeignet Klarheit zu bringen, wenn man die Urſachen des Krieges von ethiſchen Begriffen aus unterſuchen will. Im Gegenteil, ſie ſteigert die Unklarheit, die man ohne dieſes Schlagwort mit Leichtigkeit vermeiden könnte.

Das Wort Imperialismus bedeutet ſeinem Urſprung nach keine unſchuldige *Beteiligung* an der Weltpolitik, ſondern die *Beherrſchung* der Weltpolitik oder die *Oberherrſchaft* in der Weltpolitik; allerdings in den ſeltenſten Fällen eine deſpotiſche (wie z. B. in dieſem Kriege), aber immer eine mehr oder minder unbedingte (je nach den wohlerwogenen Intereſſen des Herrſchers). Der Anſpruch auf die Oberherrſchaft wird hier *mit der Macht der Gewalt* geltend gemacht, und es wäre ſinnlos von einem gerechten Imperialismus zu ſprechen, wenn man das Wort in ſeinem eigentlichen Sinne auffaßt.

Der typiſche Vertreter des Imperialismus in der europäiſchen Politik iſt England. Hier hat das Wort auch ſeinen Urſprung, und hier findet es ſeine richtige Anwendung. Man könnte ſich denken, daß derjenige, der das Wort gebildet hat, an die Analogie zwiſchen den Tendenzen und Methoden der Weltpolitik Englands und des alten römiſchen Imperiums gedacht hat. Denn dieſe beiden Staatengebilde ſind die typiſchen Vertreter des imperialiſtiſchen Staates in der Geſchichte Europas.

Die Rolle, die der Imperialismus in der Geſchichte der Welt geſpielt hat, iſt wohlbekannt. Er war die Triebfeder zu den Kriegen Englands mit Spanien, Holland, Frankreich und Rußland uſw. England verfolgte dieſelben Ziele in den Kriegen mit den Vereinigten Staaten, mit Indien, mit Ägypten, mit den Buren uſw. In der Gegenwart iſt der Unterſchied nur der, daß jetzt der Gegner Englands *eine in politiſcher Kultur höherſtehende Nation* iſt und das Eroberungsziel ein neues iſt, nämlich die Meere. Deutſchland beſiegt, bedeutet:

„Die ganze Welt iſt mir ergeben". Die Herrſchaft auf dem Meere bedeutet eine tatſächliche Weltherrſchaft.

Der imperialiſtiſche Staat England verfolgt ſeine Ziele auf zweierlei Art, eine negative und eine poſitive: in der europäiſchen Politik die Bekämpfung und Niederwerfung der ſtärkſten der Kontinentalmächte (was in dem Dogma des europäiſchen Gleichgewichts zum Ausdruck kommt) und in Eroberungen. Dieſe Eroberungen hat England größtenteils vollbracht, es gibt ja keinen Weltteil, wo es nicht ſo gut wie unbeſtritten die führende Macht war. Nun wollte es die letzte Eroberung vollführen: die Eroberung der Meere.

Ungefähr ſo ſtellt ſich die Weltpolitik dar im Lichte des Imperialismus; das iſt die leitende Richtung in der Politik Englands durch die Jahrhunderte. Dieſer ſelbe Imperialismus, nur mit anderer Färbung und etwas anders geſtellten Zielen, beherrſcht die ganze Politik Frankreichs und Rußlands. Etwas minder „realpolitiſch", mehr eitel und ehrgeizig (aber deshalb nicht minder gefährlich), oft beinahe paradox tritt er uns entgegen in Frankreich, mehr roh und primitiv mit deutlichem aſiatiſchen Beigeſchmack in der Geſchichte Rußlands.

Die Tätigkeit der Engländer in der Geſchichte der Weltpolitik trägt viel mehr den Charakter einer Vorarbeit für die Kultur, als den einer wirklichen Kulturpolitik. Ja man kann mit Recht daran zweifeln, ob England in erſter Linie an der Ausbreitung der Kultur gelegen iſt. Es iſt zuviel Methode und zuviel geſchichtliche Kontinuität in dem Wahnſinn des engliſchen Machtverlangens, als daß man nicht die unerſättliche Machtbegier als die innerſte Triebfeder der engliſchen Politik erkennen müßte. Es hat unſere Begriffe von Ehrlichkeit und Redlichkeit zu ſehr verletzt, als daß wir an eine beſondere politiſche Kulturmiſſion dieſes Staates glauben könnten. Jedenfalls wiſſen wir jetzt, daß die Bedeutung Englands für die politiſche Kultur in Europa ins ungeheuere überſchätzt worden iſt. Es liegt gewiß eine große Energieentfaltung hinter dem weitausgedehnten Weltreich der Engländer, dieſe Energie tritt aber überall hervor in der Form der Gewalt. Der innere Trieb iſt die Herrſchaft über die Menſchen. Der Gewinn ſpielt eine überwiegende Rolle als innerer Beweggrund; für den Gewinn wird alles geopfert. Sie betrachten ihre Herrſcher„miſſion" als etwas Selbſtverſtändliches, und ſie finden ihre beſte Stütze in der egoiſtiſchen, materialiſtiſch begründeten Nützlichkeitsmoral, wo die Handlung durch den Nutzen (die materialiſtiſche Seite der Handlung) „gerechtfertigt" wird und wo der leitende Grundſatz iſt: zuerſt ich

und dann die anderen, und: alles in meinem eigenen wohlerwogenen Intereſſe.

Die deutſche Politik hat mit dem erörterten Begriff des Imperialismus nichts zu tun; die in der Politik Deutſchlands maßgebenden Grundlinien ſtehen im ausgeſprochenen Gegenſatz zu den Grundlagen des Imperialismus. Das weſentliche Kennzeichen deutſcher Politik iſt ihr innerer, ihr ethiſcher Gehalt.

Von der Kantiſchen Ethik hat Herbart einmal geſagt: „Welch ein geſunder, welch ein reiner Geiſt, ja man möchte ſagen, welcher höhere Antrieb hat es ihnen eingegeben, ſich jener Glücklichkeitslehre entgegenzuſtemmen, die, während ſie ſich im äußerlichen Leben gar freundlich und geſittet anſtellte, in den Tiefen des Herzens die Geſinnung verdarb ....". Wenn es nicht bereits geſchehen iſt, ſo würde es die Mühe lohnen, eine Unterſuchung darüber anzuſtellen, in wie hohem Grade Kant die grundlegenden Gedanken ſeiner Ethik aus den eigenen Zeitverhältniſſen herausgeleſen hat. Sicher iſt, daß zu ſeiner Zeit die ſittlichen Tugenden des deutſchen Volkes auf die härteſte Probe geſtellt wurden, die ein Volk je zu überwinden hatte, und dieſe Probe wurde ſiegreich überwunden. Die Lehre, die er daraus ziehen konnte, wurde beſtätigt durch den amerikaniſchen Freiheitskrieg. Sicher iſt auch, daß während dieſer Zeit der große Umſchwung in ſeinen ethiſchen Anſchauungen vor ſich gegangen iſt.

Immer und immer wieder trifft man in der Politik Preußens und Deutſchlands auf denſelben Geiſt, der in der Ethik Kants ſeine allgemeine Begründung fand. Und er hatte gründlich mit aller egoiſtiſchen Begründung aufgeräumt, ſo daß ſie keinen Platz in ſeiner Ethik fand, er wollte von keiner „Begründung der menſchlichen Handlungen durch die Ökonomie" wiſſen, ſondern er forderte kauſal-ethiſche Begründung oder zureichende und gültige Gründe für jede Handlung. Dann war die Handlung, und nur dann, eine innere Pflicht und nach außen das Recht der Handelnden. Eine Politik, die auf ſolcher Auffaſſung aufgebaut iſt, kann man als Ethizismus bezeichnen.

Das große Gewicht, das Kant auf die ethiſche Begründung der Handlungen legt, findet man überall in der Politik Preußens und Deutſchlands. Man ſagt nicht zuviel, wenn man ſagt, daß mit dem Eintritt Preußens in die Reihe der Völker eine neue Epoche in der europäiſchen Politik eingeleitet wurde, die heute um den endgültigen Sieg ringt. Dieſe Politik war vom Beginn ab und ſtets in immer größeren Maßſtabe Kulturpolitik. Hier heißt es nicht zuerſt herrſchen, ſondern

zuerſt und zuletzt arbeiten. Eine Reihe kluger Herrſcher und einſichtiger Staatsmänner haben in Verbindung mit einer außerordentlich glücklich (körperlich und geiſtig) veranlagten Raſſe aus Deutſchland das gemacht, was es jetzt iſt, und es iſt nicht übertrieben, wenn man ſagt, daß es in der Gegenwart an der Spitze der Völker ſteht. Doch, der einzige Grundſatz, der dieſem ganzen Syſtem von Ordnung und Organiſation zugrunde lag, war: unverdroſſene, zielbewußte Arbeit. Eigentlich liegt das ganze Geheimnis in dem mühſamen Ringen der Deutſchen nach der Herrſchaft über die Natur. Während die anderen europäiſchen Großmächte miteinander oder mit außereuropäiſchen Völkern um die Herrſchaft oder vielmehr um die Oberherrſchaft rangen, kämpfte man in Deutſchland um die Herrſchaft über die Natur!

Preußen war kein von Natur aus reiches Land wie es Frankreich iſt, ſondern ein armes, aus dem man das menſchenmöglichſte gemacht hat. Dieſer Staat hat ſich nicht Reichtümer erworben durch großangelegte Raubzüge nach fernen Erdteilen, Raubzüge, bei denen alles geraubt wurde, Menſchen wie Gut, wenn es ſich nur mit großem Gewinn wieder verkaufen ließ. Man ging den Weg der Arbeit, der ſittlichſten aller Willensäußerungen. Und in derſelben Richtung fuhr man fort; Arbeit, Tüchtigkeit, Können, innere Bildung, Fleiß, Ausdauer, das ſind die Hauptfaktoren, die Deutſchland auf die Höhe, die es jetzt unter den Nationen einnimmt, gebracht haben. Man wollte die Macht, aber man wollte ſie auch ſittlich verdienen. Deshalb ſtrebte Deutſchland nicht minder nach Entwicklung ſeiner Macht als die anderen Staaten, aber das Streben war anders begründet, und dieſe Begründung war für Deutſchland die Hauptſache.

In der Erkenntnis, daß es keinen Weſensunterſchied gibt zwiſchen Weltpolitik und Politik im allgemeinen, daß beide von denſelben Prinzipien geleitet werden ſollen, wird die Weltpolitik für Deutſchland nur eine Fortſetzung der erſteren, und der friedliche Wettbewerb hat für die Deutſchen nicht nur eine geſetzliche Berechtigung, ſondern auch eine ethiſche (objektive Berechtigung).

Man iſt in Deutſchland nicht zufrieden mit der äußerlichen, materiellen Begründung der Handlung, man verlangt eine innere objektive, man läßt ſich auch nicht mit der legalen Begründung genügen, wenn ſie nicht mit der ethiſchen übereinſtimmt, und man ſtrebt nicht nur nach dem legalen (geſetzlich geordneten) Rechtsſtaat, ſondern man verlangt den ethiſchen Rechtsſtaat. Man ſcheint den großen Unterſchied (der in der Wirklichkeit ein vollkommener Gegenſatz iſt) in den Grund-

ſätzen, Methoden und Zielen der Politik des Imperialismus und Ethizismus in Deutſchland theoretiſch nicht voll erfaßt zu haben (in Öſterreich ſcheint man es klarer einzuſehen). Die beiden Grundſätze: Zuerſt ich und dann die anderen — und Zugleich ich und die anderen ſind nicht nur Nüancen derſelben Art, ſondern vollkommene Gegenſätze zueinander. Sie bedeuten in der Ethik einerſeits den Egoismus, und die Nutzenmoral iſt nur ein auf eine gewiſſe Weiſe (materialiſtiſch) „begründeter" Egoismus, andererſeits die Pflichtmoral. Auf die Weltpolitik angewandt, findet man dieſe beiden Formen wieder in dem Prinzip der Oberherrſchaft und in dem der freien Entfaltung.

Aber nicht nur in der Weltpolitik der Staaten kommt dieſer Unterſchied zum Ausdruck. Man findet ihn auch in der inneren Politik, und gerade jetzt tritt er in ſeiner ganzen Schärfe hervor. Man braucht nur auf den Abſolutismus hinzuweiſen, um den Imperialismus in der inneren Politik der Völker in ſeiner kraſſeſten Form zu finden. In dieſer Form begegnet man ihm allerdings in England nicht; aber in einer anderen etwas mehr verſteckten Form, und nichtsdeſtoweniger ſehr deutlich, reicht er weit hinein in das letzte Jahrhundert. Denn bis dahin war die Regierung dieſes Landes ausgeprägt oligarchiſch, und dieſe Oligarchie war nicht durch ihre Fähigkeiten, ſondern durch ihren Reichtum und Grundbeſitz zur Herrſchaft berufen.

Dagegen iſt die Regierung Preußens von Anfang an ebenſo ausgeprägt ariſtokratiſch (in urſprünglicher Bedeutung des Wortes). Die Leiter Preußens waren wohl nicht beſonders „freiſinnig", aber es waren immer die tüchtigſten und fähigſten Männer. Doch dies iſt nur das äußere. Hier würde es allzuweit führen, auf Einzelheiten einzugehen, nur wollen wir bemerken, daß man dieſe Verſchiedenheiten ſozuſagen auf allen Gebieten der inneren Politik dieſer beiden Völker verfolgen kann, daß es ſich hier um Unterſchiede in der Auffaſſung der allgemeinen Ethik handelt.

Die Betrachtung der politiſchen Grundgedanken Deutſchlands lehrte uns, daß die Begriffe Imperialismus und Ethizismus nicht nur politiſche Begriffe ſind, ſondern zugleich ethiſche Begriffe. Der Imperalismus iſt nicht etwa eine ausſchließlich politiſche Richtung, ſondern eine ethiſch-politiſche, und dieſe Seite begegnet uns mehr oder minder deutlich überall in der Politik, nicht nur in der auswärtigen Politik der Völker, wenn er auch in der inneren nicht ſo deutlich hervortritt. Er geht auf die Herrſchaft im allgemeinen hinaus, eine mehr oder minder unbedingte Herrſchaft in der Politik, und die Politik dieſer Rich-

tung iſt der ethiſche Begriff der Macht. Die Macht wird hier das Endziel. Der Ethizismus geht nicht nur auf die rechtmäßige Beteiligung an der Weltpolitik hinaus, ſondern auf die rechtmäßige (zureichend und gültig begründete) Machtverteilung und das rechtmäßige Machtverlangen in der Politik überhaupt. Der Pol iſt hier das Recht als Gegenſatz zur Macht und das Endziel iſt die rechtmäßig erworbene und verdiente Macht.

Der Verſchiedenheit dieſer Grundſätze entſpricht der Aufbau und die Gliederung der politiſchen Gebilde in Europa. Die klarſten und beſten Kennzeichen des Imperialismus finden wir auf dem Gebiete der auswärtigen Politik (weil er auf dieſem Gebiete ungeſchwächt fortlebt), wir treffen ihn in den Formen der europäiſchen Diplomatie und in dem europäiſchen Militarismus.

Es iſt ſelbſtverſtändlich im Intereſſe einer Politik, die rückſichtslos auf die Macht hinausgeht, die wahren Abſichten zu verheimlichen. Es beruht auf dem einfachen Grundſatz, daß kein Menſch ſich ſeiner Rechte ohne Widerſtand berauben läßt, und auf der anderen, aus dem Tierreich bekannten Erfahrung, daß, wenn zwei Hunde um denſelben Knochen ſtreiten, das unweigerlich zu Tätlichkeiten führt. Dadurch wird die Intrigue zum Prinzip erhoben und die Geheimniskrämerei wird zur Notwendigkeit. Beide werden unentbehrlich in dem diplomatiſchen Verkehr.

Was den europäiſchen Militarismus angeht, ſo beruht er auf den Grundſätzen, einerſeits, daß eine unberechtigte Macht ſich nur mit unberechtigten Mitteln (Gewalt) erreichen und aufrechterhalten läßt, andererſeits, daß es kein anderes Mittel gibt, um ſeine Rechte zu wahren und ſich gegen unberechtigten Überfall zu ſchützen.

Militarismus im Dienſte imperialiſtiſcher Politik (die ihrer Natur nach immer aggreſſiv iſt) könnte man auch Militarismus im engeren Sinne nennen. Das iſt das wahre, das abſolute Übel in der Politik, und deshalb muß es das erſte Ziel aller Friedensfreunde ſein, den Imperialismus abzuſchaffen, womit auch der aggreſſive Militarismus verſchwindet; dann auch der abwehrende Militarismus, weil dann nicht länger die Notwendigkeit der Verteidigung beſteht. Dies läßt ſich, wenn überhaupt, ſelbſtverſtändlich nur allmählich durchführen, und Bismarck hat den Weg angegeben, nämlich die Defenſivalliancen. Damit erreicht man den dauernden Frieden, und erſt auf dieſer Grundlage kann man an den Aufbau der europäiſchen Friedensſtaaten (untereinander) denken und an Regelung der Streitfragen zwiſchen den Staaten

durch Schiedsſprüche (durch ausgleichende und ratgebende Schiedsgerichte).

Der Imperialismus iſt die ältere dieſer beiden ethiſch-politiſchen Richtungen; er beherrſcht die ganze auswärtige Politik des Dreiverbands. Auf dieſem Gebiet der auswärtigen Politik iſt es deshalb am ſchwierigſten für die jüngere Richtung des Ethizismus, zur Geltung zu gelangen, aber unerſchrocken geht man auch hier ſeinen Weg in dem ſicheren Gefühl, daß es doch der einzige richtige iſt. Man verlangt eine ſtrenge Begründung aller politiſchen Handlungen, man iſt kritiſch und methodiſch in allen Unternehmungen, man verlangt ſcharfe und genaue Begriffsbehandlung, um zu ſicheren Urteilen zu gelangen, man betrachtet die Politik ſozuſagen als eine Art angewandter Wiſſenſchaft oder man vereint Wiſſenſchaft, Philoſophie und Kunſt in der Politik. Otto von Bismarck iſt der erſte große Vertreter dieſes Syſtems in der auswärtigen Politik Europas; er ſprach ſeine Verachtung des Verfahrens der europäiſchen Diplomatie und der in ihr herrſchenden Bureaukratie deutlich aus. Deren Art entſprach nicht ſeinem tief ethiſchen Charakter. Er hatte die unerſchrockene Offenheit, die ſeine Gegner unter den Diplomaten die „brutale Offenheit" nannten, brutal, weil ſie ſie fürchteten. Derſelben Offenheit und vor allem demſelben Gradlinigen und Unumwundenen, das ſeine Politik auszeichnet, begegnet man immer und immer wieder in der deutſchen Politik der ſpäteren Zeit. Es iſt auch von vornherein klar, daß, wo das Machtverlangen ſich auf zureichende und gültige Gründe ſtützt, alſo ethiſch-kauſal begründet iſt, man am liebſten den geraden Weg geht.

Wenn aber der Imperialiſt dazu genötigt iſt, Gründe anzuführen, dann appelliert er an den oberflächlichen und immer mehr oder minder ſubjektiv gefärbten (willkürlichen) „common sense" oder an die „public opinion", die ein Ausdruck dieſes vielgeprieſenen common sense ſein ſoll, obwohl ſie am gewöhnlichſten nur eine Umſchreibung ſeiner eigenen „opinion" iſt. Und ſo gibt man dem ganzen den ſchmeichelnden Namen „Demokratie".

Für den Ethiziſten iſt überall eine ethiſche Begründung notwendig. So auch bei dem Militarismus. Er findet für ihn ſeine Begründung in der Notwendigkeit der Verteidigung. Er ſagt: ſolange der Imperialismus eine Rolle in der Politik ſpielt, ſo lange iſt auch eine Verteidigung mit den Waffen notwendig, und ſo lange iſt es eine Pflicht des Staates, auf die Verteidigung mit den Waffen vorbereitet zu ſein. Auf dieſer Grundlage ruht der deutſche Militarismus,

und dieſen Zwecken hat er gedient. Darin unterſcheidet er ſich ethiſch von dem Militarismus der Gegner Deutſchlands, der durch und durch im Dienſte (vielleicht etwas „verfeinerter") imperialiſtiſcher Politik ſteht. Daß das deutſche Heer für dieſe Zwecke wohlausgebildet, wohlorganiſiert und wohlausgerüſtet iſt, erhöht nur ſeinen Wert als ethiſch berechtigtes Machtmittel.

Man könnte die beiden hier beſprochenen Tendenzen mit den Worten Expanſion und Evolution bezeichnen. Die Expanſion erfordert nur phyſiſche Kraft, um erklärt zu werden, oder phyſiſche Kraft liegt ihr zugrunde. Die Evolution iſt undenkbar ohne organiſche und geiſtige Kraft. England vertritt die erſte Richtung (nicht einmal das britiſche Inſelreich iſt zuſtande gekommen oder beruht auf freier Wahl der Völker), Deutſchland die zweite.

Man wird die gewaltigen Ereigniſſe, die wir in dieſer Zeit erleben, in ihren tiefſten und innerſten Gründen nie voll verſtehen können, wenn man dieſe beiden ethiſch-politiſchen Richtungen nicht berückſichtigt. Gewiß handelt es ſich in dieſem Kriege in gewaltigem Maßſtab um den Beſitz materieller Güter, aber ein Beſitz ſolcher Güter verlangt auch moraliſche Rechtfertigung. Das Gefühl dieſes Rechtes bewirkt, daß Deutſchland ſich ſo einig und entſchloſſen zeigt. Das iſt eine innere Kraft, eine ethiſche Kraft, die allen Widerſtand bricht. Auch in dieſem Kriege ſteht das gewaltſame Machtverlangen dem rechtmäßigen Machtverlangen gegenüber, der Imperialismus dem Ethizismus.

Zwei deutſche Hiſtoriker über Italien

A. Cartellieri / Der italieniſche Treubruch

In den Tagen, da ſich Italien treulos vom Dreibunde wegwendet, um als laut begrüßter, aber gering bewerteter Bundesgenoſſe unſerer Feinde auf Raub an der Adria auszugehen, ſind zahlloſe feine Fäden zerriſſen, die das ſchöne Land mit uns allen verbanden und die immer neu aufglänzten, wenn die ſüdliche Sonne ſie auch nur in der Erinnerung vergoldete. Werden die Fäden wieder geknüpft werden? Wer weiß es? Nicht mit Unrecht hat ein angeſehener Kunſthiſtoriker davon geſprochen, daß eine lange Periode der deutſchen Geiſtesgeſchichte in dieſem Augenblick zu Ende geht. Die italieniſche Reiſe hatte ihren feſten Platz im Leben des deutſchen Gebildeten, und nament-

lich der erſten haftete Stimmungswerte an, die keiner ſo leicht vergaß oder ſpäter miſſen mochte. Ein jeder von uns gewann ſein beſonderes Verhältnis zu Kunſtſtätten und Ruinen, zu Oſterien und Volksfeſten. Man lachte über den Schmutz an geweihter und ungeweihter Stätte. Man entſchuldigte nachſichtig die Unredlichkeit des täglichen Verkehrs mit der jahrhundertelangen Mißwirtſchaft. Im endloſen nordiſchen Winter, wenn behagliche Geſelligkeit die Menſchen vereinte, lebte Italien in den Herzen wieder auf und weckte Frühlingsgedanken. Ein recht verſchiedenes Italien allerdings! Für den einen körperliche Geſundheit, für den anderen höchſte Schwelgerei in Farbe und Form, dunkeln Augen und klaren Linien, für den dritten religiöſe Weihe, für den vierten Offenbarung weltbewegenden Geſchehens auf den Friedhöfen der Weltgeſchichte. Aber jeder war zufrieden und dachte an das nächſte Mal. Um die modernen Italiener kümmerte man ſich wenig. Ein ſolcher klagte wohl ingrimmig darüber, daß der vom klaſſiſchen Altertum berauſchte Deutſche am liebſten die heutige Bevölkerung ausräumen möchte, nur um die maleriſchen Trümmer ungeſtört zu genießen. Heute würden wir darauf antworten, daß wir bei den Italienern auch beliebter wären, wenn wir Dichter und Denker geblieben wären und uns nie um Politik und Wirtſchaft gekümmert hätten. Solche kleine Reibungen bedeuteten nicht viel. Weſentlich iſt die Frage, wie der italieniſche Staat die Umwertung aller offiziellen politiſchen Werte hat vollziehen können, vom Bündnis zu einer unſeren Feinden nützlichen Neutralität und endlich zur offenen Feindſchaft. Wir denken einen Augenblick an die ſo oft betonte Ähnlichkeit der Einigung Deutſchlands und Italiens, die beide an dem römiſchen Erbe, Kaiſertum und Papſttum, ſo ſchwer getragen haben, denken an Cavour, dem Treitſchke ein ſo ſchönes Denkmal geſetzt hat, und Bismarck. War das alles nichts? Es muß tiefere Gründe geben als das Wüten einer feilen Hetzpreſſe. Bilder aus der italieniſchen Geſchichte treten vor unſer Auge und wir erkennen deutlich das Übel, an dem das Volk leidet: nennen wir es *Mißverhältnis von Vergangenheit und Gegenwart*, eine fiebrige innere Spannung, die bisher nicht ausgeglichen worden iſt, auch in ſolch gewaltſamen Zuckungen, wie denen der letzten Wochen, nicht ausgeglichen werden kann. Die Vergangenheit iſt S. P. Q. R., die pax Romana über den orbis Romanus hin. Die Gegenwart iſt noch nicht, aber möchte ſein die Vereinigung aller Italiener unter dem italieniſchen Banner, adriatiſches Meer als mare nostro, dazu Vorherrſchaft im öſtlichen Mittelmeer, geſtützt auf nordafrikaniſche und kleinaſiatiſche

Beſitzungen. Zwiſchendurch war das reiche und ſchöne Land der Tummelplatz der Barbaren, die eine durch wahlloſe Miſchung entartete Kultur mit edlem Blute auffriſchten, aber nicht zahlreich genug waren, um ſie neu ſchaffen zu können. Italien blieb zerriſſen, wollte ſich weder dem germaniſchen Kaiſertum, noch dem romaniſchen Papſttum einfügen, ein Nebeneinander von Staaten und Städten, die ſich haßerfüllt befehdeten. Auf die wundervolle Entfaltung des künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Genius während der Renaiſſance folgte der ſpaniſche Druck, auf die hoffnungsfreudigen Regungen unter Napoleon die Metternichſche Leugnung eines italieniſchen Staatsgedankens überhaupt. Aber während dieſer Italien einen geographiſchen Begriff nannte, ſchrieb Gioberti in ſeinem ſchwärmeriſchen Neuwelfentum den Primato morale morale e civile degli Italiani. Auch hier wieder gab es zwiſchen politiſcher Macht und politiſcher Phantaſie eine Spannung, die nach den leichten, fremder Hilfe verdankten Erfolgen von 1859, 66, 70 immer ſchwerer niederzuhalten war. Crispi vermochte es, wies ſeinem Lande den Platz neben Deutſchland und Öſterreich-Ungarn an, gab ihm die Richtung auf Nordafrika. Aber im Volke ſteckte noch zu viel zuchtloſes Parteigängertum, Verſchwörertum der Carbonari und flatternde Leidenſchaft, um das große Ziel langſam und ſicher zu erreichen. Der Ausbruch des Weltkrieges brachte die gewaltſame Entladung, aber das Ideal der Irredenta wurde gleich gefälſcht, weil von den unerlöſten Brüdern unter franzöſiſcher, unter engliſcher Herrſchaft nicht die Rede ſein durfte, weil die ſelbſtherrlich verlangten Grenzen im Norden weit über die des eigenen Volkstums hinausgingen. Auf dem Kapitol iſt mit blendender Rhetorik den aufhorchenden, durch ihren jähen Parteiwechſel von altersher berüchtigten Römern ihre alte Größe und Herrlichkeit ins Gedächtnis gerufen worden. Das Mißverhältnis zwiſchen Wollen und Können bleibt: ein Abgrund trennt Cäſar und Salandra, und neben dem Kapitol fällt immer noch der tarpejiſche Felſen ſchroff ab.

Veit Valentin / Das italieniſche Schickſal

Zwei Stimmungen beherrſchen heute unſere öffentliche Meinung Die eine ſtammt aus dem empörten Rechtsgefühl: Italien hat einen Treubruch ſondergleichen begangen, eine weltgeſchichtliche Felonie. Die andere iſt der Ausdruck eines tiefen ſeeliſchen Schmerzes: wir haben Italien geliebt, und es iſt uns jetzt verloren, für immer.

Ein Bruch iſt da, und über dieſen Bruch können wir nicht hinaus. Es iſt zu Ende.

Ich möchte zuerſt über den Schmerz etwas ſagen. In dieſen Monaten haben wir für uns und für andere bei ſo tiefen Schmerzen Troſt gefunden, daß es vielleicht gelingen könnte, auch dieſe Bitternis zu lindern. Es beſteht das elementare Gefühl von einem unwiederbringlichen Verluſte. Aber, ſo erhebt ſich die beſinnende Frage, iſt das, was verloren erſcheint, überhaupt verlierbar? Ich denke an den Kloſterhof von Monreale bei Palermo, an das Weltgericht des Luca Signorelli im Dome von Orvieto, an Tintorettos Tempelgang in der Madonna del Orto in Venedig, ich denke an all das Köſtliche, Farbige, Spontane ſüdlicher Lebensform und ſüdlichen Menſchentums, an das Feſt von Mariä Verkündigung in Grottaferrata, zu dem die Bauern aus dem Albanergebirge mit ihren ſpitzen ſchwarzen Hüten ſo luſtig auf ihren Mauleſeln einherritten — an jenes Himmelfahrtsfeſt in Bologna endlich, an dem der Triumphzug der Madonna di San Luca Straße und Platz vor San Petronio mit Jubel, Glanz und Lebensglut erfüllte: und ich bekenne, daß das, was ſich in langen Monaten und oft erneut in der Seele angeſammelt hat an Kunſtgefühl, an Ergriffenheit über die urwüchſige Kraft und elaſtiſche Heiterkeit dieſes Volkstums eben einfach unzerſtörbar iſt, weil es ſich eingereiht hat in die funkelnde Kette von Werten, die uns mit der Ewigkeit verbindet.

Und werden das nicht viele Deutſche mit mir bekennen wollen? Alles Veränderliche unſerer Lebensformen wird in dieſer ſäkularen Kriſe neugeordnet; deſto majeſtätiſcher ragt das Ewig-Unveränderliche dahinter auf. Und dazu gehört jenes edle, irreale, unhiſtoriſche Italien, jenes Italien der Idee, das wir uns geſchaffen haben, das wir ſuchten mit unſerer Seele und das wir immer ſuchen werden — für das keine Konſequenzen aus der politiſchen Sphäre gezogen werden können, denn es iſt nicht mit ihr verknüpft.

Unſer gerechter Zorn gegen das hiſtoriſche, das praktiſche, politiſche Italien von heute und morgen wird aber freilich durch ſolche Erwägungen nicht aufgehoben — er wird nur in ſeiner Richtung und Notwendigkeit klarer. Doch auch hier läßt ſich einiges ſagen, das abkühlend die Feindſchaft erläutert, die jetzt zwiſchen den deutſchen Großmächten und Italien entſtanden iſt. Bismarck urteilt in den Gedanken und Erinnerungen: „Die Haltbarkeit aller Verträge zwiſchen Großſtaaten iſt eine bedingte, ſobald ſie in dem Kampf ums Daſein auf die Probe

geſtellt wird. Keine große Nation wird je zu bewegen ſein, ihr Beſtehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn ſie gezwungen iſt, zwiſchen beiden zu wählen. Das ultra posse nemo obligatur kann durch keine Vertragsklauſel außer Kraft geſetzt werden; und ebenſowenig läßt ſich durch einen Vertrag das Maß von Ernſt und Kraftaufwand ſicherſtellen, mit dem die Erfüllung geleiſtet werden wird, ſobald das eigne Intereſſe des Erfüllenden dem unterſchriebenen Texte und ſeiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite ſteht." Und an einer anderen Stelle: „Der Dreibund iſt eine ſtrategiſche Stellung, welche angeſichts der zur Zeit ſeines Abſchluſſes drohenden Gefahr ratſam und unter den obwaltenden Umſtänden zu erreichen war. Er iſt von Zeit zu Zeit verlängert worden, und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer iſt keinem Vertrage zwiſchen Großmächten geſichert, und es wäre unweiſe, ihn als ſichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältniſſe, Bedürfniſſe nnd Stimmungen verändert werden können, unter denen er zuſtande gebracht wurde."

Man wird Italien wie jeder Großmacht das Recht zubilligen müſſen, völlig autonom diejenigen Möglichkeiten und Verbindungen zu ſuchen und zu wählen, die am meiſten ſeinen Intereſſen entſprechen. Man wird aber als Politiker die Frage aufzuwerfen haben: paſſen die von Italien angewandten Methoden zu dem, was ſonſt zwiſchen Großmächten üblich iſt? Es handelt ſich alſo meines Erachtens nicht darum, *was* Italien getan hat, ſondern darum, *wie* es vorgegangen iſt. Und da muß das Urteil gefällt werden: die heutige politiſche Lebensform des italieniſchen Volkes, der italieniſche Staat hat gezeigt, daß er unebenbürtig den europäiſchen Großſtaaten iſt, er iſt ein Condottiereſtaat, der bloß durch ſeine Teilnehmerſchaft all das Große und Edle eines gewaltigen Völkerringens verfälſcht und herunterzieht. Deswegen lag in dem Landangebot Öſterreichs ein ſo tiefer politiſcher Sinn; was zwiſchen ebenbürtigen noblen Gegnern von vornherein ausgeſchloſſen geweſen wäre, war hier das Gegebene. So ſehr man ſchließlich den alten Kaiſerſtaat beglückwünſchen darf, daß er um ſein Südland noch einmal kämpfen kann: *dieſer* Gegner iſt und bleibt doch eigentlich zu ſchlecht für ſein Schwert.

Cavour und Garibaldi: mit dieſen beiden Namen ſind die Richtungen und Zwieſpälte in der Entwickelung des dritten Italien bezeichnet. Es gab in dieſem Staatsweſen eine ernſthafte und ſtaatsmänniſche Richtung, ein Gefühl für europäiſche Machtverhältniſſe und für die Schwierig-

keiten, die ſich dem Aufſchwung eines politiſch merkmürdig zerriſſenen und unreifen Volkes entgegenſtellen mußten. Die Mißlichkeit beſonders der landwirtſchaftlichen Verhältniſſe, die trotz ökonomiſchen Aufſchwunges nicht zu hebende latente Armut im Volk, die Degeneration in der Parteipolitik und Verwaltung: alles das hätte eine ſtarke monarchiſche Gewalt gefordert, die eine Kräftigung und Befeſtigung von innen heraus zu bewerkſtelligen vermocht hätte. Aber der Geiſt Cavours verſank und der Geiſt Garibaldis wurde immer mächtiger. Es war dieſem Staate vielleicht ſein Werden zu leicht geworden. Als Condottiere der franzöſiſchen Machtpolitik im Krimkrieg war Sardinien in den Kreis der Großmächte hineingekommen. Straßenputſche unter Führung rhetoriſch begabter Advokaten ſchufen aus reaktionären Kleinſtaaten ein lockeres Reich, das durch franzöſiſche Gnade und preußiſche Kraft immer mehr anwuchs, das zu jeder Zeit bereit war, die bisherigen Helfer zu verlaſſen, um neue Vorteile herauszuſchlagen — und ſo ſchließlich in Haſt und Rauſch alles, was zu haben war, unter Dach brachte.

Konnte dieſer Emporkömmlingsſtaat der gefährlichen Antriebe Herr werden, die ihn recht eigentlich geſchaffen hatten? Der Anſchluß an die deutſchen Großmächte bedeutete den Verſuch dazu. König Humbert und Crispi führten eine Epoche herauf, die weſentlich durch deutſche Hülfe und deutſchen Geiſt ökonomiſche Organiſation und politiſche Beſtändigkeit ſchuf. Aber der ſo charakteriſtiſche oberflächliche Ehrgeiz des Italienertums, der ihm eine „glänzende“ auswärtige Politik als ſchönſtes Ziel ſtaatlicher Arbeit vorgaukelte, führte den unfertigen Staat in weltpolitiſche Zuſammenhänge, in denen ihn ſeine militäriſche Schwäche, ſeine gewinnmacheriſche Art, ſeine tönende Phraſeologie vollends lächerlich machte und der überlegenen deutſchfeindlichen Politik Englands rettungslos in die Arme trieb. Italien wurde Werkzeug; ſein Geſchick, wie es ſich auch geſtaltet, wird geſchichtlicher Größe und Ehre bar ſein.

Cavour iſt tot und Garibaldi lebt! Uns Deutſchen iſt die Freundſchaft des dritten Italien gefährlicher geweſen als ſeine Feindſchaft. In dem, was wir jetzt erlebt haben, wollen wir, ſo meine ich, weniger den Verluſt und Schaden bedauern, den wir ſelbſt erleiden oder zu erleiden glauben, als vielmehr das Schickſal dieſes armen, edlen und ſchönen Volkes beklagen, das die dürftige und verlogene Condottierepolitik von Demagogen mit ſeiner Leidenſchaft und ſeinem Heroismus ſchmückt, aber mit der Hingabe ſeiner harmlos anmutigen Lebensfreude büßen muß.

Franz Fromme
Die vlämiſche Frage*

Im friedlichen Januar 1914 begann Frederik van Eeden, der Holländer, in der Aula der Genter Univerſität eine literariſch-politiſche Rede mit den Worten: „Waarde Taalgenooten! Waarde Landgenooten!“ Dieſe Anrede „Landsleute“ weckte bei den zahlreich verſammelten Vlamen den lebhafteſten Beifall; entſprach ſie doch ganz den jungvlämiſchen Neigungen und Zielen, die der „Goedendag“ ſo oft freimütig und kühn ausgeſprochen hatte: Wir ſind keine „Belgen“; Belgien iſt ein Machwerk der Franzoſen und Franskiljons, wir aber ſind Germanen; die Deutſchen kennen uns wenig, zu wenig; wenn wir irgendwo Anſchluß ſuchen, dann nur bei den Holländern, unſern nächſten Verwandten!

Die erſten Monate dieſes Krieges haben den Vlamen die Anlehnung an Holland noch wünſchenswerter gemacht. Gegen die Deutſchen in den Krieg geriſſen, vom Erbfeind Frankreich als Einzelmenſchen verhöhnt und als Nation aufgeopfert, von England nach britiſcher Methode ausgenutzt und im Stich gelaſſen, haben ſie niemanden gefunden, der ſich ihrer Not barmherzig und verſtändnisvoll annahm, als die Holländer.

Damit hat die vlämiſche Bewegung ihren Ausgangspunkt als Ziel wiedergefunden. Sie hat einen Kreis vollendet, der in ſich ſelbſt zurückläuft.

Denn eine vlämiſche Frage gibt es erſt, ſeit man ſich gewöhnt hat, die Begriffe vlämiſch und niederländiſch als Gegenſätze zu betonen — eine Angewöhnung, die der Politik vor den unruhvollen Jahren 1789—1830 noch ganz fremd war.

Dieſe Verfeindung zwiſchen Vlämiſch und Holländiſch iſt freilich nur denkbar infolge der voraufgegangenen Trennung, die das proteſtantiſche Holland von den habsburgiſchen Niederlanden ſchied. Reformation und Revolution ſind die zwei Bewegungen geweſen, die getrennt und verfeindet haben, was dem Blut und Urſprung nach zuſammengehörte.

* Dasſelbe Problem behandelt ausführlicher die demnächſt im Verlag Eugen Diederichs erſcheinende Tatflugſchrift von H. Fr. Blunck, Belgien und die niederdeutſche Frage. Ferner befindet ſich in Vorbereitung ein Buch von A. E. Zimmermann, in dem das vlämiſche Problem im Geiſte Coſters behandelt wird. Ch. de Coſters Roman „Tyll Ulenſpiegel“, die „Bibel des belgiſchen Volkes“, bleibt aber die Hauptquelle für jeden, der einen unmittelbaren Eindruck vom vlämiſchen Volkstum gewinnen will. Red.

Aber ſie hätten dies nicht vollbringen können ohne einen dritten, noch gewichtigeren Helfer: Die Stärke Frankreichs gegenüber der Schwäche Deutſchlands.

Es iſt hier nicht viel anders zugegangen als in den übrigen Gebieten des linken Rheinufers: Sie waren und ſind der Kampfplatz und der Kampfgegenſtand zwiſchen dem reinen Germanentum und jener Miſchraſſe, die, dem Blute nach überwiegend keltiſch, der Sprache nach überwiegend romaniſch, im Mittelalter gleichwohl meiſt von germaniſchen Herren geführt wurde, jenem Volke, das trotz dieſer vielfältigen Zuſammenſetzung durch die Gunſt politiſcher Fügungen zur einheitlichſten und feſteſtgefügten Kultur gelangt iſt, die Europa beſitzt, zur franzöſiſchen.

Natürlich iſt im Mittelalter von einem bewußten, betonten Gegenſatz der Raſſen nur ſelten die Rede. Auſtraſien, Lothringen, Burgund ſind ſtaatliche Gebilde, die unter verſchiedenen Dynaſtien einander ablöſen. Die herrſchende Kultur kleidet ſich hier wie im übrigen römiſch-chriſtlichen Europa in römiſch-lateiniſche Formen. Erſt im ſpäten Mittelalter bricht die neue völkiſche Kultur, das völkiſche Bewußtſein ſich Bahn: Galliſch-Flandern ſteht gegen Vlämiſch-Flandern, Flandre gallicante gegen Flandre flamingante. Und ſpäter, in der Schlacht der güldenen Sporen, iſt es das „dietſche" Blut, dem man den Sieg über die franzöſiſche Übermacht zuſchreibt: Mit Jauchzen wurden zu Beginn jener Schlacht die rechtzeitig eintreffenden deutſchen Reiter als Landsleute begrüßt. Im Laufe der Zeit iſt derartige Hilfe — moraliſch wie militäriſch — von deutſcher Seite immer ſeltener geworden. Die fortſchreitende Altersſchwäche des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation hat ja überall das Aufkommen der Territorialgewalten und des Partikularismus zur Folge gehabt. So trat hier — trotz der mannigfaltigen Beziehungen zu Deutſchland, zur deutſchen Hanſa, zur niederdeutſchen Literatur, zum deutſchen Kunſtmarkt — das deutſche Bewußtſein zurück hinter dem niederländiſchen.

Unſere Öffentlichkeit iſt merkwürdig wenig darüber unterrichtet, wie eng die Zuſammenhänge zwiſchen Holländern und Vlamen waren und zum Teil wieder geworden ſind. Faſt niemand weiß, daß ein großer Teil der bekannten altniederländiſchen geiſtlichen Lieder nicht von Holländern ſtammt, ſondern von Südniederländern, deren Heimat 1830 zum Aufbau des belgiſchen Königreichs verwendet wurde und die heute — dank „Belgien" — niemand bei uns mehr „Niederländer" nennen würde. Ebenſo war Vondel, der größte niederländiſche Dichter,

eigentlich ein Sohn des vlämiſchen Volkes. Und die niederländiſchen Maler, die ſeit 1500 in immer größeren Scharen nach Italien pilgerten und in Rom die Geſellſchaft der „Bendvögel“ bildeten — bis nach 1700 —, entſtammen ſowohl den vlämiſchen wie den holländiſchen Gauen.

Erſt der Aderlaß, den die Gegenreformation der ſpaniſch-habsburgiſchen Gewalthaber an den ſüdlichen Provinzen vornahm, während ſie die nördlichen nicht in ihren Bereich bringen konnte, hat den Vlamen die beſtimmte Grundfarbe gegeben, die ſie ſcharf gegen das fortſchreitende Holland abhob. Die überzeugungstreuen Proteſtanten, die regſamſten Elemente des Vlamentums, wurden zur Auswanderung gezwungen; was im Lande zurückblieb, war weniger rege; es waren diejenigen, die am alten Glauben unbeweglich feſthielten oder doch an der Scholle feſter hingen als am neuen Glauben. Seit dieſer Ausleſe des Konſervativſten iſt dem Vlamen noch mehr als früher, noch mehr als jedem andern Niederdeutſchen jene Beharrlichkeit zu eigen, der er die wundervolle Erhaltung ſeiner alten niederländiſchen Sprache zu danken hat; aber aus derſelben Schwerfälligkeit heraus iſt er ahnungslos und wehrlos geworden gegenüber dem behenden franzöſiſchen Geiſt, der ihn politiſch und ſpäter auch kulturell unterjocht hat.

Unter gebildeten Deutſchen iſt die Anſicht weiterverbreitet, ja, faſt alleingültig, daß Rubens die künſtleriſche Verkörperung des vlämiſchen Volkes (im Gegenſatz zum holländiſchen) ſei. Dieſe Anſicht iſt zuſtande gekommen durch eine Überſchätzung deſſen, was an ſeiner Kunſt „national“, und eine Unterſchätzung deſſen, was daran perſönlich iſt, und durch die Unkenntnis des wirklich Vlämiſchen, in der wir ſeit Jahrzehnten gehalten werden. Rubens gehört — anders als hundertfünfzig Jahre vor ihm die echten Vlamen H. und J. van Eyck — der weſteuropäiſch-römiſchen Internationale von damals an; er iſt nicht der erſte und nicht der letzte Renegat, der aus dem Germanentum in die weitere und glänzendere Sphäre des zeitgenöſſiſchen Kosmopolitismus trat; von ſeinen Zeitgenoſſen aus Nord- und Südniederland hat es ein gutes Dutzend gerade ſo gemacht wie er, nur daß unter ihnen kein Genius von ſo üppiger Geſtaltungskraft, auch kein Weltmann von gleicher internationaler Gewandtheit und auch wohl kein zweiter war, der in der Fremde ſo viele entſcheidende Jahre lang ſeiner Heimat entwuchs. Rubens verkörpert das vlämiſche Volk beinahe ebenſowenig wie Oskar Wilde das iriſche. Er verkörpert vielmehr ſchon den Teil ſeiner vlämiſchen Landsleute, der kaum noch vlämiſch iſt, wenn auch ſein Genie das Nationale ebenſo erreichen und male-

riſch meiſtern konnte wie das Internationale. Dem, der das vlämiſche Volk ſeinem Werdegang nach kennt, iſt Rubens nicht die Inkarnation des Vlamentums, ſondern ein Beweis für die weiteren großen Verluſte, die dies Volkstum noch nach den Blutverluſten der Gegenreformation erlitt; und gerade die Begabteſten waren es, die dieſem Volke verloren gingen, weil ihnen der Wirkungskreis innerhalb der kleinen Nation zu eng war und ihnen im Dienſte der nächſtliegenden herrſchenden Weltmacht ruhmvollere und großzügigere Betätigung winkte. Dieſe Weltmacht war damals Spanien-Öſterreich, ſpäter Frankreich. Der große Rubens iſt nur ein Vorläufer des kleineren Maeterlinck.

Dieſer doppelte Verluſt — von begabten, charaktervollen Glaubensmärtyrern, die nach Holland, England und Deutſchland auswanderten, und von tüchtigen Herrenmenſchen, die an die habsburgiſch-römiſche Internationale verloren gingen —, hemmte natürlich eine ausgeprägt nationale Betätigung, obwohl er der eigenartigen Bildung des vlämiſchen Volkscharakters, wie er heute iſt, Raum gab. So wurde im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, in einer Zeit, für die man die Exiſtenz der iriſchen Frage ſchon bejahen kann, zu der vlämiſchen Frage erſt die Subſtanz geſchaffen. Nicht allein, weil im Zeitalter des Abſolutismus die Völker noch nicht erwacht waren und die Fürſten noch alles bedeuteten, gab es keine vlämiſche Frage, ſondern mehr noch darum, weil es überhaupt noch keine vlämiſche Nation gab. Alles, was von ihr ſchon beſtand, war eine Summe von Niederländern, die katholiſcher Konfeſſion und den Habsburgern untertan waren, an dieſe Großmacht ihre beſten Kräfte abgaben und mit den andersgearteten Wallonen in demſelben Staatsverband lebten.

Dieſe ſüdniederländiſchen Volksmaſſen erlagen natürlich dem Anſturm des Franzoſentums, deſſen Ziel ſie ſchon ſeit Jahrhunderten waren, auch in der Revolutionszeit eher als alle andern Germanen, einmal infolge ihrer ganz beſonderen Schwerfälligkeit und politiſchen Unmündigkeit, ferner, weil ſie ihm geographiſch am eheſten ausgeſetzt waren, und ſchließlich, weil ihre deutſchen Stammverwandten nicht verſtanden, zur rechten Zeit und in der rechten Art zu ihnen Fühlung zu nehmen — drei Gründe, die leider noch jeden Konflikt eingeleitet und erſchwert haben, an dem Deutſche, Vlamen und Franzoſen beteiligt ſind.

So konnte von einer vlämiſchen Frage in den Jahren 1790 bis 1815 noch nicht die Rede ſein. Als die Bringer von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit dem vlämiſchen Lande arge Verwüſtung, Knechtung und Korruption brachten, als ſie nicht einmal die altniederländiſchen Straßen-

namen in den vlämiſchen Städten mehr duldeten, da waren im weſentlichen nur Beharrungsvermögen und Gleichgültigkeit die Tugenden, die den Vlamen halfen, der Verwelſchung zu widerſtehen.

Als ſie dann im Jahre 1815, beſonders auf Englands Betreiben, an Holland angegliedert wurden, erwies ſich, daß Süd- und Nordniederländer einander fremd geworden waren; infolge der Ausleſevorgänge und der ſpaniſch-öſterreichiſchen (in geringem Umfange auch der franzöſiſchen) Einflüſſe waren die Vlamen ſeit 250 Jahren nur wenig fortgeſchritten, während das rührige Volk der Holländer ſich in einer ganz anderen, den Vlamen weſensfremden Richtung entwickelt hatte — ein Zwieſpalt, der den franzöſiſchen Politikern hochwillkommen war. Bevor eine vlämiſche Frage aufgeworfen wurde (die vielleicht in friedlicher Vereinigung mit Holland hätte bejaht und gelöſt werden können), konſtruierten franzöſiſche Macher, von einem ehrgeizigen Teil des ſüdniederländiſchen Klerus unterſtützt, eine „belgiſche" Frage. Das unglückſelige Wort „Belgen", deſſen Träger ſeit mehr als einem Jahrtauſend in Nordfrankreich und im Wallonenlande vermodert ſind, wurde wieder zu politiſchen Zwecken hervorgeholt (wie in den Revolutionsjahren), um ein Volk niederdeutſcher Abkunft franzöſiſchen Einflüſſen dauernd auszuliefern.

Da erſt, im Jahre 1830/31, waren alle Vorausſetzungen zu einer „vlämiſchen Frage" gegeben; infolge der vlämiſchen Schwerfälligkeit und „Staatsunkundigkeit" dauerte es noch ein Jahrzehnt, bis ſie zu einer bemerkenswerten Bewegung wurde, und zwar zunächſt auf literariſchem Gebiet. Wo ſie ins Politiſche hinüberſpielte, wurde ſie vielfach von vlämiſcher wie von deutſcher Seite als ein Teil der deutſchen Einigungsbeſtrebungen aufgefaßt. Wenn Vlamen und Deutſche zuſammenkamen — und das geſchah in den vierziger Jahren oft —, dann fragte und ſang man zuſammen: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" Ein Vlame, Vermeir, hat ſpäter ſogar die Einführung der hochdeutſchen Schriftſprache für die vlämiſchen Provinzen vorgeſchlagen; mehr Belang weckte zu allen Zeiten natürlich das nahverwandte Plattdeutſch: Klaus Groth erhielt Zuſchriften von Vlamen, die in der Sprache des „Quickborn" ihre „dierbare Moederſprak" erkannten, und von hüben und drüben wurden Fäden angeſponnen, von denen dieſer und jener wohl ein Menſchenalter überdauert hat.

Daß die Vlamen mit den Niederdeutſchen (im engeren Sinne) in Fühlung kamen und nicht mit den Holländern, die ihnen nach Blut und Sprache näher ſtehen, lag nicht nur an den politiſcher Ereigniſſen,

nicht nur an der Unnachgiebigkeit der holländiſchen Regierung und der Agitation der vlämiſchen Ultraklerikalen. Holland war in den Jahrhunderten der Trennung zu einer traditionsſchweren Kolonialmacht geworden, mit viel Handel und Schiffahrt; ſeit dem Verluſte Südafrikas hat das kleine Mutterland nur noch mit tropiſchen Kolonien, mit einer großen Anzahl fremdraſſiger Untertanen zu ſchaffen, denen gegenüber es das Herrenvolk ſtellt. Dieſe Lebensumſtände müſſen, zumal bei dem ſtarken portugieſiſch-jüdiſchen Einſchlag ſeiner Handelsſtädte, ſeinen anders entwickelten, nordniederländiſchen Volkscharakter den Vlamen noch weiter entfremden, die als Volk niemals Kolonien*, niemals eine eigene Flotte gehabt haben, die ihre Herrenmenſchen an die habsburgiſche, päpſtliche oder franzöſiſche Macht abgeben mußten. Das hat auch die Sprache beeinflußt. In ſeinen Formen erſtarrt und eigenen Neubildungen abgeneigt iſt das Holländiſche; dagegen frei in aller Schwerblütigkeit, unabhängig vom Schulzwang, leben die Mundarten von Brabant und Flandern, von Limburg und Landen ihr reiches Leben weiter; leider hat die Baſtardkultur des belgiſchen Staates die franzöſiſchen Lehnwörter in ihnen großgezüchtet; aber doch haben ſie ſich ihren eigenen Klang erhalten, der jeden Niederdeutſchen heimatlich berührt.

Und trotz alledem ſind die Bande zwiſchen Vlamen und Deutſchen ſpärlich und locker geworden, die zwiſchen Vlamen und Holländern dagegen neu angeknüpft!

Das Zuſammengehen von Deutſchen und Vlamen in den vierziger und fünfziger Jahren hat keine Erfolge gezeitigt, hat die vlämiſche Frage ihrer praktiſchen Löſung um keines Haares Breite näher gebracht.

Der Hauptgrund dieſer Erfolgloſigkeit liegt in der politiſchen Ungewandtheit der beteiligten germaniſchen Stämme, in ihrer Uneinigkeit, ihrer Sentimentalität, ihrer konfeſſionellen Befangenheit. Demgegenüber hat das Franzoſentum ſtets gewußt, daß Belgien das alte Schlachtfeld gegen die Germanen war, nnd demgemäß einig und zielbewußt gehandelt. Schwiegen die Kanonen, ſo erſannen und taten die franzöſiſchen Diplomaten und ihre „belgiſchen" Helfershelfer ununterbrochen ihre Schachzüge gegen die Germanen, die dieſe erſt beachteten, wenn Felder und Figuren verloren waren. So iſt während der 85 Jahre „belgiſcher" Politik, insbeſondere in den letzten Jahrzehnten, dies alte niederdeutſche Stammesgebiet von Dünkirchen bis Landen dem germaniſchen Kern abwendig und dem Franzoſentum dienſtbar gemacht worden.

* Hatte doch die Sprache der Kongoneger, das Fiot, größere Rechte im Kongoſtaat als das Vlämiſche.

Es war der belgiſche Staat, der durch ſeine Einrichtungen, ja durch ſeine Exiſtenz dieſen friedlichen Sieg des Franzoſentums ermöglichte. Durch franzöſiſche Machenſchaften ins Leben gerufen, durch franzöſiſche Denker mit einer dehnbaren Verfaſſung verſehen, war dies Staatsgebilde ſo recht das Netz, in dem das politiſch ungeſchulte Vlamentum, ſich langſam aus dem Mittelalter heraustaſtend, eingefangen und dem Franzoſentum zugeführt wurde.

Man wird einwenden, daß dieſer parlamentariſch regierte Staat den Vlamen ermöglichte, ſich auf konſtitutionellem Wege einige grundlegende Geſetze zu erkämpfen: In den Jahren 1873 bis 1907 erſtritten ſie die geſetzliche Gleichberechtigung ihrer Mutterſprache im Gerichts-, Schul- und Verwaltungsweſen. Dieſe „Gleichberechtigung" war nur „belgiſch", nicht tatſächlich; wie die Geſetze ſo manches rein parlamentariſch regierten Staates hatte faſt jede „Taalwet" eine Hintertüre für den bisherigen Zuſtand; und dieſe Hintertür des Geſetzes wurde von den regierenden Ständen mehr benutzt als ſeine Faſſade, die der Deputierte dem Volk zeigte, um ſeine Wiederwahl zu ſichern. Das Franzöſiſche blieb auf walloniſchem Gebiet nach wie vor die einzige, auf vlämiſchem die bevorzugte Unterrichtsſprache in den höheren Schulen. Ebenſo ſtand es mit Gericht und Verwaltung. Was halfen die Vorſchriften, die das Vlämiſche als Regel vorſchrieben — wenn alle höheren Beamten ihre Ausbildung in franzöſiſcher Sprache erhielten! Indem der belgiſche Staat eine vlämiſche Univerſität nicht zuſtandekommen ließ (wohl aber vier franzöſiſche), verhinderte er zugleich das Aufkommen „tonangebender" vlämiſchſprechender Geſellſchaftsſchichten.

Seitdem das belgiſche Parlament die „Gleichberechtigung" der vlämiſchen Sprache durchgeſetzt hat, ſind die vlämiſchen Bücher in den Schaufenſtern vlämiſcher Städte keineswegs mehr oder deutlicher bemerkbar geworden als zuvor. In rein vlämiſchen Städten Belgiens herrſchte faſt derſelbe Idealzuſtand wie in den verfranſchenden Städten Franzöſiſch-Flanderns, wo kein Buchladen mehr ein gedrucktes vlämiſches Wort zeigt. In Großbrüſſel ſchmolz erſt in der Zeit nach der erkämpften Gleichberechtigung die Zahl der Vlamen zu einer Minderheit zuſammen, und dieſe Metropole, die, wie ihre „Indépendance belge", nur als „Dépendance française" diente und wirkte, beſtrahlte das geiſtige Leben ganz Belgiens mit dem geborgten Licht eines Wandelſterns. Wohl verſuchten daneben die Hochburgen des Vlamentums, die Hochſchulſtadt Gent noch mehr als die Kaufmannsſtadt Antwerpen, das alte Feuer der eigenen vlämiſchen Kultur zu hegen; aber gerade in Gent unter-

ſtützten der belgiſche wie der franzöſiſche Staat alles, was die franzöſiſche Kultur gegen die vlämiſche förderte, mit beſonderem Nachdruck (Ausſtellungen, franzöſiſch geſinnte Schulen uſw.); ſogar der Eiſenbahnfahrplan wurde vlamenfeindlichen Zwecken untergeordnet; ſonſt ein Staat mit hochentwickeltem Verkehrsweſen, ließ er zwiſchen Antwerpen und Gent nur wenige, meiſt langſame und ungünſtig liegende Züge verkehren, während Brüſſel—Antwerpen, Brüſſel—Gent, Paris—Gent durch ausgezeichnete Schnellzüge verbunden waren. Es würde ein langes Regiſter geben, wollte man alle dieſe kleinen antivlämiſchen Maßregeln des belgiſchen Staates neben den großen aufzählen. Der vlämiſche Beamte konnte auf Beförderung und Gehaltsaufbeſſerung nur dann rechnen, wenn er bereit war, ſich ins Walenland verſetzen zu laſſen; dort, wo niemand vlämiſch verſtand, verfiel er mit ſeiner Familie meiſt rettungslos der franzöſiſchen Kultur; umgekehrt wurde der Wallone oder Franskiljon im Vlamenlande angeſtellt, wo er ſich nicht dazu herabließ, „jene barbariſchen Dialekte zu ſtammeln", ſondern die Vlamen veranlaßte, franzöſiſch zu ſprechen. So wurden nicht nur Baſtarde gezüchtet, die ſchließlich in der franzöſiſchen Raſſe aufgingen, ſondern auch die traditionelle Überlegenheit des Franzöſiſchen auf jedem Gebiete ausgenutzt. Das war die Waffe, die der belgiſche Staat am wirkſamſten gegen die Vlamen gebrauchte, und am allerwirkſamſten in der Zeit nach bewilligter „Gleichſtellung".

Und ſo iſt in 85 Jahren belgiſcher Politik ſcheinbar die „belgiſche Seele" geſchaffen worden. Subjektive Gelehrte in Belgien, die unter der Maske der Objektivität für das Franzoſentum arbeiteten, haben dieſe Theorie von der „âme belge" begründet und ausgebaut (Pirenne); ſubjektive Ungelehrte in Deutſchland, die für das internationale Großſtädtertum arbeiten, mußten nach Brüſſeler Eindrücken zu einer ähnlichen Auffaſſung kommen. In Wirklichkeit hat die alte flandriſche Kultur, die eine religiöſe Seele in höchſter Kunſt äußerte, keinen Zuſammenhang mit der Brüſſeler Beulemanskultur von heute, die ſeelenlos iſt und in ihrer trivialen Poſe von den Franzoſen faſt noch mehr verachtet wird als von jedem echten Deutſchen. Seele und Mutterſprache ſind nicht voneinander zu trennen. Wer ſein Leben lang *nur* vlämiſch ſpricht — und das taten 1910 nach der offiziellen Zählung *mehr* als drei Millionen „Belgier" — hat eine andere Seele, als wer ſein Leben lang franzöſiſch ſpricht — das taten 1910 nach der offiziellen Zählung etwas *weniger* als drei Millionen Belgier. Beide Sprachen haben *zu* verſchiedenen Charakter, üben zu verſchiedene Wirkungen aus auf den, der ſie ſpricht —

ſelbſt wenn man, wie es in übertriebenem Maße oft geſchieht, im Vlamen eine ähnliche Miſchraſſe erblickt, wie im Wallonen. Solange dieſe Millionen einander gegenüberſtehen, kann es für Belgien als Ganzes eine belgiſche Volksſeele nicht geben.

Gewiß: Daneben exiſtiert faſt eine Million Belgier, die beide Sprachen als „Mutterſprachen" angeben. Das ſind zum Teil Baſtarde von ähnlicher Art, wie ſie vor Jahrhunderten die franzöſiſche Nation in Nordfrankreich bilden halfen, zum Teil Vlamen, die erfahrungsgemäß in der nächſten Generation ebenfalls dem Franzoſentum anheimfallen. Dies knappe Siebentel der belgiſchen Bevölkerung ſtellt alſo nur einen fluktuierenden Beſtandteil dar, Elemente, die von der germaniſchen Geſamtheit zur franzöſiſchen Miſchraſſe übergehen, kein Volk, ſondern Ausſcheidungen eines Volkes, die — um Emerſon zu zitieren — als Dung einer andern Nation verwendet werden.

Solange nicht alle Vlamen zum beſſeren Gedeihen der franzöſiſchen Nation untergepflügt ſind, wird es für die Franzoſen eine vlämiſche Frage geben.

Konnten wir, ſeit 1870/71 zu einem mächtigen Staat zuſammengeſchloſſen, dieſe uns ſo empfindlich ſchädigende Unterpflügung eines verwandten Volksſtammes nicht verhindern?

Solange unſere Staatsmänner den Grundſatz ehrlich befolgten und ſtreng durchhielten, ſich nicht in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates einzumiſchen, war eine Verhinderung unmöglich; ſchwerer fällt der Fehler, dem Vlamentum einen gewiſſen zwangloſen Anſchluß an uns nicht ermöglicht zu haben, vielen einzelnen Reichsdeutſchen zur Laſt. Wer von ihnen, der in Belgien jahrelang reiſte oder gar wohnte, konnte vlämiſch? Die materiellen und geſellſchaftlichen Umſtände drängten darauf hin, daß man ſich der franzöſiſchen Sprache bediente; und gar manchen Deutſchen trifft der Vorwurf, dieſem materiell und geſellſchaftlich vorteilhaften Drang nicht widerſtanden zu haben.

Den echten Vlamen, dem ohnehin ſo manche Eigenſchaft des Gründerdeutſchtums ſeit 1870 nicht ſympathiſch war, mußte das um ſo mehr kränken, als er auf den großen moraliſchen Erfolg blicken konnte, die geſetzliche Gleichberechtigung ſeiner Mutterſprache erkämpft zu haben. Zugleich erkannte eine mühſame, aber doch erfolgreiche Aufklärung die nahen Beziehungen zur holländiſchen Sprache. Südniederland einigte ſich auf eine gemeinſame Schriftſprache und Orthographie mit Nordniederland, mit Holland. Der Burenkrieg und das „Algemeen Nederlandſch Verbond" ſtärkten dieſe Neigung, die freilich auf vlämiſcher

Seite wärmer war als auf holländiſcher. Dieſe Anlehnung hat auch im Vlamen dasſelbe Mißtrauen gegen uns „Moffen" erweckt, das der Holländer hegt. Antwerpen 1914 — welch ein Unterſchied gegen das „niederdeutſche" Antwerpen von 1843!

Ob dieſe Neigung wirklich auf beiden Seiten von Beſtand iſt, ob noch der Südniederländer und der Nordniederländer wirklich mehr gemeinſame als trennende Charakterzüge haben, wird jetzt erprobt. Hunderttauſende von Vlamen ſind nach Holland geflüchtet und die Anzeichen mehren ſich, daß dieſe enge Berührung eher zu Reibungen zwiſchen den beiden Völkern als zum Einverſtändnis führt.

Und das Verhältnis zwiſchen den Vlamen und uns Deutſchen?

Was ein Menſchenalter untergraben und ein blutiger Krieg zerſtört hat, braucht mindeſtens ein Menſchenalter, um wieder aufzuſtehen.

Ob „Belgien" dem deutſchen Reiche angegliedert werden ſoll, kann oder darf, hängt nicht nur vom Kriegsglück, ſondern auch von hundert Erwägungen militäriſcher, marine- und kolonialpolitiſcher Art ab. Vor allem muß dieſe Frage untergeordnet werden unter das vlämiſche Problem: Wie iſt es möglich, den Strom zu hemmen, den das vlämiſche Germanentum zur Verjüngung des Franzoſentums verliert? Die Antwort kann nur im Prinzip gegeben werden: durch die völkiſche Erhaltung und Förderung des Vlamentums.

Heinz Potthoff
Der Wucher als Verkehrsſitte

Im Deutſchen Reiche iſt immer viel geſtohlen worden, vor dem Kriege und im Kriege (in anderen Ländern meiſt mehr!); aber heute wie vor einem Jahre wird der Diebſtahl vom Strafrichter verfolgt, von der Sitte verurteilt. Und wenn der Krieg einen Einfluß geübt hat, ſo höchſtens den einer Verſchärfung der Moral. Wer die Inanſpruchnahme aller Volkskräfte gegen den äußeren Feind dazu mißbraucht, ſich rechtswidrig das Eigentum ſeines Nachbarn anzueignen, wird heute ſtrenger beſtraft und auch wohl ſchärfer verachtet als in Friedenszeiten. Auch die häufige Wiederholung des Vergehens hat den Diebſtahl weder früher noch jetzt zu einer „Sitte" gemacht; ſelbſt der Ausdruck „Unſitte" iſt noch zu milde; Diebſtahl wird heute wie früher als Verbrechen empfunden.

Anders ſteht es mit dem Wucher. Auch er iſt verboten und, wenn er gewerbs- oder gewohnheitsmäßig betrieben wird, ſchwer ſtrafbar. Auch die Sitte verurteilt ihn und wir waren in einer erfreulichen Entwicklung: der Wucherbegriff wurde weiter, ſeine Verurteilung ſchärfer; unſer ſoziales Empfinden feiner. — Bis der Krieg kam. Der hat alle ſittliche Entwicklung auf dieſem Gebiete abgeſchnitten. Die Strafgeſetze beſtehen noch, aber ſie werden nicht angewandt. Alle Moral iſt durch die große Zeit gehoben; nur die Geſchäftsmoral iſt tief geſunken: Der Wucher iſt zur allgemein anerkannten Verkehrsſitte geworden.

Gegen dieſen Satz, den ich im Aprilhefte der „Tat" veröffentlichte, iſt von den verſchiedenſten Seiten Widerſpruch erhoben, als eine unzuläſſige Verallgemeinerung, eine Herabwürdigung der Geſchäftswelt, oder gar des ehrſamen Handwerks, oder — rühr mich nicht an! — der deutſchen Landwirtſchaft. Aber habe ich denn behauptet, daß alle Gutsbeſitzer, Bauern, Großhändler, Kleinhändler, Fabrikanten, Handwerker Wucherer ſeien?! O nein, ſondern ich habe nur behauptet, daß der Wucher Verkehrsſitte geworden iſt, daß niemand den Vorwurf des Wuchers ſcheue und zu ſcheuen brauche, wenn er für ſeine Waren nimmt, was er kriegen kann; das heißt, wenn er des Reiches Not und des Volkes Not zu ſeinem perſönlichen Vorteil ausnützt. Sicher gibt es viele Tauſende von braven Leuten, die keine Möglichkeit haben, ihre Erzeugniſſe mit einem übertriebenen Gewinn abzuſetzen; ſicher gibt es auch ſolche, die wohl Gelegenheit finden könnten, deren ſoziale, anſtändige Geſinnung das ablehnt . . ., aber ich fürchte, es iſt wie bei Sodom und Gomorrha: man müßte ſuchen, bis man fünf Gerechte fände. Jedenfalls halten dieſe Gerechten ſich ſo im Hintergrunde, daß ſie auf die Geſchäftsmoral keinen merklichen Einfluß ausüben.

Gewiß, wir haben aus landwirtſchaftlichen Kreiſen viele Vorwürfe gegen den Wucher des Zwiſchenhandels gehört und umgekehrt Erklärungen aus Händlerkreiſen, daß die eigentlichen Wucherer die Produzenten ſeien. Der Großhandel ſchilt auf den Kleinhandel und umgekehrt. Jeder entrüſtet ſich über das Vorgehen der anderen. Aber wer tritt für ſoziale Sitte in ſeinem eigenen Geſchäftszweige ein? Wo iſt die Handelskammer oder Handwerkskammer oder Landwirtſchaftskammer, wo der Fachverband oder freie Verein, der ſeine eigenen Mitglieder zu guter Sitte mahnt, der das Publikum gegen Preistreibereien der eigenen Mitglieder ſchützt, der den Grundſatz verkündet, daß kein Geſchäftsmann oder Landwirt, der ſich an der Volksnot bereichert,

künftig wert iſt, in anſtändiger Geſellſchaft zu verkehren oder gar ein öffentliches Ehrenamt zu haben? — Wir warten vergebens; der Wucher iſt als Verkehrsſitte anerkannt.

Dabei gehe ich durchaus nicht ſo weit, zu behaupten, daß jeder Verdienſt im Kriege Wucher ſei. Noch nicht einmal jeder hohe Verdienſt; und erſt recht nicht jedes Eindrängen eines aus ſeinem ſonſtigen Erwerbe Geworfenen in ein anderes Geſchäft. Die Frage, ob es ſich mit der ſozialen Moral eines wirklich anſtändigen Bürgers verträgt, in dieſem Notjahre reicher zu werden, während Hunderttauſende ſeiner Mitbürger für ihn bluten und zugrundegehen — das iſt eine Frage für ſich, die man am beſten im Zuſammenhange mit der Aufbringung der Milliarden für die Verſorgung der Verwundeten und der Hinterbliebenen behandelt. Der Wucher iſt ein geſetzlich ſcharf umgrenzter Begriff, zu dem einerſeits eine Ausbeutung von Notlage oder Unerfahrenheit gehört, anderſeits ein Mißverhältnis zwiſchen Leiſtung und Gegenleiſtung, alſo ein wirtſchaftlicher Vorteil, der nach Lage der Umſtände als unangemeſſen, ja als unſittlich empfunden werden muß. Das Gefühl für ein ſolches Mißverhältnis iſt durch den Krieg nicht geſchärft, ſondern bedauerlich abgeſtumpft worden; Geſchäfte werden jetzt gemacht, vor denen mancher ſich im Frieden geſcheut hätte. Das nenne ich den Niedergang der Geſchäftsmoral, das den unbegreiflichen Widerſpruch zur ſonſtigen Hochſtimmung; der Wucher gilt nicht mehr als Verbrechen, nicht einmal mehr als Unſitte; er iſt als Verkehrsſitte anerkannt.

Ein paar Beiſpiele:

1. Die Preſſe. Die bekannte engliſche Waffenfabrik und Schiffswerft Vickers will für 1914 nur die vorjährige Dividende von 12½ Proz. verteilen. Die engliſche Preſſe verwundert ſich ſehr darüber und ſucht nach den Gründen. Eine Waffenfabrik im Kriege und nur 12½ Proz. Gewinn, das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Man vermutet, daß die Regierung mit Zahlungen im Rückſtande ſei, man tiſcht alle möglichen Erwägungen auf — das nächſtliegende, daß nämlich die Geſellſchaft aus Patriotismus ſich mit einem beſcheidenen Gewinne begnügt haben könnte, wird nirgends in den Bereich der Betrachtung gezogen. Auf einen ſo unmöglichen Gedanken kann kein Redakteur kommen. Auch die Handelszeitung des Berliner Tageblattes, die in Nr. 191 vom 15. April die Auslaſſungen der „Times“ abdruckt, kommt nicht darauf, ſondern bemerkt im Gegenteil dazu: „Der Abſchluß unterſcheidet ſich ſehr unvorteilhaft von den ähnlicher Unternehmungen in Deutſch-

land". Natürlich, bei uns haben „die Aktionäre recht angenehme Überraſchungen erlebt". Unſere großen Geſellſchaften für Waffen, Munition, Sprengſtoffe, Werkzeugmaſchinen wiſſen ja gar nicht, wie ſie ihre Gewinne von 100 Proz. und mehr verſtecken ſollen; ſie verdoppeln ihr Kapital, ſie verſchenken neue Aktien, ſie ſchreiben Millionen neuer Anlagen in einem Jahre auf Null ab — bloß damit die „Überraſchung" nicht gar zu kraß iſt, wie hier die Zwangslage des Reichsheeres in wucheriſcher Weiſe ausgebeutet worden iſt.

2. Die Verwaltung. Der Kriegsausſchuß für Konſumentenintereſſen veröffentlicht folgenden Bericht über eine amtliche Verhandlung, an der er beteiligt war: „Die Regierung hat auf Drängen der Zuckerproduzenten die Höchſtpreiſe für Zucker erhöht. Die Verteuerung wurde mit der Redensart begründet: Wo alles teurer geworden iſt, muß auch der Zucker teurer werden. Bedauerlicherweiſe hat ſie davon abgeſehen, die von ihr zum Schutze der Konſumenten wenn auch nicht bindend in Ausſicht geſtellten Höchſtpreiſe für den Kleinhandel feſtzulegen. Anſcheinend haben ſich zwiſchen Beratung und Verordnung die Kleinhändler erfolgreich zur Wehr geſetzt". — Man erinnere ſich dabei, daß Zucker das einzige große Nahrungsmittel iſt, daß bei Kriegsbeginn im Überfluſſe vorhanden, und daß die erſte Maßregel des Bundesrates auf wirtſchaftlichem Gebiete war, einem Billigwerden dieſes Nahrungsmittels vorzubeugen!

Der preußiſche Handelsminiſter, der Landwirtſchaftsminiſter und der Miniſter des Inneren führten Ende Februar in einem Erlaſſe an die Regierungspräſidenten aus, daß Beſchwerden eingegangen ſind, wonach „von den Verkäufern im Kleinhandel Aufſchläge auf die Produktenpreiſe gelegt und von den Käufern notgedrungen gezahlt worden ſind, welche ... zum Teil den Charakter wucheriſcher Ausbeutung des Publikums trugen". Die Miniſter empfehlen dagegen Aufmerkſamkeit und Feſtſetzung von Höchſtpreiſen. An den § 302e des Reichsſtrafgeſetzbuches, der ſcharf gegen wucheriſche Ausbeutung ſchützt, denken ſie nicht, denn ſie ſehen darin nicht ein Verbrechen, ſondern nur die Übertreibung einer nicht unberechtigten Ausnützung der Konjunktur.

3. Die Gerichte. Der Obermeiſter der Fleiſcherinnung in Breslau kam wegen Beleidigung vor Gericht, weil er behauptet hatte, die Viehhändler verlangten auf dem Markte teilweiſe wucheriſche Preiſe. Er bot den Wahrheitsbeweis an, nannte einige Beiſpiele und wurde freigeſprochen. Und nun? Und die Viehhändler?

Die „Münchener Neueſten Nachrichten" vom 15. April berichten: „Die

Verordnung über die Kartoffelhöchſtpreiſe verſuchte eine Händlerin in Steglitz dadurch zu umgehen, daß ſie ſich weigerte, einem Käufer Kartoffeln zu verkaufen, der ihr nicht gleichzeitig auch ein größeres Quantum Mohrrüben, für die ſie den dreifachen Preis verlangte, abnahm. Das Landgericht verurteilte die Händlerin wegen dieſer raffinierten Ausnutzung des Publikums zu 50 Mk. Geldſtrafe". Wegen Verſtoßes gegen das Höchſtpreisgeſetz. Und der § 302e des Strafgeſetzbuches? Er ſetzt Geldſtrafe von 150—15000 Mk. feſt, oder Gefängnis nicht unter drei Monaten, daneben Verluſt der bürgerlichen Ehrenrechte.

Man ſage nicht, daß der Tatbeſtand des Wuchers nicht vorliege. Wenn ein Händler, der Strümpfe in ſchlechter Ausführung lieferte, wegen Landesverrates ſchwer beſtraft werden konnte (wie die Tageszeitungen berichten), ſo bedarf es eines viel geringeren juriſtiſchen Scharfſinnes, um Tauſende, ja Zehntauſende von Landwirten, Fabrikanten, Händlern aller Art des gewerbsmäßigen Wuchers zu überführen. Wenn Staatsanwälte und Gerichte nur wollten! Aber ſie erkennen auch das, was hier Wucher genannt wird, als eine durch den Krieg gerechtfertigte Verkehrsſitte an.

4. Schließlich ein kleines Beiſpiel: Ein ſchöner ſozialer Fortſchritt iſt die Einführung der Kriegswochenhilfe, die jeder Frau eines Kriegsteilnehmers eine Unterſtützung von 25 Mk. bei der Entbindung zuſichert. In Düſſeldorf haben die Ärzte ſich dahin verſtändigt, für Geburtshilfe bei Kriegerfrauen ſtets nur die Mindeſttaxe, keinesfalls aber mehr als 15 Mk., zu berechnen. Die Hebammen haben eine ſolche ſoziale Abſprache nicht getroffen und nehmen vielfach den Wöchnerinnen glatt die 25 Mk. ab. Aus Köln wird das gleiche berichtet. Wenn das in anderen Teilen Deutſchlands auch ſo iſt, ſo kommt die Wochenhilfe in der Hauptſache darauf hinaus, daß die Hebammen den doppelten Verdienſt für ihre Arbeit bekommen wie ſonſt. Soll man ſich darüber entrüſten? Sie tun nichts anderes als alle Geſchäftsleute auch; ſie nützen die Konjunktur (die demnächſt ſchlecht werden wird); ſie nehmen den Frauen die Wochenhilfe ab, wie andere ihnen die Kriegsunterſtützung abzunehmen ſuchen. Jeder nimmt, was er kriegen kann — auf Koſten der Geſamtheit. Der Wucher iſt eben allgemeine Verkehrsſitte geworden!

Umſchau

(Werke, Ereigniſſe, Menſchen)

Das große Freſſen Daß der Appetit mit dem Eſſen wächſt, mag manche Familienmutter im Zeitalter der Brotkarte doppelt verſpüren. Aber auch in anderen Dingen als gerade Leibes Notdurft und Nahrung gibt es einen Appetit, und auch der wächſt oft im Eſſen.

Wer kennt nicht den Sammler, der klein anfing und dann immer wilder dem Ausbau ſeiner Sammlung zuſtrebt? Hier iſt der Gemeinplatz, auf dem ſich der Sammler von Stahlfedern mit dem höchſten Kunſtfreund trifft, denn beiden iſt der ſteigende Appetit gemeinſam.

Und wie in der Kunſt, ſo in der Wiſſenſchaft. Die erſten Körner ſchluckt oft der kleine Schüler faſt mit Widerwillen. Aber allmählich keimt der Reiz des Forſchens. Steckt doch in jedem ein winziges Erbteil vom Geiſte Fauſts, auf daß der Drang nach Erkenntnis den Jünger immer weiter dränge, immer tiefer treibe.

Und wie bei der Wiſſenſchaft, ſo bei der Arbeit. Der Anfang iſt ſchwer, das Vollenden ſchön. Aber nie iſt der wahre Arbeiter fertig. So treibt ihn immer von neuem die Schöpferfreude. Iſt es nicht vielleicht das Geheimnis aller Erziehung, den Hunger nach fröhlicher Arbeit zu wecken und wachzuerhalten?

Und wie bei der Arbeit, ſo in der Religion. Die Zeiten ſind freilich verſchieden gelagert. Aber immer wieder kommen die Menſchen vom großen heiligen Heißhunger. Verrannte Jungfern und erregte Geißelbrüder, zwiſchen ihnen die ſtillen, frommen Gemüter, die ſich in das Geheimnis ihres Glaubens verſenken, deren Sehnſucht wächſt und wächſt, je mehr ſie gekoſtet haben.

Und wie in der Religion, ſo in der Politik. In der Politik, die aus dem Geiſte geboren, doch oft genug in der Materie endet. In der Politik, für die es nie ein Syſtem der Brotkarten geben wird.

Wir wollen nicht mit den Toren gehen, die glauben, daß der Hunger aus der Politik geſtrichen werden könnte. Die Völker wachſen, und ihr Leib braucht Nahrung wie der Körper eines Tertianers, der in die Höhe ſchießt. Der Appetit des Wachstums iſt geſund; und iſt auch kräftig genug, um aller Reglements zu ſpotten. Darum iſt es von vornherein eine Lächerlichkeit, die Machtgrenzen der Völker ein für allemal feſtlegen zu wollen; obwohl immer wieder ſolche Apoſtel erſcheinen, die ein vollſtändiges Bleiben bei der zufällig gerade jetzt gegebenen Machtverteilung vorſchlagen und dadurch den Weltfrieden zu zeugen glauben. Darum iſt es auch Anmaßung und Utopie zugleich, wenn ein einzelnes Volk das Flottenwachstum der anderen Völker an einen eigennützigen Maßſtab ketten will, wie dies England mit ſeinem „Zweimächteſtandard“ getan hat.

Es iſt nicht bloß die nackte Macht, auf die der Appetit der Völker gerichtet iſt. Sie verlangen nach verſchiedener Speiſe. Den einen entzückt die Delikateſſe, der andere zieht den derben Brotlaib vor. Der wünſcht ſich mehr, der weniger Würze: Ruhm und Ehre, Ausbreitung der Religion, Austeilung von Kultur ſind die Würzen der politiſchen Koſt; Macht allein ſchmeckt auch dem Hungrigſten nicht.

Und dann kommt wieder das alte wahre Wort: mit dem Eſſen mehrt ſich das Verlangen. Da werden ſie dann geboren, die großen Eroberer, die kaum die Grenzen

eines Reiches überſchritten haben, um ſchon nach dem nächſten zu blicken. Ihr Wahrzeichen iſt der fliegende Adler, der über die ganze Welt dahinbrauſen möchte. Und die Sonne, die nicht untergehen darf in ihren Landen. Zu ſchwindelerregenden Phantaſien ſchwingt ſich ihr Genius empor. Wie der Erfinder, vom Dämon in ſeiner Bruſt getrieben, immer mehr, immer ſtärker die Kraft ſeiner Maſchine anſpannt, bis das Gefäß unter ſeinen Fingern zerſpringt und ihn ſelbſt ins Verderben reißt, ſo läuft das Schickſal der großen Eroberer. Es hilft ihnen nicht eine noch ſo fromme oder ſchöne Einkleidung ihrer Ziele, das Gewand wird ihnen von den Schultern geriſſen, und mit dem Mantel fallen ſie ſelbſt. Ob ein Papſt ſie krönt, ob der Jupiter Ammon ſie ſchützt, ob ſie als Völkerbefreier kommen oder als Träger ſonſtiger Ziviliſation, ihr Heißhunger hat ſie blind gemacht gegen die Grenzen des Erreichbaren.

Sollen wir Steine hinter ihnen werfen? Gewiß nicht. Hier iſt noch Platz genug für Achtung. Und nur der Hund kläfft hinter dem fallenden Reiter. So beugt ſich denn immer wieder der Maſſengeiſt vor dem Genius ſolcher Menſchen, da ſie leben, und vor ihrer Tragik, da ſie geſtorben ſind.

Aber neben dem Helden taucht der Vielfraß empor. Ihn treibt nicht geſunder Hunger, ihn blendet nicht bunte Phantaſie, ihn jagt nicht der Dämon durch die Lande, über die Meere, in die Wüſten hinein. Die Gier ſchiebt ihn vorwärts, die Sucht nach Speiſe um des Kauens willen. Oft auch der Neid. Wenn er ſieht, wie die anderen nach den Schüſſeln faſſen, dann hält es ihn nicht länger. Immer wilder glüht ſein Auge: ich will auch ein Stück, ich will auch ein Stück.

Es gibt Begehrliche unter den Kindern, es gibt Fanatiker in der Religion, Narren ſchweifen als Sammler durch die Gefilde der Kunſt, arme Toren ſterben am Übermaß der Wiſſenſchaft, — und in der Politik geht der Vielfraß um.

Wenn man daran glaubt, daß in jedem Menſchen die Keime aller Tugenden und aller Laſter ſchlummern, daß in jedem Staubgeborenen nicht nur ein Stäubchen Fauſt, ſondern auch vom Ödipus und Hamlet, vom Gott und vom Tier winzige Bruchteile verborgen ruhen, dann wird man auch Gier und Länderhunger in der Seele aller Völker vermuten.

Der Diplomat aber weiß das und knüpft daran an. Er kennt die Starken, die Sieger bleiben über alles Locken, und er kennt die Schwachen, die nicht widerſtehen werden; und bei denen, die in der Mitte ſind zwiſchen ſtark und ſchwach, verſucht er es wenigſtens und breitet die vollbedeckte Tafel aus. Das iſt die Parole, die man mit derbem Worte heißen könnte: die Parole des großen Freſſens.

Wir erleben ſie greifbar nahe in dieſem Kriege, buntfarbig, vielgeſtaltet, immer deutlicher ausgeſprochen, immer größer werdend.

Das kleine Albanien iſt doch groß genug, um die Sinne zu reizen. Daß Italien um die Weihnachtszeit hinüberging und nach Valona griff, verſchwand faſt unter den Zeitereigniſſen, und die große Geſte, die den Griff begleitete, verdunkelte, daß der Hunger dahinterſtand. Aber jetzt eben wird das Nachſpiel lebendig. Das zermürbte, zerſchundene Serbien vergißt beinahe den großen Feind im Norden, um an der albaniſchen Mahlzeit ſeinen Teil zu holen. Auch Montenegro denkt daran, den fetten Happen Skutari herauszufiſchen. Und Griechenland wird ſicher auch nicht auf den Platz an der Tafel verzichten wollen.

Viel größer ſchon winkt die öſterreichiſche Beute. Von allen Seiten wollen ſie dem altehrwürdigen Reiche an den Leib. Italien hat längſt den Boden ſeiner Irredentapolitik verlaſſen. Die Blicke ſeiner Gier kriechen weit über Bozen hinaus bis

an den Brenner hinan, und freſſen weiter über den Iſonzo und umſpannen immer mehr, immer mehr: Iſtrien, Dalmatien, Trieſt, Pola; Öſterreich aber mag Binnenſtaat werden und auf Meeresküſten und Seehandel verzichten. Dicht daneben liegt das unſelige bosniſche Land, Serbiens Traum. Drüben über der Donau, wo Ungarn ſich breitet, klopft der Rumäne an die Tür, hinter ſich die lockenden Agenten Englands und Rußlands, vor ſich die Schüſſel mit der lockenden Speiſe. Zu wenig wäre ein Stückchen Bukowina, zu wenig Siebenbürgen, nein: Ungarn bis zur Theiß, ſo weit zieht der wachgewordene Appetit die verwirrten Blicke der Radikalen. Auch Rußland ſelbſt iſt nicht ſatt geworden an der Koſt des Krieges: Galizien muß ruſſiſch werden. „Das Land laſſe ich nie wieder aus der Hand", ſoll der mißleitete Zar geſprochen haben. Man hatte von Lemberg gekoſtet, da wurde der Hunger nach Przemyſl wach, und ſchon machte Krakau das Waſſer im Munde flüſſig.

Wahrlich: der Appetit kommt im Eſſen. Albanien und Öſterreich tuen es dar, ſie haben die Phantaſie mächtig ſchwellen laſſen. Aber der ſaftigſte Braten dünkt doch den Vierverbändlern die Türkei.

Aufteilung der Türkei, das hat in der Tat etwas Sinnverwirrendes. Rieſenflächen können hier vergeben werden, nicht etwa ausgedorrt durch die Jahrhunderte, ſondern harrend einer geſegneten Erſchließung. Wie das den Appetit anſtachelt! Darum die Gier, darum das Haſten der Brüder von der Entente. Darum das vorläufige Zurückſtellen des Neides unter den mehreren Freſſern: Iſt ja ſo viel da, wird ja für jeden ein tüchtiger Fetzen bleiben! Darum raſch, darum ſchnell, auf daß man nur ja nicht zu ſpät an die Schüſſel herankommt.

Da ſperrt England ſeinen großen Sack auf, in den ſo vieles ſchon verſchwunden iſt, und hofft ſich die ägyptiſche Mahlzeit endgültig zu ſichern. Aber mehr noch, denn ein Gang allein iſt nichts für den Nimmerſatten, den alle Witzblätter der Welt mit fettem Bauch und ſtarken Kinnbacken und mit den Geſten eines Schlächtermeiſters darſtellen, Arabien muß auch noch hinein, und dann iſt der große ſchwindelnde Traum erfüllt: die Brücke über Gibraltar und Malta, durch Ägypten, Arabien zum goldenen Indien. Wie ſollte das den nicht locken, der ſeit langem ſchon das Stück der menſchlichen Erbſünde, das Gefräßigkeit heißt, in ſeiner Seele ruhig wuchern ließ?

Dann die Franzoſen. Altes, faſt Vergeſſenes taucht wieder empor: das Protektorat im Heiligen Lande, das der deutſche Kaiſer auf ſeiner Fahrt nach Jeruſalem ſo ſtark verblaſſen machte. Syrien alſo wird für die gefallene „beſte Tochter der Kirche" herausgeſchnitten. Nicht ſo viel Macht bringt es ein, wie nebenan Ägypten mit dem Vorland Indiens. Aber die Würze erſetzt das Minus an Menge. Welches Preſtige! Welcher Schimmer, wenn die Geſchenke Wilhelms II. zertrümmert werden könnten, wenn man in Damaskus auf den Spuren des Pompejus, in Jeruſalem als Nachfahr Gottfrieds von Bouillon ſeinen Einzug halten dürfte. Wie das blendet, wie das den Appetit ins Wachſen bringt.

Italien aber darf auch nicht leer ausgehen. Smyrna winkt, der vorgeſchobene Kopf Kleinaſiens. Vielleicht auch die ſüdliche Küſte, bis dahin, wo die Trikolore Frankreichs aufhört. Tripolis hat Appetit gemacht. Ob es indeſſen Griechenland erlaubt? Nun, der Leib des kranken Mannes iſt groß. Auch für die anderen, die etwa noch kommen ſollten, wird ſchon ein Reſt in der Schüſſel bleiben. Nur nicht zu ſpät erſcheinen, wenn die große Mahlzeit fällig iſt.

Zuletzt Rußland. Seit zwei Jahrhunderten hat es ſich um das Becken des Schwarzen Meeres herumgefreſſen. Von Aſow aus nach der Krim, vom Bug an den Dnjeſtr,

vom Dnjeſtr an den Pruth, und über den Kaukaſus nach dem reichen Batum und dem feſten Kars. Inzwiſchen iſt ſein Hunger nicht geringer geworden. Jetzt ſoll der fetteſte Biſſen folgen: Konſtantinopel und als Magenſchluß die Dardanellen. Gewiß iſt auch hier nicht nackte Macht der einzige Appetiterreger; die Hagia Sophia, das Denkmal von Galataria, das Doppelkreuz ſind Würzen in der begehrten Koſt, und die Sehnſucht nach dem „warmen" Meer eine gewiß nicht unedle Zutat. Uns will es freilich faſt grotesk erſcheinen, daß jetzt noch, nach den ſchweren Schlägen in Oſtpreußen und in Galizien, dieſes Gieren nach Konſtantinopel weiterbeſteht. Aber es iſt eben der ſinnenverwirrende Gedanke, daß die große Stunde der Teilung da iſt, der immer wieder die Blicke der Journaliſten in Moskau und der Politiker in Petersburg zwiſchen der Weſtgrenze und dem Süden hin- und herflattern läßt.

Und die Türken ſelbſt? O ſie wiſſen, was das Spiel bedeutet. Sie kennen ihre Geſchichte. Herbe Verluſte vergangener Zeit haben neuen Mut geboren. Auch ihnen iſt der große Augenblick bewußt, auch ihnen wird der Gegenſatz immer klarer zwiſchen deutſcher Freundſchaft und Herrſchluſt der anderen. Denn in der Tat: Als Deutſchland ſich den Türken näherte, da kam es von Anfang an mit der Formel der Gleichberechtigung. Deshalb erregte der Beſuch, den der junge deutſche Kaiſer im erſten Jahre ſeiner Regierung dem Sultan machte, ſolches Rauſchen in der politiſchen Welt. Das war nicht mehr das Anblicken des heidniſchen Türken über die Schulter hin, das war Kameradſchaft und darum neu. So iſt es geblieben die dreißig Jahre: gemeinſame Arbeit, gemeinſames Gedeihen; der Türke ein dankbarer Schüler, dem Lehrer folgend, doch aber freie Perſönlichkeit.

Mögen ſie lauern, die andern, denen der Türke nicht Perſon mehr iſt, ſondern Gegenſtand. Mögen ſie die Kinnbacken bereit halten zum Biß, die vier gierigen Freſſer. Es kann ſein, daß ſie mehr Zähne verlieren, als unſer Freund dort unten Haare läßt.

Aber die Muſe Klio möge es buchen als Witz der Weltgeſchichte, daß ein Heer von Schreiern am Anfang dieſes gewaltigen Krieges Deutſchland der Eroberungsluſt beſchuldigte, während den gleichen Schreiern alles Augenmaß verloren ging in der eigenen Gier nach dem großen Freſſen. Juſtus

Die Nationen des öſtlichen Kriegsſchauplatzes

Trotz aller Flußtäler, Sümpfe, Flüſſe, Seen, Wälder ſind die Hände der Kriegsführung durch die phyſiſch-geographiſchen Verhältniſſe des Gebietes verhältnismäßig ſchwach gebunden. Die großzügige, aber einförmige Natur der Ebenen und Platten Oſteuropas läßt ſich überall, auch in kriegsgeographiſchen Verhältniſſen des Gebietes, wiederfinden, und die moderne Kriegs- und Verkehrstechnik kann die relativ unbedeutenden natürlichen Hinderniſſe des Landes leicht überwinden. Durch Karten- und Bücherſtudium laſſen ſich die natürlichen Verhältniſſe des Landes ſehr leicht gründlich erfaſſen und das Studium trägt reiche Früchte im Kriege.

Ganz anders liegt die Sache in betreff der anthropogeographiſchen Verhältniſſe des öſtlichen Kriegsſchauplatzes. Die Anthropogeographie Rußlands iſt ein ſo wenig bekannter Teil der erdkundlichen Wiſſenſchaft, daß ſelbſt ſo bedeutende Anthropogeographen, wie Ratzel, Kirchhoff und Hettner, die anthropogeographiſchen Verhältniſſe Rußlands vollkommen falſch auffaßten und darſtellten. Die weſt- und mitteleuropäiſche Wiſſenſchaft, von der Publiziſtik und öffentlichen Meinung ganz zu ſchweigen, iſt über dieſes große Menſchenreſervoir, das ſich Rußland nennt, vollkommen

falſchorientiert. Rußland trägt ganz richtig den Namen der oſteuropäiſchen Sphinx — immer geſchieht dort irgendetwas, was Europa nicht erwartet. Auch der jetzige Krieg hat ruſſiſcherſeits für Europa viele Überraſchungen gebracht, denen alle mit Verwunderung gegenüberſtehen.

Aber ſolche Überraſchungen ſind in unſerem jetzigen Kriege gegen Rußland ganz und gar unerwünſcht, und wir müſſen ihnen nach Möglichkeit vorzubeugen ſuchen.

Für die weitverbreitete Unkenntnis der anthropogeographiſchen Verhältniſſe Rußlands in Weſt- und Mitteleuropa gibt es zwei Gründe. Erſtens fußen alle unſere Kenntniſſe darüber auf ruſſiſchen geographiſchen, ſtatiſtiſchen, ethnographiſchen, hiſtoriſchen Quellen und Darſtellungen. Daß ſie insgeſamt präpariert werden, dafür ſorgt ſeit jeher die ruſſiſche Jenſur, welche auch nach 1905 fleißig fortarbeitet und den neugierigen Blicken der Außenwelt alles entzieht, was im Intereſſe der ruſſiſchen Staatsidee verborgen bleiben ſoll. Außerdem taten die ruſſiſchen Gelehrtenkreiſe, ſeit jeher für die ruſſiſche Staatsidee arbeitend und neuerlich von der mächtigen Woge des panſlawiſtiſch-ruſſiſchen Nationalismus erfaßt, ſeit vielen Jahrzehnten ihr möglichſtes, um das alles, was die ruſſiſche Regierungspolitik als Tatſache herbeiwünſcht, bereits als wirkliche Tatſache darzuſtellen. Daher ſieht die europäiſche Wiſſenſchaft alles, was in Rußland iſt und wird, unwillkürlich durch die Brille, welche ihr vom offiziellen Rußland aufgeſetzt worden iſt. Dasſelbe offizielle Rußland tritt auch einem europäiſchen Reiſenden während ſeiner Reiſe auf Schritt und Tritt entgegen und bevormundet ihn in der Weiſe, daß er unter der allgemeinen offiziellen ruſſiſchen Tünche ja nicht das ſehe, was wirklich und wahr iſt. Und es gibt nur wenige Kennans . . .

Der zweite Grund der Unkenntnis der Anthropogeographie Rußlands liegt in der Sache ſelbſt. Die oſteuropäiſche Völkergruppe, welche Rußland bewohnt, iſt in ihrem Entwicklungsgange und Weſen von der mittel- und weſteuropäiſchen Völkergruppe ſo verſchieden, daß die anthropogeographiſchen Geſetze und Methoden, die (was Kulturvölker anbetrifft) auf weſteuropäiſchen Verhältniſſen fußen, in Oſteuropa vollkommen verſagen. Es tritt da der Anthropogeographie eine analoge Schwierigkeit entgegen, wie diejenige, welche der geologiſchen Wiſſenſchaft entgegentrat, als ſie mit europäiſcher Stratigraphie ausgerüſtet, Südafrika oder Indien erforſchen wollte. Die Geologen haben ſich als Naturwiſſenſchaftler ſchnell Rat zu ſchaffen gewußt, die Anthropogeographen, welche mehr auf geiſteswiſſenſchaftlichem Gebiet arbeiten, haben ſich in falſchen Vorausſetzungen und Gemeinplätzen verloren.

Es überſchreitet indes den Rahmen des vorliegenden Aufſatzes, über die anthropogeographiſche Struktur Rußlands in theoretiſche Auseinanderſetzungen ſich einzulaſſen; wir gehen daher zu den Tatſachen über.

Der Kriegsſchauplatz, über 1 150000 qkm groß, wird (1910) von über 60 Millionen Menſchen bewohnt.

Schon dieſe zwei erſten Zahlen ſind ſehr lehrreich. Sie ergeben eine mittlere Volksdichte von 53 Einwohner pro 1 qkm, während das Stammland von Rußland nur eine ſolche von 25 aufweiſt. Wir haben es alſo auf dem öſtlichen Kriegsſchauplatz mit den beſtbevölkerten Provinzen des ruſſiſchen Reiches zu tun. Bei der Beſprechung von Einzellandſchaften wird dieſe Eigenſchaft des Gebietes noch beſſer hervortreten können.

Bereits dieſe erſte anthropogeographiſche Eigenſchaft des Gebietes iſt für die Kriegführung von großer Bedeutung.

Die zweite noch wichtigere Eigenſchaft iſt der Umſtand, daß die herrſchende ruſſiſche

Nation auf dieſem ganzen großen Gebiete kleine, ja verſchwindende Minderheiten bildet. In den Gouvernements Kurland, Kowno, Minsk gibt es kaum 4 Proz. Ruſſen, in Wilna 5 Proz., Grodno 6 Proz., in Polen kaum 3 Proz., ebenſoviel in Wolhynien und Podolien, 6 Proz. in Kijew, 8 Proz. in Beſſarabien, 21 Proz. in Cherſſon, 28 Proz. in Taurien, 17 Proz. in Jekaterinoslaw, 25 Proz. in Charkow, 1 Proz. in Poltawa, 8 Proz. in Tſchernigow.

Es iſt alſo kein eigentlich ruſſiſches Land, in dem der Krieg geführt werden ſoll. Die Oſtſeeländer ſind lettiſch und deutſch, Weißrußland weißruſſiſch, Polen polniſch, das ganze übrige Gebiet ukrainiſch. Die geſchichtliche Entwicklung aller dieſer Gebiete war eine vollſtändig andere als die hiſtoriſche Entwicklung des eigentlichen Rußlands, keine hiſtoriſch-politiſchen Traditionen verbinden dieſe weſtlichen und ſüdlichen Grenzländer mit dem moskowitiſchen Zentrum. Die Oſtſeeländer, Weißrußland, Polen, Ukraina ſind alle erſt im 18. Jahrhundert durch Zwang und Eroberung unter die Herrſchaft Rußlands gekommen, als Fremdkörper, welche bis heute noch nicht aſſimiliert ſind. Nur eine äußerliche ruſſiſche Tünche bedeckt den nichtruſſiſchen Volkskörper und erweckt bei oberflächlicher Beobachtung den Anſchein, daß dieſes Gebiet ruſſiſch ſei und daß die ruſſiſche Staatsidee hier tiefe Wurzeln geſchlagen habe. In Wirklichkeit ſehen wir auf dem beſprochenen Gebiet einige kräftige, von den Ruſſen durchaus verſchiedene und ihnen feindlich gegenüberſtehende Nationen, welche ihre ſtaatlichen Organiſationen durch Rußlands Eroberung verloren haben, aber dennoch kräftig weiter fortblühen und an Wiederherſtellung ihrer Unabhängigkeit glauben. Alle dieſe Nationen erhoffen von dieſem Weltkriege die Befreiung vom ruſſiſchen Joche, ja die Errichtung eigener Nationalſtaaten. An der Stelle der Weſt- und Südmarken des drohenden Koloſſes würden ſtarke Pufferſtaaten entſtehen, welche nicht nur politiſch und militäriſch einen Schutzwall gegen Rußland bilden, ſondern auch für die Verbreitung wirklich europäiſcher Kultur in Oſteuropa von größter Wichtigkeit ſein würden.

In der Reihenfolge von Landſchaften, welche das Gemeinſame haben, daß ſie ſämtlich nichtruſſiſch ſind, überragen zwei an Bedeutung die übrigen unvergleichlich: Polen und Ukraina. Beiden kommt in dieſem Kriege eine große Rolle zu.

Das kleinräumige, dichtbevölkerte, induſtriereiche Polen iſt vor allem durch ſeinen Feſtungsgürtel wichtig, dieſer muß niedergebrochen werden, es iſt dies die erſte Vorbedingung eines erfolgreichen Krieges gegen Rußland. Nur der befeſtigte polniſche Aufmarſchraum hat es den ruſſiſchen Armeen erlaubt, ſo lange die Heere der Verbündeten in ihrem Vormarſch aufzuhalten und durch geſchickte Kombinierung der Offenſive mit der Defenſive Galizien zeitweiſe zu erobern und an einen Vormarſch gegen Berlin und Wien zu denken. Die vollſtändige Eroberung von Ruſſiſch-Polen in dieſem Kriege und deſſen dauernde Losreißung von Rußland nach dem Kriege ſei daher für die Zentralmächte ein kategoriſcher Imperativ.

Die geräumige, etwas dünner bevölkerte, dafür aber an allen Naturſchätzen überreiche, durch ihre geographiſche Lage für die Weltpolitik ſo bedeutſame Ukraina kommt mehr für den zweiten Abſchnitt des Krieges in Betracht. Wenn der ganze heutige Krieg gegen Rußland an der Düna und Dnjeprlinie halt machen wollte oder eventuell eine Wiederholung der Pläne Napoleons bringen ſollte, könnte er ſein Ziel nicht erreichen. Die Lostrennung Litauens, Weißrußlands, Polens würde für Rußland nicht viel mehr bedeuten als ſeine Schlappe im ruſſiſch-japaniſchen Kriege. Rußland könnte, auf Ukrainas Menſchenreſervoir und Naturſchätze geſtützt, noch lange Krieg

führen. Und wenn der kommende Friede Ukraina im Beſitze Rußlands läßt, ſo haben es die Zentralmächte in ein paar Jahrzehnten wieder auf dem Halſe. Ukraina und das Schwarze Meer in den Händen, betreibt Rußland nach einer kurzen Pauſe wieder ſeine Balkan-, Meerengen-, Perſien- uſw. Politik und tritt im nächſtfolgenden Kriege womöglich noch beſſer gerüſtet auf. Um nur eine Einzelheit hervorzuheben, müſſen wir bedenken, daß gerade die ukrainiſchen Gouvernements trotz niedrigſtehender Kultur die höchſte Bevölkerungszunahme aufweiſen (Jekaterinoslaw 3,2 Proz., Taurien 2,5 Proz., Cherſſon 2 Proz., Kijew, Tſchernigow und Poltawa 1,9 Proz. uſw.), von den Geburtsziffern ganz zu ſchweigen. Mitteleuropa mit beginnendem Geburtenrückgang kann in kurzer Zeit vor Problemen ſtehen, vor denen Frankreich Deutſchland gegenüber ſteht.

Daher ſei es für die Zentralmächte ein zweiter kategoriſcher Imperativ: in dieſem Kriege auf die Eroberung der Ukraina auszugehen und dieſelbe nach dem Kriege dauernd von Rußland zu trennen. Der Verluſt Ukrainas im Kriege bedeutet für Rußland die vollkommenſte Unmöglichkeit, denſelben weiter zu führen. Der dauernde Verluſt Ukrainas nach dem Kriege macht es für Rußland auf immer unmöglich, den europäiſchen Frieden zu bedrohen, und wendet es notgedrungen ſeiner wichtigſten Aufgabe zu — die europäiſche Kultur erſt ordentlich bei ſich zu Hauſe zu verbreiten und ſie nach Nord- und Mittelaſien zu tragen!

Stefan Rudnyckyj

Der Charakter des Italieners

In Italien hat man, bezeichnenderweiſe weit mehr als in Frankreich und in Spanien, das Gefühl einer durch die Verwandtſchaft der Raſſe begründeten engen Zuſammengehörigkeit der romaniſchen Schweſternationen. Der Hiſtoriker ſtellt das bewußte Auftauchen dieſes Gedankens feſt unmittelbar nach dem Zuſammenbruch des politiſchen Idealismus im Zeitalter des beginnenden Riſorgimento und er erklärt ſeine heutige, politiſch lebendige Stärke aus der einfachen Tatſache, daß das moderne gebildete und halbgebildete Italien nach Breite und Tiefe völlig und durchaus unter dem Einfluß der franzöſiſchen Bildung ſteht. In Wirklichkeit iſt die alte romaniſche Zuſammengehörigkeit, die ſich heute ſtreng genommen nur noch in der Sprache äußert, mehr die Theſe einer veralteten Schule als lebensvolle geſchichtliche Wirklichkeit: das Klima, die Erde und die Luft, macht die Raſſe und nach ſeinem Einfluß bildet ſich in jedem Volk in mehr oder weniger kurzer Zeit jeder Tropfen Blutes, der lebensfähig iſt. So iſt heute im vielfach gemiſchten italieniſchen Blut das alte römiſche Element, dem immer die gleiche Sonne geleuchtet hat, ſtärker geworden als all die unzähligen anderen, fremden Teile, und umgekehrt hat unter dem keltiſchen Himmel Frankreichs das geringe Maß römiſchen Blutes, trotz der herrſchend gewordenen römiſchen Sprache, dem ſtärkeren keltiſchen und germaniſchen Blut auf die Dauer keinen Widerſtand der Selbſtändigkeit zu leiſten vermocht. Zwiſchen dem romaniſchen Weſen des Italieners und dem keltiſchen des Franzoſen oder gar dem keltiſchen, gotiſchen und arabiſchen Durcheinander des Spaniers klaffen heute viel größere und weſentlichere Unterſchiede des Charakters als die, die den Engländer vom Deutſchen, den Alemannen vom Skandinavier trennen.

Kein anderer Volkscharakter in Europa iſt ſo einfach und einheitlich, ſo klar und lückenlos verſtändlich wie der italieniſche, deſſen weſentliche Merkmale ſich mühelos auf ein Mindeſtmaß von wiſſenſchaftlichen Begriffen, auf eine letzte, zuſammenfaſſende Formel bringen laſſen.

Der erſte und deutlichſte Charakterzug des Italieners, der dem Deutſchen vor allem bemerkbar wird, iſt die ſeltſame Verkehrung der konſtitutiven Elemente des Temperaments, jene Geiſtes- und Gefühlsart, für die Girolamo Cardano die Formel „ein kaltes Herz und ein heißer Kopf“ geſchaffen hat. Aus ihr reſultieren alle Beſonderheiten des italieniſchen Weſens: der ſtändige Wechſel zwiſchen kalter Berechnung und leidenſchaftlicher Aufwallung, zwiſchen höchſter Opferfähigkeit und lächelnder, ſkeptiſcher Gleichgültigkeit, die Glut der Empfindung dort, wo ſie ſich auf einen greifbaren Grund ſtützen und raſch und lebhaft in die Tat umſetzen kann, und die Dürre und Armut des Gemüts, wenn ſeine Äußerung im Rahmen des rein Gefühlsmäßigen beharren muß, das Fehlen endlich jener Tauſende von kleinen und lieben Gefühlstatſachen im Verhältnis zur Landſchaft, zu Tier und Pflanze, die uns Deutſchen eigen ſind.

Aber dieſer Charakterzug iſt nur das äußere Gewand und zugleich die logiſche Folge einer geiſtigen Art, deren Wurzeln viel tiefer liegen, in jener glücklichen Gabe höchſter Sachlichkeit, die den Italiener auszeichnet. Beim Germanen, Kelten und Slaven kommen die letzten Motive des Verhaltens aus den verſchiedenen Provinzen ihres innerſten, eigenſten Weſens, das ſich ſchöpferiſch und geſtaltend eine Welt von Ideen und Tendenzen ſchafft, beim Italiener iſt alles gelaſſene, ruhige Objektivität, Empfänglichkeit und freies Geöffnetſein gegenüber dem Wirklichen in allen ſeinen Erſcheinungsformen; für ihn iſt alles reine Natur, was uns anderen Geiſt und Idee iſt; er iſt durchaus Grieche im Sinne Goethes und Schillers, nur viel bewußter, logiſcher, reifer, geläuterter als die alten Griechen von Homer bis Ariſtoteles. Wir finden dieſe ſachliche Natürlichkeit in allen Äußerungen ſeines Lebens wieder, in der Angemeſſenheit ſeines natürlichen und ſozialen Benehmens, im ruhigen Ausgleich aller ſeiner tieriſchen und geiſtigen Bedürfniſſe, in den klaſſiſch ſchönen Körperbewegungen der einfachen Leute aus dem Volk wie in der Kunſt, der Literatur und allen Formen der vergangenen hochſtehenden Kultur dieſes Landes. Es iſt das dieſelbe heitere Sachlichkeit, die wir etwa bei Boccaccio bewundern, das freie Genießen der Wirklichkeit, ohne ihr ſklaviſch zu verfallen, das beſcheidene, freundliche Entgegenkommen gegenüber der Natur und ihrem Zwang und zugleich das freie, intereſſeloſe Schweben über ihren Freuden und Nöten. Ohne trübe Nebel und ohne Ecken und Kanten, kriſtallklar und weich wie die Luft Italiens, ſchafft dieſe geiſtige Art eine ſatte, anſpruchsloſe Kultur der Oberfläche, die alle Tiefen und Abgründe der Seele keuſch und ſchamhaft verhüllt und ihre Kinder, in die weiten Falten der Alten gekleidet, ruhig und göttergleich durch das Leben führt.

Zwei weitere grundſätzliche Eigentümlichkeiten entſpringen dieſer objektiven Art des Italieners: ein gewiſſer Ernſt des Denkens und Handelns und ein dem Geiſt der Ordnung und Geſetzmäßigkeit entſprechender Sinn für das Formale und weſentlich Politiſche. Man hat ſchon den Satz aufgeſtellt, der Franzoſe mache aus allem Ernſt Scherz, der Italiener aus allem Scherz Ernſt. Gerade deshalb, weil für den Italiener alle Geſetze ſeines Handelns aus den Dingen fließen — er kennt den franzöſiſchen Begriff der Ehre ſowenig wie den deutſchen Begriff der Sittlichkeit —, haften ihm auch den kleinſten und nebenſächlichſten Erſcheinungen des Lebens gegenüber ein gewiſſer liebevoller Ernſt, eine gravitätiſche Art der Achtung und ſachlichen Ehrfurcht an, die häufig genug zur leidenſchaftlichen Geſte der Bejahung und trotzigen Behauptung werden. Wer ſchon Gelegenheit hatte, den Italiener beim Spiel oder beim Eſſen zu beobachten, wird dies beſtätigt finden, und er wird dabei auch mit Staunen den ſelt-

ſamen, uns unverſtändlichen Rhythmus bemerken, mit dem der Italiener raſch und unvermittelt die höchſte Stufe der Leidenſchaftlichkeit erſteigt. Dieſer ernſten Sachlichkeit und dieſer Art, mit der Leidenſchaft ſtets auf dem Sprung zu ſein, entſpricht auch die auffallende keuſche Zurückhaltung, die der Italiener der Öffentlichkeit gegenüber mit ſeinen eigenſten und ehrlichſten Gefühlen, wie etwa mit dem der Liebe zwiſchen Mann und Weib, übt und die nach außen hin ſeinem ganzen Gefühlsleben den Anſchein der Nüchternheit und Härte gibt.

Nur die ſtarke Neigung zum Formalen verleiht dieſem Ernſt wieder eine gewiſſe Leichtigkeit und kultivierte Eleganz, die ſich in der einfach angemeſſenen Geſte, in der pointierten Sprechweiſe, in der Muſik des täglichen Lebens ebenſo zeigt wie in allen Formen kultureller und politiſcher Tätigkeit. Der große Geiſt der Ordnung und der Angemeſſenheit, das höchſte Merkmal römiſchen Weſens und das ſchaffende Prinzip des alten Römertums, lebt heute noch weiter, geſchwächt zwar und verzerrt, aber lebensſtark genug, dem ganzen politiſchen Tun des Volkes ſeinen Stempel und ſeine Weihe zu geben. Ihm verdankt der Italiener den Sinn für raſchen Wechſel in der politiſchen Stellung, für die ungebundene, nur ſachlich von Fall zu Fall bedingte Wahl der Entſcheidung, freilich auch für eine gewiſſe oberflächliche Art der politiſchen Geſtaltung im einzelnen und kleinen, die Luſt am Straßenlärm wie an der Geheimbündelei, die heute noch wie zu den Zeiten Mazzinis Italiens Geſchicke beeinflußt hat. In der Geſamtheit ſeiner Erſcheinungen bleibt aber dem ganzen öffentlichen und privaten Leben des Italieners der ſympathiſche Zug der Echtheit und nationalen Reinheit; nur in den halbgebildeten Kreiſen, wo verzerrt und entſtellt der Einfluß franzöſiſcher Art herrſcht, äußert ſich jene widerlich aufdringliche und geſchmackloſe Unform in Kleidung und in privatem und politiſchem Betragen, die uns im Typ der Größen vom Café Aragno ſo verletzend entgegentritt. Im gebildeten Italiener wie im einfachen Mann des Volkes dagegen iſt der alte, echt italieniſche Geiſt heute ſo lebendig wie in den vergangenen Jahrhunderten höchſter Kulturblüte und jederzeit bereit, ſobald das fremde Weſen wieder ausgeſchaltet iſt, eine eigene, italieniſche Kultur zu ſchaffen.

Die Sachlichkeit des italieniſchen Weſens bedingt freilich im Ganzen des Charakters auch gewiſſe grundſätzliche Eigenſchaften, die uns Deutſchen als eine Verarmung und Verödung der Seele erſcheinen. Das völlige Ausſchalten aller der Werte, die nicht ſachlich gegeben und begründet ſind, läßt ſeeliſche Fähigkeiten verkümmern, die ſo natürlich und weſentlich wie die andern ſind. Das Fehlen jeder Art der ſittlichen Einſtellung des Charakters vor allem iſt es, was wir als tiefſte Kluft zwiſchen deutſchem und italieniſchem Weſen empfinden. Der Italiener anerkennt keine Forderung, was das Weſentliche des Sittlichen iſt, für ihn iſt alles gegebene Tatſache, Dogma. Er verkennt und mißachtet alle jene Poſtulate der ſchaffenden Innerlichkeit und Geiſtigkeit, der Normen eines im tiefſten und letzten Grunde ethiſchen Lebens. Jene Konſtanz, die der ſittliche Charakter dem Leben verleiht, das unlogiſche, aber ſtarke Beharrungsvermögen, die Treue, die dem Gefühlsleben eingeräumte unkontrollierbare Herrſchaft in weiten Provinzen des Handelns, all dies ſind ihm unbekannte Tatſachen. Ihn packen und rütteln die Dinge in ihrer erſten, klaren und folgerechten Erſcheinung raſcher und ſtärker als den Deutſchen, aber er ändert auch ſeine Meinungen und Stimmungen raſcher und wechſelnder als dieſer, ſo raſch und wechſelnd, als die Dinge ſelbſt ſich ändern, denen er aus der Stärke ſeines Charakters heraus weder Beſtand noch Zuſammenhang verleihen kann. Beſtändigkeit oder gar Starr-

ſinn, wie er in Zeiten höchſter nationaler Anſpannung notwendig werden mag, iſt nicht ſeine Sache, und er wird der geänderten Stimmung das angefangene Werk ſkrupellos und leichten Herzens zum Opfer bringen, ohne ſich durch die vorher frei getroffene Entſcheidung ſittlich gebunden zu fühlen. Der Mangel an ſittlicher Farbe bringt auch in ſein Benehmen mitunter einen Ton faſt zyniſcher Ehrlichkeit; bezeichnend dafür iſt die Art, wie der Italiener der Straße, wenn er auf einem Betrug ertappt iſt, verſtändnisvoll lächelnd und ohne jede erheuchelte Entrüſtung der praktiſchen Intelligenz des andern, der Logik der Sache, nachgibt. — Aber all dieſe Untugenden und Mängel, ſo abſtoßend wir ſie im einzelnen Fall empfinden mögen, ſind die Kehrſeite großer und reiner menſchlicher Eigenſchaften, Reſultate eines Geiſtes, der in ſeinen weſentlichen Werten gerade dem Deutſchen, nach dem Geſetze der Ergänzung, Ideal und Sehnſucht bleiben wird." Herman Hefele

Die italieniſche Frage und der Groß-Orient Einem an die Redaktion gerichteten Briefe eines italieniſchen Moderniſten entnehmen wir folgende Stelle: „Für Italien handelt es ſich nicht um den Krieg an ſich (ſo lieb dieſer der Triple-Entente iſt), auch nicht um die Irredenta, ſondern um die große innerpolitiſche Frage, ob Italien für die nächſten drei Jahrzehnte konſervativ-klerikal regiert werden ſoll. Man weiß, daß Benedikt die Verſöhnung mit dem Quirinal auf ſehr billiger Grundlage will und nach erfolgter Verſöhnung den ganzen Klerus und katholiſchen Adel auf die Politik losläßt, was dann die Schöpfung einer rieſigen katholiſch-konſervativen Partei zur Folge hat. Denn jeder, der Italien kennt, weiß, daß das Volk konſervativ iſt, zu 85 Prozent. Dem nun wollen die von Frankreich aus bezahlten Logen durch Krieg und Sturz des Königtums mit verſchärfter Oppoſition gegen den Vatikan entgegenarbeiten." Red.

Der Haß der Neutralen Während die Deutſchen in den Kriegen des letzten Jahrzehnts leidenſchaftlich Partei für einen der Kämpfer genommen haben, für die Japaner, für die Buren, erleben ſie in dieſem Kriege, den ſie gegen eine furchtbare Koalition zu führen haben, daß keines, aber auch keines der unbeteiligten Völker ihren Kampf mit ähnlicher Teilnahme und Ergriffenheit begleitet. Selbſt bei ſtammverwandten Völkern eine eiſige Kälte, bei der Mehrzahl der Neutralen ein biſſiger und trockener Haß.

Über die Urſachen dieſes Haſſes der Neutralen iſt viel debattiert worden. Man hat mit den einzelnen Völkern gerechtet, hat ſie über ihren Raſſenzuſammenhang aufgeklärt und, wenn das auf Achſelzucken ſtieß, auf ihre wirtſchaftlichen Vorteile hingewieſen — ohne die geringſte Änderung des Sinnes zu gewinnen. Man hat nach politiſchen Gründen geforſcht, nach unberechtigten, aber verſtändlichen Motiven des Zweifels an unſerem Willen, der Beſorgnis vor den weiteren Abſichten des ſtarken Nachbarn, nach hiſtoriſchen Trennungsurſachen, und ich will durchaus nicht leugnen, daß man dabei vielfach Richtiges getroffen haben mag. Dennoch glaube ich, daß man die ganze Angelegenheit auf eine falſche Ebene verſchoben hat.

Bei dem Haß der Neutralen handelt es ſich um eine elementare pſychologiſche Erſcheinung, die nicht in der Vernunft verankert iſt und deshalb auch nicht der vernünftigen Belehrung zugänglich. Die Sache liegt nicht ſo, daß ein Volk oder ein Einzelner neutral ſein kann, dabei aber mit uns ſympathiſieren, ſondern eben die Neutralität iſt die Urſache ihres Haſſes!

Es gibt einen „Haß der Neutralen“ allüberall dort, wo ein Neues ſtolz, unbeirrt und groß aufgeht, ſei es in der Politik, ſei es in der Wiſſenſchaft, ſei es in der Kunſt. Die „Neutralen“ haſſen das Neue um ſeiner ſelbſt willen. Sie kennen es gar nicht, wollen es auch gar nicht kennen lernen. Wenn ſie das Neue ſtudierten, wären ſie ſchon nicht mehr „neutral“ — und ein „Neutrum“ zu ſein, das iſt ja der Sinn ihres Lebens!

Frankreich und England — das iſt das Alte, das Bekannte, Normale und Gewohnte. Das iſt die ſeit Generationen ſanktionierte Ordnung. In dieſer Ordnung der Welt iſt man aufgewachſen, ſie gehört ſich ſo. Wenn alſo die Neutralen alles, was Frankreich und England tun, billigen, es gut und ſchön finden und ſelbſt, wenn es ſie ſchädigt oder wenn es von ihren weniger geſchätzten Verbündeten ausgeht, geduldig herunterſchlucken, ſo ergreifen ſie damit im Grunde genommen nicht Partei für dieſe Staaten, ſondern bleiben im alten Gleiſe, in der gewohnten Gefühlswelt, in der üblichen herkömmlichen Ordnung der Dinge dieſer Welt. Ein „Parteiergreifen“ könnte im wahren, menſchlich leidenſchaftlichen Sinne nur die Stellung auf Seiten Deutſchlands bedeuten. Denn Deutſchland iſt das Neue, das Umſtürzende, Revolutionierende, eine neue Ordnung Heraufführende! Und gegen dieſe neue Ordnung ſträubt man ſich, nicht weil ſie von Deutſchland kommt, ſondern weil es eine neue Ordnung iſt. Man haßt Deutſchland im tiefſten Sinne nicht aus politiſchen, nicht aus Raſſe-, nicht aus wirtſchaftlichen Gründen, ſondern weil Deutſchland zu einem Umlernen zwingen will, weil man jeden Menſchen und jede Bewegung haßt, die zur Parteinahme drängt. Da läßt man ſich auf eine ſachliche und begründende Debatte erſt gar nicht ein. An Stelle der Gründe, die man nicht hat, tritt als Ausdruck des elementaren Haſſes gegen das Neue ein Schlagwort. Wie man jetzt den Deutſchen mit dem Schlagwort „Barbar“ verfehmt, das man leider von unſerer Seite viel zu ſehr beachtet, hat man genau ſo grundlos, genau ſo kindiſch die Lehre Darwins als „Verherrlichung des Affentums“ erledigt, und ſo erledigt man jetzt die neue Kunſt gedankenlos und in beleidigender Unkenntnis als „internationale Mache“ und als „Bluff“. Solche Schlagworte ſind dazu da, die Allgemeinheit an einer wirklichen Beſchäftigung mit dem Neuen zu hindern. Man bemüht ſich, von vornherein das Neue als ſo lächerlich, als ſo verächtlich hinzuſtellen, daß jeder beſſere Menſch ſich ſchämen muß, es irgendwie ernſt zu nehmen. Das Neue ſoll ſterben, nicht ſo ſehr ſeines Inhaltes wegen, weil es dieſes oder jenes lehrt, ſondern weil es neu iſt, weil es die Ruhe ſtört, indem es zur Parteinahme zwingt, und weil Partei-Ergreifen für „ſchlichte Naturen“ etwas Furchtbares iſt. „Neutral ſein“ iſt das Ideal der Allgemeinheit, daher der Erfolg der Berliner Lokalanzeiger-Preſſe. „Neutral ſein“ iſt ein allgemeiner pſychiſcher Zuſtand, und mit ihm iſt der inſtinktive Haß gegen alles Neue naturnotwendig verbunden. Adolf Behne

Ökonomie des Konſums Die nationalökonomiſche Wiſſenſchaft kennt zwei grundſätzlich verſchiedene wirtſchaftliche Betrachtungsweiſen: die „Ökonomie der Produktion“ und die „Ökonomie der Konſumtion“. Die erſtere iſt die herrſchende Theorie und beherrſcht die wirtſchaftliche Praxis. Oder doch: war die herrſchende Theorie und beherrſchte die wirtſchaftliche Praxis. Denn der Krieg hat nun plötzlich der „Ökonomie der Konſumtion“ die Führerrolle zugeteilt. Der Konſument iſt „eingetreten in den Geſichtskreis wirtſchaftstheoretiſcher Betrachtung und wirtſchaftspolitiſcher Beeinfluſſung“ (Jaroslaw). Das bedeutet eine prinzipielle Neuorientierung des Wirtſchaftslebens. Machen wir uns den Unterſchied deutlich und erkennen daraus die außerordentliche Bedeutung dieſes Umſchwungs.

Ökonomie der Produktion! Vom Standpunkt des Produzenten aus organiſiert ſich die geſamte Wirtſchaft des Volkes. Produktion für den Produzenten; damit Er Geld verdient. Abſatzſteigerung, Reklame uſw.... alles für ſeine Intereſſen, für die geſchäftliche Wohlfahrt ſeiner Produzentenintereſſen (oder auch noch des Großhandels und kleinen Zwiſchenhandels, die wir einbegreifen müſſen in den Produzentenſtandpunkt, da es uns auf den Gegenſatz zum Konſumenten ankommt). Produktiv iſt, was Produzentenintereſſen dient; ganz gleichgültig, was allgemeinen Intereſſen der Konſumentenſchaft dienen könnte. Die Konſumenten in der ſo orientierten Wirtſchaftsgemeinſchaft ſind dazu da, daß ſie dem Produzierten Abſatz ſchaffen, daß ſie kaufen und verzehren; Bedürfniſſe werden ihnen angewöhnt, immer wieder neue geahnt und geweckt, geſteigert und ſchließlich „unentbehrlich". Ein unendlicher Dienſt der Konſumentenſchaft für die Produzenten. So kommt die Volkswirtſchaft in Gang und alles iſt gut, wenn die Kriſen der Überproduktion und Abſatzſtockung überwunden werden. Ganz einerlei dabei iſt, ob einzelne im Überfluß erſticken und andere im Mangel zugrunde gehen. Im Mittelpunkt aller Wirtſchaft ſteht das Produktionsintereſſe. Ihm muß ſich alles unterordnen, der Konſum iſt ihm ein Mittel, denn es iſt zur beherrſchenden Macht organiſiert. Es zeichnet die Wirtſchaftspolitik vor; ſeine Wohlfahrt iſt vorderſter Hauptzweck. Es hat jenen „Kapitalismus" geſchaffen, der die Wirtſchaftsverfaſſung der voraufgegangenen Friedenstage war.

Ökonomie des Konſums! Da ſteht der Konſument im Mittelpunkt der Volkswirtſchaft. Er iſt Ausgangs- und Endpunkt aller Wirtſchaft. Seine Wohlfahrt iſt oberſtes Ziel. Seine Intereſſen, die Intereſſen der Geſamtheit alſo, des Volkes, der Nation, des Staates ſtehen über allen Einzelintereſſen von produzierenden (oder Produktionsmittel Beſitzenden) oder handeltreibenden Intereſſenten. Die Wirtſchaft iſt für den Konſum da; ſie iſt für die hinreichende Verſorgung aller mit Gütern der verſchiedenſten Art (je nach Kulturhöhe) organiſiert. Die Wirtſchaft dient der vorwärtsſchreitenden Gemeinſchaft, dient dem Fortſchritt, ſchafft der Kultur die geſicherte wirtſchaftliche Grundlage. — Iſt die Wirtſchaftsorganiſation eines Volkes nicht dazu da, daß allen Gliedern der arbeitenden Volksgemeinſchaft die Gewähr zum Leben und Streben gegeben werde? Sind die wirtſchaftlichen Einrichtungen nicht dazu da, daß jeder, der arbeiten will und arbeitet, die geſicherte wirtſchaftliche Exiſtenz finden könne, um genug Nahrung, Kleidung, Wohnung, Freizeit uſw. zu haben, auf daß er weiterſchaffe und ein tätiges Glied in der Kulturgemeinſchaft ſein kann?

Können wir Deutſche — das organiſationsfähigſte Volk! — dafür keine zweckmäßige Organiſation ſchaffen? Eine große, machtvolle Organiſation! Ja, die ganze deutſche Volkswirtſchaft danach und zu dieſem allgemeinen Zwecke organiſieren, umorganiſieren? Eine ſolche ganze Nationalwirtſchaft als feinſinnige durchgeiſtigte Organiſation? Können wir? .... Nein: die Frage heißt allein und iſt damit beinahe gelöſt: wollen wir?!

Die Volkswirtſchafts-Wiſſenſchaft, deren Aufgabe es iſt, ſolche wirtſchaftlichen Probleme zu durchdenken, hat noch in den Friedenszeiten eine hervorragende Löſung für das volkswirtſchaftliche Problem ausgedacht. Es kann hier nicht die Stelle ſein, große Erörterungen darüber jetzt anzuſtellen. Wir nennen nur ein paar Namen: Franz Staudinger* und Robert Wilbrandt**, die eindeutige Wege zur Löſung andeuteten im Sinne einer Organiſation und Ökonomie des Konſums. Das

* z. B. „Kulturgrundlagen der Politik", Jena 1914. ** z. B. „Als Nationalökonom um die Welt", Jena 1913.

ganze Problem wird zur Willensfrage: wollen wir ernſtlich, wollen genügend viele ernſtlich, — dann wird es gehen nnd die Schaffung einer Volkswirtſchaft, die der Kultur zu dienen die Eignung hat, möglich ſein. Jüngſt hat auch Heinz Potthoff von „Konſumpolitik“ geſprochen*, und Benno Jaroslaw darf ſelbſtverſtändlich hier nicht ungenannt bleiben; ebenſo iſt auf die neueſten Ausführungen von Edgar Jaffé** hinzuweiſen.

Konſumentenwirtſchaftspolitik iſt das Wort dafür, was am Anfang zur neuorientierten deutſchen Volkswirtſchaft ſtehen muß. Selbſthelfen müſſen ſich die Konſumenten; denn wer ſonſt ſollte hier helfen? Es geht uns alle an und jedermann kann mittun. Wir haben gelernt in dieſer Notzeit jetzt, daß Konſument ſein während des Belagerungszuſtandes der Feſtung „Deutſchland“ die wichtigſte und entſcheidende wirtſchaftliche Stellung bedeutet. Das kann Geltung behalten (und muß Geltung behalten, wenn wir eine geſunde Wirtſchaftsverfaſſung haben wollen) in der kommenden Friedenszeit. Konſumenten, das ſind wir alle. Seien wir es bewußt und voll Verantwortung und lenken unſere Kraft und Macht der größten Zahl auf das Gute und Wahre. Die Konſumenten ſind in der voraufgegangenen Friedenszeit — wir leſen es in manchem wirtſchaftlichen Buche — die charakterloſeſten, oder ſagen wir es weniger hart: die einfältigſten und rückgratloſeſten Elemente im Wirtſchaftsleben geweſen. Im Beſitze höchſter Macht, wenn ſie es verſtünden, haben ſie eine verbindende kraftſteigernde Organiſation unterlaſſen und ſich in Dienſte nehmen laſſen und Intereſſen geſtützt, die das ganze Volk einem unſeligen Zuſtande entgegenführten. Was wußten die Konſumenten von ihren Pflichten und Rechten als Käufer, von ihren Aufgaben in der Volkswirtſchaft? Ohne Pflichtbewußtſein, rechtlos, ziel- und planlos — erſt wenige ſahen ihre große Miſſion, ihre ſoziale und nationale Pflicht und ſchloſſen ſich zuſammen in Käuferbund, Hausfrauenorganiſation, Werkbund, Dürerbund und vor allem in der feſt geſchloſſenen Konſumentenorganiſation der Konſumvereine, die insbeſondere dem letzten Ziele mit großem Erfolge geradeaus entgegengingen — — — da kam der Krieg.

War die deutſche Volkswirtſchaft nun eine Organiſation, die ſich als Ganzes bewährte? War es ein Organismus, lange vorbereitet nach einem Ziele zu wirken, d. h. hier: war alles auf die Ökonomie der Konſumtion eingeſtellt, um ſo lange und ſo gut als nur möglich durchhalten zu können? Etwa ſo wie Heer, Eiſenbahn, Finanz Organismen ſind; ſicher und ohne viel Reibung funktionierend? Denkbar wäre das doch! — Organiſationen waren wohl da innerhalb der Wirtſchaft; einzelne ſogar vortreffliche, im Frieden geſchaffen um gegeneinander zu wirken. Aber: die Volkswirtſchaft, eine Organiſation der Wirtſchaft des ganzen deutſchen Volkes, das da jetzt belagert wurde und ausgehungert werden ſollte, die fehlte.

Man hat manches nachträglich noch geſchaffen. Vor allem die Konſumenten ſelbſt haben ihre Organiſationen zur Verfügung geſtellt und eine neue Zentrale geſchaffen (den „Kriegsausſchuß für Konſumentenintereſſen“, in ſeinen Richtlinien ſagt er: Der Kriegsausſchuß will gegenüber den beſtehenden organiſierten Intereſſenvertretungen der Produzenten und Händler die Maſſe der Verbraucher zu einer möglichſt ſtarken Aktionsgemeinſchaft zuſammenfaſſen. Er erſtrebt eine volkswirtſchaftlich vernünftige und gerechte Regelung der Warenverteilung und des Warenverbrauchs und wendet ſich gegen alle Preistreibereien auf dem Waren-

* „Krieg und Sozialpolitik“, Jena 1915. ** Z. B. „Volkswirtſchaft und Krieg“, Tübingen 1915.

markte, ſowie gegen ungerechte Herabſetzung von Lohn, Gehalt oder Bezügen der Beamten, Angeſtellten und Arbeiter); andere Organiſationen mit zahlreicher Mitgliedſchaft beſannen ſich darauf, daß auch ſie Konſumenten mit ihren Mitgliedern vertreten, und ſuchten mitzuhelfen, das Konſumenteninteresſe des deutſchen Volkes zu wahren und die Wirtſchaft darauf einzuſtellen. (Die geſamte Volkswirtſchaft; alſo auch die einzelnen Familien- und Hauswirtſchaften.) Der Strom von Belehrungen, der auf alles mit einem Male ſtrömte, der jedermann klar zu machen ſuchte, ein wie wichtiges Glied er in der Wirtſchaft ſei, beſſerte noch manches, nachdem viel verſäumt war und treffliche Maßnahmen mit einem „zu ſpät" das beſte ihrer Wirkſamkeit verlieren mußten. — Wir haben nun alle die Notlehre geſpürt und wiſſen, warum es augenblicklich ſo ernſt ſteht mit der heimiſchen Wirtſchaft: mit ungeſchulten Soldaten — ja nicht einmal willige Soldaten waren es, dieſe Konſumenten, ſondern meiſt nur ungeſchulte Egoiſten — kann man nicht leicht ſiegreichen Krieg führen. Und man mußte ſie dennoch auf verantwortungsvolle Poſten ſtellen!

Die kommende Friedenszeit wird nicht bloß Schlachtenſoldaten für draußen einzuexerzieren heißen. Man wird eine *Heimarmee* organiſieren und darauf auch eine genügende Friedensvorbereitung richten und einen Mobilmachungsplan ausdenken. Und wird vor allem die *Einzelnen* dafür erziehen; eine Erziehung, die nicht viel anders ausſehen wird, als eine ſtaatsbürgerliche und ſoziale Erziehung, welche in der Schule frühzeitig und in der Familie bereits anfängt und nach der ſchon mancher ſo lange gerufen hat. Nun ſieht man ernſter.

Zu allem was zu fordern iſt, haben wir in Deutſchland treffliche *Anſätze*. Auch zu einer nach der Ökonomie des Konſums orientierten und organiſierten *Volkswirtſchaft*, zu einer Art großer Genoſſenſchaft der Konſumenten. Es bedarf dazu vor allem der Erkenntnis der Einſichtigen; ſodann brauchen wir Wollende und viel, viel Tatende. Dann wird es uns für Deutſchland gelingen, eine volkswirtſchaftliche Organiſation zu ſchaffen, die eine ungeahnte Kraft und ſichere Grundlage gibt. Um es nur anzudeuten, die drei Pfeiler, auf denen dieſes Kunſtwerk ſtehen muß, werden heißen: *Organiſation* — *Ökonomie* — *Gemeinwirtſchaft*. Der Grundſatz, der das Wirtſchaftsleben durchdringen muß, iſt jener: alles für das Ganze und meinen Vorteil nur durch das Ganze! — Um ein gut Stück näher als je ſind wir einer ſolchen *neuen Volkswirtſchaft*, weil viel von der Scheu vor Worten gefallen iſt. Es iſt ſo gleichgültig geworden, ob man das nun etwa „Wirtſchaftsſozialismus" oder ſonſtwie nennen mag; es ſoll jedenfalls eine Organiſation ſein, um das Bedürfnis nach Konſumgütern auf möglichſt wirtſchaftliche Weiſe zu befriedigen; das Allgemeinintereſſe ſoll über dem Einzelintereſſe, der Konſum über der Produktion ſtehen — es gäbe eine gemeinwirtſchaftliche oder *genoſſenſchaftliche Volkswirtſchaft*, die ſich aufbaut auf dem organiſierten Bedürfnis der Konſumenten.

Es iſt ſo und es war Abſicht, daß ich mich hier in der kurzen Betrachtung oft kraß ausgedrückt habe; denn darauf kommt es an, den Unterſchied und die Bedeutung zu erkennen. Es gilt, die „verlorene Ökonomie des Konſums" wieder zu gewinnen. Gerade jetzt, und dann nach dem Kriege erſt recht, gilt es „Ökonomie" zu treiben. Überall: Volksökonomie, Menſchenökonomie, Kraftökonomie und vor allem Ökonomie in der Volkswirtſchaft. Möge deshalb die Ökonomie des Konſums wachſen und endlich Herr werden über die Ökonomie der Produktion, alſo über jenes gefahrvolle Getriebe der kapitaliſtiſchen Tauſchwirtſchaft, die als Zwiſchenglied entwicklungsgeſchichtlich notwendig war, aber ſchließlich durch eine beſſere Form abgelöſt werden muß.

Dieſe neue Wirtſchaftsform, das vermögen wir aus ihren verheißungsvollen Anſätzen vor und in dieſem Kriege deutlich zu erkennen, wird mehr Gemeinwirtſchaft, mehr Sozialwirtſchaft ſein. Dann dies: der deutſche Geiſt, der auch die Wirtſchaft des deutſchen Volkes beeinfluſſen und durchdringen muß, iſt mehr denn je aufs Allgemeine, auf die Volksgemeinſchaft eingeſtellt. Bauen wir darum gerade jetzt verſtärkt an einer ſolch durchgeiſtigten Volkswirtſchaft und wir werden um vieles näher daran ſein, der „deutſchen Kultur", die eine ſoziale, eine genoſſenſchaftliche, eine Volkskultur ſein muß, — ehe zum Siege in der Welt! — zum Siege in der eigenen deutſchen Heimat bei allen Volksgenoſſen zu helfen. Karl Bittel

Der Nationalfeiertag des neuen Deutſchland

Soll der zukünftige neue deutſche Nationalfeiertag der 4. Auguſt ſein? — Daß uns der Krieg einen nationalen Feiertag an Stelle der Sedanfeier beſcheren wird, iſt vorauszuſehen. Es liegt nun ſehr nahe, einen hiſtoriſchen Tag des Krieges für einen allgemeinen nationalen Feiertag vorzuſchlagen, einen entſcheidenden Schlachtentag, oder auch den Tag der Friedensſchließung. Am meiſten wird aber das Gefühl dafür ſprechen, daß es der 4. Auguſt ſein ſoll, an dem das Volk in des Kaiſers Wort geeint war: Von heute ab kenne ich keine Parteien mehr. Aber es wäre durchaus falſch, einen hiſtoriſchen Gedenktag zum nationalen Feſttag zu erheben. Wir haben es erlebt am Sedantag, oder früher an der Feier der Leipziger Völkerſchlacht, alle hiſtoriſchen Erinnerungstage veralten, ja müſſen veralten. Und trotz 4. Auguſt werden auch die Parteikämpfe nach dem Krieg erſt recht wieder aufleben.

Viel richtiger iſt es, den zukünftigen Nationalfeiertag als Feſt des „deutſchen Gedankens" zu feiern, und ebenſo ſollen wir uns überlegen, daß dazu eine entſprechende Jahreszeit nötig iſt, in der es weder zu heiß noch zu kalt iſt, in der die Menſchen zu Hauſe ſitzen und nicht auf Reiſen ſind, in der es keine Schulferien gibt; daß es ein Feſttag iſt, der eng mit der Natur und Heimat verbunden iſt. Die beſten Monate dafür wären Mai und Juni. In den Mai fällt Pfingſten, ſo daß alſo nur der Juni, etwa Sommers Anfang, in Betracht kommen könnte.

Einen Nationalfeſttag für Deutſchland zu dekretieren iſt ein Unding, er muß hervorbrechen aus alten, wenn auch vielleicht ſchlummernden Gefühlen, aber er muß auch zur richtigen Zeit geweckt werden. Der zukünftige Feſttag muß einen ihn heiligenden Gedanken haben, der würdig des großen Schickſals iſt, das jetzt über Deutſchland gekommen iſt. Unſere Jugend hat ein großes Blutopfer für das Vaterland gebracht. Kann man ihr und den reifen Männern, die mit ihr fielen, beſſer danken, als durch einen Erinnerungstag, bei dem es weniger feſtredneriſch zugeht, ſondern bei dem das Werden deutſchen Geiſtes uns vor Augen tritt, das in dieſen Schickſalstagen heißt: Selbſtbehauptung. Jene iſt des deutſchen Geiſtes männlichſte Eigenſchaft, ſie bedeutet Reifgewordenſein nach ſchmerzlicher Entwicklung.

Nun gibt es bereits bei den Nordgermanen einen Feſttag mit tiefer Naturſymbolik, es iſt der 24. Juni, der Johannistag, und in der Vornacht brennen im Norden die Sonnenwendfeuer als Feſt der Jugend. Wir haben das Feuer als Feſtſymbol bereits durch die Errichtung der Bismarcktürme wieder aufgenommen, und niemand mehr wird wohl darin Rückkehr zum Heidentum ſehen. Wir müſſen jetzt auch zum neuen Nationalfeſttag die Feuer auf den Bismarcktürmen entzünden. Wenn nun auch das Sonnenwendfeuer natürlicherweiſe mit altgermaniſchen Vorſtellungen zuſammen-

hängt, ſo können wir doch den Johannistag in gleicher Weiſe mit neuen Vorſtellungen erfüllen, wie es ſpäter die Kirche getan hat, da ſie dieſen Tag Johannes dem Täufer weihte. Wir müſſen dieſen Tag weiter bilden zu einem Feſt deutſcher Seele. Die Senſe hat bereits am Johannistag das erſte Gras gemäht, die Tage beginnen zu ſinken, es gilt, ſich zum Reifſein zu bereiten, ein „Dennoch" nach des Lebens Aufſtieg zum Abſtieg zu ſagen. Das Leid entwickelt die Kräfte des Menſchen. Wie es in der Havamal der Edda nach den neun Leidnächten am windbewegten Baum heißt: „Zu gedeihen begann ich (durch ſie) und bedacht zu werden, ich wuchs und fühle mich wohl, ein Wort fand mir das andere Wort, ein Werk das andere Werk;" ſo wollen wir nach dem Krieg mit dieſem Feſt bekennen, der Krieg hat neue Kräfte in uns entbunden.

Man hat viel davon geſprochen, daß der Krieg ein neues religiöſes Leben erzeugen wird. Iſt dies der Fall, dann wäre ein Feſttag, der in Erinnerung an eine große Zeit uns in warmer Sommernacht hinausführt in Wälder und auf Höhen, der uns nahelegt, die Brüder der Heimat in Wald und Feld zu lieben (man denke auch an unſere den Gefallenen gewidmeten Eichenhaine) geeignet, dieſem neuen religiöſen Leben Spielraum zu geben. Dann wird er uns Mahnung, daß jeder Einzelne an ſich geiſtig arbeite und damit zum Wohle des Vaterlandes wirke. Fühlen wir ſo ernſt, dann wird der Johannistag das Symbol des großen Gemeinſamkeitsgefühls aller Deutſchen und Nordgermanen werden ſowie der Völker, die ſich zum deutſchen Geiſte rechnen. Ein Symbol der Naturliebe, der Treue und der Sehnſucht nach dem Unendlichen.

Kein hiſtoriſcher Gedenktag kann ſich zum Symbol deutſchen Weſens erheben, aber am „Feſttag der deutſchen Seele" laſſen ſich natürlich alle Gedenktage des Krieges, die Einigkeit des Volkes und ſeine Opferwilligkeit zuſammenfaſſend feiern. Dieſer Tag ſei dann auch berufen, daß ſich an ihm die deutſche Jugend in körperlichen Wettkämpfen erholt und in edlem Wetteifer Preiſe im Namen des Vaterlands erkämpft.

Eugen Diederichs

Jeſus, Chriſtus und die Frömmigkeit

Der Anregung von Eugen Diederichs in der Antwort auf Guſtav Wynekens Aufſatz „Kriegsfrömmigkeit" im Aprilheft der „Tat" folgend, ſeien nachſtehende Bemerkungen mitgeteilt.

Weinel hatte auf die Tatſache hingewieſen, daß in der religiöſen Kriegspoeſie dieſer Zeit ſich faſt kein einziger Hinweis auf Jeſus vorfindet; er weiß keine Erklärung dafür. Diederichs ſieht in dem Zurücktreten der Geſtalt Jeſu ein urſprüngliches religiöſes Gefühl ſich entfalten, welches ein direktes Verhältnis zu Gott ſucht. Wyneken erkennt in dem Verſchwinden des Chriſtusglaubens keine Läuterung, ſondern eine Verarmung und Verflachung der Religioſität. Da ſowohl Wyneken als auch Diederichs mit der landläufigen Religioſität unſerer Zeit gebrochen haben und eine echte, haltbare Religioſität für den heutigen Menſchen wünſchen und ſuchen, ſo iſt es intereſſant, das Suchen der Zeit in ihnen beiden zu verfolgen.

Dadurch daß Wyneken das „ſich unmittelbar zu Gott flüchten" der Maſſen genauer beſieht und auf ſeine Motive hin prüft, zeigt er, wie dieſe plötzlich hervorgetretene Religioſität der Maſſen durchaus wertlos iſt, und lediglich ein Zeichen der Ärmlichkeit und Erbärmlichkeit des religiöſen Gefühls iſt. Ganz gewiß wird Diederichs ihm darin beiſtimmen, daß eine ſolche unvermittelte Hinwendung zum problemloſen Gott-

vertrauen unter Niederſchlagung aller vorher beſtehenden Vernunftbedenken ein Zurückſinken auf einen unterchriſtlichen Standpunkt der Religioſität bedeutet; aber Diederichs meint, daß ſich darin doch auch noch etwas Urſprüngliches und letztlich Höheres offenbart, ein echtes, religiöſes Bedürfnis, welches in dem Jeſusbild der heutigen Zeit keine Befriedigung mehr findet und darum ſich wieder an Gott ſelbſt wendet.

Man wird Wyneken recht geben müſſen darin, daß der Chriſtusglaube überall, wo er einheitlich ausgeſtaltet und innig durchgearbeitet worden iſt, reicher iſt und an Religioſität höher ſteht als das einfache, bruchloſe Gottvertrauen. Diederichs hat aber als die höhere für unſere Zeit wünſchenswerte Religioſität nicht das problemloſe Gottvertrauen im Auge, ſondern etwas, das dem von Wyneken gewünſchten ſehr nahe ſteht. So gewiß das problemloſe Gottvertrauen dem heutigen Menſchen zerbrochen iſt, ſo gewiß auch der naive Chriſtusglaube. Wyneken ſelbſt will den Chriſtusglauben mythiſch verſtanden wiſſen als Darſtellung ewiger Zuſtände in der Form eines einmaligen Ereigniſſes. Wer die ewigen Gedanken und Zuſtände erkennt, die in dem Chriſtusbild bisher dargeſtellt worden ſind (z. B. daß die Gottheit ſelbſt am Sterben der Welt teilnimmt), begreift ſofort, daß dieſe tiefſten religiöſen Gedanken in einer über das vulgäre Chriſtentum hinaus fortgeſchrittenen Religion nicht fehlen dürfen. Aber gerade dem, der die Sache ſo betrachtet, haben dieſe Gedanken ſchon von der hiſtoriſchen Jeſusgeſtalt ſich losgelöſt und ein zeitloſes Daſein gewonnen. An dieſem Punkt muß ausgeſprochen werden, daß Wyneken die einfache Frageſtellung von Weinel und Diederichs, warum die Jeſusgeſtalt zurücktrete, verwickelt dadurch, daß er für die Jeſusgeſtalt das Chriſtusbild einfügt. Wynekens Behauptung, daß ein Verſchwinden des Chriſtusglaubens eine Verarmung der Religioſität bedeutet, hätte daher nur ſo ausgedrückt werden dürfen, daß die Ausſchaltung der in der Chriſtusmythe enthaltenen religiöſen Gedanken dieſe Verflachung der Religioſität bewirkt. Weinel und Diederichs aber hatten nur danach gefragt, warum wohl die Jeſusgeſtalt aus der Frömmigkeit verſchwinde, und ſie hatten beide nur an die Jeſusgeſtalt gedacht, wie ſie die heutige liberale ſowohl wie poſitive Theologie zeichnet. Die Antwort auf ſolche Frage liegt nun nahe. Die heutige Theologie verkündigt Jeſus entweder als den hiſtoriſchen Gottmenſchen, an den in naiver Weiſe zu glauben dem heutigen Menſchen die Vorausſetzungen geſchwunden ſind, oder als den vorbildlichen religiöſen Lehrer, der als reiner Menſch ſelbſt allen religiöſen Inhaltes entkleidet, vermenſchlicht iſt und darum nicht mehr fähig iſt, Gegenſtand eines religiöſen Glaubens zu ſein. Weil dieſe beiden Jeſusgeſtalten dem heutigen religiöſen Menſchen unannehmbar und mit Recht unannehmbar ſind, darum verſchwindet Jeſus aus unſerer religiöſen Sphäre.

Die Religioſität der Maſſen fällt nun zurück in die Frömmigkeit des problemloſen Gottvertrauens einfach, weil vorläufig kein Erſatz da iſt, der an die Stelle des unbrauchbar gewordenen Jeſuskultes treten könnte, zumal die ſchwindende Jeſusgeſtalt auch die mythiſchen Gedanken des Chriſtusbildes mit ſich in die Verſenkung zu reißen droht. Nun wäre es töricht, wollte man aus der Maſſe des zu einem primitiven Gottesglauben ſich flüchtenden Volkes eine religiöſe Offenbarung für unſere Zeit erwarten. Die Offenbarung die ſich uns hier aufdrängt, iſt, wie Wyneken nüchtern feſtſtellt, lediglich negativer Art, inſofern als ſie uns zeigt, wie geringwertig die religiöſen Bedürfniſſe unſerer Volksſeele ſind. Ein neuer Gottesglaube, eine neue Gotteserkenntnis, eine neue Religion müßte vielmehr durch die religiöſen Führer unſerm Volke dargeboten werden, und zwar in einer Weiſe, daß die tiefſten Gedanken aller Religionen und auch der religiöſe Inhalt der Chriſtusmythe gewahrt bleiben und auf eine für das heutige

Denken unanfechtbare Grundlage zu ſtehen kommen. Es fragt ſich, ob die religiöſen Führer unſerer Zeit dazu imſtande ſind.

Wyneken will einen Weg zu einer wahren Religioſität weiſen; er führt uns zur Als-Ob-Philoſophie und von da zur Als-Ob-Religion, die den Stempel der Unzulänglichkeit an der Stirne trägt. Wie kann ich es mit Gott halten und für Gott eintreten, einerlei ob es ihn gibt oder nicht? Wie kann ich mit Leib und Seele mich für etwas einſetzen, wovon ich weiß, daß ich nur ſo tue, als ob es vorhanden wäre? Die innere Hohlheit und Gebrochenheit dieſes religiöſen Standpunktes ſcheint mir noch ſchlimmer zu ſein als das problemloſe Gottvertrauen, weil man hier an der Möglichkeit einer Gotteserkenntnis von vornherein verzweifelt. Die Als-Ob-Philoſophie iſt aber das letzte Wort, welches der erkenntnistheoretiſche Standpunkt des tranſzendentalen Idealismus ſprechen kann; es zeigt ſich, daß eine ſolche Erkenntnistheorie nicht imſtande iſt, uns zu einer brauchbaren Religioſität zu führen. Wenn es kein anderes Fundament für die Religion gäbe als den praktiſchen Glauben, ſo wären wir freilich verraten und verkauft. Jedes unverbildete erkenntnistheoretiſche Bedürfnis ſträubt ſich gegen die Behauptung des tranſzendentalen Idealismus, daß nur die ſubjektiv-ideale Welt unſerem Erkennen zugänglich, alles wahre Sein aber uns Menſchen ewig verſchloſſen ſei. Es iſt eine grauſame Ironie, daß unſere Zeit, die in Phyſik und Mechanik die Geſetze des Seins und Werdens bis in ihre letzten Schlupfwinkel hinein verfolgt, in der Erkenntnistheorie ſich immer wieder ſelbſt einen Schlag vor den Kopf gibt, ſo daß ſie hier ohnmächtig liegen bleibt. Der tranſzendentale Idealismus, deſſen letzte Weisheit Vaihinger ausſpricht, indem er ſagt, „der Wunſch, die Welt zu begreifen, iſt nicht nur unerfüllbar, ſondern töricht“, iſt die Urſache der religiöſen Unfähigkeit unſerer Zeit. Erſt wenn ich einen erkenntnistheoretiſchen Standpunkt gewonnen habe, der es mir ermöglicht, die Vorgänge in der objektiven Welt, die meine ſubjektiv-ideale Welt hervorrufen, als real anzuerkennen und in ihrem realen Sein für mein Erkennen denkend zu erſchließen, ſo daß ich mich auf ſolche Erkenntnis auch verlaſſen kann und darf, erſt der kritiſche Realismus, der die Kategorien nicht nur als Formen des Denkens, ſondern auch als Formen des Seins verſteht, iſt imſtande, zu einem Gottesglauben zu gelangen, der mit dem logiſchen Denken und mit dem Wiſſen der Gegenwart nicht mehr im Widerſpruch ſteht, ſondern damit übereinſtimmt und die letzte Denknotwendigkeit darſtellt, ja, allem Denken und Sein erſt den letzten notwendigen Sinn verleiht. Daß auf dieſem Wege ein einheitlicher, ungebrochener, vernünftiger Gottesglaube zu erreichen iſt, der nicht nur dem rationalen Bedürfnis entſpricht, ſondern auch alle Höhen und Tiefen der Myſtik und alle wertvollen Gedanken der Chriſtusmythe in ſich aufzunehmen fähig iſt, das auszuführen, iſt hier nicht der Raum. Es ſei nur noch darauf hingewieſen, daß Wynekens Religioſität noch nicht einmal den parſiſchen Dualismus überwunden hat, der doch ſelbſt in der chriſtlichen Myſtik ab und zu überwunden iſt und deſſen Überwindung eben auch in einer Religioſität des heutigen Menſchen vollzogen ſein muß, wenn ſie ſich nicht dem Vorwurf der Rückſtändigkeit und Ärmlichkeit ausſetzen will.

Wir müſſen einen neuen Gottesbegriff gewinnen, der allen Anſprüchen des neuzeitigen Menſchen genügt, und wenn wir ihn gewonnen haben, dann müſſen wir ihn deutlich kennzeichnen und vor unſere Leute hinſtellen mit der ganzen Wucht und Beredſamkeit elementaren Glaubens. Wir müſſen den neuen Gottesbegriff ſo deutlich machen, daß er ſich klar unterſcheidet ſowohl von dem primitiven Gottesbegriff des problemloſen Glaubens, wie von dem chriſtlich-trinitariſchen, wie von dem parſiſch-dualiſtiſchen

Gottesbegriff, ſo daß er wirklich daſteht als der einzige Gottesbegriff, der für unſer heutiges Denken und Glauben möglich und notwendig iſt. Einen ſolchen gereinigten Gottesbegriff zu gewinnen, dazu bedarf es ernſter religionsphiloſophiſcher Arbeit, und es iſt mehr als fraglich, ob die religiöſen Vorkämpfer unſerer Zeit Selbſtüberwindung genug beſitzen werden, um in die längſt verlaſſenen Werkſtätten der Erkenntnistheorie, Philoſophie und metaphyſiſchen Spekulation wieder hinabzuſteigen, nachdem der tranſzendentale Idealismus ihnen weisgemacht hat, daß da nichts zu holen iſt. Es iſt vielmehr zu befürchten, daß der Hunger und Durſt unſeres Volkes nach Religion infolge der philoſophiſchen Rückſtändigkeit unſerer Zeit oder vielmehr der religiöſen Führer unſerer Zeit nicht wird geſtillt werden können.

Eine beſondere Kriegsfrömmigkeit können wir freilich nicht brauchen, aber wir brauchen gewiß eine Frömmigkeit, die auch den Krieg und allem Daſein in Krieg und Frieden gewachſen wäre. Ad. Bloch

Offener Brief an Herrn C. A. Loosli, Bümplitz bei Bern

Da ja durch weitere Klärung der Carl Spitteler-Sache das Verhältnis der Reichsdeutſchen und der ſtammverwandten Schweizerdeutſchen ſchärfer beleuchtet wird, ſo kann es Ihnen nicht unerwünſcht oder doch nicht unintereſſant ſein, auf Ihre Zeilen Seiten in der „Tat“ von einem, der mit ſeinem kleinen Spitteler-Buch doch wohl ſeine Liebe für die Dichtergröße Carl Spittelers bewieſen hat, einiges zu hören. Es ſind übrigens die erſten Zeilen, die ich ſeit der Dezemberrede in der Sache ſchreibe — es gab Dringenderes zu tun!

Zunächſt bedauere ich, daß einige wichtige Fakten in Ihrer Darlegung fehlen. Es fehlt die Tatſache, daß die gegenüber dem *eigenen* Staate von hohen ſittlichen Abſichten geleitete Rede in jenem unglücklichen Einſchiebſel *entgleiſte*, den ſelbſt aufgeſtellten Grundſätzen *widerſprach* und nicht nur ein durchaus ungeſtattbares Bemoraliſieren, ſondern auch effektiv ſchlimme Angriffe* enthielt, die durchaus nicht etwa nur an die Adreſſe der in Deutſchland Leitenden — mit denen wir jetzt wirklich recht einig ſein können — ging, ſondern die ſchwere Ehrenkränkungen unſerer ganzen Nation waren, Dinge, die ſich auch in unerregten, unbedrängten Tagen kein Volk von Würde und Selbſtgefühl bieten laſſen darf. Die überſcharfen, zum Teil *knotigen* Erwiderungen — es waren *Erwiderungen* — der nationaliſtiſchen Preſſe fühle ich wahrſcheinlich ſchmerzlicher als Sie, weil ich ſie mit dem Herzen fühle. Unter dem gewaltigſten Druck von außen, den je in der Weltgeſchichte ein Volk ertrug, hatten wir eine ſtarke Erhöhung unſerer völkiſchen Geſchloſſenheit, eine tiefe Reinigung vom Kleinlichem empfunden; der „Burgfriede“ erſchien uns nur als

* Diejenigen Sätze, die in Deutſchland als „Schmähungen“ empfunden werden, werden in der Schweiz von einſichtigen Deutſchlandsfreunden als „Kantönligeiſt“ betrachtet, der das Gemeinſamkeitsgefühl mit dem Nachbarſtaate, das durchaus vorhanden iſt, abſichtlich zurückſtellt, weil man ſein eigenes „Hoheitsrecht“ hat. Spittelers Deutſchtumsgefühl läßt ſich nur verſtehen, wenn man das politiſche Verhältnis von Kanton Baſelland, woher er ſtammt, zum Kanton Baſelſtadt mit all ſeinen Abſurditäten kennt. Kein Baſellandbauer hat ein Gefühl dafür, was er eigentlich der Kultur von Baſelſtadt, der anderen Republik, zu danken hat. — Spitteler iſt für ſeine Äußerungen mit Recht ein Vorwurf zu machen, nämlich der „mangelnder Selbſtkritik“. Er taugt nicht zum Politiker, er iſt zu ſehr Dichter. Die Freude am Wortſpiel, die Luſt zu fabulieren, ließ ihn entgleiſen. Schmähen hat er Deutſchland ſicher nicht gewollt, dafür liegen mündliche private Äußerungen vor. Red.

der natürliche Ausdruck eines innern Zuſtandes. Dieſe ſpitzen Pfeile eines Außenſtehenden zerriſſen das junge Gewebe und ließen Gegenſätze innerhalb der Nation hervortreten.

Aber das eben iſt die zweite Tatſache, die Sie nicht verſchweigen durften, daß dieſe Gegenſätze da waren, daß ſich neben den nationaliſtiſchen Draufgängern — und zwar von einer Anzahl literariſch hochbewerteter Perſönlichkeiten — Stimmen erhoben, die mit tiefem Bedauern zwar, aber mit mehr ſachlicher Ruhe, als ſie Spitteler ſelbſt in jenen mißratenen Vergleichen geglückt war, die Sache beſprachen. Solche Sachlichkeit iſt dem Betroffenen beſonders anzurechnen, namentlich wenn er ſeine Stimme innerhalb einer tieferregten, mit hunderttauſend Toden um ihr Leben kämpfenden Nation erhebt.

Und dies iſt wohl eine dritte Tatſache, die Sie, ſehr geehrter Herr Loosli, nicht werden beſtreiten können: In keiner der kämpfenden Nationen, wäre ſie von einem Raſſeangehörigen ſo moraliſch bemakelt worden, wie die deutſche Nation von Spitteler, hätte ſich ſo relativ viel Sachlichkeit gezeigt wie in Deutſchland. Und dabei erträgt keine von ihnen auch nur ein Drittel des Druckes, den wir nun ein Jahr lang ſiegreich abwehren. Alle haben ſie drei freie Grenzen.

Ich möchte mich nicht ins Kleine verlieren, aber eines iſt wohl noch nichts Kleines. Sie nennen uns dann ganz ins Allgemeine hinein, indem Sie die Gegenſtimmen verſchweigen, ſogar Leute, „die keinen Blick für Spittelers Schaffen und für uns Schweizer nie die geringſte Wärme des Gefühls äußerten". Wollen Sie vielleicht einmal den Verleger nach den bisherigen Abſatzziffern Spittelers in der Schweiz allein im prozentualen Vergleich zu Deutſchland fragen? Wollen Sie mir die Frage erlauben: welcher Ihrer großen Dichter hat den Weg in die Weltliteratur von der Schweiz aus gefunden? Nicht Keller, nicht Meyer — auch Spitteler nicht! — Vergleichen Sie auch zum Beiſpiel die oft ſehr geſcheiten, aber akademiſch kühlen, jüngſt erſchienenen Erwägungen Ihres Züricher Kollegen Robert Faeſi über Spitteler etwa mit Weingartners einſtigem Weckruf oder meinetwegen auch mit meinem kleinen Buch, ſo haben Sie wirklich — bis auf den einen Widmann — den faſt erheiternden Beweis des bisher umgekehrten Verhältniſſes! —

Wir haben die Schweizer immer als die nahen Stammesverwandten empfunden, die als die an Zahl Geringeren unſeres teilnehmenden Intereſſes ebenſo wert waren, wie natürlich bedurften. Und wenn uns gelegentlich etwas auf die Nerven ging, ſo war es eine gewiſſe ſelbſtiſche Kühle, hinter der ihre ehrliche Art ein heimliches Überlegenheitsgefühl des Republikaners nur mäßig geſchickt verbarg. — Das ſchwere Erlebnis mit Carl Spitteler wird gerade in tauſend warmen Herzen unverwiſchbare Spuren hinterlaſſen. Darum können Sie ganz beruhigt ſein. Deutſchland wird zwar, ſo lange es im ungeheuren Kampf die heroiſche Weltanſchauung lebt, Carl Spitteler, den Verkündiger der heroiſchen Weltanſchauung, nicht ſonderlich viel zu leſen brauchen. Später wird es das wieder tun und die Dichtergröße gebührend ſchätzen. Aber „unſern Meiſter" werden wir ihn nie wieder nennen mögen! Darüber können Sie wirklich ruhig ſein. Das iſt vertan!

Soviel zu dem, was Sie bei der Darlegung Ihres Schweizer Standpunktes, den ich in manchem wohl zu würdigen weiß, über Deutſchland ſagen oder nicht ſagen. Erlauben Sie mir noch einiges wohl Weitergreifende zu berühren, das Spittelers Stellung in ſeiner deutſchen Volkheit und Zeit überhaupt angeht. Als ich mein kleines Buch über Carl Spitteler, ausgeſprochen mit der Abſicht, „ſein Macht-

recht auf poetiſche Wirkung" ausbreiten zu helfen, ſchrieb, ſchmuggelte der gute deutſche Sozialiſt in mir die eine ſchmerzliche Erkenntnis, warum dies Machtrecht ſo beſchränkt ſei, in einem Satz der vorletzten Seite ein: „In einer Zeit, deren weſentlicher ſittlicher Neuerwerb ein erhöhtes Sozialgefühl iſt, in der Kampf und friedliche Arbeit nach Gerechtigkeit im volkswirtſchaftlichen Sinne ringen, ſieht dieſer Große dieſen Umbildungen nur aus der Ferne zu." Es iſt ſo. Carl Spitteler kennt nur ſchönes, aber hoffnungsloſes Mitleid; von jenem gewaltigen Bruchteil unſeres Zeitinhalts aber iſt in ſeiner Dichtung nichts.

Und nun hat ſich ein anderes tief Trennendes erwieſen. Ihm fehlt das, was ich „Raſſeappell" nennen möchte. Das iſt uns im Reich eine Grundempfindung. Wir fühlen die Deutſchſchweizer als „Brüder vom Deutſchen Hauſe". Kein Vernünftiger will ſie aus ihrer ſtrengſten Neutralität, die ihr dreivölkiſches Staatsgebilde bedingt, herauslocken. Mit dieſer ſtrengſten Neutralität und zugleich mit dieſem Raſſeappell verträgt ſich ganz wohl Spittelers Rede im ganzen. Aber mit keinem von beiden vertragen ſich ſeine übrigens im Organismus der Rede durchaus entbehrlichen Ausfälle gegen Deutſchland. Sind Empfindungen kritiſcher Abneigung da, ſo verlangen wir heute mit gutem Recht von beiden Geſichtspunkten aus, vom ſtreng Neutralen und vom Raſſegenoſſen — Schweigen!

Und noch ein Gedanke, der die ganze Rede und den großen Dichterſchöpfer Carl Spitteler angeht, hat mich öfter beſchäftigt. Gewiß, wenn ſich der Meiſter in einem Augenblick, in dem er ſein Staatsgebilde gefährdet meint, unter Mißachtung perſönlicher Nachteile als Warner vor ſeine Stammesgenoſſen ſtellt, ſo iſt das eine Mannestat auf hohem ſittlichem Standpunkt. Aber iſt es der höchſte, den ein Dichter finden konnte, deſſen Prometheus ſchließlich auf weltliche Herrſchaft verzichtet, der ſeine Lieblingsgeſtalt Apoll das faſt frohmütig tun läßt? — Ein großer Dichter iſt ein Säemann, deſſen Saat über all ſein Sprachland fliegt. Und er frevelt am eigenen Acker, wenn er zu einer Zeit, wo endlich ſeine Saat aufgehen will, aus Vorliebe für ein nahegelegenes Stück, vollbewußt ſeine Sache ſchädigt und Unkraut zwiſchen die weiteren Felder ſät. Denn ein großer Dichter iſt kein Einzelner, kein Familien-, kein Stammesglied mehr! Das mögen andere wacker ſein und wirken! Ein großer Dichter gehört allen Völkern ſeiner Sprache. Carl Meißner

Gedanken zur Zeit

Wenn doch in dieſer großen Zeit wenigſtens die Menſchen ſachlich ſein und ihre kleinen Menſchlichkeiten wenn nicht überwinden, ſo doch wenigſtens verbergen wollten. Aber da plagt man ſich ſeit Monaten mit einer Zentraliſation der Hinterbliebenenfürſorge für unſere Krieger und erlebt vielleicht, daß dieſe ungeheuer wichtige Aufgabe nicht zweckmäßig gelöſt wird, weil zu viele daran mitarbeiten und in der Leitung ſein, und nichts von ihrem Einfluſſe und ihrer Eigenheit aufgeben wollen. Wenn unſere Feldgrauen das Durcheinander von Allzueifrigen ſähen, ſie, die gewohnt ſind, auf einen Wink hin in Reih und Glied zu marſchieren — ſie würden lachen. Aber es würde ein bitteres Lachen ſein, — denn es geht um die würdige Verſorgung der Hinterbliebenen unſerer gefallenen Helden.

Oder ein ganz kleines Gegenſtück: Bei der Vorbereitung der Jugend zum Heeresdienſte, die im Oktober mit ſo großem Eifer allerorten ins Leben gerufen wurde, entſtehen ſchon Schwierigkeiten wegen der Rangordnung, der Auszeichnung und Uniform der Ausbilder.

Und jeder, deſſen Verdienſt nicht genügend anerkannt wird, dem nahe gelegt wird

daß er vielleicht mehr leiſten könnte, proteſtiert öffentlich und mit Entrüſtung; an der Spitze die deutſche Preſſe! H. P.

Einer unſerer verdienteſten, ſachlichſten Hochſchullehrer, Karl Bücher in Leipzig, hat in einer ausländiſchen Zeitung geſchrieben, daß die Preſſe in allen Ländern ſich den Anforderungen des Krieges nicht gewachſen gezeigt, vor allem nicht der Pflicht zur Wahrheit — und nur zur Wahrheit — gerecht geworden ſei uſw. Dagegen wenden ſich Vertreter der deutſchen Preſſe in öffentlichen Erklärungen. Im beſonderen erhebt die Verbandsverſammlung der rheiniſch-weſtfäliſchen Preſſe „ſchärfſten Einſpruch", weiſt den Vorwurf als „tief beleidigend" zurück, verweiſt auf das „opferfreudige, ſelbſtloſe Wirken" der Preſſe, auf die „ſchwerſte Entſagung", die ſie ſich auferlegt und auf die Beſcheinigung des Wohlverhaltens durch hohe und höchſte Stellen.

Kann es einen beſſeren Beweis für die Berechtigung des Bücherſchen Vorwurfes geben als dieſes Verhalten von Zeitungsvertretungen? Wenn ſie die ſittliche Reife und das vaterländiſche Gefühl hätten, das der Leipziger Lehrer an ſeiner Hochſchule den künftigen Jüngern der Feder einzuprägen wünſcht, ſie würden ſich mit dem Gefühle ihres Wertes und ihrer Pflichterfüllung begnügen und nicht ein Geſchrei erheben, das zum Widerſpruche und zum Spott herausfordert.

Soll ein Kenner der Dinge ſich wirklich an den Wahrheitsbeweis heranmachen: alle die Fälle aufzählen, in denen deutſche Zeitungen den Haß und die Senſation über die abſolute Wahrheit geſtellt, in denen ſie verſchwiegen haben, was dem Geſchäftsintereſſe des Verlages widerſprach, in denen unwahrſcheinliche Gerüchte weiterverbreitet, Gegner mit unbewieſenen Verleumdungen bedacht, Greueltaten und Schlachtberichte aus freier Phantaſie geſchöpft wurden?, oder in denen angeſehene Journaliſten heute das Gegenteil ſchreiben von dem, was ihnen bis geſtern „heiligſte Überzeugung" war? Hütet Euch!

— Gewiß, die deutſche Preſſe ſteht turmhoch über der gegneriſchen. Eine ſolche Sammlung von Gemeinheit und Verrücktheit, wie wir ſie in weitverbreiteten franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen Blättern leſen, iſt in Deutſchland unmöglich. Nur dürften daran die deutſchen Leſer und die Generalkommandos ebenſo viel Anteil haben wie die Verleger und Schriftleiter. Und gegenüber phraſenreichen Proteſten, wie ſie der Bücherſche Tadel geweckt hat, wäre wohl die kernige Soldatenantwort am Platze: „Tu deine Pflicht und halt's Maul!" H. P.

Berichtigung Herr Rudolf E. Binding, der in Heft 2 dieſes Jahrganges der Tat, Seite 100 ff., nach ſeinem Aufſatz in der Frankfurter Zeitung zitiert wurde, legt Wert darauf zu betonen, daß er dort von einer „Religion der Wehrhaftigkeit" und nicht der Wahrhaftigkeit geſprochen habe. Die Änderung durch den Verfaſſer des betreffenden Aufſatzes beruhte darauf, daß er einen Druckfehler annahm, da er ſich unter einer „Religion der Wehrhaftigkeit" nichts denken konnte. Red.

Dieſem Heft liegt ein Proſpekt des Verlags F. A. Perthes in Gotha bei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Karl Hoffmann, Berlin-Friedenau, Leſſingſtraße 19.
Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena — Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Eine Monatsschrift Herausgegeb. von Eugen Diederichs und Karl Hoffmann

7. Jahrgang Heft 5 August 1915

Offener Brief an Romain Rolland

Mein Herr!

Im „Journal de Genève“ (2me édition vom 14. Juni 1915) veröffentlichen Sie einen Leitartikel unter der Überschrift „Le meurtre des élites“. Sie beginnen mit dem unbestreitbar richtigen Gedanken: „Nie, niemals hat man erlebt, daß die Menschheit alle ihre intellektuellen und moralischen Kräfte und Reserven derart auf dem blutigen Kampfplatz des Krieges opfert wie jetzt: ihre Priester, ihre Denker, ihre Gelehrten, ihre Künstler, ihre ganze geistige Zukunft . . .“

Sie führen dann eine Reihe von Äußerungen Deutscher an, die bekunden, daß man auch in unserem Volke klar erkennt und tief empfindet, wie beklagenswert gerade unter diesem Gesichtspunkt der Krieg ist. Unter diesen Äußerungen finden sich auch Stellen aus Briefen meines gefallenen Freundes Albert Klein, deren Gedankenreichtum und künstlerische Fassung Sie rühmend hervorheben.*

Welcher Freund der Humanität möchte Ihnen nicht Dank wissen, daß Sie Sätze, aus denen so echt deutsches Gemüt und echt deutscher Geist spricht, Tausenden von französischen Lesern zugänglich machen! Sie selbst haben es anscheinend nicht ohne gewisse Bedenken getan. Sie glaubten sich rechtfertigen zu müssen gegen den Vorwurf: „Wozu solche Äußerungen veröffentlichen? Da nun doch einmal der Krieg tobt: was soll es helfen, für den Gegner Mitgefühl zu erwecken, da man doch möglicherweise dadurch den Kampfeseifer abschwächt?“ Sie antworten

* Sie sind entnommen der Veröffentlichung im Maiheft der „Tat“: „Albert Klein, Gedanken im Felde“, und zwar sind die Stellen S. 152 f. über die Tapferkeit und S. 157 f. über die Unterredung mit einem französischen Gefangenen übersetzt.

darauf: „Weil es die Wahrheit iſt.“ — Ganz vortrefflich! Ja, der Wahrheit und ihrer Verbreitung wollen wir dienen. Daß ſich die Völker in tauſend Dingen, ja in ihren innerſten Tendenzen und Wertſchätzungen nicht verſtehen und mißverſtehen, das iſt eine Hauptwurzel dieſes furchtbaren Krieges. Wie anders könnte man hoffen, dieſe Wurzel allmählich abzugraben, als daß man unverdroſſen und ohne Furcht vor Mißdeutung der Wahrheit zum Siege verhilft?! Als daß man insbeſondere den Kriegshetzern das Handwerk zu legen ſucht, die ihren Landsleuten nur immer das vorſetzen, was ſie irgend an gehäſſigen oder verächtlichen Äußerungen in der gegneriſchen Preſſe und Literatur aufſpüren können, die jede Härte des Krieges zu „Barbarei“ umſtempeln, die endlich, wenn ihnen ſonſtiger Stoff fehlt, Greuel jeder Art erfinden!

Daß Sie gegenüber dieſem unwürdigen giftigen Treiben Stimmen von ſolchen Gegnern bei Ihren Landsleuten zu Wort kommen laſſen, die Sie ſelbſt als „Elitemenſchen“, als „edle Seelen“ bezeichnen — wahrlich, aufrichtigen Dank würde ich Ihnen gern dafür ausſprechen.

Aber ich vermag dies nicht, ich darf dies nicht, — gerade im Dienſte der Wahrheit.

Der Kommentar, den Sie zu jenen deutſchen Äußerungen hinzufügen, die Deutung, die Sie ihnen geben, iſt objektiv unwahr. Ich will Ihnen das beweiſen. Dabei beſchränke ich mich auf die von Ihnen zitierten Gedanken meines toten Freundes, denn es iſt meine Pflicht, vor allem ſein Andenken vor Mißdeutung zu ſchützen.

Sie verkennen ſchon den Sinn und die Tragweite ſeiner Äußerungen über die Art der „Tapferkeit“ ſeiner Truppe, wenn Sie dazu bemerken: „Er ſchildert mit ſeltenem Freimut den moraliſchen Zuſtand der deutſchen Armee.“*

Seine Äußerungen beziehen ſich lediglich auf die „alten Landwehrleute“, zu denen Klein ſich zählte. Sie ſind ſo viel „ſchwerblütiger, heimwehiger, nach rückwärts gezogener“ als die Jungen; ſie empfinden auch ihre friedlichen Kulturaufgaben als ihr Herzensanliegen, als ihr Glück. — Aber dieſe Stelle laſſen Sie einfach aus. Wiſſen Sie nicht, daß man auch durch Verſchweigen gegen die Wahrheit ſündigen kann?

Noch weit ſchlimmer aber verfehlen Sie ſich — ich will annehmen: unabſichtlich — gegen die Wahrheit durch die Sätze, in denen Sie am Schluß ſozuſagen die eigentliche Tendenz Ihres ganzen Aufſatzes zum Ausdruck bringen. Sie ſchreiben: „Dieſe Wahrheit (der mitgeteilten deutſchen Äußerungen) rechtfertigt unſer Urteil, das Urteil der Welt

* Von mir geſperrt.

über die Führer Deutſchlands und über ihre Politik. Was ihre Heere getan haben, wiſſen wir; aber daß ſie es tun konnten mit ſolchen Elementen, wie wir ſie aus jenen Geſtändniſſen kennen gelernt haben, das erhöht noch die Schuld jener Führer. Von den Schlachtfeldern erheben ſich dieſe Stimmen einer hingeopferten Minderheit als rächendes Verdammungsurteil über ihre Unterdrücker. Zu den Anklageakten, die gegen jene Raubſtaaten und ihre unmenſchliche Hoffart im Namen des verletzten Rechtes und der beleidigten Humanität geführt werden durch die leidenden Völker und Soldaten, kommt hinzu der Schmerzensſchrei edler Seelen ihres eigenen Volkes, die durch die ſchlimmen Hirten, welche dieſen Krieg entfeſſelten, in das ſinnloſe Morden hineingeſchleppt wurden. Seinen *Leib* opfern, das iſt nicht das ſchlimmſte Leid, aber auch ſeine Seele verleugnen, preisgeben, morden! ... Ihr (Franzoſen), die ihr wenigſtens für eine gerechte Sache ſterbet, ... wie iſt euer Los ſüß gegenüber dieſem Martyrium ..."

Mein Herr! Nichts, aber auch gar nichts in den veröffentlichten Gedanken Albert Kleins berechtigt Sie zu dieſer Deutung. Man kann doch wahrlich die ſchwere Schickung eines Krieges zwiſchen Völkern alter und hoher Kultur beklagen, man kann dem Gegner Achtung widerfahren laſſen, ohne deshalb die eigne Sache für ungerecht zu halten und die eigene Regierung anzuklagen!

Worin Albert Klein eine weſentliche Urſache des Krieges erblickte, das hat er ſelbſt in einer der veröffentlichten Briefſtellen* kurz angedeutet; er ſpricht da von der Friedenstüchtigkeit, die unſer Volk in den letzten 40 Jahren ſo reich und mächtig gemacht hat, *daß all die Meute uns neidet* ..."**

Haben Sie dieſe Stelle etwa überſehen?

Und haben Sie auch jenen Satz† nicht bemerkt: „Je mehr Opfer dem Vaterland fallen, um ſo verehrungswürdiger, größer ſcheint es uns, wert unſrer letzten Kraft, die daran geſetzt ſei"?! Redet ſo ein Menſch, der meint, durch die Teilnahme am Kriege „ſeine Seele morden" zu müſſen?!

So hätten Sie aus den veröffentlichten Stellen ſelbſt erſehen können: nicht nur, daß Ihre Deutung ohne Berechtigung, ſondern daß ſie geradezu falſch ſei und der Geſinnung des Autors widerſtreite.

Zum Überfluß will ich Ihnen aber noch ein paar Bemerkungen aus noch unveröffentlichten Briefen Albert Kleins anführen. In einem Brief vom 4. Sept. 1914 an mich ſchreibt er: „Wo der *Sinn* dieſer

* A. a. O. S. 151 unten. ** Von mir geſperrt. † A. a. O. S. 155.

Geſchichte ſteckt? Nun, ſchon einmal darin, daß eine Nation voll Macht und Fülle, wenn die Sache ſo glänzend weitergeht, wie bis jetzt, vom böſen Nachbar endlich einmal in Ruhe gelaſſen wird und ihr Daſein nach ihrem eigenen inneren Geſetz geſtalten kann."

In einem Brief vom 24. Sept. 1914 verurteilt er die „nichtswürdige Politik der Leitenden in England".

Am 21. Januar 1915 ſchreibt er an einen ihm befreundeten Schweizer Univerſitätsprofeſſor: „. . . Wenn der Vorſitzende des franzöſiſchen Senats erklärt, Frankreich müſſe den mittelalterlichen Deſpotismus niederſchlagen, der drohender als je ſein Haupt erhebe, Frankreich, das die europäiſchen Mongolen zu Verbündeten hat und die aſiatiſchen Mongolen haben möchte, ſelbſt um den Preis ſeiner Ehre —, ſo bringt mich das an den Rand des Erbrechens.

„Darum betrübt es mich aufrichtig, wenn — angeblich wegen der ‚Neutralität' und des ‚Fetzens Papier'— die Preſſe des neutralen Landes, das ich am meiſten liebe*, ſo wenig gerecht ſein kann und auch den guten deutſchen Namen mitbeſpeien hilft. Kein Menſch in Deutſchland denkt daran und kein Reichskanzler hat ſagen wollen, daß eine wirkliche, ehrenhaft und mit allen Mitteln gegen alle Staaten gewahrte Neutralität — wie es die der Schweiz iſt — ein ‚Fetzen Papier' ſei. Das iſt uns allen, denen, die führen, und denen, die gerecht denken, eine ebenſo reſpektable heilige Sache, wie es unſer langſam gereiftes Nationalgefühl nur irgend ſein kann. Die Worte des Reichskanzlers — verſchaffen Sie ſich einmal den authentiſchen Text und den authentiſchen Zuſammenhang — ſagten: ein ‚Fetzen Papier' iſt uns eine Neutralität, die gegen den einen der Deklaranten (Deutſchland) alle Vorzüge dieſer exemten Haltung anruft, um im Geheimen ſchon lange vor Ausbruch des Krieges unter dem Schutz dieſer Eximierung Abreden mit den andern Deklaranten zu treffen, die ſich gegen den erſten richten.— Hinkende, unehrliche Neutralität iſt uns ein ‚Fetzen Papier'— das wollte der Reichskanzler ſagen, dem wahrlich noch keiner ‚Machiavellismus' der Geſinnung hat vorwerfen dürfen. . . ."

Aber trotz dieſer feſten Überzeugung von dem guten Recht der Deutſchen — ſelbſt in ihrem Vorgehen gegen Belgien — iſt Albert Klein keinen Augenblick irre geworden in ſeiner Hochſchätzung franzöſiſcher Kultur und ihrer echten Träger. Unter den Büchern, die er mit ſich ins Feld nahm, ſtand ihm obenan das „Journal intime" des Genfer Philoſophen Frédéric Amiel. In demſelben Brief an den Schweizer

* Er meint die Schweiz und hat gewiſſe Zeitungen der franzöſiſchen Schweiz im Auge.

Freund, aus dem ich eben zitierte, ſchreibt er: „Mein ‚Bücherſchrank‘ iſt für einen langen Feldzug wohl ausſtaffiert; Amiel iſt in vorderſter Linie und war in den Septembertagen auch mit im Feuer, ebenſo wie im Dezember. Der ſtille Verkehr mit ihm, den ich mir immer beſſer konſtruieren kann, erhebt und ſtärkt mich. Immer aufs neue erſtaune ich vor der Stärke, Feinheit und Tiefe ſeines Geiſtes.“

Ich hoffe, Herr Rolland, Sie werden einen Menſchen, der ſo fühlt und denkt, trotz ſeiner Anſicht über die belgiſche „Neutralität“ nicht zu den „Barbaren“, ſondern nach wie vor zur „Elite“, zu den „edlen Seelen“ (âmes nobles) rechnen.

Sie haben — nach Ihrer ausdrücklichen Erklärung — Ihren Aufſatz „um der Wahrheit“ willen geſchrieben. Ich habe Ihnen den Beweis geliefert, daß die Deutung, die Sie den Äußerungen Albert Kleins gegeben haben, der Wahrheit geradezu widerſpricht. Welche Pflicht ſich für Sie daraus ergibt, brauche ich wohl nicht ausdrücklich zu ſagen. Daß Sie dieſer Pflicht nachkommen werden, daran zu zweifeln verbietet mir die Hochachtung, mit der ich zeichne

August Meſſer,
Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Gießen.

J. P. von Ardeſchah
Die deutſche Bauernfrage und die Kriegsinvalidenanſiedelung

„Mehr wie jeder Feldherr gilt mir
der, welcher ſchafft, daß dort, wo eine
Ähre wuchs, deren zwei entſtehen.“
Friedrich der Große

Die gewaltigen Opfer an Volkskraft, die dieſer Weltkrieg von den meiſten Völkern Europas fordert, rückt die große Bedeutung der Frage, wie dieſe Opfer für das deutſche Volk zu erſetzen wären, in ein immer helleres Licht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dasjenige Volk, welches am beſten verſtehen wird, ſeine Volkskraft ſchnellſtens wieder zu erneuern, der endgültige Sieger bleiben muß, ſelbſt davon ganz abgeſehen, wie die Würfel des Krieges fallen. Es liegt gewiß kein Grund vor, an dem Waffenſiege der Zentralmächte zu zweifeln, doch iſt der Sieg der Waffen ſelten das abſchließende Kapitel eines Völkerringens. Die Geſchichte lehrt uns ein überraſchendes Aufblühen von

Völkern nach empfindlichen Niederlagen, ſowie auch einen plötzlichen Niedergang ſiegreicher Völker. Es gilt alſo auch heute ſchon, obgleich wir noch inmitten der Entſcheidungen auf den Schlachtfeldern ſtehen, dieſe andere Arbeit feſt ins Auge zu faſſen, deren großer Zweck es iſt, dem deutſchen Volk den endgültigen Sieg zu verſchaffen. Und dieſe Aufgabe finden wir trefflich in den Worten des großen deutſchen Feldherrn und Herrſchers ausgedrückt: „Mehr wie jeder Feldherr gilt mit der, welcher ſchafft, daß dort, wo eine Ähre wuchs, deren zwei entſtehen.“

Der Quell der Wehrkraft und der Nährkraft eines Volkes iſt ſeine Landbevölkerung. Das induſtrielle Zeitalter hat dieſe vielfach erprobte Weisheit in manchem Gehirn verſchoben. Es wäre natürlich ein Kampf gegen Windmühlen, wollte man heute dieſe Weisheit im Gegenſatz zur induſtriellen Entwicklung predigen. Die induſtrielle Entwicklung unterliegt ihren eigenen Geſetzen im volkswirtſchaftlichen Leben der Völker, dieſe Geſetze muß man kennen, würdigen und für neue Möglichkeiten anwenden. Allerdings dürfen wir dabei nicht vergeſſen, daß einſeitige Entwicklungen Störungen im geſamten Volkskörper hervorrufen. Wir können das an der Induſtrialiſierung Englands ſtudieren, die bereits ſehr früh einſetzte und das Land zunächſt unter dem Einfluß der Wollinduſtrie aus einem ackerbauenden Land in ein Land der Weiden und ſpäter, als die Wollinduſtrie durch anderes überflügelt wurde, zu einem Land machte, das grundſätzlich unfähig wurde, ſich durch die Erzeugniſſe ſeines Bodens ſelbſt zu ernähren. Dieſe Unfähigkeit Englands wurde allerdings durch ſein beiſpielloſes kommerzielles Aufblühen verſchleiert, welches, wenn man die Dinge näher unterſucht, doch hauptſächlich auf Englands günſtige Inſellage zurückzuführen iſt.

Menſchen, die glauben, daß für Geld alles zu haben iſt, haben mit Nachdruck Englands Vorbildlichkeit gepredigt; allerdings gab es auch vor dieſem Kriege, in dem die Bedeutung der Unabhängigkeit eines Volkes in Selbſternährungsfragen jedermann erkennbar wurde, Männer, welche genau wußten, daß mit dem Schwinden der Ernährungsfähigkeit eines Landes die allergrößten dauernden Gefahren für das Fortbeſtehen und die Sicherheit eines Volkes heraufbeſchworen werden. Von dieſem Weitblick zeugen z. B. die Worte Heinrich Sohnreys, eines Mannes, der ſich um das deutſche Bauerntum unvergeßliche Verdienſte erworben hat und von dem in den nachfolgenden Erörterungen noch häufiger die Rede ſein wird. Sohnrey ſagte in ſeinem Vortrag* zur Begründung einer Zentralſtelle für Wohlfahrtspflege auf dem Lande:

* Der Vortrag iſt als Broſchüre unter dem Titel: „Die Bedeutung der Landbevölkerung im Staate“ bei Trowitſch & Sohn, Berlin 1896, erſchienen.

„Von Englands Geſamtbevölkerung fallen auf die landwirtſchaftliche nur noch 12 Proz., die kaum den vierten Teil des Nationalbedarfs an Brotfrucht erzeugen. Wie nun, wenn im Kriegsfalle feindliche Mächte England derart iſolierten, daß eine Zufuhr vom Ausland zur Unmöglichkeit gemacht würde? Müßte nicht das Land trotz all ſeiner unendlichen Reichtümer in kürzeſter Zeit der Hungersnot anheimfallen?

„Soll es auch bei uns in Deutſchland einmal dahin kommen, daß der wichtigſte Teil unſeres Nationalreichtums, der heimiſche Boden, brach liegt und wir darauf angewieſen ſind, uns das Brot vom Auslande zuſchneiden zu laſſen?

„Gott verhüte es. Denn mit der Vernichtung unſeres Bauernſtandes würden wir auch unſere beſte und ſicherſte ſoziale Grundlage einbüßen. . . ."

Dieſe vor nahezu 20 Jahren geäußerten Worte, deren Wert heute der Geringſte des Volkes einzuſehen fähig iſt, legen uns auch heute die Pflicht ans Herz, während die großen deutſchen Heerführer für Deutſchland ſiegen, an jene zweite noch wichtigere Aufgabe unermüdlich zu denken, von der der große Preußenkönig ſchon geſprochen hat.

Dieſe Aufgabe läßt ſich aber nicht durch einige Geſetzentwürfe, die der deutſche Reichstag vielleicht nicht einmal einſtimmig annehmen würde, löſen — ſie erfordert eine vielfältige, den jeweiligen Landesverhältniſſen angepaßte ſtetige Mitarbeit des Volkes und der Regierung, aus deren Zuſammenwirken ſich erſt die Erfüllung ergeben würde. Mit der ſelbſt großzügigſten Auffaſſung der Regierungsmaßnahmen für Innenkoloniſation, die bekanntlich in der preußiſchen Rentengutsgeſetzgebung ihren wichtigſten Niederſchlag fand, iſt die Sache nicht gemacht; denn was könnte es auf die Dauer nützen, wenn die deutſchen Regierungen auch noch ſo viele neue Heimſtätten für deutſche Bauern gründen würden, und der Zug aus dem Dorf in die Städte, der ſchon ſo viele Gebiete deutſchen Bodens entvölkert hat, bliebe in der bisherigen Stärke beſtehen?

Wir wollen heute gewiß einſtimmig genügend Bauern haben, die unſer Ernährungsgeſchäft gut und ſicher beſorgen, haben wir aber auch nur etwas von unſerer großſtädtiſchen Überhebung aufgegeben, die da unerſchütterlich daran glaubt, wir Bewohner der ſteinernen Koloſſe, welche ſo raſch und rückſichtslos die Menſchenkraft verbrauchen und Geſchlechter abwelken laſſen, wären die Blüte der Menſchheit? Wer zieht denn von uns, wenn es ſich nicht um eine kurzfriſtige Spielerei der Großſtadtmüden handelt, hinaus aufs Dorf unter die Bauern? Auf einige Monate im Sommer mag es noch gehen, da kann man zur Not, wenn

man mit Konzerten, Vorträgen und Geſellſchaften des Winters überſättigt iſt, die ſchläfrige Eintönigkeit des Dorfes vertragen. Wie ſollte man aber von einem Menſchen der größeren Lebensanſprüche verlangen, daß er ohne Anregungen, ohne jene Fülle der Erlebniſſe, die gewiß durch ihre Vielfältigkeit auch bildend iſt, ohne die Leichtigkeit des Verkehrs mit Menſchen auskommen ſolle! Dieſes verlangt aber unſere Geſellſchaft vom Bauer. Sie mutet ihm zu, „auf dieſem ſchläfrigen Dorf" ſein Leben zu verbringen, ſie erwartet von ihm ein völliges Aufgehen in der materiellen Beſchäftigung der Bodenbeſtellung, ſie glaubt ſeinen Wiſſensdrang auf den mageren Inhalt eines Sonntagsblättchens und ſein Gemütsleben auf die Sonntagspredigt in der Dorfkirche beſchränken zu dürfen, außerdem geſtattet ſie ihm nur Fachbildung. Und wir ſollten uns wirklich der Hoffnung hingeben, daß die Vorliebe für dieſes Leben Tauſende und Abertauſende dazu veranlaſſen würde, die Städte, die dank der Gartenſtadtbewegung und den verſchiedenfachen Wohlfahrtsgeſetzen und -einrichtungen, welche ſelbſt dem geringſten Stadtarbeiter allmählich zugute kommen, immer erträglicher als Wohnſtätten werden, in hellen Haufen zu verlaſſen, dem Theater, dem Kino, dem Biergarten mit Monſtrekonzert, dem Kaffeehaus, der Schaufenſterpromenade mit Anknüpfungsgelegenheiten lebewohl zu ſagen? Müſſen wir nicht viel eher befürchten, daß der Drang nach der Vergnügungen, Bildung und märchenhafte Reichtümer verheißenden Rieſenſtadt auch weiterhin die Dörfer ihrer Landarbeiterſchaft und ihrer tatkräftigeren, intelligenteren Elemente berauben würde? Denn längſt iſt das geiſtige Leben auf dem Dorfe, das einſt mit tauſenderlei Bräuchen und Sitten, heilig gewordenen Gepflogenheiten und frohen Geſelligkeiten die harte Arbeit des Landmanns umſpann, zu einem kläglichen Überbleibſel geworden, deſſen letzter Zauber noch von Kneipendunſt und Jahrmarktsgedudel, Gaunergetriebe und albernen Marktbudenpoſſenreißereien mit Erfolg entheiligt und ſelbſt dem Andächtigen verleidet wird.

Wir ſehen, die Quelle der Volkskraft — das Bauerntum, auf das die Städtebevölkerung angewieſen iſt — befindet ſich in Gefahr. Was wird aber aus dem deutſchen Volke werden, wenn dieſe Gefahr nicht beſeitigt werden kann? Wer wollte die Gefahr leugnen? Zur Erläuterung möge nochmals ein Wort Heinrich Sohnreys dienen: „Otto Ammon in Karlsruhe", ſchreibt Sohnrey, „gewann, nachdem er jahrelang die badiſche Muſterungsſtatiſtik bearbeitete, das ſichere Ergebnis, daß der Bruſtumfang der ſtädtiſchen Wehrpflichtigen ſchon in der zweiten Generation der Anſäſſigkeit ihrer Familien abnimmt. Bei den Eingewan-

derten, die ja größtenteils in der Stadt aufgewachſen ſind, war er um 2 cm kleiner als bei den gleichgroßen Leuten auf dem Lande, bei den Stadtgeborenen noch um 2 cm kleiner als bei jenen, ſo daß ſie um 4 cm hinter der Landbevölkerung zurückblieben. Letztere beſtand aber gar nicht einmal aus lauter Bauernſöhnen, denn es kamen auch die zahlreichen ſchwächlichen Fabrikarbeiter (Spinner, Weber, Steinſchleifer uſw.) hinzu, welche auf dem Lande leben. Das ſind Ziffern, die nicht auf Schätzung, ſondern auf untrüglicher Meſſung beruhen." Ähnliche Beiſpiele ließen ſich ins Hundertfache vergrößern.

In Anbetracht ſolcher Tatſachen, die eine allgemeine europäiſche Erſcheinung ſind, beſonders ſoweit ſtark induſtrialiſierte Länder in Frage kommen, und nach den volkswirtſchaftlichen Ergebniſſen dieſes Weltkrieges iſt es ſichtbar, daß wir uns heute in einem geſchichtlichen Moment des Bauerntums befinden. Es gilt die akut gewordene Bauernfrage zu löſen, und das kann niemals ausſchließlich durch Verfügungen der Regierungen, ſondern es muß durch die geiſtige Mitarbeit des ganzen Volkes geſchehen.

Schon bei der Schaffung der geſetzlichen Grundlage dieſer notwendig gewordenen Neuorganiſierung des Landlebens wird der Erfolg von der Einſicht aller Volksſchichten und Parteien abhängen. Wird das deutſche Volk genug Einſicht beſitzen, eine Feſtſetzung von Kornpreiſen, die der deutſchen Landwirtſchaft einen intenſiven Ackerbau gewährleiſten, gutzuheißen? Werden die Parteigegenſätze nicht die Verwirklichung dieſer ausſchlaggebenden Maßnahme illuſoriſch machen? Wird man es dem Großgrundbeſitz gönnen, daß er ſich bei dieſer Gelegenheit mitbereichert, wird man die kommerzielle Möglichkeit, ſich in Friedenszeiten billiger mit Brotfurcht verſorgen zu können und die mit dieſem Importgeſchäft im Zuſammenhang ſtehende Ausſicht günſtiger Handelsverträge einem weitſichtigeren Plane opfern? Dieſe und ähnliche Fragen erfordern eine beträchtliche Vorurteilsloſigkeit im Volke und eine lautere Vaterlandsliebe, die weit hinaus über die Zeit der Gefahr lebendig und wirkſam bleibt. Daß wir in dieſer Hinſicht ſo ganz zuverſichtlich und ſorglos ſein dürften, laſſen gewiſſe Gegenwartserſcheinungen, die z. B. in der „Tat" bereits durch Heinz Potthoff (im Aprilheft, im Aufſatz: „Gegen den Wucher") und durch Benno Jaroslaw (Aprilheft: „Die gemeinwirtſchaftlichen Lehren des Krieges") richtig erkannt und gekennzeichnet wurden, ſchwerlich zu. Und weiterhin, kann eine Innenkoloniſation ohne Anteil des ganzen Volkes erfolgreich durchgeführt werden? Wohl kann die Regierung die noch unbebauten Strecken des deutſchen Landes

unter Zuhilfenahme der billigen Arbeitskraft der Kriegsgefangenen urbar machen, wer bietet ihr aber die Sicherheit, falls dieſes Werk im großzügigen Maßſtabe vollbracht würde, daß dieſe Strecken auch ſofort beſiedelt würden? Die Entvölkerung des Landes (Sohnrey, der vorzügliche Kenner der Landverhältniſſe, gibt bereits 1896 an, daß die Volkszahl auf dem Lande, trotz der allgemeinen Zunahme der Bevölkerung Deutſchlands, um eine halbe Million jährlich fällt, und ſeitdem ſind die Verhältniſſe eher ſchlechter als beſſer geworden) kann durch keinen Regierungsukas zum Stillſtand gebracht werden. Die Landflucht und der Zug nach den Städten wird ſo lange beſtehen, ſolange nicht wieder im Bewußtſein des Volkes das Landleben zu einem begehrten Daſein geworden iſt, und dieſes kann nur durch Umwertung gewiſſer Lebensanſchauungen geſchehen, die ſich aus der Wertung des ganzen Volkes ergeben.

So ſehen wir, daß die deutſche Bauernfrage kaum ohne die Anteilnahme des ganzen deutſchen Volkes günſtig gelöſt werden kann.

Es wird ſich lohnen, die Sache näher zu unterſuchen. Die Neuorganiſierung des Landlebens muß einerſeits durch geſetzliche Verfügungen, anderſeits durch private Mitarbeit geſchehen. Eine geſetzliche Feſtſetzung der Preiſe für die hauptſächlichſten Erzeugniſſe des deutſchen Bodens iſt die Grundlage, und zwar hat uns der jetzige Krieg gelehrt, wie Jaroslaw ſehr richtig in ſeinem oben genannten Aufſatz bemerkt, daß man, um hier Erfolge zu erringen, ſchweres Geſchütz, ſchärfere Waffen anwenden muß, als bloß wohlmeinendes Zureden. — „Mit Kant iſt da nichts anzufangen, denn Kant iſt erſt das Ende; der Anfang aber heißt — Lykurg und Drako!“ — Das Studium der Praxis wird zeigen, in welchem Umfang dieſe Maßnahmen zu geſchehen haben. Die Lage iſt nicht nur bei den Erzeugern des Brotgetreides in Anbetracht der bisherigen Verhältniſſe ziemlich ſchwierig. Ich will nur ein Beiſpiel aus dem Bereich des deutſchen Gemüſebaues anführen, das genug zu denken gibt. Es iſt dem Aufſatz von Hermann Saul (Glückſtadt): „Die Bedeutung des Gemüſebaus an der Unterelbe und die Wünſche der dortigen Gemüſezüchter“ entnommen, der am 25. Juli 1914 in den „Mitteilungen des Verbandes deutſcher Gemüſezüchter“, alſo einige Tage vor Kriegsbeginn, erſchienen iſt. „Dithmarſchen, zwiſchen Elbe, Nordſee und Eider gelegen“, ſchreibt Saul, „hat leichten, feuchten Marſchboden, welcher für Feldgemüſebau der allergeeignetſte iſt. Schädlinge treten infolge der Nähe des Meeres und des kühlen Seeklimas faſt gar nicht auf. Wie ſehr ſich infolge dieſer günſtigen Umſtände der Gemüſebau

Dithmarſchens entwickelt hat, erſieht man daraus, daß der Kohlbau Vorderdithmarſchens, im Jahre 1891 aus kleinen Anfängen beginnend, ſich bis heute auf eine Anbaufläche von über 1900 ha aller Kohlſorten gehoben hat. Niederdithmarſchen hatte im Jahre 1900 erſt 20 ha Kohlanbau, jetzt bereits über 500 ha, was bei einem Durchſchnittsertrage von 1000 Zentnern pro ha für das Dithmarſche Kohlbaugebiet 12000 Waggon pro Jahr ausmacht. Die Ware iſt in der Regel vorzüglich. Das Wort unüberſehbar kann man auf Kohlbau in Dithmarſchen tatſächlich anwenden." Und was iſt das volkswirtſchaftliche Ergebnis dieſer gegebenen Vorzüge? — Die Einfuhrſtatiſtik vom Jahre 1912 und 1913 zeigt, daß trotz billiger Preiſe, „bei denen der Erlös die Arbeitskoſten nicht deckte", noch 5770 Waggon Kohl vom Ausland, überwiegend aus Holland, eingeführt wurden. Der Geſamtempfang eines Hauptkonſumplatzes wie des rheinländiſch-weſtfäliſchen Induſtriegebiets an Gemüſen, Obſt und Pflanzen betrug nach Saul — aus Schleswig-Holſtein in den drei Jahren 1910—1912 zuſammen 3984 Waggon, aus Holland aber 58910 Waggon (bei jährlicher Zunahme von rund 3000 Waggon). Viel ſchlimmer ſind die Verhältniſſe bei den Kartoffelbauern, die als Produzenten beträchtlich niedriger verkaufen müſſen als die Ausländer und niemals auch nur einen annähernden Gewinn erzielen wie dieſe. Daß dabei nicht ausſchließlich die Vorzüge des Marktes, ſondern auch der Mangel einer genoſſenſchaftlichen Organiſation, wie ſie die Holländer beſitzen, den Ausländern zugute kommen, mag nicht vergeſſen werden. Auch wirkſame Maßnahmen der Eiſenbahnverwaltung, die dem Ausländer bekannt ſind, finden teilweiſe aus Unkenntnis, teilweiſe aus anderen Mängeln auf den deutſchen Produzenten nicht die erwünſchte Anwendung. Bezeichnend iſt in dieſer Hinſicht das Bekenntnis einer großen deutſchen Handelsfirma, das Saul in ſeinem Aufſatz anführt: „Holländiſche Ware kommt trotz der bedeutend weiteren Entfernung infolge der Eiſenbahnverhältniſſe beſſer an wie die deutſche." Wie ſehen in Anbetracht ſolcher Tatſachen die Ausſichten der Innenkoloniſation, aus der das Land neues Blut ſchöpfen ſoll, aus?

Es iſt zweifellos, daß gerade unſere Zeit die beſte Gelegenheit für das ganze deutſche Volk bietet, hier auch durch private Initiative helfend einzugreifen. Ich will keine Reformvorſchläge aufrollen, die den Vorzug haben, auf dem Papier ſehr verheißend auszuſehen, in die Praxis aber nicht umgeſetzt werden. Darum muß ich mich aber auf ein Gebiet beſchränken, auf dem ich ſelbſt heute arbeite, und das iſt das niederelbiſche Gebiet bis zur Elb- und Weſermündung mit den Städten Ham-

burg und Bremen. Man wird aus der Darſtellung von ſelbſt erſehen, daß die Möglichkeiten, je nach der Lage und den Lebensbedingungen der einzelnen Gebiete des deutſchen Vaterlandes, recht verſchieden ſein werden und dementſprechend auch eine beſondere Löſung erfordern. Das Gemeinſame bleibt die Möglichkeit, die Kriegsinvalidenanſiedelung als Hebel für dieſe wichtige Neuorganiſierung des Landlebens durch private Mittel zu benützen. Der deutſche Reichstag hat in der letzten Sitzung vom 29. Mai die endgültige Regelung der Kriegsinvalidenangelegenheit bis auf die Zeit nach dem Kriege vertagt, zum Teil aus techniſchen Gründen. Damit iſt aber die Frage der Invalidenverſorgung, die zur Herzensangelegenheit des ganzen deutſchen Volkes geworden iſt, durchaus nicht in einen Zuſtand der Stagnation oder auch nur der zeitweiligen Ausſchaltung geraten. Es gibt wohl kaum eine populärere Frage auf dem Lande wie in der Stadt, als die: wie lohnen wir es unſeren Verteidigern, wenn ſie das harte Los des Krieges zu Invaliden gemacht hat, daß ſie ihre Geſundheit für uns in die Schanze geſchlagen haben? Ich bin während der Pfingſttage durch niederdeutſche Dörfer zwiſchen Elbe und Weſer gewandert, habe wohl mit mehr als hundert Männern, die deutſchen Boden beſäen und beackern, die Frage im vertraulichen Geſpräch erörtert, überall in den Höfen und auf der Landſtraße, in den Dorfkrügen und in den Katen fand ich ein Urteil, einen heißen Wunſch und feſten Willen, dem der Dichter Hans W. Fiſcher, der Schöpfer der „Kette“ und des „Dreißigjährigen“ einen ſo beredten Ausdruck geliehen hat: „Bei dieſem Kriege iſt der Einſatz unſere geſamte Exiſtenz. Wir haben denen, die ſie uns retten, mit unſerm ganzen Daſein zu zahlen. Wenn je ein Krieger, der von dieſem Kampf als Krüppel wiederkehrt, einen Leierkaſten durch die Straßen tragen muß, wenn je eine Witwe oder Waiſe, die dieſer Kampf machte, hungert: wenn wir die heiße Dankbarkeit, die wir ſchulden, nicht auf den letzten Heller bar bezahlen, dann ſind wir keinen Schuß Pulver wert geweſen!“ Die Kriegsinvalidenverſorgung iſt der große, alle in gleicher Weiſe beſchäftigende Gedanke, der dazu dienen kann, die Arbeit der Neuorganiſierung des Landlebens auch von der Geſellſchaft aus ins Rollen zu bringen. Wir können dabei einen ſehr großen Teil der Invalidenverſorgung in den Dienſt der Innenkoloniſation des Landes ſtellen.

Die Frage iſt, auf welche Weiſe kann das deutſche Volk ſchon heute für dieſen Gedanken tätig ſein und welchen Zuſammenhang hat die Kriegsinvalidenanſiedelung mit der ſo nötigen Neuorganiſierung des Landlebens?

Die Frage der Kriegsinvalidenanſiedelung iſt je nach den örtlichen Verhältniſſen eines beſonderen Landgebietes zu löſen. Ich will hier nur einzelne Beiſpiele aus der niederelbiſchen Praxis anführen, die das näher erläutern werden. Die Niederelbe und ihre angrenzenden Gebiete, als deren ſtädtiſche und Verkehrsmittelpunkte man Hamburg und Bremen zu bezeichnen hat, iſt ein Land mit ganz beſonderen Lebensbedingungen. Die Ufergebiete der beiden gewaltigen Verkehrswege, der Elbe und der Weſer, beſtehen aus einem reichen, fruchtbaren, durch zahlloſe Waſſerkanäle und Zuflüſſe geäderten Marſchland, das zum größten Teil zu einem rieſigen Gemüſeland, zu einem deutſchen Holland, wie geſchaffen ſind. Einzelne dieſer Marſchen, von deren Daſein und Eigenart zuerſt durch den Dichter Hermann Allmers, der ſelbſt Marſchbauer war, die Kunde durch ganz Deutſchland gedrungen iſt, zeichnen ſich bereits ſeit langem durch ihren Gemüſebau aus. Beſonders ſind es die Hamburger Elbmarſchen, darunter die Vierlande, eins der eigenartigſten Bauernkunſtländer, die eine außerordentlich intenſive Gemüſekultur betreiben und in der Vielfältigkeit und Güte ihrer Produktion kaum den holländiſchen Gemüſekulturen nachſtehen. Bekanntlich verſorgen die Vierlande nicht nur den Hamburger, ſondern auch den Berliner Markt mit ihren Erzeugniſſen. Außer den Hamburger Elbmarſchen, von denen die am weiteſten nordwärts vorgeſchobene, die Elbinſel Finkenwärder mit ihrer prachtvollen Seefiſcherbevölkerung, die einzigen größeren Meerrettichkulturen Norddeutſchlands beſitzt, zeichnen ſich auch einzelne hannoverſche und holſteiniſche Marſchen durch ihren Obſt- und Gemüſebau aus, darunter, um die beſonders bekannten hervorzuheben, die Altländer Obſtmarſch, die wegen ihrer berühmten Kirſchenkulturen auch das „Kirſchenland“ genannt wird, die bei Glückſtadt im Holſteiniſchen gelegene Wildnis, die Kohl und Frühkartoffeln erzeugt, und noch weiter nordwärts Dithmarſchen, die Kohl bauende Seemarſch. In dieſem großen Gebiet, das noch bedeutend erweitert werden könnte, bieten ſich ganz beſonders günſtige Gelegenheiten für Anſiedelung von Gemüſebauern. Die beſtehenden Waſſerverhältniſſe bilden die denkbar günſtigſten Verkehrswege, die es, ähnlich wie in Holland, jedem Gemüſe- oder Obſtbauer ermöglichen, ſeine Erzeugniſſe unmittelbar von ſeinem Garten nach dem Markt in Hamburg oder Bremen zu verladen. Dieſes Netz von Kanälen, das z. B. von beſonderer Bedeutung für den Schutz des Altländer Obſtbaus gegen Nachtfröſte im Frühjahr iſt — das Alte Land bildet bekanntlich die am weiteſten nach Norden vorgeſchobene große Obſtkultur Deutſchlands —, iſt faſt für alle Marſchen

noch verbeſſerungsfähig und kann in Verbindung mit einzelnen neuen Waſſerwegen, die auch von ſtrategiſcher Bedeutung für die Verteidigung der Nordſeeküſte ſind, ganz bedeutend erweitert werden. Es würde zu weit führen, die Entwicklungsmöglichkeiten dieſer fruchtbaren Flußgebiete zu einem großen deutſchen Gemüſeland aufzuzählen, das fähig wäre, einen großen Teil des von Jahr zu Jahr um Millionen ſteigenden Gemüſeimportes aus dem Ausland durch inländiſche vollwertige Erzeugniſſe zu erſetzen*; wichtig iſt für unſere Unterſuchung, daß die Tatſache dieſer beſonderen Boden- und Verkehrsverhältniſſe die Veranlaſſung zum Eingreifen der Privatinitiative wurde, die im Begriff iſt, an der Niederelbe und -weſer die Frage der Kriegsinvalidenanſiedelung auf eine ganz beſonders verheißungsvolle Weiſe im Sinne der Neuorganiſierung des deutſchen Landlebens zu beeinfluſſen. Die Anregungen, die ich im Maiheft der „Norddeutſchen Monatshefte", einer Zeitſchrift, die den Willen hat norddeutſche Kultur zu pflegen, in einem Aufſatz: „Wie ehren wir unſere Krieger an der Niederelbe" auf Grund langjähriger Kenntnis der Verhältniſſe geben konnte, haben einen außerordentlich großen Anklang gefunden. Die „Norddeutſchen Monatshefte" ſelbſt haben ſich ſofort bereit erklärt, in großzügiger Weiſe den Gedanken zu fördern; ſie haben eine Anzahl von Kennern des Landlebens der in Frage kommenden Gebiete zur Ausſprache eingeladen und Schritte zur Verſtändigung mit maßgebenden Behörden eingeleitet. Die Sache iſt etwas umſtändlich, denn es kommen in dieſem Fall vier verſchiedene Regierungen in Frage: die freien Städte Hamburg und Bremen, der Regierungsbezirk Stade und die Provinz Schleswig-Holſtein. Beſonders iſt hier das verſtändnisvolle Entgegenkommen des Herrn Regierungspräſidenten in Stade dankbar zu erwähnen, von deſſen wohlwollender Anteilnahme das Gelingen des ganzen Vorhabens hauptſächlich abhängt, da der Regierungsbezirk Stade als eine von der Elbe, Weſer und Nordſee gebildete Halbinſel — ein übrigens in bezug auf ſeine ethnographiſchen Verhältniſſe überaus vielfältiges und intereſſantes Gebiet — über den größten Teil des in Frage kommenden Landes verfügt.

Bei der Verfolgung des geſteckten Zieles, das eine in jeder Hinſicht muſtergültige Anſiedelung der Kriegsinvaliden an der Niederelbe und -weſer iſt, ſind zwei Geſichtspunkte von beſtimmendem Einfluß geweſen. Einerſeits die aus hamburgiſchen Gepflogenheiten gewonnene

* Ich habe es in einer beſonderen, im „Hamburger Fremdenblatt" erſchienenen Arbeit, die jetzt unter Mitwirkung der Regierung des Regierungsbezirks Stade als Flugſchrift: „Die Zukunft der Niederelbe als Gemüſeland" erſcheint, des näheren ausgeführt.

Erkenntnis, daß zwiſchen den Regierungsmaßnahmen und der Initiative eines jeden einzelnen Intereſſenten ein wirkſames und nützliches Betätigungsgebiet für gemeinnützige private Arbeit vorhanden ſei — die ſeit 150 Jahren in Hamburg beſtehende „Patriotiſche Geſellſchaft" iſt ein beredtes Zeugnis dieſer, hier oft in den Spalten der „Tat" mit Anerkennung erwähnten hamburgiſchen Eigenart —; anderſeits die Einſicht, daß wir heute die Frage einer geſunden geiſtigen und Ausdruckskultur auf dem Lande löſen müſſen, wenn wir die deutſche Volkskraft vor den Gefahren ſchützen wollen, die ihr aus unſerem großſtädtiſchen und induſtriellen Leben erwachſen ſind. Die „Norddeutſchen Monatshefte" und der im Entſtehen begriffene Bund, der ſich über die vier in Frage kommenden Bezirke erſtrecken ſoll, ſpielen gewiſſermaßen bei dieſem Unternehmen die Rolle der „Patriotiſchen Geſellſchaft" in Hamburg; für die Löſung der Frage der Neuorganiſierung des Landlebens in dem zuſtändigen Gebiet ſind die Wege und Maßnahmen erſt zu finden.

Der Heimatſchutz hat bisher nicht vermocht, die notwendige Neubelebung des Landlebens herbeizuführen, ja der Vorwurf darf ihm ſelbſt nicht erſpart werden, daß er im Begriff iſt, vollends in Äußerlichkeiten zu erſtarren. Er iſt heute in den meiſten Fällen geradezu eine Angelegenheit für Architekten geweſen, während der Geiſt der Bauherren in ſeiner Verwilderung belaſſen wird und nur durch Verbote und Beſchränkungen vor allzu kraſſen Entgleiſungen behütet werden ſoll. Dieſer im weſentlichen vorwiegend äſthetiſche Geſichtspunkt iſt gar nicht imſtande, die Totalität des Lebens zu erfaſſen, am allerwenigſten die des Landlebens, darum wird er niemals nennenswerte Erfolge erzielen, wenn er bei ſeinen Beiſpielen und Gegenbeiſpielen bleibt, die in den Werken eines Schultze-Naumburg wohl ihre vollſte Berechtigung haben, jedoch für die Kulturwirkung einer ganzen Bewegung eine zu ſchmale Grundlage abgeben.

Gerade die Gebiete zwiſchen Niederelbe und Weſer ſind aber in der Pflege des Heimatlebens weit über die übliche Praxis des Heimatſchutzes hinaus. Der im Norden des Regierungsbezirks Stade wirkende Heimatbund der „Männer vom Morgenſtern", der älteſte Heimatbund Deutſchlands, deſſen Gründer bekanntlich der Marſchendichter Hermann Allmers geweſen iſt, dürfte hier als kultureller Faktor von großer Bedeutung zunächſt genannt werden (eine nähere Kenntnis der Leiſtungen dieſes Bundes iſt ſehr zu empfehlen). Außerordentlich lehrreich und ermunternd iſt auch die Arbeit, die in der Richtung des Verſuches einer Neuorganiſation des Landlebens von der maßgebenden Provinzſtadt

aus, durch Stade und ſeinen „Hiſtoriſchen Verein“, in den letzten paar Jahren geleiſtet wurde. Eine ganze Reihe einſichtsvoller, weitſchauender Männer, darunter vornehmlich Profeſſor E. Högg, der damals noch in Bremen tätig war und jetzt in Dresden an der Techniſchen Hochſchule wirkt, der Stader Bürgermeiſter A. Jürgens, der jetzt in Hameln ähnliche Aufgaben zu löſen hat, der Senior des Geiſtlichen Miniſteriums H. von Staden, haben dabei vorbildliche Arbeit im Sinne der Neubelebung des geiſtigen Lebens auf dem Lande geleiſtet, die den jetzigen Beſtrebungen ſelbſtverſtändlich zugute kommt. Doch ſelbſt damit iſt die Frage der Neuorganiſierung der Kulturkräfte des Bauerntums, deren wir dringend bedürfen, kaum erſt angeſchnitten. Ein Studium der vortrefflichen Schriften Heinrich Sohnreys, der ſich durch ſeine Anregungen unvergeßliche Verdienſte um das deutſche Bauerntum erworben hat, wird zeigen können, wie unendlich vielfältig die Aufgaben der Organiſierung des Dorflebens eigentlich ſind. Es würde einen beſonderen Aufſatz erfordern, ſie auch nur annähernd aufzuzählen*. Bei dieſem Studium wird es ſich klar erweiſen, daß das Dorf nicht durch die Aufpfropfung ſtädtiſcher Verhältniſſe zu einer geſunden Kulturhöhe gelangen kann, daß es vielmehr eine durchaus ſelbſtändige und eigenartige Entwicklung durchmachen muß, um ſich dem Verhängnis der Städte zu entziehen und die dauernde Geſundheit des ganzen Volkes zu gewährleiſten. Was es aber zu bedeuten hat, wenn eine ſolche Steigerung des Volkslebens erzielt werden kann, wird man aus der Betrachtung gewinnen können, daß damit der Qualitätswert eines jeden Deutſchen geſteigert würde, d. h. der Deutſche würde fähig gemacht, ſeine führende Stellung dauernd zu behaupten.

Hier ſetzt die Arbeit des Bundes zur Invalidenverſorgung an, der es ſich zur Aufgabe macht, die Frage der Invalidenverſorgung mit der der Invaliden- und Veteranenanſiedelung und der der Neuorganiſierung der materiellen und geiſtigen Kräfte des deutſchen Bauerntums, ſoweit dieſes im Rahmen des Neuhollandprojektes zwiſchen Weſer und Niederelbe in Frage kommt, zu verknüpfen und gemeinſam zu fördern. Was private, von wahrer Begeiſterung erfüllte Tätigkeit unter Umſtänden zu leiſten vermag, haben wir aus mancherlei weltgeſchichtlichen Ereigniſſen lernen können. Es iſt unmöglich und kurzſichtig, die Erfüllung aller unſerer Wünſche in bezug auf die Kriegsinvalidenverſorgung von

* Die Intereſſenten verweiſe ich im beſonderen auf die beiden Werke Sohnreys: „Die Bedeutung der Landbevölkerung im Staate“ und „Die Wohlfahrtspflege auf dem Lande“, ſowie auf die verſchiedenen Jahrgänge ſeiner Zeitſchrift: „Das Land“.

der Regierung zu erwarten; die Sache iſt bei aller von den Regierungen zum Ausdruck gekommenen Bereitwilligkeit, die ihr Möglichſtes zu tun verſprochen haben, Angelegenheit und Pflicht des ganzen Volkes und bedarf um ſo dringender der allgemeinen Opferwilligkeit und Mitarbeit. Nicht um das Mögliche handelt es ſich hier nämlich, ſondern um das Noch-nicht-dageweſene, Bahnbrechende, unter allen Umſtänden zu Erreichende. In dieſem Sinne iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß das Unternehmen an der Niederelbe und -weſer zahlreiche Gegenſtücke im deutſchen Reiche finden wird und finden muß. Ein großes Kulturwerk, unabſehbar in ſeinen Wirkungen, kann hier in Angriff genommen werden. Für das deutſche Volk bedeutet es nicht nur die Erfüllung einer Ehrenpflicht in wahrhaft würdiger Weiſe, ſondern zugleich die denkbar umfaſſendſte Sicherung der eigenen Exiſtenz für ganze Generationen.

Aus dem Bauerntum, das die Wurzel der Volkskraft iſt, fließen die Säfte der Tatkraft durch das vielverzweigte Geäder des Volksganzen. Sie ſind dort beſonders unerläßlich, wo der Verbrauch an Kraft der denkbar größte iſt, und unſere Großſtädte und Induſtriezentren ſind auf das Bauerntum erſt recht angewieſen. Man läßt ſich, oder ſagen wir beſſer: ließ ſich in der Beurteilung der Völker viel zu ſehr von dem mehr oder minder kosmopolitiſchen Ausſehen der Großſtädte täuſchen und vergaß dabei, daß hinter den verbindlich und repräſentativ aufgemachten Straßenzeilen der Städte, die man beſuchte, ſich unabſehbares Bauernland dehnte, aus dem Kraft und Eigenart, Wollen und Fähigkeit immerfort in den verdampfenden und verdunſtenden Behälter aus Stein und Aſphalt flutet. Zwiſchen Bauernland und Bauernland beſtehen im europäiſchen Völkerkomplex jahrhundertweite Unterſchiede. Das hat uns der Weltkrieg mit beſonderem Nachdruck veranſchaulicht. Mögen Kopenhagen und Petersburg, Berlin, Paris, London, Wien und Rom als Lebenszentren vergleichbar ſein, — das däniſche Bauerntum, das mit ſeiner ländlichen Hochſchulbildung den entwickeltſten Bauernſtand Europas bildet, der bereits Ende des 19. Jahrhunderts zur politiſchen Macht gelangte, und das ruſſiſche Analphabetentum und die ländliche ruſſiſche Verwahrloſung, die ſich nicht einmal den natürlichen Bodenreichtum zunutze machen kann, ſind Gegenſätze, die ſich nicht überbrücken laſſen! Welche Einblicke und Möglichkeiten bieten ſich dem in die Zukunft ſpähenden geiſtigen Auge, wenn man die ſtolze Bauerngeſchichte des nordiſchen Bauerntums, das den Ruhm beanſpruchen darf, der Weltliteratur eins der prachtvollſten und monumen-

talſten dichteriſchen Denkmäler in germaniſch-isländiſcher Sagafaſſung* geſchenkt zu haben, bis in die heutigen, von einer bewundernswerten ſittlichen Würde getragenen Zuſtände verfolgt, wenn man unterſucht, wie das holländiſche Bauerntum in ſeiner neueſten Anpaſſung aus intenſiven Kleinbetrieben neue Kraft ſchöpft, während das benachbarte Belgien gezwungen wurde, einen Löwenanteil ſeiner Kräfte an die Induſtrie zu verlieren. England beſitzt heute nach der ausgeſprochenen induſtriellen und kommerziellen Entwicklung, die bereits im 16. Jahrhundert einſetzte, keine namhafte Bauernbevölkerung mehr und wird kaum imſtande ſein, je eine zu erzeugen; das Bauerntum Frankreichs iſt, trotz des verſchwenderiſchen Bodenreichtums, in ſeinem Kern aufs empfindlichſte durch Jahrhunderte andauernde Ausbeutung geſchwächt und auch heute kulturellen Aufgaben nur teilweiſe gewachſen. Man hat ſich noch viel zu wenig mit der Geſchichte des Bauerntums befaßt, obgleich dieſes Studium geradezu dringend iſt. Schon allein die Geſchichte der Bauernbefreiung in Europa birgt Probleme in ſich, die man nicht außer acht laſſen dürfte. In meiner Tätigkeit als Herausgeber des im Verlage von Eugen Diederichs erſcheinenden „Bauernſpiegels“** hatte ich Gelegenheit, das europäiſche Bauerntum in einer beſonderen Spiegelung zu betrachten; dabei kamen für mich nicht Werke in Betracht, die aus der oberflächlichen Kenntnis der Bauernbevölkerung und der Schilderung ihrer bunten Eigenart ſtammen, mögen ſie auch von noch ſo berühmten Männern wie Zola oder Maupaſſant geſchrieben worden ſein, die doch letzten Endes gegenüber dem wirklichen Bauernleben als einſeitig betrachtende Städter durchaus verſagt haben, ſondern wirkliche Offenbarungen der Bauernſeele, wie ſie in einem aus dörflichem Dunſtkreis geborenen Dichterwerk zur Geltung kommen, haben mich beſchäftigt. Solche Werke ſind ſelten und leichter im Oſten als im induſtriereichen Weſten zu finden, der polniſche Epiker

* Dieſe ehrwürdige Welt dichteriſcher Erfüllung, welche nicht nur durch ihre ſittliche Größe, ſondern auch durch ihre Monumentalität die der romaniſchen „Novellen“ bei weitem überragt, macht uns der Verlag von Eugen Diederichs durch ſeine groß angelegte Thule-Ausgabe, welche ſich auf über zwanzig Bände belaufen wird, in ganz einzigartiger Weiſe zugänglich. **Der Bauernſpiegel iſt eine Sammlung europäiſcher Bauernromane, die beſonders dazu geeignet ſind, die Bauernſeele in ihren nationalen Spiegelungen ſichtbar zu machen. Bisher ſind in dieſer Sammlung das große vorbildliche vierbändige Epos: „Die Polniſchen Bauern“ von W. S. Reymont, und „Ein Dorfwinkel“ von Camille Lemonnier, dem bekannten belgiſchen Dichter, erſchienen. Ein franzöſiſcher Bauernroman: „Das Syndikat von Baugignoux“, der die ſoziale und wirtſchaftliche Lage des franzöſiſchen Bauerntums ſehr anſchaulich ſchildert, harrt auf die günſtige Zeit zur Herausgabe.

Reymont iſt ein Beweis dafür. Von welcher gewaltigen Bedeutung und Wichtigkeit ſie ſein können, beweiſt Leo Tolſtoj mit ſeinem ganzen nur durch den Notſtand des ruſſiſchen Bauerntums erklärlichen Werdegang. Fügt man Namen wie: Björnſon, Selma Lagerlöf, Pontoppidan, Guſtav Frenſſen hinzu, ſo läßt ſich der Kreis des wirklichen ſeeliſchen Wiſſens über bäuerliche Dinge in Europa beträchtlich erweitern.

Das deutſche Bauerntum ſteht noch in ſeiner vollen ungebrochenen ſeeliſchen und körperlichen Kraft da, trotz all der Schäden, die an ihm nagen, und der Gefahren, die ihm drohen. Um das zu erkennen, muß man allerdings mit dem deutſchen Bauer „leben" und ihn nicht nur gelegentlich zu Studienzwecken betrachten. Es gehören heute in Deutſchland ganz beſondere überlegene geiſtige Kräfte aufs Land, die ähnlich wie der Ruſſe Tolſtoj — und doch aus einem ſo ganz anderen Bewußtſein und Willen — der Stadt entſagen, um auf dem Lande das zu ſchaffen, was das Volkstum braucht, um ſeine Quellen friſch, rein und ſtark zu erhalten. Was läßt ſich alles noch von der zielbewußten Pflege des deutſchen Bauerntums erwarten! Welche Schätze liegen da zum Teil ſchon durch die einſeitige Entwicklung des Lebens der Nation verſchüttet. Wer ſich einen Begriff davon machen will, leſe die großen und vielſeitigen Heimatbücher, die der um das niederſächſiſche Volkstum ganz beſonders verdiente Verlag von Karl Schünemann in Bremen unter Mitwirkung der ganzen geiſtigen Kräfte des in Betracht kommenden Landes herausgibt*.

Das Vernachläſſigen der großen Aufgabe, der Neuorganiſierung der geiſtigen, materiellen und Gemütskräfte des Landes, die letzten Endes zu einer Qualitätshebung des ganzen Menſchenmaterials führt, welche wohl im vollen Maß die Bezeichnung „Volkskultur" verdient, würde ſich bitter in der Zukunft am deutſchen Volk rächen. Die Lehren und neuen Erkenntniſſe geben uns die neuen Mittel in die Hand, das große Ziel zu erreichen. Wir befinden uns in einem geſchichtlichen Moment des Bauerntums und müſſen uns deſſen voll bewußt werden und die Gelegenheit rechtzeitig ergreifen. Dann wird der endgültige Sieg unſer ſein!

* Beſonders wertvoll iſt das zweibändige, 1820 Seiten umfaſſende „Lüneburger Heimatbuch", das vorbildlich für derartige Veröffentlichungen genannt zu werden verdient.

Bruno Rauecker
Hinter der Front

Wenn hier vom Leben hinter der Front und ſeiner Arbeit geſprochen werden ſoll, ſo ſind zur Vorausſetzung ſeines Verſtändniſſes grundſätzlich zweierlei Notwendigkeiten beim Leſenden zu verlangen: Die vollſtändige Abſcheidung des gewohnten Gedankens an ein „Heldentum“ und die Einfühlung in die Zwiſchenſtimmungen des Lebens „hinter den Reihen“. — Weder gilt es, Menſchen, denen Sicherheit der „Stellungen“ und Aufenthaltsorte durch die Entfernungen vom feindlichen Feuer gewährleiſtet iſt, als tapfere und mutige Kämpfer einzuſchätzen (wiewohl ſie von der Heeresleitung zu den „Kombattanten“ gerechnet werden), deren Leben, täglich neu dargebracht, in der Tat jedem andern zu einem unberechenbaren, verehrungswürdigen Myſterium wird; noch auch darf an den Arbeiter hinter den Feuerſchlünden der übliche Maßſtab angelegt werden, der einem in der Heimat friedlich Tätigen zugemeſſen werden muß. — Wer Eindrücke des Kampfes aus zweiter Hand empfängt, wem die Wirkungen der Schlacht in den Geſtalten armer, hinkender, krüppelhafter Verwundeter, im Anblick halbaufgeräumter Schlachtfelder und ihres blutüberſtrömten Elends, im Grauſen verbrannter Dörfer, zerſchoſſener Städte bewußt werden, ohne daß er den Urſachen dieſer Not nachſinnen, ja ſie auch nur aus den notwendigen Tatſachen des Augenblicks begreifen kann, darf nicht mit der Elle gewohnter Friedensbeſchaulichkeit gewertet werden.

Ein Mittlerer iſt der hinter der Front ſich Betätigende: Ein Pendelnder zwiſchen Krieg und Frieden, ein Geduldiger und ein in der Arbeitswut des Helfenwollens Verbiſſener, ein Sehnſüchtiger nach den Leiſtungen „da vorne“ und ein Beruhigter im Geiſte einer kleineren, indes ſo notwendigen Hilfe für ſie: Ein wahrhaftiger und ein ſcheuer Menſch, der noch im Geiſte lebt und nicht allein in der Notdurft des Tages und der dennoch dem „Gedanken“ als dem Unnützen der Zeit nicht nachgeben kann.

Weil aber dieſer Arbeiter in dem Operationsgebiete der Munitionskolonnen und Trains, alſo der nicht unmittelbar kämpfenden Truppen ſo völlig andere Einfühlungen in ſeinen Kriegsdienſt erfährt, weil ihm die Umſtellung ſeines Lebensprozeſſes nicht mit der Not der unmittelbaren Verteidigung ſeines Bruders an der Front angepaßt wird, weil ihn die wirkliche Gefahr nur ſelten für den Augen-

blick das Richtige lehrt, iſt er es vor allen anderen, deſſen Lebens- und Arbeitsfunktionen ſich bewußt verändern und anpaſſen, deſſen Leiſtungen ſich nahezu vollkommen umſchulen müſſen. Und deshalb iſt er vor allen anderen wert der Beobachtungen des Sozialpſychologen, wie des Sozialpolitikers überhaupt. —

Welche geiſtigen Vorbedingungen aus der Zeit des Friedens, welche inneren Berufseinſtellungen, welche äußeren Berufsbedingungen, welche Schulungen und Wirtſchaftsformen zu allen dieſen Veränderungen am geeignetſten erſcheinen, welche Ausleſe der Tüchtigſten ſich auch in dieſen Kriegsdienſten am meiſten geltend macht: das zu erkennen ſoll deshalb kurz im folgenden verſucht werden.

Geſchieht dies aber, ſo iſt von vornherein eine grundſätzliche Beobachtung feſtzuhalten, die allen Unterlagen moderner Verwaltungsleiſtungen im Krieg zur ſelbſtverſtändlichen Norm werden müßte: Die pflichtgemäße Erfüllung geforderter Einzelaufgaben verlangt — ebenſo wie bei dem Manne in der Front — allerſtrengſte ſoldatiſche Zucht und Ordnung, ſomit bis zu einem engumgrenzten Sinne Ausſchaltung der perſönlichen Tatkraft, Unterordnung und Tatſachenleiſtung als *mechaniſchen* Prozeß. Wer aus eigenſter, *geiſtiger* Triebhaftigkeit nach dem Endzweck ſeiner Leiſtungen frägt, wird beiſeite geſchoben werden von demjenigen, der raſch zuzugreifen, zu handeln, zu beſorgen, aber auch willenlos zu gehorchen verſteht als ein Werkzeug der anweiſenden Stelle, als eine Zentrifugalkraft des militäriſchen Gehirns, des größten oder kleinſten General- oder ſonſtigen Stabes. — Es iſt außer jedem Zweifel zu halten, daß dieſer brauchbare Typ militäriſcher Arbeiter hinter der Front im weſentlichſten der techniſchen und wirtſchaftlichen Arbeitsteilung unſerer im Frieden geläufigſten Wirtſchaftsform, dem *Großbetriebe*, zu danken iſt, der Unüberſichtlichkeit der einzelnen Arbeitsvorgänge in ihm und ſonach der Gewöhnung an eine gewiſſe *Mechanik der Arbeitsleiſtungen* in Technik, Induſtrie und Handel. Ein Arbeiter z. B., der gewohnt war, während der neun Stunden ſeines Arbeitstages an einer lithographiſchen Preſſe verarbeitete Bogen im ſtets gleichbleibenden Handgriff aufzufangen, oder aber im Bureau der Muſterzeichner tauſendmal das gleiche Poſamentenmuſter anzukreiden, wird mit ähnlichen Gefühlen ohne Beſinnen Erdarbeiten verrichten oder Patronenkäſten zählen. Und er wird in der gleichen inneren Haltung die Stunde des Appells im monatelangen, gleichmäßigen und in der Tageseinteilung geregelten Stellungskrieg erwarten, mit der er ehedem dem Glockenzeichen der Fabrikuhr entgegengeſehen hatte. — Solcher

Leute aber braucht der Truppendienſt hinter der Front ſehr, ſehr viele, und ihr Lebensrythmus wird ausſchlaggebend für den Grundſtock aller Leiſtungen überhaupt. Er braucht ihrer zu Schanzarbeiten, in Pferdeſtällen und in Fliegerſchuppen, zu den Transporten der Verpflegungen aus den Etappen nach vorn zur Linie und zu den Munitionsempfängen in den beſtimmten Lagern, wie auch zu deren Beförderung an die bedürftige Stelle. Er braucht ihrer aber vor allem zu Sicherungsarbeiten in den beſetzten Gebieten, im Wachdienſte der Bahnen, der Städte und Dörfer. Und derjenige iſt der Tauglichſte — nochmals ſei es geſagt — der nicht fragt: Wozu dieſe Arbeit? Derjenige iſt der Fähigſte, der zu handeln verſteht auf Befehl, weil es geboten wird und weil man zu gehorchen hat: derjenige alſo, der nicht denkt.

Anders beſtellt iſt es um den Krieger, deſſen im Frieden geübte Berufsleiſtungen nunmehr im Felde von ihm verlangt werden, deſſen lange Jahre über angepaßte, ſelbſtändige, an die Perſon gebundene Arbeitsbefähigung zur Verwendung kommen kann.

Es iſt eine Tatſache geworden, daß z. B. der kaufmänniſche, der händleriſche Geiſt den unmittelbar „geſchickten" Aufgaben der Aufklärung auf dem Marſche, der Quartiergewinnung, den Kaufabſchlüſſen mit der feindlichen Bevölkerung, den Verwaltungsgewohnheiten des Marketender-, Kammer- oder Wachtmeiſterdienſtes u. a. am meiſten gewachſen iſt. Es iſt weiterhin eine bemerkenswerte Erſcheinung geblieben, daß der ſelbſtändige Handwerker, der Sattler, Schneider, Schuſter, Schmied und Metzger, williger zur ſelbſtändigen Arbeitsleiſtung zu bringen iſt als der Geſelle, und daß wiederum innerhalb dieſer Gattung derjenige zur größeren Befriedigung der Allgemeinheit und ſeiner ſelbſt wirkt, der gewohnt iſt, ſeine Arbeit von Anfang bis zu Ende ſelbſt zu leiſten. Es darf und muß indes erwähnt werden, daß dieſe Arbeiterſchicht durchaus nicht in der Hauptſache etwa von Handwerkern geſtellt wird, die als ſelbſtändige Unternehmertypen mit eigenen wirtſchaftlichen, techniſchen und organiſatoriſchen Leiſtungen einen geſonderten und für ſich beſtehenden Betrieb aufzuweiſen und zu leiten haben. Vielmehr iſt zu betonen, daß in ihre Reihen vor allem ſolche Lohnarbeiter eingeſtellt ſind, die gewohnt waren im Frieden Qualitätsarbeit zu leiſten, in ihr aber über deren Zweck und Sinn nachzudenken, mit anderen Worten, die eigene Leiſtung als Teil eines guten Ganzen, als Notwendigkeit zu fühlen und zu verſtehen. Daß dieſe Kategorie in der Hauptſache aus Qualitätsarbeitern beſteht, die in größeren Fabriken gelernt hatten, weiter hinaus zu denken, wie auch mit koſtbaren Maſchinen und Ma-

terialen umzugehen, braucht bei der Bedeutung einer geiſtig geſchulten Arbeiterkraft gerade für den modernen Großbetrieb der Wertarbeiten kaum geſondert erwähnt zu werden.

Von weit größerem, und wie es uns ſcheinen will grundſätzlicherem, weil bisher noch allzu wenig beachtetem Belange für die Politik des Staates und der Gemeinden nach dem Kriege muß es aber ſein, daß dieſe Tüchtigen faſt immer eine gewerkſchaftliche Schulung durchlaufen hatten, in der ſie erzogen wurden, den Ernſt und die Notwendigkeit einer jeden und ſei es der geringſten Arbeit für das geſamte Werk zu erkennen, in der ſie aber auch weiterhin gehalten wurden, ſich einer ausgegebenen Loſung unbedingt zu fügen. Es iſt unſere feſte Überzeugung geworden, daß dieſe Gewerkſchaftsdiſziplin der Oberſten Heeresleitung unendliche Sorge um gewichtige Aufgaben hinter der Front und deren beſchleunigte Erledigung erſpart hat. Manche Verwaltungsſtelle, für die ein hierzu vorgebildeter, verwaltungstechniſch geſchulter Offizier vordem auserſehen war, konnte mit einem Unteroffizier oder einem Gefreiten der Reſerve beſetzt werden, deſſen papierene Ausweiſe ihn als — Gewerkſchaftsſekretär erkennen ließen. Mancher Offizier aber, nunmehr frei geworden für taktiſche und ſtrategiſche Leiſtungen, konnte in der Ausleſe der Geeignetſten paſſendere und ſomit in der großen Arbeitsteilung unſeres Volksheeres nützlichere Verwendung finden.

Wie man nun dieſer Vorbereitung zum Heeresdienſt in ſtiller Gewerkſchaftsarbeit nach Friedensſchluß nicht wird vergeſſen dürfen, ſo wird man ſich im Ausbau der zukünftigen inneren Politik auch daran erinnern müſſen, daß es die mühſame und tüchtige Arbeit unſerer Kleinbauern und Landarbeiter war, die — von den Munitionskolonnen, Trains, Batterien und Eskadrons ad hoc abgeſtellt — hinter der Front den unbekannten Boden eroberter Gebiete beſtellt hat und ſomit die deutſche Volksernährung an ihrem Teile ſichern half. Freilich, daß ſie dies tun würde, war ihr im Februar und im März, den Hauptzeiten der Feldbeſtellung ſelbſt nicht ſo bewußt, wie es uns nunmehr erſcheint, die wir im Mai die frühe Getreideernte des Juni in Frankreich und Flandern erwarten. — Aber der Arbeiter hinter dem Pflug, er dachte auch weiter nicht nach, für wen er die Schollen umwarf. Nach ſechs bangen Monaten der Entbehrungen war ihm die Arbeit eine Luſt, die ſeinem Leben den gewohnten, ſchollenſeßhaften Sinn unterſtellte für koſtbare und wertvolle Wochen. Und wie er zur Erde ſtand und jedem Acker, den er zugewieſen erhielt als ein Unterpfand beſſerer Zeiten umwarb, ſo hielt er es mit ſeinen Pferden, mit den Ausrüſtungs-

gegenſtänden der Tiere, mit ihren Ställen. Wir haben es mit angeſehen, daß ein älterer Kleinbauer aus dem bayeriſchen Oberland, von ſeinem liebgewonnenen Pferden wegbefohlen, ſo lange in bitterſter Verzagtheit umherging, bis man ihn wieder mit ihnen zuſammengab: Auch in der Ferne und auch im Kriege waren ihm ſeine Tiere zu einem Stück ſeiner Heimat geworden, an die er dachte, wenn er mit ihnen den fremden Acker pflügen ging, von der er ſprach, wenn er die Egge über ihn führen konnte. —

Ein ſolches Glück der Arbeit freilich, es bleibt beſchränkt auf nicht ſehr viele. Vor allen anderen aber mißt es der Arbeiter *in und mit dem Geiſte*. Mag ihm auch die körperliche Zucht, deren ſinnvollem Zwange er ſich für einzelne Stunden des Tages unterwirft, über die eigenſte Not des Müßigſtehens im monatelangen Stellungskriege manchmal hinweghelfen, mögen ihm auch — und namentlich dem Verantwortlichen — mancher Art Verwaltungsaufgaben in Dorf, Stadt, Feldbeſtellung und innerem Truppendienſt Erſatz bieten für die Leere ſeines geiſtigen Lebens — letzten Endes wird ihm alles dies nur Notbehelf bleiben können, nur Lückenbüßerei. Denn er ſteht zwiſchen zwei Feuern, die ihn verbrennen ſollten, an die er ſich aber nicht verſchwenden darf, die ihm als Beſtätigung ſeiner Hingabe an den großen Krieg und ſeinen Sinn unerreicht vor Augen ſtehen: Er ſteht vor dem Feuer des Feindes, das ihn nicht erreicht, und er ſteht vor dem Feuer ſeines entflammten Geiſtes, das ihn nicht berühren darf. Fürwahr: der Jubel der Arbeit, in die ſein Gehirn ſich eingelebt hatte, die aus ſeinem tiefſten, ureigenſten Lebensgefühl kommen konnte, die ihm Erfüllung und Ruhe zugleich war, — er wird ihm nur ſelten zuteil. Müde vom Hinwarten in den anderen Tag und ſein Ereignis, erſehnt er den Schlaf, der ihn — wie oft! — zu ähnlichem Verdämmern hinüberleitet in den aufgehenden, neuen Morgen.

Aber gewiß! Nicht einem jeden der geiſtig Schaffenden wird ſolche Not in gleichem Maße zuteil. Auch in dieſer Art tätiger Kräfte gibt es Unterſchiede und ſie müſſen erwähnt werden. *Der Beamte, der Lehrer, der Angeſtellte* eines arbeitsgeteilten, wohldiſziplinierten Großbetriebes überhaupt: Er hat es nicht ſo ſchwer. Für ihn braucht der Prozeß des Lebens nicht unbedingt und unmittelbar zuſammenzuſchmelzen mit der Liebe zu ſeiner Arbeit; er konnte ſein Innerſtes herausſtellen, aus den Zeiten ſeines Berufs, den er gewohnt wurde in vielen Fällen als eine außerhalb ſeines ſeeliſchen Bezirks ſtehende ſachliche Funktion anzuſehen. Er iſt der Glücklichere.

Denn nunmehr wird ihm im Felde ſeine Aufgabe zu einer objektiven Pflicht, die es außerhalb des ureigenſten Lebens zu erfüllen gilt. Mit ſchöner Reinlichkeit kann er, was er tut, abſcheiden von dem, was er iſt: Und darin liegt ſeine Ruhe, ſeine Erholung. Die beſte Sozialpolitik der geiſtigen Arbeiter im Kriege liegt in der Verſachlichung ihrer Arbeit im Frieden. —

Wie anders aber ſteht es um den geiſtigen Menſchen, deſſen Leben gewohnt iſt, Zuſammenhänge in ſeinem eigenen So-Lebenmüſſen und dem Erreichten, dem Werke ſeines Geiſtes zu ſehen! Wie anders um den, der den Geboten ſeiner ſelbſt, ſeiner Kraft, die zugleich ſeine Luſt iſt, ehedem gehorchen durfte! Wie anders ſomit um den Wiſſenſchaftler, den Künſtler, den Schriftſteller, den Dichter!

Er leidet Unſägliches. Sein Wille zielt zur Hilfeleiſtung am Geſamtwerk des großen Krieges, ſein Edelſinn drängt ihn, ſich zu beweiſen, ſich zu veräußern, ſich hinzugeben an das größte Geſchehen der Zeit, in dem alle menſchliche Güte zu einer unerhört liebenden Gemeinſamkeit der Kämpfenden ſich aufgipfelt; und ſie verebbt in kleinen „Betrachtungen über den Krieg", in Tagesmeinungen und Gefühlen, die nur dem Bierbankgenoſſen zuſtehen ſollten: In einer Zeit, in der nur die Tat gilt!

Wohlmeinende haben geglaubt, ihm darin helfen zu können. Sie haben ihn mit Büchern und Bildern und Abhandlungen über und um den Krieg überſchüttet, ihm den Weg zur Sammlung ſeiner ſelbſt aufzeigen wollen: In der Kunſt oder im Organiſatoriſchen des Alltags in der Heimat, den ſozialen Dingen, der Volkswirtſchaft ſtand ja das Beziehungsvolle des Krieges zu ſeinem Können noch am eheſten in einem Verhältnis. Er ſelbſt ſogar mochte verſuchen, in Reden und ſchriftlichen Berichten manches über das Gelingen und die Not des Krieges feſtzuhalten, im kleinen Rahmen der jeweiligen Körperſchaft, der er zugehörte, Überblicke über die Kriegsleiſtungen und ihren Stand zu geben.

Umſonſt. Menſchen dieſer Art werden mit Halbheiten nicht abgeſpeiſt. Sie gehören dem Entweder — Oder und ſomit in die vorderſten Reihen oder in den Etappen- oder den Heimatsdienſt, wo ſie wiſſen, wofür ſie leben, wozu ſie da ſind. Mit keinen Mitteln, ſei es körperlicher, ſei es geiſtiger Art, werden ſie getröſtet, „genährt" werden können in ihrem Daſein, das aus zweiter Hand iſt und bleibt. Nur ihre volle Hingabe iſt ihr Troſt, iſt ihre Ruhe und ihre Heilung. Einzig in ihrem „Leben" ſelbſt liegt ihre eigene Sozialpolitik.

Deshalb ſoll und kann all das zuletzt Geſagte auch niemals ein Vorwurf ſein für diejenigen, denen es obliegt, für das Wohlergehen der Kämpfenden zu ſorgen. Mit ſolchen Einzelnen darf ſich die Heeresleitung nicht fürſorglich befaſſen. Sie hat recht, wenn ſie ſolche Opfer eines Kampfes um den höchſten Staatsbegriff, den Begriff der Volkheit, nicht nach Qualitäten, nach geiſtigen Abtönungen bewertet. Ihr taugt der Brauchbare: ob Wildſchütze oder tiefſter Denker — gleichviel!

Wir aber glaubten auch dieſer Schicht der Tätigen hinter der Front mit allen den anderen vereint beſondere Erwähnung tun zu müſſen in einer Zeit, deren ſeeliſche Wucht nicht allein an dem gemeſſen werden ſollte, was an Taten geſchieht, an Heldentum geleiſtet wird, die vielmehr auch in dem gewertet werden möchte, was an Entſagungsvollem und Hintangehaltenem verbraucht und zermürbt wird an Seele und Leib in dem ängſtlichen Elend derer, die ihr Leben nicht einſetzen, ihr Leben nicht gewinnen können.

Berthold Molden
Austria erit

Unſere gemeinſamen Feinde werfen dem Deutſchen Reiche ſeine gewaltige kriegeriſche Kraft unter dem Schlagworte „Militarismus" als Sünde vor; gegen die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie verwenden ſie abwechſelnd die Schlagworte „nationale Unterdrückung" und „unheilbare innere Schwäche" und ſie wird als ein in das 20. Jahrhundert nicht mehr hineinpaſſendes Überbleibſel aus feudalen Zeiten zum Sterben reif erklärt.

In Wirklichkeit iſt unſere Monarchie ein notwendiges und nötiges Erzeugnis des Bodens, auf dem ſie beſteht, nicht weniger als es etwa die alten Nationalſtaaten Spanien, Frankreich, Großbritannien ſind. Daß ſie in der Ära der großen Nationalreiche eine Ausnahme bildet, ſpricht noch nicht gegen ſie. Es muß nicht die ganze Welt gleich ſein. Wenn einem künftigen Jahrhundert, das über die genügenden Mittel verfügen würde, einfiele, die Alpen, die gewiß ein ſehr ſtörendes Verkehrshindernis ſind, abzutragen, ſo würden dadurch die Bewäſſerungsverhältniſſe und das Klima von halb Europa höchſt ungünſtig geändert werden. Die Technik, auch die politiſche, hat nicht die Aufgabe, alle Unterſchiede zu beſeitigen, ſondern die allerdings ſchwierigere, aber

viel höherſtehende, allem, was iſt, den ganzen in ihm ruhenden Wert zu verleihen.

Alle großen europäiſchen Staaten ſind unter der Führung ihrer Dynaſtien geſchaffen worden, und auch in Spanien, Frankreich und Großbritannien haben Heiraten mitgewirkt. Zwei Züge ſind jedoch für unſere Monarchie beſonders charakteriſtiſch. Die Rolle, die Heirat und Erbſchaft ſpielten, war wichtiger als anderwärts, und die Dynaſtie, die das Reich ſchuf, war das Kaiſerhaus. Der Herrſcher, der die Länder erwarb, war der römiſch-deutſche Kaiſer, oder er gehörte doch dem Geſchlechte an, das von dem Majeſtätsſchimmer umfloſſen war, der dieſe Würde umgab. Dieſe in ihrer Art einzige Stellung ergab auch ein in ſeiner Art einziges Verhältnis und erleichterte die Angliederung neuer Gebiete; ihre Bevölkerung bekam zum Oberhaupte den Kaiſer, den Träger der ehrwürdigſten Krone. Ferner wurde die Herrſchaft über ſie von den alten Erbländern aus mit Berufung auf friedlich errungene Rechtstitel angetreten. Die Habsburger haben zwar oft widerſtrebende Parteien mit Waffengewalt zum Staatsganzen zurückzwingen müſſen, aber die Erwerbung war durch Erbgang vor ſich gegangen, in ſtaatsrechtlich gültiger Form, mit Zuſtimmung der Stände, auf dem Wege des Rechtes, wie es damals unwiderſprochen in Geltung war. Daher hat der Öſterreicher, wenn es zum Kriege kam und die Grenzen geſchützt werden mußten, immer ſeinen Rechtsſtandpunkt betont. Das dynaſtiſche Recht verflocht ſich ſo mit der Volksanſchauung, daß es kein bloß dynaſtiſches mehr war. Mit der Zeit ſuchte man allerdings auch nach anderen Grundlagen des Gemeinſamkeitsgedankens, aber ſogar in teilweiſe widerſtrebenden Gebieten war der Gedanke da, noch ehe man zur Klarheit über ſolche Grundlagen vorgedrungen war. Er ging von dem Nimbus der kaiſerlichen Autorität aus, die zur ſtaatlichen wurde und die ſich um ſo leichter einlebte, weil ſie, wenngleich mit dem Schwert umgürtet, doch friedlich Einlaß begehrte. In dieſem Sinne iſt die wundervolle Szene ſymboliſch zu nehmen, die in Grillparzers Drama den Kaiſer Rudolf als milden Überwinder des Königs Ottokar zeigt, der dann, obwohl er ihn anerkannt hat, gegen ihn zu Felde zieht, von ihm aber beſiegt wird.

Erſt der Zuwachs des 18. und 19. Jahrhunderts: Galizien und die Bukowina, dann das iſtrianiſche und dalmatiniſche Küſtenland und zuletzt Bosnien und die Herzegowina, wurde nur durch Verträge mit fremden Mächten oder durch Machtanwendung gewonnen. Dieſe Länder gaben ſich dem Kaiſer nicht ſelbſt. Aber auch dort hat der Kaiſernimbus

gewirkt; die an verſchiedenen Orten während des jetzigen Krieges aufgetauchte Untreue, die wir als böſe Ausnahme kennen lernten, iſt erſt in den letzten Jahren als Ergebnis der unermüdlichen ruſſiſchen Propaganda entſtanden. Wie es im Süden ſteht, zeigt die Tapferkeit, mit der die von dort ſtammenden Soldaten kämpfen.

Die Erwerbungen des 18. und 19. Jahrhunderts ſind es, die man uns entreißen will. Während Rußland, England, Frankreich ſeit jenen Tagen rieſenhafte Eroberungen gemacht haben, wollen ſie uns hinter die Zeit von Kaiſer Joſef und Maria Thereſia zurückwerfen, und ſelbſt und mit Hilfe von Bundesgenoſſen, die ſie zur Teilnahme an der Beute einladen, unſere Monarchie bis zur Lebensunfähigkeit verkleinern. Auf allen Seiten will man uns Land wegnehmen, Land, das wir zum Leben nicht entbehren können und deſſen Bevölkerung ſich zum allergrößten Teile ſchwer unglücklich fühlen würde, wenn ſie von uns losgeriſſen und mit tiefer ſtehenden, ſchlechter regierten oder mit national feindſeligen Völkern oder mit Staaten, denen ſie ſich fremd fühlen, vereinigt würde. Überall in den bedrohten Gebieten lebt und wehrt ſich das Gefühl der inneren Zugehörigkeit zur Monarchie. Das hatten unſere Feinde nicht erwartet. Sie haben ſich getäuſcht und ſuchen andere zu täuſchen. Sie ſind durch unſere nationalen Streitigkeiten irregeführt worden, überſchätzten ſie oder ſtellten ſich an, als ob ſie ſie überſchätzten. Dieſe Streitigkeiten würden auch dann nicht verſchwinden, wenn Öſterreich-Ungarn vollſtändig zerriſſen würde; in ihren Lärm aber würden ſich die Schmerzensrufe zertretener Völker miſchen, ſoweit es ihnen überhaupt erlaubt wäre, Schmerzensrufe auszuſtoßen.

Öſterreich-Ungarn iſt ein Ausſchnitt aus dem weiten Zwiſchengebiet, das von den großen Nationen des mittleren und des öſtlichen Europa: Deutſchen, Italienern, Ruſſen, umgeben iſt — ein Ausſchnitt, deſſen Begrenzung von geographiſchen und geſchichtlichen Tatſachen vorgezeichnet wurde. In dieſem Zwiſchengebiet, das vom finniſchen Meerbuſen bis zur Südſpitze der Balkanhalbinſel reicht und das mehr als $2^1/_2$ Millionen Quadratkilometer, reichlich ein Viertel des Erdteils, umfaßt, wohnen nicht weniger als zwanzig größere und kleinere Volksſtämme verſchiedenartigſten Urſprungs und verſchiedenartigſter kultureller und hiſtoriſcher Geltung. Der Norden und Oſten des Gebietes iſt unter ruſſiſche Herrſchaft geraten und ſeine Bevölkerung — vor allem der zahlreichſte unter den das Zwiſchengebiet bewohnenden Stämmen: der ruthenische — iſt national rechtlos. Der Süden ſtand bis vor kurzem unter türkiſcher Herrſchaft und iſt jetzt in kleine Staaten zerfallen, die

einander in Eiferſucht und brennendem Haß gegenüberſtehen. Dagegen auf dem Boden zwiſchen der polniſchen Ebene und der Adria, zwiſchen dem Böhmerwalde und den Siebenbürgiſchen Alpen konnten die einzelnen Stämme nationale Entwicklungsfähigkeit und Vereinigung zu einem großen Ganzen in der habsburgiſchen Monarchie finden. Das europäiſche Zwiſchengebiet, das Nationalitätengebiet, wie man es auch nennen könnte, iſt in dem von den Grenzen der Monarchie gegebenen Rahmen ethnographiſch oft noch bunter zuſammengeſetzt als außerhalb dieſer Grenzen. Die Nationen ſind in unſerer Monarchie ſtellenweiſe bis zur Unentwirrbarkeit ineinander verzweigt, ſo im Küſtenlande, in Dalmatien, Bosnien, Südungarn, Siebenbürgen, in der Bukowina, in einzelnen galiziſchen Landesteilen, in Oſtſchleſien, in Mähren. Überall ſind hier Stadt und Land verſchieden, oder es fügt ſich auch noch moſaikartige Zuſammenſetzung des Bauernlandes hinzu. Oder die Völker wohnen zwar nebeneinander, aber zuſammengedrängt innerhalb geographiſcher Einheiten, wie dies namentlich in Böhmen hervortritt, das von vier Gebirgszügen nahezu vollſtändig umſchloſſen iſt. Die Vorgänge einer faſt unüberſehbar langen Zeit haben in Öſterreich-Ungarn eine Mannigfaltigkeit entſtehen laſſen, mit der die Politik, ob ſie will oder nicht, rechnen muß — ein ſchwieriges Rechnen, das vielleicht nie zu einem Ergebnis ohne Brüche führen wird, das ſie ſich aber nicht erſparen kann, wenn ſie nicht zu dem werden will, was ſie nicht werden ſoll: zur Gewaltpolitik. Würde allerdings eines oder das andere unſerer ſprachlich gemiſchten Länder mit einem der benachbarten Nationalſtaaten vereinigt werden, dann würde dort die Gewaltpolitik triumphieren, denn über kurz oder lang würde die nationale Minderheit rettungslos untergehen.

Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie zerſtören hieße ſo viel, wie das nationale Leben großer Minoritäten, ja ganzer Völker oder Volksteile vernichten. Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie ſichert ihren Anhängern die volle nationale Selbſtändigkeit; daß ſie darauf verzichten müſſen, ſich national ſo auszuleben, wie es einige von ihnen tun könnten, wenn ſie eigene nationale Staaten beſäßen, in denen ſie die anderen unterdrücken könnten, iſt richtig. Ein volles nationales Sichausleben aller iſt auf dem europäiſchen Nationalitätengebiete infolge ſeiner Zuſammenſetzung ganz unmöglich; um ſo viel die eine Nation mehr Bewegungsfreiheit genießt, um ſo viel hat die andere weniger. Der Löſung der ungeheuer ſchwierigen Aufgabe, welche die Natur dieſes Gebietes ſtellt, kommt die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie am nächſten

und ſie wird ihr in Zukunft vorausſichtlich immer noch näher kommen, da die durch das Leben demokratiſcher Staatskörper gebotene Erfahrung und die fortſchreitende Verfeinerung der Organiſation ihre Wirkung ausüben. Am weiteſten auch nur von dem Willen zur Löſung des Problems ſind Rußland und Serbien entfernt, obwohl ſich insbeſondere Rußland, wenn man von den deutſchen Kolonien abſieht, nirgends auf ſeinem großen Gebiete der bei uns ſo häufigen Aufgabe gegenüberſieht, die durch das Vorhandenſein nationaler Enklaven geſtellt wird, der Aufgabe, die der politiſchen Technik am meiſten zu ſchaffen gibt.

Es iſt zweifelhaft, ob ſich das Problem der vollen nationalen Gleichberechtigung in dem Sinne, daß die Sprache jedes Volkes genau ebenſoviel Geltung haben ſoll wie die des anderen, in einem ſo vielſprachigen Staatsweſen wie Öſterreich-Ungarn — neun Sprachen werden bei uns geſprochen — überhaupt löſen läßt. Ohne eine gewiſſe Unzufriedenheit wird es, wenn niemand auch nur zum geringſten Verzicht zu bewegen iſt — und unſere Zeit der nationalen Hochflut iſt ſolchen Verzichtleiſtungen ſehr ungünſtig — nicht abgehen können. Werden nun überdies Forderungen geſtellt, die man, ſo ſeltſam das Wort in dieſer Anwendung klingen mag, imperialiſtiſch nennen muß, ſo wird das Problem noch viel ſchwieriger. Es iſt beiſpielsweiſe menſchlich ganz begreiflich, daß die tſchechiſche Nation, die auf ruhmvolle Tage zurückblicken kann und die einen großen Teil von Böhmen und Mähren in geſchloſſener Maſſe von ſechseinhalb Millionen einnimmt, dort dominieren will. Es iſt aber ſelbſtverſtändlich, daß die Deutſchen dieſer Länder, Angehörige eines Achtzigmillionen-Volkes erſten Ranges, nicht einen Zuſtand entſtehen laſſen wollen, in dem ſie auf die Gunſt der tſchechiſchen Majorität noch mehr angewieſen wären, als dies ſchon unter den jetzigen Verhältniſſen ſpeziell in Böhmen, wo die Klagen über mangelhafte Berückſichtigung ihrer beſonderen Intereſſen mit den Jahren immer häufiger wurden, der Fall iſt. Auf einen tſchechiſchen Staatskörper, der irgendwie dem ungariſchen ähnlich ſehen würde, müſſen alſo die Tſchechen verzichten und die meiſten ihrer Führer ſind ſich darüber allmählich ganz klar geworden. Was vollends ein von Öſterreich-Ungarn losgelöſtes Böhmen-Mähren bedeuten würde, weiß wohl die ganze tſchechiſche Nation. Es wäre ein zur Heeresfolge verpflichtetes Vaſallenland Rußlands, und die ſlawiſche Vetternſchaft würde den ohnmächtigen Zwergſtaat für die Dienſtbarkeit, in die er verfallen wäre, ſo wenig entſchädigen, wie ſich etwa ein Knecht dadurch entſchädigt fühlt, daß ſein herrſchſüchtiger und roher Dienſtgeber ſein entfernter Verwandter iſt. Auch die Deutſchen

müſſen verzichten; ſie können in Ungarn, wo ſie etwa ein Siebentel der Bevölkerung bilden, nicht dieſelbe Stellung inne haben wie in Böhmen-Mähren, wo ſie ein ſtarkes Drittel ſind, in Böhmen-Mähren nicht dieſelbe wie in den deutſchen Alpenländern und im Staate als ſolchen nicht dieſelbe wie im Deutſchen Reiche. Sie wiſſen, daß, wenn es kein Öſterreich-Ungarn gäbe, die deutſche Geſamtnation und der deutſch-öſterreichiſche Stamm mit ihr wie in einem Gefängnis eingeſperrt wäre, und daß weit in ihr Gebiet hinein und zwiſchen ihr Gebiet und die Adria und den Orient fremde Mächte ſich ausdehnen und ſie erwürgen würden. Ebenſo wiſſen die Magyaren, und zwar ſelbſt diejenigen unter ihnen, die es vor dem Kriege nicht gewußt haben ſollten, daß, wenn die Monarchie zerfiele, ein lebensfähiges unabhängiges Ungarn ſchon darum nicht entſtehen könnte, weil es dann ein Ungarn überhaupt nicht geben würde, ſondern nur noch einen Stumpf, ohne das Quellengebiet der Theiß, ohne Siebenbürgen, ohne den Banat und ohne das mit der ungariſchen Krone verbundene Kroatien. Auch den Wert des Deutſchtums innerhalb Ungarns wiſſen ſie jetzt beſſer zu ſchätzen als je und der Wert, den die Pflege der Mutterſprache der nichtmagyariſchen Völker Ungarns für den ungariſchen Staat beſitzt, tritt überhaupt deutlicher hervor.

In unſerer Monarchie muß ſich jeder Volksſtamm beſcheiden, der eine weniger, der andere mehr. Auch läßt ſich nicht die gleiche Methode in Öſterreich und in Ungarn anwenden. In Öſterreich weiſen die Umſtände auf die volle Ausprägung und bleibende Feſtlegung des tatſächlich ſchon vorgezeichneten Charakters eines Nationalitätenbundes mit ſtarker Zentralleitung hin; die nationale Autonomie, die ſchon der Reichstag des Jahres 1848 plante, würde in dieſer Richtung wahrſcheinlich die endgültige Löſung bringen. Anders iſt die Sachlage in der öſtlichen Reichshälfte. Im eigentlichen Ungarn machen die Magyaren mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus, bewohnen die Mitte des Landes und beſitzen alle Bedingungen einer langdauernden Vorherrſchaftsſtellung, die ſelbſt von den Rumänen nicht prinzipiell bekämpft wird, und wenigſtens bisher eine ſtarke Anziehungskraft auf die aufſtrebenden Teile der ſlawiſchen Bewohnerſchaft ausübte, der dort eine geſchichtliche Vergangenheit fehlt. Wieder anders ſteht es in Kroatien, das eine hiſtoriſche Individualität iſt, und ſteht es in Bosnien, das den beiden Staaten der Monarchie als drittes Gebiet hinzugefügt wurde, und in dem zwar ſprachliche Einheit, aber ſcharf hervortretende konfeſſionelle Verſchiedenheit herrſcht. Die Mannigfaltigkeit iſt faſt un-

erſchöpflich groß. Wie einfach ſind neben unſeren Verhältniſſen die der Schweiz, auf die man uns oft als Vorbild hinwies und die mit uns ſchon darum nur eine ganz ungefähre Ähnlichkeit hat, weil ſie nicht gierige Nachbarn beſitzt wie wir und weil ſie nicht aus neun oder zehn, ſondern nur aus drei Nationen beſteht, von denen eine die weitaus ſtärkſte iſt, ohne doch irgendwie genötigt zu ſein, ihre Stärke fühlbar zu machen. Wieviel Mühe, die nützlicher verwendet werden könnte, erfordert bei uns die bloße Verminderung der Reibung auf ein leidliches Maß und wieviel impulſive Kraft, die der Geſamtheit dienen könnte, gibt ſich in den heißen inneren Kämpfen aus, deren es jetzt wahrhaftig nicht mehr bedarf, um die wertvollen Seiten nationalen Strebens zu entwickeln.

In der Theorie ſchien oft die Schlichtung der inneren Streitigkeiten des weſtlichen Öſterreich leicht; ſobald man aber an die Praxis herantrat mit ihren zahlloſen verwickelten Einzelfragen, in die ſich ſoziale und materielle Intereſſen aller Art mengen, dazu Mißtrauen, Großmannsſucht, Parteieigenſinn, Eitelkeit, Furcht vor der Verantwortlichkeit für einen entſcheidenden Entſchluß, häuften ſich die Schwierigkeiten, und immer wieder blieben die Verſuche, zu einem deutſch-tſchechiſchen Ausgleich zu gelangen, vergeblich. Außerdem hatten wir aber jahrelang mit dem Kampfe zu tun, der von ſtarken Parteien in Ungarn gegen die gemeinſame deutſche Armeeſprache geführt wurde und der die Entwicklung der Heereseinrichtungen hemmte. Es gab Obſtruktion im böhmiſchen Landtag, Obſtruktion im öſterreichiſchen Reichsrat, Obſtruktion im ungariſchen Reichstag. Dieſe Konflikte, in denen ſich die Leidenſchaften immer mehr erhitzten, haben uns nach außen hin, weil ſie den übertriebenen Eindruck hervorriefen, daß die Monarchie im Auseinanderfallen ſei, und im Innern, weil ſie uns nicht zu ruhiger Arbeit kommen ließen, ſchwer geſchädigt. Die Aufgaben eines modernen Staates ſind auf allen Gebieten faſt unermeßlich und gleich einer modernen Rieſenwerkſtätte erfordert er ſo viel Kraft und Feinheit, ſo viel Überblick über das Ganze und aufmerkſame Vertiefung in das Einzelne, ſo großartigen, beinahe verſchwenderiſchen Aufwand und anderſeits ſo minutiöſe Sparſamkeit, daß ſein Betrieb durch ſolche ſtürmiſche Eingriffe, wie wir ſie erleben mußten, auf das ſchlimmſte gefährdet werden kann. Es iſt ein Hohn, wenn unſere ausländiſchen Feinde von Unterdrückung in unſerer Monarchie ſprechen; wir haben unter dem Mißbrauch der Freiheit gelitten. Aber glücklicherweiſe haben wir nicht halb ſo ſehr unter ihm gelitten, wie man hätte glauben mögen; denn im

innerſten Kern iſt unſere Monarchie geſund und ihre Überlieferungen wirken kräftig fort. Der begeiſterte Aufſchwung beim Ausbruch des Krieges, die gewaltige und unermüdliche Anſtrengung während ſeiner ganzen, nun ſchon einjährigen Dauer und trotz der Überzahl des Feindes bewieſen es am beſten. Hoffentlich wird unter dem Eindrucke des Krieges und ſeiner Lehren nach der Wiederkehr des Friedens gelingen, was vorher nicht gelungen iſt: eine Regelung der ungeregelten Fragen, die uns aus den beſtändigen Proviſorien und Kompromiſſen und aus dem Durcheinander von Trotz, Unduldſamkeit, Unnachgiebigkeit, von Rechthaberei und Gewährenlaſſen herausführt und die es verhütet, daß auch künftig die Kräfte, die bei uns reichlich vorhanden ſind, ſich gegenſeitig hindern und aufreiben.

Dieſe Hoffnung ausſprechen, heißt nicht, eine gefällige Phraſe ſchnörkeln. Es iſt an ſich unwahrſcheinlich, daß ein ſo außerordentlicher, ohne Beiſpiel daſtehender Krieg an irgendeinem der Staaten, die in ihm mit äußerſter Anſtrengung gekämpft haben, vorübergehen könne, ohne ihn zu ändern. Der Krieg hat gezeigt, daß feſtes Zuſammenhalten und rückhaltloſe Opferwilligkeit des Volkes und Vollkommenheit des militäriſchen und wirtſchaftlichen Syſtems Lebensbedingungen jedes Staates ſind, daß er als Organismus und als Mechanismus durchaus auf der Höhe ſein muß, um ſich behaupten zu können. Wenn dieſe Vorausſetzungen bei uns erfüllt werden ſollen, ſo müſſen zunächſt unſere inneren Streitigkeiten ihre oft ſchrankenloſe Heftigkeit verlieren. Dieſe Änderung wird ſich viel mehr in den Gemütern als in den Einrichtungen vollziehen müſſen, und ſie wird ſich vollziehen. Es wird ſchon ein großer Gewinn ſein, daß hinhaltende, lavierende Überklugheit, die allen großen Löſungen aus dem Wege zu gehen ſucht, und die in unſerem Lande, das Kompromiſſe häufig nicht entbehren kann, ganz beſonders gedeiht, ihr Anſehen verliert. Nach den furchtbaren Gefahren wird die Hochachtung für ſie in höheren und niederen Kreiſen ſtark geſunken ſein. Noch etwas anderes: Wer, ſei es in Öſterreich, ſei es im Deutſchen Reiche, geglaubt hatte, daß wir beide oder einer von uns in vertrauensvoller Freundſchaft mit Rußland leben oder gar an ihm unſere beſte Anlehnung finden können, hat jetzt erkannt, daß dies eine Täuſchung und daß Rußland unſer Feind iſt. Es hat die Maske abgeworfen, ſeine vielhundertjährige Ausdehnungsſucht gegen uns zu wenden verſucht und den furchtbarſten aller Kriege über uns gebracht. Vielen guten Öſterreichern ſlawiſcher Abſtammung mag dieſe Erfahrung tief ins Herz geſchnitten haben, es bleibt ihnen jedoch nichts anderes übrig, als ſich mit ihr ab-

zuſinden und die unumgänglichen Folgerungen aus ihr abzuleiten. Rußland iſt der Erobererſtaat und wird es bleiben, ſolange er nicht mit aller Wucht niedergeworfen iſt, ſeine ſlawenbefreiende Miſſion iſt Lüge und wer in ſeinen Pferch gerät, iſt verloren und ſeine materielle oder zum mindeſten ſeine intellektuelle Selbſtändigkeit iſt dahin. Das Bündnis mit dem Deutſchen Reiche, ſo ſehr es vielen Slawen gegen das Gefühl ging, iſt unerläßlich zum Schutze der Eigenart der ſlawiſchen Völker ſelbſt, deren Bedeutung ja, wie man ſieht, in Deutſchland gewürdigt wird. Wenn die Erkenntnis von dieſem Leben ſchützenden Wert des Bündniſſes immermehr durchdringt, ſo wird auf einem ſo wichtigen Gebiete, wie auf dem der auswärtigen Politik, der Gegenſatz zwiſchen Deutſchen und Slawen zum mindeſten ſehr gemildert. Für die Abſchwächung unſerer inneren Kämpfe, für die Schaffung eines fruchtbaren Einheitsgefühls iſt dies gewiß ſehr wertvoll.

Es gibt kein Land auf Erden, in dem die einzelnen Bevölkerungsteile einander ſo ergänzen könnten wie bei uns. Wir ſind ein Europa im kleinen. Unſere Mannigfaltigkeit könnte Wunder wirken; in der Kunſt, für die alle unſere Völker hervorragend begabt ſind, hat ſie ſich glänzend bewährt, und auch in Induſtrie, Handel und im Seeweſen merkt man, wie ſie befruchtet. Wie ſie im Offizierkorps wirkt, zeigt ſich jetzt auf den Schlachtfeldern. Will man dem Auslande ſagen, was ſie der Monarchie als Ganzem zu geben vermag, ſo braucht man, um an hiſtoriſche Namen aus neuerer Zeit zu erinnern, nur Radetzky, Tegetthoff, Andráſſy zu nennen. Der politiſche Charakter, die Lebensgewohnheiten, Neigungen, Überlieferungen, die vorherrſchende Geiſtesrichtung unſerer Völker ſind verſchieden, und doch hat das vielhundertjährige Zuſammenleben ihnen etwas Gemeinſames verliehen. Jeder Staat teilt ja den Angehörigen etwas von ſeiner Eigenart mit, wäre es ſelbſt in der Art des Widerſpruchs, den ſeine Eigenart hervorruft. Am meiſten hat ſich die Eigenart unſerer Monarchie natürlich Wien mitgeteilt; alle ihre Vorzüge und Schwächen kann man hier wiederfinden. Die Variante Wien des alpenländiſchen Deutſchtums iſt durch den Einfluß ſeiner Eigenſchaft als Reſidenz, Großſtadt, internationaler Mittelpunkt, auch durch die Blutmiſchung beſtimmt und von hier aus ſetzt ſich dann durch den Verkehr und die Anziehungskraft und die tauſendfachen Beziehungen einer Zwei-Millionen-Stadt und durch die Eindrücke, die die Ariſtokratie, die Kaufmannswelt, die Offiziere und die Beamten von hier hinaustragen, die Wirkung fort, was indes nicht gehindert hat, daß ſich in den letzten Jahrzehnten andere große Mittelpunkte zu

ſelbſtändigen Individualitäten entwickelt haben. Wird irgend jemand behaupten wollen, daß ſich in Petersburg oder Moskau, wo es an Vergnügungen jeder Gattung gewiß nicht fehlt, der Pole, der Ukrainer, der Finnländer ſo wohl und heimiſch fühlen wie der Ungar, der Tſcheche, der Kroate, der Pole uſw. in Wien? Und auch der Wiener hat keineswegs den Eindruck, in der Fremde zu ſein, wenn er etwa nach Budapeſt kommt. Es gibt bei uns eben doch etwas wie einen Geſamtton, den jede unſerer Nationen, wenn ſie aus ſeinem Bereiche käme, gar ſehr vermiſſen würde, eine Geſamtatmoſphäre, die die Intereſſengemeinſchaft als Lebensluft umhüllt. Die Völker unſerer Monarchie ſtreiten um die Plätze auf der Ofenbank. Zuweilen ſah es ſo aus, als wenn ſie in ihrer wilden Erregung dieſen Wärmeſpender ſelbſt zerſchlagen wollten; ſie denken nicht daran!

Nicht nur die deutſche Geſamtnation würde einen erſchütternden Stoß erleiden, ganz Europa würde ärmer werden, wenn der wahnſinnige Verſuch, die Monarchie zu zertrümmen, gelungen wäre. Ein Gefühl der Leere würde überall entſtehen, und ſogar in Rußland, wo der innere Mongolismus nicht mehr durch die Rivalität um die Gunſt der Slawenvölker in ſeinem Triumphe gehemmt werden könnte, ſogar in Rußland wäre das Verſchwinden dieſes, die Gegenſätze mildernden Staatsweſens dereinſt als Verluſt empfunden worden. Aber das frevelhafte Unternehmen zerſchellte an der herrlichen Widerſtandskraft unſerer Krieger und ihrer Bundesgenoſſen in dieſem mörderiſchſten aller Kriege. Die Zukunft gehört denen, die ſie erobert haben, und die Geſtaltung der Zukunft wird in dieſen Kämpfen vorgezeichnet. Die Völker Öſterreich-Ungarns werden das Reich neu aufbauen, nicht nach einem neuen Grundriß, ſondern mit neuem Willen und neuen Anſchauungen über das, worauf es ankommt. Der Krieg iſt ein furchtbarer Lehrmeiſter. Er iſt es für uns und iſt es für unſere Feinde, die an unſere Lebenskraft nicht glauben wollten. Er berichtigt Irrtümer und durchſtreicht mit ſcharfer Feder falſche Rechnungen. Der Krieg hat die dauernde Notwendigkeit des Bündniſſes zwiſchen Öſterreich-Ungarn und dem Deutſchen Reiche bewieſen. Sie ſind für immer miteinander verbunden. Gäbe es nicht ein muskelſtarkes Deutſches Reich, ſo wären wir der Übermacht ausgeliefert, und gäbe es nicht ein zähes, nicht umzuwerfendes Öſterreich-Ungarn, ſo wäre Deutſchland ausſichtslos eingekreiſt. Der Krieg hat unter den Bündnisvertrag ſeine blutigrote Unterſchrift geſetzt: „Geprüft und richtig befunden. — Iſt fortzuſetzen für alle Zeiten.“

Oskar Jászi
Mittel-Europa, Ungarn und der Balkan

Nach dem Verrate Italiens fühlt ein jeder Denkende noch intenſiver die Bedeutung, welche im blutigen Drama Europas den Balkanländern zukommt. Dieſe Bedeutung wird ſich von Stunde zu Stunde ſteigern, und es iſt ungemein wichtig, daß unſere öffentliche Meinung und die leitenden Kreiſe endlich einmal die ganze Tragweite dieſes Problems verſtehen und ernſtlich die Wege zu ſeiner Löſung ſuchen. Denn nach der Variation einer alten ungariſchen Volksweisheit braucht man nicht beſonders klug zu ſein, um durch eigenen Schaden zu lernen. Wahrlich, es iſt die zwölfte Stunde gekommen, daß unſere Politiker und Staatsmänner, die Fehler der Vergangenheit einſehend, das Schiff Mittel-Europas, welches ſeinen Kompaß verloren hat, in die Richtung neuer Ziele und Konzeptionen lenken. Denn heutzutage ſehen und erwägen es auch ſchon klügere Gymnaſiaſten, wie ſo manches anders hätte geſchehen können, wenn die leitenden Kreiſe Mittel-Europas zur richtigen Zeit den wahren Sinn jenes großen weltgeſchichtlichen Prozeſſes verſtanden hätten, der, vergiftet und zuſammengepreßt, erſt den Balkan, dann ganz Europa in Flammen verſetzte.

Mittel-Europa...., ja wir müſſen dieſen neuen Begriff konſequent und ſelbſtbewußt anwenden, wenn wir die tieferen Urſachen und wahrſcheinlichen Konſequenzen der heutigen Weltkataſtrophe in ihrer ganzen Stoßkraft verſtehen wollen. Neben dem engliſchen, ruſſiſchen, amerikaniſchen und dem entſtehenden gelben Weltreiche iſt die loſe ökonomiſche und politiſche Struktur Mittel-Europas nicht aufrechtzuerhalten. Nicht nur Deutſchland und die Monarchie, ſondern auch die kleineren mitteleuropäiſchen Staaten, die Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen können ihre nationale Exiſtenz und wirtſchaftliche Entwicklung ſo lange nicht geſichert fühlen, bis ſie jenen vier Weltreichen gegenüber eine dieſen gleichwertige ökonomiſche und politiſche Organiſation zu geſtalten fähig ſind. Wie das größte Problem des 19. Jahrhunderts, die tiefſte Urſache der nationalen Staatenbildungen jene wirtſchaftliche Notwendigkeit war, welche danach ſtrebte, die künſtlich und unſinnig gewordene ökonomiſche und politiſche Zerſplitterung zwiſchen ſolchen Territorien zu eliminieren, die in Sprache, Verkehr und Kultur bereits einig

waren: ebenſo wird die dominierende Aufgabe des 20. Jahrhunderts in der Organiſierung ſolcher Staatenbündniſſe beſtehen, welche, dieſelbe Tendenz weiter entwickelnd, den freien Tauſch auf immer größeren Gebieten ermöglichen werden oder, was damit gleich bedeutet, eine Steigerung der produktiven Kräfte, eine immer großartigere Organiſierung der Arbeit und des Kapitals, immer neuere und neuere Möglichkeiten der Kooperation ins Leben führen; — mit anderen Worten: welche die moraliſche und intellektuelle Freiheit von läſtig gewordenen Feſſeln befreien. Das bedeutet wieder eine intenſivere Geltung der Demokratie und der Kultur, dies endlich ſo viel wie die Sicherſtellung des „ewigen Friedens" innerhalb von Völkerbündniſſen, die immer mehr und mehr Länder umſpannen.

Es rüttelt nichts an der Allgemeinheit und Unvermeidlichkeit dieſer welthiſtoriſchen Geſetzmäßigkeit, daß ſelbſt die dabei intereſſierten Völker und Länder ſich noch ſehr wenig dieſer ſteigenden Solidarität bewußt wurden. Im Gegenteil: je drängender die Notwendigkeit der Reorganiſation Mittel-Europas wurde, deſto mehr zeigte ſie ſich immer als außenpolitiſche Geſpanntheit zwiſchen Deutſchland, dem am meiſten entwickelten Teil dieſes zur Integration ſtrebenden Organismus, und den mit ihm rivaliſierenden Weltmächten. Durch die Vergiftung der Balkanfrage wurde dann dieſe Geſpanntheit bis zur Exploſion geſchürt. Die zurückgebliebenen und durch die türkiſche Herrſchaft unterdrückten nationalen Staat-Embryonen des Balkans waren nicht in der Lage, jene politiſchen und wirtſchaftlichen Umgeſtaltungen in Frieden durchzuſetzen, die zur endgültigen Sicherung ihres nationalen Lebens unvermeidlich ſind. Im blutigen Hader gegeneinander vergaßen ſie ihre großen ſolidariſchen Intereſſen, und die Diplomatie der führenden Mächte benutzte die ewigen Kämpfe der türkiſch-ſerbiſch-bulgariſch-rumäniſchen revolutionären und nationalen Organiſationen nur für ihre momentanen egoiſtiſchen Pläne, die wahren Exiſtenzforderungen dieſer minderjährigen Völker nicht einmal beachtend oder bewußt vernachläſſigend. Die Balkanfrage war in den Händen der leitenden Diplomaten immer nur ein Trumpf in ihrem Intriguenſpiel gegeneinander.

Dieſe ſich immer verſchärfende Situation war für die Intereſſen der Entente-Mächte bei weitem nicht ſo gefährlich, wie für die Zukunftsentwicklung Mittel-Europas; denn die Aufwiegelung des Balkans gegen die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie bedrohte nicht nur ihre ſtaatliche Exiſtenz, ſondern ſie ſetzte ganz Mittel-Europa der Kataſtrophe einer kontinentalen Blokade aus. Wenn es nämlich gelingt, ein Bündnis der

Südſlawen unter dem Protektorat Rußlands gegen die Monarchie zu errichten: ſo kann man Mittel-Europa dann immer vom Mittelmeer abſchneiden, wie die engliſche Flotte im Norden den Seeverkehr dieſes Territoriums zu vereiteln imſtande iſt. Der Anſchluß Italiens an die Entente bedeutet eben den Anfang dieſes Aushungerungsplanes, der die wichtigſte Lebensader Mittel-Europas unterbinden würde.

Unter ſolchen Umſtänden und bei ſolchen geſchichtlichen Notwendigkeiten ſchrieb der klare Menſchenverſtand ganz deutlich jene Balkanpolitik vor, welche Deutſchland und in erſter Linie Öſterreich-Ungarn zu befolgen gehabt hätte: ſie hätten wohlwollend die nationalen Aſpirationen der Balkanvölker fördern, als höchſte ziviliſatoriſche Kraft die Raſſenrivalitäten dieſer minderjährigen Völkerſtämme lindern und ausgleichen ſollen; als die geographiſch nächſte und größte kapitaliſtiſche Organiſation hätten ſie durch eine liberale Handelspolitik es ermöglichen ſollen, daß der Austauſch der landwirtſchaftlichen Produkte des Balkans und der Induſtrieartikel Mittel-Europas immer intenſiver und ungeſtörter werde; endlich, als das, geſchichtlichen Affinitäten zufolge, ähnlichſte kulturelle Kraftzentrum, hätten ſie durch wohltuende Ausſtrahlung des Prinzips der Freiheit der Religion und der Nationalität die balkaniſchen Raſſenverwandten der Völker der öſterreich-ungariſchen Monarchie an dieſes Bündnis mit ſtarken Fäden der Gefühle und des Blutes binden ſollen.

Dieſe natürliche Politik des geſunden Menſchenverſtandes und der humanitären Moral iſt leider geſcheitert, wie ſo oft in der Weltgeſchichte, durch den Geiſt des Raſſenhaſſes, der Klaſſenherrſchaft und der Profitgier enger monopoliſtiſcher Intereſſen. Die leitenden Kreiſe machten die freie Entwicklung der Balkanvölker unmöglich, ſchürten und vergifteten ihre Rivalitäten, hemmten den freien Verkehr ihrer Agrarprodukte und erbitterten das Leben ihrer Raſſenangehörigen innerhalb der Monarchie. Und Mittel-Europa duldete es wortlos, wie die Ententegruppe die immer mehr aufſchwellenden zentrifugalen Kräfte des Balkans gegen ſeine Intereſſen ausnützte. So kam es, daß ein Teil des Balkans ſich mit wilder Wut gegen jene Zentralmächte erhob, mit welchen doch ſeine geographiſche Lage, das Bedürfnis des Kulturzuſammenhanges, die Forderungen des wirtſchaftlichen Tauſches, wie auch die ethniſche Zuſammenſetzung ſeiner Völker es mit viel realeren Intereſſen verbanden, als mit Rußland oder Weſteuropa.

Die Nichtausnützung dieſer ſo natürlichen und für uns ſo vorteilhaften

Situation, ja ihre Verderbung durch partikulariſtiſche Geſichtspunkte war einer der verhängnisvollſten Fehler unſerer inneren Politik und unſerer Diplomatie. Doch wollen wir in dieſen ſchickſalſchweren Stunden nicht rekriminieren, ſondern bloß die öffentliche Meinung und die leitenden Kreiſe auf den Weg aufmerkſam machen, der für Mittel-Europa noch immer offen ſteht. Es iſt vielleicht noch immer nicht zu ſpät, Beweiſe eines ſolchen neuen Geiſtes in der inneren und äußeren Politik zu liefern, welche die Völker des Balkans endgültig davon überzeugen, daß Mittel-Europa nicht ihr Feind iſt, ſondern daß es eine wohltuende, organiſierende, ausgleichende, Wirtſchaft und Kultur hebende Kraft in ihrer Entwicklung ſein will. *Man muß mutig und ohne Zögern zu der Reorganiſation des Balkanbündniſſes unter der Führung Mittel-Europas ſchreiten*, ausgleichend und überbrückend jene Antagonismen, die größtenteils durch den internationalen Macchiavellismus geſtiftet worden ſind. Beſonders muß man es den Südſlawen zu verſtehen geben, daß wir in Trieſt und Fiume nicht nur die Häfen der mitteleuropäiſchen Welt verteidigen, ſondern auch uralte ſlawiſche Territorien in Schutz nehmen gegen den geckenhaften Imperialismus der terza Italia. Sie können der bona fides der Beſtrebungen Mittel-Europas um ſo eher Glauben ſchenken; denn im Gegenſatz zu dem italieniſchen Chauvinismus und dem ruſſiſchen Panſlavismus iſt ſchon die ethniſche Zuſammenſetzung Mittel-Europas eine ſolche, daß deſſen neues, geſundes und ſtabiles Gleichgewicht nur auf dem Prinzip der Freiheit der Nationen und der Autonomie der Nationalitäten aufgebaut werden kann. Eine lebensfähige wirtſchaftliche und kulturelle Kooperation kann auf dieſem, durch ſo viele Feinde gefährdeten Territorium nur dann entſtehen, wenn Deutſche, Ungarn, Nord- und Südſlawen, Dänen, Schweden, Norweger, Holländer, Bulgaren, Griechen und Rumänen gegenſeitig verſtehen lernen, daß ihre nationale und volkstümliche Exiſtenz nur durch das ſpontane Zuſammenarbeiten freier und unabhängiger Staaten, froher und autonomer Nationalitäten realiſierbar iſt. Vielleicht liegt auch hier die Möglichkeit, die blutigen Wunden des tragiſchen Schickſals der Vlamen zu heilen.

Die Löſung dieſes grandioſen Organiſationsproblems — bei weitem des größten, das ſeit dem Sturze des weſtrömiſchen Reiches der europäiſchen Menſchheit harrt — ruht auf zwei Grundbedingungen: die eine iſt der Geiſt der Handelsfreiheit in der äußeren Politik, die zweite das Prinzip der Gleichſtellung der Nationalitäten und der demokratiſchen Selbſtverwaltung in der inneren Politik.

Eine ſolche Umgeſtaltung würde faſt automatiſch Ungarn zum führenden Staate des Balkans erheben, denn es wäre das natürliche Verbindungsglied zwiſchen Mittel-Europa und dem Balkan. Die Konzeption von Koſſuth und Kállay würde ſich hier erneuern, nicht gegen Öſterreich — wie der Gouverneur damals glaubte —, ſondern als die natürliche Logik eines neuen internationalen Gleichgewichtes. Denn auch bis jetzt hat die geſchichtliche Laufbahn Ungarns die Kultur der Rumänen und der Südſlawen auf das tiefſte beeinflußt. Es iſt keine Übertreibung und Prahlerei, wenn wir ſagen, daß ohne das Durchſickern der ungariſchen kulturellen Kräfte der Balkan in ſeiner aktuellen Situation nicht begreifbar wäre. Dieſe uralte und natürliche Affinität, den Gedanken einer moderniſierten und erweiterten Donaukonfederation müſſen wir durch eine verſtändnisvolle demokratiſche und liberale innere und äußere Politik pflegen und ſtärken, wenn wir wollen, daß die den Krieg beendende mitteleuropäiſche Konzentration eine neue ungariſche Renaiſſance hervorbringen ſoll!

Ernſt Liljedahl
Ein europäiſcher Staatenbund

Die ältere Meinungsrichtung, welche in der traditionellen Politik Ausdruck erhalten hat, ſtellt das Problem eines europäiſchen Staatenbundes ſo: entweder Bündnispolitik oder Iſolierungspolitik, ein Drittes gibt es nicht. Doch gerade dies Dritte iſt das, was uns Schweden* intereſſieren könnte und deſſen Geburtswehen der Weltkrieg vielleicht bildet. Will man den Sieg des Friedensgedankens auf geſchichtlich erprobtem Wege — trotz aller der Laſtwagen voll Friedenshoffnungen, die in den Graben geſtürzt ſind —, ſo muß man jenen Weg, den organiſatoriſchen, einſchlagen. Die Geſetze der Geſchichte ſind ebenſo unabänderlich wie die der Natur. Es iſt nicht unſere Aufgabe, ſie zu verändern, ſondern wir haben ihnen unſer Streben anzupaſſen. Der große Mißgriff der Friedensbewegung — gleich dem des Kriegsimperialismus — war ihr Mangel an dem Wirklichkeitsſinne, welcher unterſucht, wie die Menſchheit mit ihrer Verzweigung in verſchiedene Völker ihrem Weſen nach beſchaffen iſt. Der Imperialismus glaubt, durch einen Ukas Finnen, Polen und Ukrainer, bzw. Dänen in Ruſſen

* Ernſt Liljedahl iſt Mitglied des ſchwediſchen Reichstages und hat den Rang eines Hauptmanns in der ſchwediſchen Armee. Red.

und Deutſche verwandeln zu können, und die Friedensbewegung gibt ſich der Illuſion hin, daß kollektive Anſammlungen wie die „Internationale“ und die „Weltfriedenskongreſſe“ ohne ſtaatsorganiſatoriſchen Oberbau dereinſt imſtande ſeien, Engeln gleich die Glocke zu ziehen, die das Reich des ewigen Friedens einläuten werde.

Nicht im Zeichen des Kollektivismus wird ſich der Friedensgedanke, an welchen wir unerſchütterlich glauben, nach und nach verwirklichen laſſen, wohl aber im Zeichen der Organiſation. Denn die Menſchheit iſt ein Organismus, und Krieg zwiſchen ihren Gliedern iſt ebenſo unnatürlich, wie es die Handlungsweiſe eines Menſchen wäre, der ſich mit ſeinen eigenen Füßen Tritte verſetzte. Falls der jetzt ſtattfindende Krieg ebenſo endete, wie er begonnen hat, alſo mit dem Wiederbeginn einer imperialiſtiſchen Bündnispolitik ſeitens der kämpfenden Großmächte ohne jegliche Reviſion der Dogmen jener Politik — was wäre dann gewonnen? Weshalb wäre dann der grauenhafte Preis für eine beſſere Zukunft in Geſtalt der Hunderttauſende menſchlicher Leichen auf den Schlachtfeldern dort draußen erlegt worden? Man mag über den Wahnſinn dieſes Krieges ſagen was man will, aber ein noch größerer Wahnſinn wäre es, nach dieſer blutigen Lektion nicht den Verſuch zu machen, Europa zu etwas Beſſerem, als es jetzt iſt, umzugeſtalten. Die 48 Staaten Nordamerikas und die 26 Deutſchlands, die ſämtlich ohne Zweifel ſchon den Krieg aus ihren Berührungsſphären wegorganiſiert und damit unter ſich ewigen Frieden geſtiftet haben, zeigen uns den Weg, den wir gehen müſſen. Will die Friedensbewegung ihn nicht wandern, dann führt ſie gerade ſo die Sache des Krieges wie ihre Gegner, die da meinen, daß ewiger Friede nichts Schönes ſei und dem innerſten Weſen des Lebens widerſtreite. Beſtreitet man dagegen, daß Friedenspaläſte dann am ſchönſten ſind, wenn ſie brennen, und daß die Glut des im Menſchen verborgenen Höllenfeuers tiefer in ſeinem wirklichen Weſen liegt als der himmliſche Abglanz, der ihn „göttergleich“ macht, ſo läßt man den Friedensgedanken niemals fahren, am allerwenigſten in einer Zeit, da die rohe Machtlehre von den Dächern gepredigt wird. Ein unorganiſierter Friede aber findet keinen Boden, worauf er ſtehen könnte, ſondern ſchwebt in der Luft.

Wenn dereinſt die „Vereinigten Staaten der Welt“ auftreten, dann wird der ewige Friede eingeläutet. Die Geſchichte iſt, wie auch die eiſernen Würfel des Krieges fallen, kein Glücksſpieler, ſondern hat eine herrſchende Idee über ſich, eine übergeſchichtliche Macht, die Viktor Rydberg „den Gott der Weltgeſchichte und die Nemeſis der Völker“ ge-

nannt hat und deren Ziel eine geläuterte Menſchlichkeit iſt. Wenn die Bibel auch in Beziehung auf das moraliſche Zuſammenleben der Völker die Offenbarung der Wahrheit iſt, ſo gilt das Wort, daß das Schwert dereinſt in eine Pflugſchar umgeſchmiedet werden wird. Und was iſt, im tiefſten Grunde, die Kriegsgeſchichte anderes als eine Bahnbrecherin zum Ideale hin? Es klingt zwar paradox, iſt aber dennoch eine tiefe Wahrheit. Das furchtbare Schickſal des Krieges wird durch härtere Kräfte als die Fehlgriffe der Diplomaten heraufbeſchworen. Die zähe Trägheit des böſen menſchlichen Willens ſcheint leider noch des Krieges zu bedürfen, damit, wenn durch ſeine Bosheit das Gute in Stagnation geraten iſt, der Donner der Kanonen ihm das Gewiſſen wachrüttele. Weder auf den Höhen der Geſellſchaft noch in ihrer Tiefe denkt man daran, das Reich der Menſchenliebe in vollem Ernſte zu organiſieren, bevor Blut und Tränen fließen. Erſt dann fragt man ſich: Wie läßt ſich eine Wiederholung dieſes Schrecklichen verhindern? Erſt der Krieg im anſchaulichen Bilde der Leichenhaufen, der eingeäſcherten Dörfer, der geplünderten Städte und des namenloſen Elendes in verſchiedenſter Geſtalt erweckt bei den noch Vielzuvielen, die ſich auf den gerechteren Wegen des Friedens nicht nach jenem Ziele hinführen laſſen, aufrichtigere Friedensliebe und Menſchenliebe.

Geſtalten wir dieſen Gedanken organiſatoriſch, wie er in der Geſchichte hervortritt, dann wird die Löſung des unheimlichen Rätſels des Krieges die ſein, daß, wenn auch der Krieg den Krieg gebiert, es doch zuletzt deshalb geſchieht, weil einſtweilen leider bloß der Krieg den Krieg, nach und nach, und zwar dadurch beſeitigen kann, daß er eine neue Organiſierung des gemeinſamen Lebens der Völker hervorzwingt. Es iſt traurig, daß man im Dienſte des Fortſchrittes eines ſolchen Mittels bedarf. Wäre die Staatskunſt a priori vernünftig beſtimmt, d. h. nach den Geſetzen des Rechtes und der Liebe feſtgeſtellt, ſo könnte ja das gemeinſame Völkerleben ſchon im Frieden derartig organiſiert werden, daß der Krieg aus der Sphäre jener Gemeinſchaft ausſchiede. Doch mit der Staatskunſt ſteht es, wie mit vielen anderen menſchlichen Künſten und Fertigkeiten, leider ſo, daß ſie ſich hauptſächlich auf Grundlage einer ſchmerzlich lehrreichen Erfahrung über ihre Fehlgriffe entwickelt. Der Krieg iſt es, der den Staaten dieſe Lehre erteilt. Nach langſamer Erlernung dieſer Lektion vereinigten ſich die ſchwediſchen Provinzſtaaten, nachdem ſie einander Jahrhunderte hindurch blutig bekämpft hatten, endlich zu den beiden Reichen der Svear und der Göter. Dann wurde weiter gelernt. Nach neuen

Ermahnungen durch den Krieg lernten beide Reiche zuſammenhalten und bildeten ſchließlich den ſchwediſchen Nationalſtaat. Dieſer war jedoch anfänglich nicht leicht zuſammenzuhalten. Es bedurfte der Geißelhiebe der däniſchen Gefahr, um die ſchwediſchen Provinzen zur Eintracht zu bringen. Als der Befreiungskampf gegen Dänemark 200 Jahre, von Engelbrecht bis auf Guſtav Waſa (1521), gedauert hatte, war es den Schweden endlich klar geworden, daß ſie nicht nur dem Namen nach, ſondern auch im tiefſten Inneren des Staatsorganismus zuſammenhalten müßten. Nach dieſem Geſetze der gemeinſamen Gefahr haben ſich auch andere Nationalſtaaten gebildet, und ſtellenweiſe iſt das Erlernen der Lektion noch weiter gegangen und hat Nationalſtaaten gelehrt, ſich zu Bundesſtaaten zu vereinigen.

Die „Vereinigten Staaten der Welt" liegen freilich noch in weiter Ferne. Noch hat die Geſchichte nicht alle Nationalſtaaten fertig daſtehen laſſen, geſchweige denn jene großen Staatsverbände, die nach anderen Prinzipien zuſammengefügt werden müſſen als nach den von Napoleon angewandten, und ſogar nach anderen als denen, welcher ſich der humanſte Imperialismus unſerer Zeit bedient. Die Staatsverbände der Zukunft müſſen aus freien, nicht unterjochten Nationen beſtehen, aus Nationen, die in dem Bündnisgedanken eine beſſere Garantie ihrer Freiheit ſehen als in der riskanten Iſolierung.

Aus dem gutzugehauenen Bauholze der Organiſation alſo wird das Reich der Völkerverbrüderung nach und nach zurechtgezimmert werden, nicht aus den grünen Wäldern der Friedensverkündigungen. Hierin liegt keine Geringſchätzung des Herzensidealismus, ſondern nur die Anweiſung, daß er im internationalen Leben derſelben Bahn folge wie bei der ſozialen Wohltätigkeitsarbeit — den feſten Weg der Organiſation gehe. Der „Blut- und Eiſenkanzler" Bismarck hat mehr für den ewigen Frieden getan als alle Kongreſſe der Friedensbewegung miteinander, denn er hat tatſächlich ewigen Frieden zwiſchen 26 Staaten geſtiftet, während die Friedensbewegung dies zwiſchen gar keinen hat zuſtandebringen können.

Wenn Deutſchland aus ſeinem gewaltigen Ringen mit der Übermacht ſiegreich hervorgeht, was ja, nach ſeiner militäriſchen Lage und ſeiner ungeheuren Kraft als Staat zu urteilen, wahrſcheinlich iſt, dann iſt es nach dem Friedensſchluſſe ſeine wichtigſte Aufgabe, *den Weltfrieden richtig feſtzubauen*, wie Kaiſer Wilhelm zu Sven Hedin geſagt hat. Man iſt in Deutſchland ſchon in vollem Gange mit der Erörterung dieſer Frage. Während die Männer des Schwertes ihre vaterländiſche Pflicht in den Schützengräben tun, verſuchen die Männer der

Feder die ihre dadurch zu erfüllen, daß ſie die Konturen eines neuen Reiches ziehen. Einige Projekte liegen bereits vor, und ihr Grundgedanke iſt ein und derſelbe. Er zielt auf einen großen mitteleuropäiſchen Staatenverband ab. Wie Profeſſor Franz von Liſzt in ſeiner jetzt auch ins Schwediſche überſetzten Broſchüre „Ein mitteleuropäiſcher Staatenverband“ auseinanderſetzt, handelt es ſich dabei um „die Bildung mehrerer Gruppen von Staaten, die, untereinander durch die Gemeinſamkeit der Intereſſen feſt zuſammengeſchloſſen, miteinander in Beziehungen treten, ſoweit die Intereſſengemeinſchaft über die einzelne Gruppe hinausreicht. . . . Dann aber geht die Aufgabe weiter dahin, die Organiſation ſo ſtark zu machen, daß ſie den Weltherrſchaftsgelüſten auch des mächtigſten Weltſtaates erfolgreich entgegenzutreten imſtande iſt. Damit iſt zugleich geſagt, daß dem Zentralbau der Staatengemeinſchaft jene Staaten ferngehalten werden müſſen, die eine Weltherrſchaft auf dem Wege gewaltſamer Ausdehnung anſtreben. Erſt dann, wenn dieſes Ziel erreicht iſt, kann der Weltfrieden auf abſehbare Zeit als geſichert betrachtet werden.“

Liſzt rechnet Frankreich nicht zu den Staaten, gegen welche dieſer Staatenverband ſich zu ſchützen hätte, ſondern hofft auf gutes Einvernehmen mit dieſem Lande, das durch das unnatürliche Bündnis mit Rußland gründlich betrogen worden iſt. Darauf fährt Liſzt fort: „Ganz anders ſtehen wir Rußland gegenüber. Rußland mit ſeinem in ſich geſchloſſenen Rieſengebiet von 22,3 Millionen Quadratkilometern und ſeinen 170—180 Millionen Menſchen wird ein Weltſtaat bleiben, auch wenn der Friedensſchluß ihm bedeutende Gebietsverluſte bringt. Rußlands Eroberungsgier, die in dem durch ſeine geographiſche Lage bedingten Streben nach den Weltmeeren hin ihre tiefſte Wurzel hat, wird ſo lange nicht erlöſchen, als ſeine cäſaro-papiſtiſche Verfaſſung fortbeſteht, und vielleicht auch dieſe überleben. Rußland bleibt auch nach dem Friedensſchluß der Feind des europäiſchen Friedens und der europäiſchen Kultur. . . . Der mitteleuropäiſche Staatenverband wird ſtark genug ſein, Europa zu jeder Zeit gegen Rußland zu verteidigen. Er wird auch mit Rußland, ſeinem bedeutendſten Nachbarn, in wirtſchaftliche und völkerrechtliche Beziehungen treten; dabei aber niemals vergeſſen dürfen, ... daß nur lockere Zuſammenhänge den in ſeinem Kern aſiatiſchen Staat mit der europäiſchen Kultur verknüpfen.“

Hinſichtlich Englands betont Liſzt, daß es mit ſeinen 33,4 Millionen Quadratkilometern Landes und mehr als 400 Millionen Menſchen fortfahrend, ſogar dann, wenn es durch den Krieg große Verluſte erleide,

immer „noch turmhoch über allen anderen Großmächten“ ſtehen werde. Der Verfaſſer erklärt, daß die Parole ſeines Staatenverbandes „Schutz gegen England“ lauten müſſe.

Es iſt an der Zeit, daß wir Schweden uns an der Debatte über den mitteleuropäiſchen Staatenverband beteiligen, denn ſie berührt uns ſehr nahe, und unſer Land wird ſtets in der Diskuſſion namhaft gemacht. Liſzt denkt ſich Holland, die Schweiz, die ſkandinaviſchen Staaten, Italien (das jetzt freilich wohl nicht mehr in Frage kommt), möglicherweiſe ein wiederhergeſtelltes ſelbſtändiges Polen, die Balkanvölker und die Türkei an den Verband angeſchloſſen. Uns intereſſiert ja beſonders die Motivation des Anſchluſſes Skandinaviens. Darüber ſagt Liſzt: „Ich rechne dann weiter zu dem Verbandsgebiet die drei ſkandinaviſchen Staaten, die wie die Niederlande die ſtrengſte Neutralität in dieſem Kriege bewahrt haben. Die Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Dänemark werden nach dem Krieg zweifellos ungleich beſſer ſein als früher. Die däniſche Bevölkerung Nordſchleswigs hat ihre ſtaatstreue Geſinnung allen Zweiflern gegenüber unwiderleglich bewieſen. Und wenn heute bereits die deutſch-däniſche Politik ihren Kurs geändert hat, ſo ſind wir zu der Annahme berechtigt, daß nach dem Friedensſchluß der bisherige innere Kampf dem feſten wechſelſeitigen Vertrauen zwiſchen der Reichsregierung und unſeren däniſch ſprechenden Staatsangehörigen dauernd gewichen ſein wird. Damit aber iſt der wichtigſte Anlaß zu Verſtimmungen zwiſchen Deutſchland und Dänemark beſeitigt, aufrichtige Freundſchaft zwiſchen den beiden ſtammverwandten Völkern möglich geworden. Der Beitritt Norwegens und Schwedens würde beiden Staaten den zuverläſſigſten Schutz ihres Beſitzſtandes gegen England wie gegen Rußland für alle Zukunft ſichern, dem Staatenverband aber wirtſchaftliche Hilfsquellen von unſchätzbarem Wert erſchließen. Ein engerer Zuſammenſchluß zwiſchen den drei ſkandinaviſchen Staaten ſelbſt bleibt trotz ihres Beitritts zu dem mitteleuropäiſchen Staatenverband möglich; er würde ein Gegenſtück bilden zu der engen Verbindung zwiſchen Deutſchland und Öſterreich-Ungarn und eine weitere Gewähr für die Unantaſtbarkeit ihrer Selbſtändigkeit bieten. . . . Ein von ruſſiſcher Willkürherrſchaft befreites Finnland könnte bei dem ſkandinaviſchen Bund ſeinen Anſchluß finden.“

Soweit Liſzt. Was der Friede in Beziehung auf das Umorganiſieren des gemeinſamen Lebens der Völker nicht in einem Jahrhundert vermag, das kann der Krieg in einem Jahre ausführen. Wir Schweden ſehen die Weltlage wohl mit teilweiſe anderen Augen an als die Deut-

ſchen, aber, im großen betrachtet, ſind wir uns über die Notwendigkeit, die Germanenkultur zu ſchützen, mit ihnen einig. Uns iſt die Frage, wo die Kluft zwiſchen Kultur und Unkultur in Europa liegt, die Hauptſache. Sie zieht ſich nicht durch die Laufgräben der Weſtfront hin, ſondern durch die der Oſtfront. Der Stern des Zukunftsreiches glänzt in dieſer Stunde über Hindenburgs Degenſpitze. Als er, ſymboliſcherweiſe am Geburtstage eines großen Kulturapoſtels — Goethes — bei Tannenberg ſeinen erſten Sieg über Rußland gewann, bedeutete dies einen Lichtſtrahl für die ganze Menſchheit, nicht zum wenigſten für Rußland ſelbſt. Durch eine gründliche Niederlage würde ja Rußland ſich ſelbſt im Kerne ſeines Weſens wiederfinden und die ruſſiſchen, ſowie vielleicht auch die nichtruſſiſchen Völker in den zentralen und öſtlichen Teilen ſeines gewaltigen Reiches zu einem wohlorganiſierten Bundesſtaate vereinigen können, der gleich einem europäiſchen Staatenverbande ein großer Schritt in der Richtung der Vereinigten Staaten der Welt wäre.

Es mag nun nach dem Krieg mit dem mitteleuropäiſchen Staatenverbande werden, wie es geht, ſicherlich wird er in naher Zukunft in irgendeiner Form Geſtalt erhalten. Für uns Völker des Nordens kommt es darauf an, bei den Umgeſtaltungen, die zu erwarten ſind, einig dazuſtehen, denn ſonſt haben wir wenig zu bedeuten. Von den drei großen Machtſphären — Deutſchland, England und Rußland —, die nach dem Kriege in Europa herrſchen dürften, ſind ſowohl die ſchwediſchen wie die däniſchen und norwegiſchen Intereſſen am engſten mit Deutſchland verknüpft. Noch ſehen nicht alle Skandinavier dies ein, aber der Lauf der welterſchütternden Ereigniſſe wird nicht nur Grenzen verrücken, ſondern auch die Volksmeinungen berichtigen. Nur die Sicherung des Weltfriedens auf längere Zeit hinaus und die Fürſorge für unſeren eignen nationalen Weiterbeſtand können uns Schweden, gleich Holland, Dänemark und Norwegen, einem mitteleuropäiſchen Staatenverbande geneigt machen. Jeder Gedanke an Offenſivpläne müßte einem derartigen Verbande fremd ſein, und er müßte in dem bisher regierenden geſchichtlichen Geſetze über den ſukzeſſiven Sieg des Friedensgedankens: *Überwindung des Krieges durch ſtaatlich organiſierte Humanität*, ſeine Aufgabe ſehen.

Aus der urſprünglichen kleinen Dorfgemeinde heraus wächſt die Menſchheit durch den Provinzſtaat, den Nationalſtaat, den Verbandsſtaat, den Kontinentalſtaat und den Weltſtaat hindurch, bis ſie dereinſt mündig wird. Noch hat ſie nicht die Hälfte des Weges dazu hinter ſich, und es gibt noch viele blutige Lektionen zu erlernen. Die Tatſache, daß Staatenver-

bände oft zerfallen ſind, iſt bedeutungslos. Die Erdrinde iſt wohl tauſendmal geborſten, ehe ſie feſt und tragfähig wurde. Auch in den Völkern gibt es viele vulkaniſche Neigungen. Doch auf die Dauer wird kein Mephiſtopheles des Sophismus die edle Fauſtnatur im Menſchen davon überzeugen können, daß das Feuer der ſelbſtſüchtigen Begierde, ſtrahle es auch in ſeinem nationalegoiſtiſchen Glanze, ſchöner ſei als das Feuer jener tiefen Vaterlandsliebe, welche auch die Nation zu einem Ewigkeitsweſen mit edleren Zwecken, als der Nationalegoismus zeigen kann, machen will.

Der Gedanke an einen mitteleuropäiſchen Staatenverband liegt in der Notwendigkeit, Rußlands mechaniſchem Drucke endlich einmal quer durch Europa hindurch einen ſtarken Riegel vorzuſchieben. Erſt dann, wenn die ruſſiſche Regierungsmacht wieder den Weg nach Moskau zurückfindet und den Traum von dem Beſitze der Ufer des Atlantiſchen Ozeans und der Küſten des Mittelmeeres aufgibt, erſt dann, wenn die unterjochten Grenzvölker — Finnen, Ukrainer und andere —, die ihr den Weg nach jenen Meeren hin verſperrt hatten, ihre Freiheit wiedererhalten, kann das große ruſſiſche Flußvolk, das die Natur niemals zu einem Seevolke beſtimmt gehabt hat, ſich ſelbſt wiederfinden.

Ein europäiſcher Staatenbund, worin, wenn möglich, auch ſpäter Frankreich einträte, muß ſo zuſammengefügt werden, daß er die Lebensintereſſen der verſchiedenen Staaten gruppenweiſe auf abgeſchloſſene Sphären verteilt. Die Balkanſtaaten würden, falls ſie ſich einigen könnten, mit der Türkei eine natürliche Gruppe bilden, Deutſchland und Öſterreich eine zweite und die ſkandinaviſchen Staaten eine dritte. Alle würden ſich zu dem Zwecke verbinden, den beſtehenden Frieden miteinander zu organiſieren, und bei der Mehrzahl würde es ſich überdies darum handeln, ihren Selbſterhaltungstrieb in defenſiver Weiſe gegen die Expanſionstendenzen Rußlands zu kehren, bis dieſe infolge einer neuen Ordnung im Zarenreiche aufhörten. Die militärpolitiſche Vereinbarung, welche dieſen großen Verband zuſammenhielte, müßte in Übereinſtimmung mit den ungleichen Gruppenintereſſen abgefaßt werden. Die Exiſtenz der ſkandinaviſchen Staaten iſt an zwei Punkten militärgeographiſch bedroht: am Sunde und in Narvik (oder irgendeinem anderen Hafen im nördlichen Norwegen). An dem erſtgenannten Punkte begegnen ſich die gemeinſamen Intereſſen Schwedens und Dänemarks, an dem zweiten die Schwedens und Norwegens. Man kann demnach ſagen, daß Skandinavien eine Gemeinſamkeitsſphäre bilde, wo ein Verteidigungsbund zum Schutze der drei Länder organiſiert

werden müſſe. Dies muß das nächſte Ziel nordiſcher Staatskunſt ſein, eine Fortſetzung der Zuſammenkunft der drei Könige in Malmö am 17. und 18. Dezember 1914. Könnte etwas unſern Nachbarn im Oſten von einem Angriffe zurückhalten, ſo wäre dies gerade ſchon ein in Friedenszeit gebildetes einiges Skandinavien, das eine Millionenarmee aufſtellen und ſowohl am Nordkap wie in der Oſtſee eine Menge Unterſeeboote auftreten laſſen kann.

Weshalb läge es nun im Intereſſe Schwedens, Dänemarks und Norwegens, ihre Geſamtſtärke an einen mitteleuropäiſchen Staatenverband anzuknüpfen, und würde eine derartige Anordnung nicht ein Hinnehmen der Bündnispolitik mit ihrem Riſiko ſein? Dies ſind zwei Fragen, die für uns Nordländer zwei deutliche Antworten verlangen. Wir wollen ſie einzeln prüfen.

Der eventuelle Vormarſch Rußlands durch Nordſchweden und das nördliche Norwegen nach dem Atlantiſchen Ozean hin, bedeutet ebenſowohl für Deutſchland wie für die Skandinavier einen Schritt nach dem Sunde, dem Schlüſſel der Oſtſee, hin. Damit wird in Deutſchlands Verhältnis zu Dänemark ein offenſives Element hineingebracht, nämlich der Wunſch, eher als Rußland an den Sund zu gelangen. Um ſeiner ſelbſt willen aber hat Deutſchland kein Intereſſe an einer derartigen Eroberung, ſeitdem ihm der Nordoſtſeekanal eine kürzere Verbindung zwiſchen ſeiner Oſtſeeküſte und ſeinen Nordſeehäfen als die um Skagen herum gegeben hat. Es liegt alſo in Deutſchlands Intereſſe, daß ſich ein ſkandinaviſcher Zuſammenſchluß, der Rußland zurückhält, bilde. Hier begegnen ſich daher die Intereſſen Schwedens, Dänemarks, Norwegens und Deutſchlands in ein und demſelben Wunſche. Man kann ſich dieſen aber kaum für das letztgenannte Land ſo lebenswichtig denken, daß es mit eigenen Kräften zum Schutze des nördlichen Skandinaviens beitragen würde, ſondern mit dieſer Aufgabe müßten die ſkandinaviſchen Völker allein fertig werden. Damit hängt nun zuſammen, daß dieſe ihrerſeits auch keine Verpflichtungen übernommen hätten, Deutſchland in ſeinem Kampfe gegen Rußland oder England beizuſtehen. Doch der obenerwähnte „Wunſch", in einen mitteleuropäiſchen Staatenverband eingekleidet, kann ſchon genügen, um die Kriegsmöglichkeiten zwiſchen Deutſchland einerſeits und Skandinavien andererſeits wegzuorganiſieren. Dieſer Zweck, vereint mit der ruſſiſchen Gefahr, drängt zu einem Anſchluß der nordiſchen Völker an das germaniſche im Süden der Oſtſee; denn ohne Organiſation läuft das Ganze auf einen frommen Wunſch ohne realpolitiſchen Wert hinaus. Auf dieſer Intereſſenbaſis

geht alſo die Anknüpfung des Nordens an einen mitteleuropäiſchen Staatenverband vor ſich, ohne zu dem Riſiko zu führen, daß Skandinavien in einen Krieg hineingezogen werde, der zwiſchen Deutſchland und ſeinen außerhalb des Verbandes ſtehenden Nachbarn oder beiſpielsweiſe zwiſchen der Türkei und Rußland ausbräche. Falls der Verband durch eine wirkliche Organiſation zuſammengehalten wird, gewinnt Skandinavien beſtändigen Frieden auf ſeiner Südfront, und Deutſchland gewinnt genau dasſelbe auf ſeiner Nordfront, ſowie noch, dank einem ſkandinaviſchen Verteidigungsbunde, eine verdoppelte Gewähr gegen ein eventuelles Vordringen der Ruſſen an den Sund oder eine Strecke weit dorthin. Ganz Schweden im Beſitze Rußlands wäre ein ſchwerer Stein auf Deutſchlands Bruſt.

Schwedens Intereſſe iſt das des Nordens, und das Intereſſe des Nordens iſt das Schwedens. Aber die Völker des Nordens können ſich nicht zu gemeinſamer Front gegen England vereinigen. Die ganze Küſte Norwegens ſteht in naher Verbindung mit dem Inſelreiche im Weſten, Dänemark hat ebenfalls geographiſche Sympathien nach dieſer Seite hin, denn das Meer verbindet oft mehr, als es trennt, und die reiche Weſtküſte Schwedens wendet ſich auch England zu. Nur wenn das britiſche Reich im Bündnis mit Rußland bleibt, iſt es für Skandinavien gefährlich.

Schwedens Intereſſe iſt die Aufrechterhaltung ſeines eigenen Lebens und eine reiche Entwicklung dieſes Lebens. Die Straußenpolitik der Iſolierung, die in einem status quo die Augen, die nach außen hin offen gehalten werden müßten, ſchließt, iſt für uns ebenſo gefährlich wie die Abenteuer der Bündnispolitik. Nur dadurch, daß man die brutale Möglichkeit des Krieges vermittelſt einer den Lebensintereſſen jedes Landes genau angepaßten Verbandspolitik nach und nach wegorganiſiert, können dereinſt die „Vereinigten Staaten Europas" zuſtandekommen. Rußland gehört nicht zu Europa, ſondern iſt hauptſächlich mit Aſien verwandt und hat ſein richtiges Geſicht Sibirien zugekehrt, wo ſeiner ebenſo wie in dem ruſſiſchen Flußlande im Weſten des Uralgebirges unermeßliche Kulturaufgaben harren.

Auch dann, wenn Europa ſich zu einem Ganzen vereinigen könnte, ſtehen der internationalen Politik ſicherlich noch große Epochen bevor, denn viele aſiatiſche und afrikaniſche Völker ſind noch nicht auf das Niveau des Nationalſtaates gelangt. In jenen Weltteilen werden viele Befreiungskriege eintreten, und wenn die rechte Stunde da iſt, ſo erzeugt gewiß jedes unfreie Volk ſeinen Freiheitshelden. Darauf können

die Großmächte gefaßt ſein. Der Imperialismus hat keine ewige Dauer. Er wird dereinſt ins weltgeſchichtliche Muſeum hineinkommen, wenn er ſeine koloniale Miſſion, die der jetzigen Periode angehört, erfüllt hat.

Wir Schweden haben jahrhundertelang allein gegen Rußland gekämpft und ſeiner Barbarei die Stange zu halten geſucht. Jetzt iſt die Reihe an Deutſchland, und es wird ſiegen.

Karl Hoffmann
Nation und Entwicklung

Die engliſche Lehre von der Autonomie der Staaten und kleinen Nationen, die ſo ſelbſtverſtändlich und einleuchtend klingt, umgeht in Wirklichkeit nur die grundlegenden Probleme des politiſchen Denkens. Denn ſie verſchleiert die offenen Fragen: worin beruht das Weſen des Staates und was iſt überhaupt eine Nation? Darüber müſſen wir uns aber Klarheit verſchaffen, daß die Begriffe Volk, Staat und Nation ſich nicht decken, und daß man dem Problem weder mit rein politiſchen, noch mit rein pſychologiſchen Betrachtungen beikommen kann.

Ich halte es für die wertvollſte Leiſtung Lagardes, daß er immer wieder den Unterſchied zwiſchen Staat und Nation in dem Einheitsleben eines Volkes deutlich gemacht und hingeſtellt hat. Immer wieder hob er den Gedanken heraus und rückte ihn in die Mitte, daß die ſtaatliche Einheit eines Volkes noch lange nicht ſein wahrhaft nationales Einheitsdaſein verbürgt. Er hat damit als Erſter unter den neueren Deutſchen den verſchiedenen Sinn von Volk, Staat und Nation feſtgeſetzt und unzweideutig erkannt. Denn noch Treitſchke verwendete die drei Begriffe abwechſelnd in der gleichen Bedeutung. Bei näherem Zuſehen aber läßt ſich bemerken, daß auch Treitſchke an verſchiedenen Stellen dieſelben Worte in der Tiefe ihrer Geltung in einem verſchiedenen Sinne gebraucht hat. In ſeiner „Politik" ſagt er einmal: „Der Staat iſt das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk", und ein andermal ſagt er: „Der Staat iſt die Vorausſetzung für alles Volksleben. Man kann kurzweg ſagen: ein Volk, das nicht imſtande iſt, für ſein Kulturleben ſich eine äußere Ordnung im Staate zu ſchaffen und zu behaupten, verdient als Nation zugrunde zu gehen". Hier alſo iſt das Wirken des Staates die Vorausſetzung für das „Volksleben", und im erſten Falle muß das Vorhandenſein eines Volkes die Voraus-

ſetzung für ſeine Staatsbildung ſein. Der ſcheinbare Widerſpruch löſt ſich auf in der leichten Erkenntnis, daß beide Male das Wort „Volk“ einen anderen Sinn hat. Im erſteren Falle handelte es ſich zunächſt nur um das Volk als einfach gegebene ethnographiſche Erſcheinung, um ein vorhandenes Volk, das erſt einen Staat bilden ſoll und ihn wirklich bilden kann oder auch nicht. Im zweiten Falle aber handelt es ſich um das bereits ſtaatlich entwickelte, um das als „Nation“ ſeiner ſelbſt bewußt gewordene Volk, um ein Volk, das ſein „Kulturleben“ in politiſcher Selbſtgeſtaltung zur Nation zu behaupten vermag. Die Unterſcheidung zwiſchen Volk und Nation liegt offen zutage: jede Nation iſt ein Volk, aber nicht jedes Volk iſt eine Nation. Demnach ſtellt ſich das Verhältnis ſo her, daß der Staat das organiſatoriſche Mittel iſt, durch welches ein Volk in politiſcher Eigengeſtaltung zur Nation werden kann. Die Möglichkeit nationaler Staatsbildung wird durch das Vorhandenſein eines einfach gegebenen Volkes als ethnographiſcher Erſcheinung bedingt; und die Möglichkeit eines ſolchen Volkes, zur echten Nation zu werden, wird durch ſeine politiſche Entwicklung und ſtaatsbildenden Kräfte bedingt.

Hier aber nun kann ſich leicht wieder jener ſchwere Irrtum einſchleichen, als ob ſtaatliche Einheit und Nationalität vollauf übereinkämen. Der landläufigen Meinung dieſes Irrtums, daß die politiſche Geſchloſſenheit einer Bevölkerung und ihr gemeinſames Staatsbewußtſein zugleich die Gewähr dafür ſeien, daß dieſe Bevölkerung das Daſein einer „Nation“ führe, widerſpricht zunächſt die einfache Tatſache der Exiſtenz zahlreicher anationaler Staaten: beiſpielsweiſe Öſterreich-Ungarns und auch der Schweiz, deren innere Berechtigung und Notwendigkeit aus anderen Leiſtungen kommt, alſo es die Leiſtung nationaler Staatsbildung ſein kann. Schon hier wird es klar, daß der nationale Staat in gleichſam chemiſcher Reinheit durchaus nicht immer die letzte politiſche Weisheit zu ſein braucht. Staatliches Gemeinſchaftsleben bewirkt Arbeitsgemeinſchaft, die unter Umſtänden wertvoller ſein muß, als das iſolierte Sondergefühl geringerer Volksart. Auf der anderen Seite jedoch vermag eine ſolche vom Staatsweſen getragene Gemeinſchaft trotz der Fülle gemeinſamer Einrichtungen und Taten niemals neue und ganze Nationen zu bilden, ſolange in der Geſamtbevölkerung das aus dem unableitbaren Urſprunge ethnographiſcher Zueinandergehörigkeit (Sprache!) aufſteigende und geiſtig-ſeeliſch ſich neu erzeugende Gefühl einer einheitlichen und unzerteilbaren Lebenstatſache fehlt. Nationen werden überhaupt nicht „gebildet“, ſie entſtehen

und ſchaffen ſich ſelbſt. Aber Nationen entſtehen nicht allein dadurch, daß bereits vorhandene ethnographiſche Völker durch ihre ſtaatliche Vereinheitlichung eine politiſche Lebensgeſtaltung ſich ſchaffen und ſich „ſaturieren". Gerade an dieſer entſcheidenden Stelle hatte Lagarde mit ſeiner Kritik eingeſetzt. Keineswegs liegt das Verhältnis ſo einfach, als ob jedes ſtaatlich entwickelte und „als unabhängige Macht rechtlich geeinte" Volk nun das ſei, was man eine Nation nennt — wie es *vielleicht* nach Treitſchke den Anſchein haben könnte. Auch hier trügt der Anſchein. Denn würde es ſich ſo verhalten, ſo fielen Zweck und Mittel zuſammen. Eben durch Treitſchke trat es hervor, daß die politiſche Selbſtbildung eines Volkes nur das organiſatoriſche Mittel iſt, damit es in ſeinem Kulturleben als ſelbſttätige Nation ſich behaupte. Alſo bedeutet das nationale Leben etwas anderes, das über die ſtaatliche Vereinheitlichung hinausliegt und durch ſie erſt bewirkt werden ſoll. Die ſtaatliche Einheit und Selbſtändigkeit iſt nur die notwendige Bedingung, damit der nationale Zweck erfüllt werden könne, doch nicht dieſer ſelbſt. Einen überpolitiſchen Zweck muß das politiſche Volk auf ſich nehmen und in ſich empfinden, ſonſt iſt es keine Nation.

Erſt durch Lagarde aber wird die ganze Lage des Problems verſchärft und verengert und klarer geſtellt, indem er die Auffaſſung durchdrückt: gewiß iſt die ſtaatliche Einheit eines Volkes eine Bedingung ſeines nationalen Lebens, doch ſie iſt nicht die einzige; und gewiß iſt ſie eine unvermeidbare und darum notwendige Bedingung hierfür, indeſſen ſie gibt nicht den Ausſchlag. Das *entſcheidende* Kriterium einer „Nation" iſt ſie noch nicht. Ohne volle Entfaltung ſeiner politiſchen Daſeinsformen iſt freilich die ausgereifte Einheit eines nationalen Lebens nicht denkbar; aber umgekehrt iſt es ganz und gar nicht geſagt, daß die politiſche Einheit eines vorhandenen Volkes die innere nationale Einheit, die ſie von Rechts wegen darſtellen ſollte, auch wirklich immer zum Ausdruck bringen und hervorrufen *muß*. Das Ausſchlaggebende iſt ganz etwas anderes. Und dieſes andere begreift er als ein religiös-ſittliches Gemeinſchaftsgefühl des Lebensbewußtſeins, das allein fähig iſt, einer Aufgabe inne zu werden und ſie als Sinn der nationalen Wirklichkeit zu erfaſſen. Es bedeutet dasſelbe, was Treitſchke den „letzten Zweck", d. h. die innere Rechtfertigung des nationalen Staates genannt hat: „daß ein Volk in ihm und durch ihn zu einem wirklichen Charakter ſich ausbilde; denn das iſt für ein Volk wie für den einzelnen Menſchen die höchſte ſittliche Aufgabe".*

* Zur genaueren Unterrichtung über Treitſchkes politiſche Ideen ſei hierbei das 9. Heft

Nur ſolche Völker haben ein geſchichtliches Recht, „Nationen“ zu ſein, und ſind es wirklich, die ſich dem Sinn der Geſchichte gegenüber verantwortlich fühlen und die Pflicht in ſich ſpüren, eine Aufgabe zu übernehmen. Die Unmittelbarkeit des Verantwortlichkeitsgefühls vor dem Sinn der Geſchichte und die Bereitſchaft, ſich für eine Aufgabe einzuſetzen: hierauf allein kommt es bei der Entſcheidung an, ob ein Volk eine Nation ſei oder nicht. Völker, die dergleichen von ſich fern halten und ablehnen oder es nicht vermögen, ſind niemals Nationen.

Doch was iſt der Sinn der Geſchichte und welche Aufgabe hat ein Volk zu erfüllen?

„Nationalität mit dem Recht und Beruf, einen ſelbſtändigen Staat zu bilden, iſt, wie die Tugend, nicht ein fertiges Ding, ſondern ein Tun, ein tätiges Beweiſen. Eine Nation muß zeigen, daß ſie eine Nation iſt“, hat Friedrich Theodor Viſcher einmal geſagt. Der wahrhafte nationale Staat bedeutet keinen abgeſchloſſenen und beharrenden Zuſtand; er lebt wie ein Organismus, der ſein Leben beweiſt, indem er es ſtets von neuem erſchafft. Und in der Nationalität des im Staate verkörperten Volkes ſitzt das ſittliche Selbſtgefühl dieſes organiſchen Lebens. Die Nationalität iſt nicht etwas Gegebenes, ſondern etwas Aufgegebenes, wie die ſittliche Perſönlichkeit für den einzelnen Menſchen etwas Aufgegebenes iſt. Wie eine ſittliche Perſönlichkeit dadurch ſittlich iſt, daß ſie ſich als ſolche verwirklicht, ſo iſt auch das nationale Leben eines Volkes dadurch national, daß in ihm die Nation ſich verwirklicht. Eine Nation „iſt“ überhaupt nicht, ſondern ſie lebt, indem ſie wird und ſich erzeugt. In einem fortwährenden Selbſtſchöpfungsprozeß beruht die Wirklichkeit ihres Lebens und lebendigen Charakters. Nationaler Charakter und die Aufgabe einer Nation oder die Nation als Aufgabe ſind am Ende ein und dasſelbe.

Die ſittliche Perſönlichkeit iſt für die gegebene Individualität des einzelnen Menſchen ſein gereinigtes und ausgeſtaltetes oberes Weſen, das er zu vollbringen trachtet: ſie iſt dieſer betreffende Menſch ſelber als Ideal. Ebenſo iſt der nationale Charakter eines Volkes ſein gereinigtes und ausgeſtaltetes oberes Weſen, das es zu vollbringen trachtet: eine Nation iſt die zum Ideal umgeſchaffene Selbſtergreifung eines Volkes, wonach es durch Handeln ringt. Der Gedanke der Aufgabe im Weſen einer Nation läuft dahin aus, daß ſie den Trieb in ſich fühle, aus ſich einen ſelbſtändigen und in ſeiner Art vollendeten Menſchheitstypus,

der Tatbücher für Feldpoſt empfohlen: „Deutſche Politik, Gedanken von Heinrich von Treitſchke“, ausgewählt von Herman Nohl.

der ſich über die Beſchaffenheit des vorgefundenen Daſeins erhebt, alſo einen Höherwert der Menſchlichkeit zu erzeugen. Erſt hierdurch erhält das Volk einen Mittelpunkt, der ſein Leben innerlich zuſammengreift, aus der Tiefe heraus trägt und in die Zukunft hinausführt. Für die einzelnen Menſchen, die dem Volk angehören, wird dieſer höhere Menſchheitstypus zu einem Lebensideal von aufrichtender Kraft und von fordernder und ſittlich-bindender Wirkung; und für die ganze Gemeinſchaft zentraliſieren ſich dem Außen gegenüber in dieſem ſelbſttätigen Eigenwert menſchlicher Geltung ihre geſamten Leiſtungen an „Kultur" und werden in ihrer produktiven Eigentümlichkeit durch ihn erſt möglich. Alle ihre Werte und Schaffensmöglichkeiten richtet er ein und ſtrahlt ſie von ſich aus. Doch iſt es nun die beſte Tat einer Nation, daß ſie eine Kultur produziert, ſo kann kein Volk zur Nation werden, das nicht mit der eigenen Idee von ſich ſelber einen ſolchen inneren geiſtig-ſeeliſchen Halt in die geſtaltete Erſcheinung heraufzubringen vermag und durch dieſe Erſchaffung einer weſenhaften Lebenseinheit ſeine nationale Bedeutung beweiſt. Es bleibt immer nur Treibſand im Fluß der Geſchichte. Durch die lebendige Kraft der eigentlichen Nationen aber bewahrheitet und offenbart ſich die göttliche Macht im menſchlichen Handeln, deren Sinn es eben iſt, über die bloße Natur reine Werte und „Ideen" zu ſetzen und ſie wirkſam werden zu laſſen. Und darum haben die Tieferen unter den Deutſchen geäußert, daß jede Nation etwas Göttliches ſei, ein „Gedanke Gottes". Das nationale Leben hat in ſich einen metaphyſiſchen Grund und mündet damit ein in den Sinn der Geſchichte, der ebenfalls einen metaphyſiſchen Grund hat.

Der Sinn der Geſchichte aber, an dem ſich die Schickſale der Nationen erfüllen, iſt ein geiſtiger Wille zur Schöpfung.

Aus jener göttlichen Macht im menſchlichen Handeln ſteigt er herauf. Iſt es deren Bedeutung, reine Werte, d. h. rein geiſtig-ſeeliſch wirkende Beſtimmungskräfte über die bloße Natur zu ſetzen, damit ſich das gegebene Leben mit ihnen von ſeiner Verhaftung in das gleichſam tierhaft beſchränkte, zwecklos in ſich ſelber verknotete und ſich widerſtreitende Daſein befreit und durch ſie zum Erlebnis ſeiner Beſtimmung zu einer ſinnvollen Einheit gelangt, ſo iſt es die Abſicht der Geſchichte, dieſe Werte und ihr Einheitserlebnis zum ſichtbaren Gebilde zu machen. Die Kulturtätigkeit hat die Kraft, ideelle Wirklichkeiten zu ſchaffen; und der Vollzug der Geſchichte vollbringt es oder will es vollbringen, daß dieſe ideellen Wirklichkeiten in das leibhaftige Daſein ſich umſetzen

und ſich in der reellen Wirklichkeit darſtellen: als tatſächliche Geſtaltung des Lebens. In anderer Richtung aber werden dieſe Einheitsgeſtaltungen für das Leben zu einer neuen Beſchränkung, die durch die Produktion einer neuen Wertidee und ihre Verwirklichung bewältigt ſein will. So bewirkt immer das Vollbringen eine neue Entwicklung, und das letzte und äußerſte Ziel wäre vielleicht die Erfüllung der illuſionären Idee einer univerſal organiſierten Menſchheitskultur.

Unter den Einheitsgeſtaltungen iſt nun die voll entfaltete und „als unabhängige Macht rechtlich geeinte" Nation darum die feſteſte Erſcheinung von kräftigſter Energie, weil ſich in ihr Ausdruck und Seele, die politiſche Darſtellungsform und das volklich, alſo gemeinſam entſtandene Erlebnis eines ſelbſttätigen Höherwertes, auf die tiefſte Weiſe „organiſch" zu einer weſenhaften Lebenseinheit verſchlingen. Die reine Macht, der die Seele des ſelbſttätigen Höherwerts fehlt, wäre verwerflich und böſe; und Nationen, die nur nach der Macht um ihrer ſelbſt willen ſtreben und dieſes Streben kulturell nicht rechtfertigen können, haben vor der Idee der Geſchichte keinen Charakter. Daß der nationale Charakter getragen wird von der Idee der Geſchichte, bedeutet: Nicht für ſich ſelber haben die Nationen die Verwirklichung ihres eigenen Vollkommenheitstyps zu erarbeiten, ſondern ſie ſind hiermit „berufen zu poſitiven Leiſtungen für die Erziehung des Menſchengeſchlechts" (Treitſchke). Der nationale Charakter als Aufgabe wendet ſich ſo in die Aufgabe der Nationen, durch den in ihnen wirkenden idealen Sondertyp und menſchlichen Höherwert eine neue Geltung und einen neuen Einheitsgedanken für die Erhöhung der Menſchheitsentwicklung überhaupt zu gewinnen. Das Weſen der Nation ſtellt die Nationen ein in den produktiven Prozeß der Geſchichte. Ihr tiefſtes Weſen vermag eine Nation nur zu erfüllen, indem ſie etwas Überragendes und Höheres ſchafft, als ſie ſelbſt an ſich iſt, und in dieſen übergeordneten Wert irgendwie eingeht. Völker, die ſich abſchließen, töten ihre zeugende Kraft. Die zeugende Kraft der Nationen aber hebt ſie hinaus in die Sphäre wachſender Geſinnungen und freier, ſich entfaltender Wirkung.

Man pflegt gemeinhin zu glauben, daß der der Nationalität übergeordnete Wert und die Sphäre einer von nationaler Enge befreiten Geſinnung nichts anderes ſei, als eben „die Menſchheit". So kurz und eindeutig iſt der Weg im produktiven Prozeß der Geſchichte, durch welchen ideelle Wirklichkeiten in die reelle Wirklichkeit ſich umſetzen wollen, jedoch keineswegs. Zunächſt muß die ideelle Wirklichkeit etwas Lebendiges ſein,

und der Begriff der Menſchheit iſt noch nichts Lebendiges, ſondern nur ein Abſtraktum und eine illuſionäre Idee. Und tatſächlich denkt bei dem Begriff Menſchheit auch niemand an Neger, Eskimos und Malayen, ſondern an eine Geſamtheit der Völker von praktiſchen Lebensbeziehungen und werdender Arbeitsgemeinſchaft. Im praktiſchen Verſtande bedeutet der Gedanke „Menſchheit" immer nur eine umfaſſende Gruppe von Völkern, die ſich von dem abſtrakten Begriff der vollzähligen Menſchheitsſumme doch wieder abhebt. Das Kriterium dieſer Abgrenzung bleibt eine mehr oder weniger gemeinſame Richtung in der Art der Kulturtätigkeit und eine gemeinſame Abhängigkeit von den Bedingungen des ſchaffenden Lebens.

Wenn die Nation eine organiſche und politiſch organiſierte Kultureinheit iſt, ſo kann der ihr übergeordnete, auf ihr Handeln einwirkende und von ihr zu ſchaffende Wert nichts anderes ſein, als die Vereinheitlichung dieſer gewiſſen allgemeineren Kulturſphäre, wie ſie aus entwicklungsmäßig zuſammengehörigen Sonderkulturen entſteht und zu der die Nation ſelber gehört. Sie arbeitet für ihr eigenes Wachstum und für ihre Erhöhung, indem ſie ihre Sonderkultur an die Verwirklichung einer ſolchen größeren Kultureinheit hingibt, durch die ihr eigener Tätigkeitswille vor dem Sinn der Geſchichte ſozuſagen gedeckt wird. Denn diejenige Nation, die ſich mit ihrer Geſinnung und mit ihrem Tun für die neue Gemeinſamkeit am ſtärkſten verantwortlich fühlt, wird unter den Völkern die ſtärkſte beſtimmende Kraft haben. Es entſcheidet auch hier, wie im Leben der einzelnen Menſchen, der Ariſtokratismus der tatſächlichen Leiſtung. Den ſchwächeren Nationen, die vielleicht weniger vermögen, raubt es in Wahrheit nichts an der inneren Selbſtändigkeit ihres eigenen Lebens, wenn ſie nur durch den Geiſt der Geſinnung und durch ſeeliſche Bereicherung für die entſtehende Gemeinſchaftlichkeit eines umfaſſenderen Kulturtypes wirken und dabei mit ihren materiellen Kräften — ohne Gewalt, doch auf unentrinnbare Weiſe durch die Notwendigkeit des Entwicklungsprozeſſes — in den größeren Zuſammenhang hineinorganiſiert werden. Denn in der produktiven Selbſttätigkeit des inneren Lebens liegt die eigentliche Bürgſchaft für die tiefere Selbſtbehauptung der kleinen Nationen; die Funktionalität ihres materiellen Daſeins iſt nur eine Äußerung davon und zugleich eine Äußerung eben jener entwicklungsgemäßen Zuſammenhänge und im weſentlicheren Betracht vor der Idee der Entwicklung ohne Belang. Es iſt ihr Beruf und ihr beſter Stolz, ſich an ein größeres Ziel verſchenken zu müſſen, und gerade darin, im materiellen Entſagen und in der Vorbildlichkeit des geiſtigen

Handelns, liegt ihre Miſſion und ihre tragiſche Beſtimmung durch den Sinn der Geſchichte. Denn es iſt der Sinn der Geſchichte, daß die wachſende Vereinheitlichung im geiſtigen Leben einer übernationalen Kultur zuletzt wieder im leibhaftigen Daſein ſich darſtellen und politiſche Geſtalt werden will. Das ergibt ſich aus der ewigen Beſtimmung des menſchlichen Tuns zu einer fortwährenden Steigerung der Einheitserſchaffung. In das Leben der Nationen, die ſich in ihrer Geſamtheit als „die Menſchheit" empfinden, gerät eine Richtung zur letzten Erfüllung durch ein „Weltreich", das die vermeintliche Menſchheit auch politiſch vereinheitlichen ſoll. Dieſe expanſive Richtung drückt ſich in jeder Geſchichtsperiode mit elementarer Macht einmal durch; doch nur dann kann die politiſche Expanſion etwas Weſenhaftes hervorbringen, wenn ſie von kulturellen Begebniſſen getragen wird. In einem ſolchen Falle aber hört ſie im Grunde wieder auf, Expanſion von politiſcher Abſicht zu ſein, ſie iſt entwicklungsgemäße Weiterentfaltung. Als Ende eines geſchichtlichen Entwicklungsſyſtems will das ſogenannte Weltreich in ſeiner inneren Anlage nichts anderes, als der organiſche Machtausdruck einer totalen Kulturſphäre ſein.

Man könnte einfach ſagen, daß der Nationalismus der Staatenbildung entwicklungsmäßig von einer imperialiſtiſchen Tendenz abgelöſt werde. Indeſſen Schlagworte beſagen nicht viel, und nur ſelten übrigens erfüllt ſich das Ende. Die größeren Nationen ringen ſchon während des Wachstums darum, ob bewußt oder nicht. Meiſtens geſchieht es bewußtlos, und andere Beweggründe ſchieben ſich vor in die Oberfläche der akuten Konflikte, die ſich in kriegeriſchen Erſchütterungen entladen. Jedoch wird einmal vom Schickſal das Glück des Gelingens beſchert, ſo fällt auf die kräftigſte und ſittlich machtvollſte Nation faſt wider ihren Willen der ſchwere Zwang, in irgendeiner Form herrſchen zu müſſen. Dieſer Aufgabe vermag ſie ſich nicht zu entziehen, wenn ſie ſich nicht ſelber preisgeben will, und ſie hat die härteſte Pflicht auf ſich zu nehmen, die Pflicht, in der beſtimmenden Wirkung ſich zu verſchwenden. Von ihrem Werke wird ſie verzehrt, ihre nationale Sonderexiſtenz verliert ſich in der Erſchaffung jener allgemeinen höheren Einheit. Sei dieſe Einheit nun ein „imperialiſtiſches" Reich, oder vollziehe ſie ſich in der freieren Weiſe einer elaſtiſch gegliederten politiſchen Lebensgemeinſchaft. Ein ſolches Reich aber wäre wieder ein lebendiger Organismus, als welcher der nationale Staat gilt: die Selbſtgeſtaltung eines inneren und ſtets ſich erneuernden Lebens.

Sonach beſteht der eigentliche Sinn und die geſunde Idee des „Im-

periums" darin, daß ein einheitliches und ausgewachſenes Wertſyſtem an Kulturkräften als in ſich geſchloſſene Machteinheit auftritt. Iſt das nicht der Fall, ſo bleibt ein ſogenanntes Weltreich immer unorganiſch und künſtlich. Beſteht nun der ſpezifiſch moderne Imperialismus mit ſeinen kolonialen Weltreichen vor dieſem Gedanken?

Es wurde ſchon geſagt, daß ſich jenes Ende nur ſelten und in Ausnahmefällen erfüllt. Soweit der Blick in unſerem hiſtoriſchen Horizont reicht, können wir ſtreng genommen nur zwei ſolche Gebilde entdecken: das chineſiſche und das römiſche Reich. Die unheimliche Dauer des chineſiſchen Reiches, die mit der unbeirrbaren Dauerhaftigkeit einer in ſich ſelber begründeten Eigenart der Kultur übereinkommt, läßt uns dort eine organiſche Ineinsbildung aller Lebensbekundungen vermuten, mit der wir unſer eigenes Staats- und Kulturleben kaum in Vergleich ſetzen dürften. Beim römiſchen Reich ſehen wir ſchärfer. Es iſt für uns das Beiſpiel. Dieſes Imperium bedeutete nicht mehr und nicht weniger als die äußerſte organiſatoriſche Vollendung der geſamten antiken Menſchheit und eine politiſche Darſtellung und ſtaatsrechtliche Formung ihrer ausgereiften und für den Vorſtellungskreis des antiken Menſchen „univerſal" gewordenen Kultur. Es war die Erfüllung und der Abſchluß einer Geſchichtsperiode, für die es darüber hinaus kein neues mehr gab. In dieſer Erfüllung ſah der Menſch den Sinn des ihm bekannten Lebens vollendet. Von hier aus können wir vielleicht auch dem römiſchen Cäſarenkultus näher kommen und ihn begreifen. Im Cäſar verkörperte ſich das Imperium, und im Imperium verkörperte ſich die innerlichſte Produktivkraft des Menſchen, jenes „Göttliche in uns", das Wirklichkeit werden ſoll. Es *erſchien* nun als Wirklichkeit in dem zu Ende gelangten Einheitswerk der Kultur, das im Imperium ſich ſpiegelt, und in der repräſentativen Perſönlichkeit des Cäſaren betete man nicht das betreffende Individuum, ſondern ein Symbol der heiligſten Schaffenskraft an. Die Cäſarenverehrung war ein kultiſcher Selbſtgenuß der Kultur und einer für ſich ſelber zur Menſchheit gewordenen Lebensgemeinſchaft: die gewaltigſte Lebensbejahung, die wir uns vielleicht ausdenken können. Alle Entfaltungen des Lebens wurden umſchloſſen von dem ſie durchdringenden Charakter der abſoluten Geltung einer alleinigen Energie. Das Imperium beherrſchte die damals in Betracht kommende Menſchheit, und darum hatte ſich dieſe Menſchheit die Welt unterworfen zum „Weltreich". Die Totalität des Lebens ſchien mit ihren Verzweigungen und Teilen organiſch in Eins gewachſen zu ſein.

Das ſichere innere Gleichgewichtsverhältnis der Kräfte im römiſchen Imperium, wonach die verſchiedenen Teile ſich gegenſeitig tragen und ſtützen, muß etwas durchaus anderes als das Bild der mechaniſchen Wage in der Theorie vom modernen „europäiſchen Gleichgewicht“ ſein. Ganz und gar nicht bedeutet es das Ergebnis eines mechaniſchen Experiments, ſondern es vergleicht ſich mit der Geſamthaltung eines lebendigen Organismus, der ſteht und wandelt und ſich bewegt. Und ferner enthüllt ſich hier der innere Grund, warum die neueren kolonialen Reiche eine ſolche innere Gleichgewichtslage der Stärkeverhältniſſe nicht haben und mit ihrem Beſtande immer von der einzelnen Kraft des Urſprungslandes abhängig bleiben.* Sie können ſie nicht haben, weil ſie nichts weniger ſind als der organiſche Machtausdruck einer entfalteten Gemeinſchaftskultur, die ſich ihre Form ſchuf, ſondern errechnete und hergeſtellte Produkte eines interkulturellen Verkehrs. Sie tragen darum ſelber ein interkulturelles Gepräge und ſind künſtliche Gebilde von einer unorganiſchen und gewaltſamen Herrichtung. Und darum haben ſie alle den Keim zu baldigem Vergehen, den Anſatz zum Auseinanderbrechen ſchon in ihrer Entſtehung. Immer wird die Vorausſetzung eines geſunden Imperiums oder auch einer Staatengemeinſchaft, die vor der Idee der Geſchichte an die Stelle des Imperiums tritt, eine innere Legierung der geiſtig-ſeeliſchen Tatkräfte ſein. Selbſt die unermeßlichſte Ausdehnung könnte ein kolonial angelegtes Reich niemals zum unmißverſtändlichen Weltreiche machen. Denn in voller Bedeutung wäre ein eigentliches Weltreich von organiſchem Charakter erſt möglich, ſobald für die geſamte Menſchheit eine Weltkultur möglich wäre.

Umſchau

(Werke, Ereigniſſe, Menſchen)

Ein Jahr Aus der Familie iſt der Staat geworden. Aber der Staat kann auch zurückkehren zum Familienſinn. Er ſieht ſeine Kinder aufwachſen und groß werden. Sie wollen ſich von ihm löſen, und er läßt ſie ziehen. Sie wandern vereint, weil ſie Geſchwiſter ſind; ſie ſcheiden voneinander, weil doch Verſchiedenes in ihnen lebt. Fremdes tritt zwiſchen ſie, es ſcheint, als wären ſie nicht mehr Brüder. Dann aber ſteigt plötzlich eine große, feierliche Stunde empor, die Stunde der Gefahr. Da erhebt der Vater Staat ſeine ſtarke Stimme und ſchart um ſich alles, was zur Sippe zählt. Und ſie kommen willig herzu. Es gibt kein Fremdes mehr unter ihnen. Sie ſind alle eins.

* Vgl. meinen Aufſatz „Das engliſche Reich“, „Tat“, Maiheft 1915, S. 130, S. 137.

Der Vater aber ſpricht: Jeder tue ſein Beſtes, dann ſind wir geborgen. Keiner neide dem andern. Still und raſtlos ſei euer Tagewerk, die Kraft braucht keinen Lärm. Ziehet hin, ein jeder an ſeine Stätte. Ein großes neues Jahr hat begonnen. Und wenn das Jahr um iſt, will ich zuſehen, was jeder getan hat.

Da ſprechen die Kinder: So ſei es.

Einer iſt ſtark unter den Söhnen. Der greift zur eiſernen Wehr. Jubelnd zieht er in den goldenen Herbſt hinein. Schwere Mauern brechen unter ſeinem Sturm. Lebende Ketten wehrhafter Feinde reißt er auseinander. Und ſchlägt ſelber eherne Ringe um die Flüchtigen. Dann naht ihm der Winter, erſt grau im Nebel, dann weiß im Schnee. Der Starke fürchtet ihn nicht. Still und raſtlos ſchafft er ſein Tagewerk. Immer tiefer ſinkt der Spaten ins gefrorene Erdreich, immer karger wird die Koſt, immer kleiner das tägliche Brot und Sonnenlicht. Aber aus Schatten und Not und Nacht klingt frohes Lied und Frühlingshoffen. Bald niſtet der Fink dicht neben dem Erdbewohner, die erſten Blumen ſprießen, ein armes Kind kommt aus dem nahen Dorf. Der Starke pflückt das Blümlein und ſtreicht dem Kinde über den Scheitel. Dann ſetzt er an zu neuer Tat. Wieder brechen Mauern, ſpringen Ketten, und der glühende Sommer beſcheint den reifen Sieg. Da blickt der Starke rückwärts ins Vaterhaus. Alle Brüder ſieht er winken und hört ihren dankbaren Ruf: Gott mit dir, Krieger.

Klugheit iſt die Zierde eines anderen. Sie nahmen ihm viel. Schiffe, die ſein Gut getragen, griff die Hand des Räubers auf. Wege, die er friedlich zog, ſperrte mörderiſche Gier. Selbſt den guten ehrlichen Namen draußen in der Welt bewarfen ſie mit Gift und Verleumdung. Doch der Kluge ſann auf neue Wege. Er ſchob die Zahlen hin und her in ſeinem Hirn und entdeckte Werte, an die noch keiner gedacht. Was im Schutt lag, holte er hervor und ſchuf es um zu lebendigem Gut. Gold erklopfte er aus allen Winkeln und ließ es arbeiten. Und als das Jahr um war, da ſtand längſt wieder das ſichere Lächeln auf ſeinen Lippen. Denn er hatte ſich angepaßt. Ja, ſagten die anderen, als ſie das ſahen, wie ſtünde es wohl, wenn wir den Kaufmann nicht hätten?

Sparſam heißt der Dritte. Er iſt karg mit dem Wort und karg mit dem Denken. Aber in verbiſſenem Fleiß pflegt er das Vieh und nährt den Boden. Manches Stück Land lag früher brach, mancher Keim blieb ungepflegt. Jetzt ſchneidet der Pflug des Sparers hinein in die Brache, und überall ſprießt junges Leben hervor. Bis dicht an die Ferſen folgt er dem Krieger mit ſeinem friedlichen Erntegerät. Und zum Berge türmt ſich die Frucht. Dank nimmt er grimmig entgegen. Und Lob mag er nicht leiden. Wenn ſie loben wollen, dann dreht er den Rücken und ſchreitet zu neuer Arbeit: Laßt mich, ich bin nur ein Bauer.

Wieder ein anderer bringt ſeine Weisheit dar. In ſtiller Stube reift die Idee. Da werden Kranke heil, weil Wunder des Geiſtes in ihren Gliedern lebendig ſind. Da werden die alten Urfeinde der Menſchheit bekämpft, die dumpfen Elemente. Die Luft wird gangbar, das Feuer ſpeit auf Wink und Befehl, und das Waſſer deckt ſchützend die ſchwimmenden Speicher ſeltſamer Kräfte. Was Jahrhunderte geträumt, was die Arbeit vieler Jahrzehnte nicht bezwang, das ſchüttet ein einziges Jahr der Not auf den Tiſch. Und faſt ein Zauber umwebt den Schöpfer aller dieſer Dinge: wie groß ſind deine Fortſchritte in dieſem einen Jahr, du Erfindungsreicher, du Gelehrter!

Und noch einer kommt in Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit. Die Uhr und das

Schreibwerk ſind ſeine Waffen. Er ſieht ſo knöchern und ſtrenge aus. Aber ein verhaltenes Feuer glüht doch in ſeiner Bruſt. Wie die Augen leuchten, wenn er jetzt die Jugend lehrt. Wie der Nerv ſich ſpannt, wenn Stunde für Stunde die Züge ſauſen, einer im Kommen, einer im Gehen, keiner zur Unzeit, alle auf rechtem Gleiſe. Und wie das Herz ihm pocht, da er Sühne gibt für böſe Tat und Ausgleich ſchafft, wo Händel erwuchſen. Staub legt ſich um ſein Atmen, Papier wächſt vor ihm auf in dicker Schicht, Klingeln raſſeln, Wünſche wirbeln, aber er hält durch. Und mancher von den Brüdern nickt ihm zu: Bravo, bravo, Beamter.

Dann kommt die Güte und Milde auf den Plan. Sie findet den Weg zu allen Stätten des Elends. Tauſende liegen im Stroh und weinen; ſie werden getröſtet. Tauſende haben den Vater verloren und irren hilflos; ſie fühlen die liebe Hand, die ihnen Führer werden will. Tauſenden fehlt das Brot des Alltags, da werden ſie geſpeiſt und gelabt. Und Sonne wird eingefangen in lauter kleine Päcklein und wandert dahin, wo die Krieger kämpfen. Und der Krieger und der Bauer und der Kaufmann und der Weiſe, die Männer, denen die Sonne das Antlitz gebräunt hat, und die, die bleich geworden ſind im Schatten ihres Schreibwerks, ſie alle wenden ſich dem Weſen der Milde in Ehrfurcht zu: Heil dir, Frau!

Staat, Vater Staat, wie kannſt du ſtolz ſein auf deine Kinder! Siehe, das Jahr iſt um. Sie haben alle ihre Pflicht getan. In Bann geſchlagen die Gefahr; felſenfeſt ſteht dein Haus.

Willſt du, ſo harren ſie noch länger unter deiner befehlenden Hand. Aber einſt wird kommen der Tag, da ſie fertig ſind mit allem Werk. Dann werden ſie wieder ziehen wollen, ein jeder in ſeine eigene Welt. Laß ſie dann wandern, Vater Staat, und zürne ihnen nicht.

Ewig wirkt in ihren Seelen das eine große Jahr, das ſie alle in dir zu Einem verſchmolzen hat. Juſtus

Neugruppierung im künftigen Wirtſchaftsleben

Der Krieg draußen hat uns den Frieden im Innern gebracht. Und der hoffentlich nicht mehr ferne Friede wird uns wieder daran erinnern, daß die innerpolitiſchen Gegenſätze nicht erſtorben ſind, ſondern nur ſchlafen. Das iſt gut ſo! Nur darin, daß Gegenſätze auftauchen und in ehrlichem Ringen überwunden werden, beruht aller lebendige Fortſchritt; dieſen Hegelſchen Fundamentalſatz lernen wir jetzt während der Erſtarrung des inneren Lebens erſt recht begreifen; manchmal wären wir faſt verſucht uns nach Streit und Parteien wieder zu ſehnen, wenn nicht doch das große Ringen draußen all unſere Sinne geſpannt und gebannt hielte.

Gegenſätze werden nicht ausſterben, auch im Wirtſchaftsleben nicht! Aber der Krieg wird auch hier inſofern einen Umſchwung herbeiführen, als er an Stelle der alten, zum mindeſten *neben* die alten Gegenſätze *neue* Abgrenzungen und *neue* wirtſchaftliche Formationen ſchaffen wird: wir werden eine Art Neugruppierung der ökonomiſchen Kräfte erleben, von der die vorbereitenden Bewegungen ſchon ſichtbar werden.

Zunächſt hat der Krieg einen ſcharfen Schnitt gemacht zwiſchen ſolcher wirtſchaftlichen Tätigkeit, die zur Beſchaffung der *Notwendigkeiten* des Lebens und ſolcher, die nur den *Annehmlichkeiten* und den *Bequemlichkeiten* des Lebens dient. Ganz genau läßt ſich ja dieſe Grenze nie ziehen, aber ſie war in der langen Friedenszeit gar zu ſehr verwiſcht worden. Die allgemeine wirtſchaftliche Erſchöpfung,

die noch gar nicht auszurechnende Verwüſtung von Werten wird dafür ſorgen, daß wir auch in Zukunft bei wirtſchaftspolitiſchen Maßnahmen nicht die Förderung von Landwirtſchaft, Induſtrie und Handel ſchlechtweg und allgemein im Auge behalten, ſondern jedesmal prüfen werden: Fördert ſie die Erzeugung von lebensnotwendigen oder nur die Herſtellung von Gütern des Luxus und des Überfluſſes? Wir werden wohl den Export von Luxusgütern mit allen Mitteln weiter zu fördern haben, weil wir damit die notwendigen ausländiſchen Rohſtoffe, die wir im Lande nicht erzeugen können, bezahlen müſſen; aber nur eine ſehr kurzſichtige volkswirtſchaftliche Auffaſſung wird dem übermäßigen Luxuskonſum im Lande ſelbſt das Wort reden. Er wird ſich beſcheiden und wird zurückgedrängt werden müſſen — ſo lange wenigſtens, als der Wiederaufbau des zum Leben Nötigſten alle verfügbaren Arbeitskräfte in Anſpruch nimmt. Sehr im Gegenſatze zu 1871 wird der Friede diesmal nicht eine Periode des wilden Genuſſes, ſondern eine lange Zeit ſchwerer, entſagender Arbeit einleiten. Daher werden nicht diejenigen Unternehmer ein Feld und einen Lohn ihrer Tätigkeit finden, die bisher durch geſchickte Bearbeitung der Käuferſeele das Reich der entbehrlichen Bedürfniſſe ſtetig auszudehnen verſtanden, ſondern vielmehr diejenigen, die durch einſichtige Organiſation und Dispoſition die Herſtellungs- und Vertreibungskoſten der lebensnotwendigen Güter nach Möglichkeit herabzuſetzen vermögen. Wir werden uns wieder erinnern, daß Ökonomie auf deutſch die „Lehre vom Haushalten“ iſt, und werden dem Begriffe nach, wie vor allem in unſerer Wertſchätzung, ſäuberlich trennen denjenigen Verbrauch, der einem Verbringen gleichkommt, von demjenigen Verbrauch, der uns unentbehrlich iſt, etwas vor uns zu bringen.

Wirtſchaftlichkeit in der Verſorgung mit dem Nötigſten! Das führt uns zu der zweiten notwendigen Umgruppierung, die ja ſchon ſeit lange gefordert worden iſt. Schon früher hat man, leider mit einem häßlichen agitatoriſchen Schlagwort, von den „Schaffenden“ im Gegenſatz zu den „Raffenden und Gaffenden“ geſprochen, als ob allein der böſe Wille des Einzelnen bisher die Ausmerzung aller überflüſſigen Glieder des wirtſchaftlichen Organismus verhindert hätte. Auch hat man der guten Sache geſchadet, daß man den „produktiven“ Ständen den an ſich ebenſo notwendigen Handel als minderwertig oder gar als „ſchmarotzeriſch“ gegenübergeſtellt hat. In der Sache ſelbſt ſind ſich alle Gutgeſinnten einig, daß in den harten Jahren, die uns bevorſtehen, wir uns jedes überflüſſigen Ballaſts entledigen müſſen, daß alle Arbeitskräfte, die an der bisherigen Stelle entbehrlich waren oder wurden, bei Zeiten umſatteln und ſich dahin ſtellen müſſen, wo das gemeinſame Intereſſe ſie dringend braucht und entſprechend lohnen kann. Man ſoll ſolche entbehrlichen Stellen nicht aber einzig und allein auf dem vom Handel geleiteten Wege von Produktion zu Konſumtion ſuchen! Im Gebiete der Produktion ſelbſt leiden wir zumal in dem Großbetriebe unter einem Übermaße von Kontrolle und Schreibwerk, einer verhängnisvollen Überorganiſation, die eine Unmenge nicht direkt Werte ſchaffender Arbeitskräfte erfordert und die die oft nur vermeintlichen Vorteile des Großbetriebs vielfach aufwiegt. Es wird reiflich zu erwägen ſein, ob nicht der Konzentrationsprozeß in der Induſtrie, ſoweit er nicht durch techniſche Notwendigkeit bedingt iſt, gerade im Intereſſe der nationalen Produktivität, zugunſten der Klein- und Mittelbetriebe zum Stillſtand gebracht werden ſollte. — Man ſoll ſchließlich die entbehrlichen Stellen überhaupt nicht in der freien Wirtſchaft allein ſuchen. Bei unſeren Staats- und Kommunalbehörden könnten Hunderte Millionen an Geld und viele Tauſende von Beamten

geſpart werden, wenn die alte Forderung nach „Verwaltungsreform“ endlich einmal mit rückſichtslos durchgreifender Hand erzwungen werden würde. Aber der heilige Bureaukratismus, für den die Zeit „das Geld der andern“ iſt, ſaß ſo feſt auf ſeinem Throne, daß alle bisherigen Enqueten und Immediatkommiſſionen ihn nicht zu erſchüttern vermochten. Deshalb ſoll man auch nicht glauben, daß durch die Umwandlung aller Privatbetriebe in öffentliche Betriebe, durch Staatsmonopole und Gemeindeunternehmungen etwa alles Heil kommen wird. Im Gegenteil, man könnte damit leicht das Huhn ſchlachten, das die goldenen Eier legt.

Wenn wir die Umgruppierung unſerer Wirtſchaftskreiſe wirkſam durchführen wollen, dann werden wir die alten Schlagworte Privatwirtſchaft — Gemeinwirtſchaft, Handler und Händler uſw. ſchnell vergeſſen und in ehrlicher Einzelprüfung feſtſtellen müſſen, wo wir an menſchlicher Arbeit ſparen können. Es genügt alſo nicht, daß wir zwiſchen notwendigen und überflüſſigen Bedürfniſſen ſcheiden. Innerhalb der Verſorgung mit den notwendigen Gütern des Lebens — und die Funktionen von Juſtiz, Polizei und Verwaltung gehören dazu wie das liebe Brot — werden wir die wirklich produktiven Arbeiter und Arbeiten zu trennen und zu befreien haben von den entbehrlichen Poſten und Funktionen, die den Nutzeffekt herabſetzen, weil ſie als totes Gewicht von dem Wagen der Wirtſchaft mitgeſchleppt werden müſſen.

Die dritte Neugruppierung trifft unſere wirtſchaftliche Beziehung zum Auslande und iſt bedingt durch die notwendige Stärkung des nationalen Geiſtes in Handel und Verkehr, die bisher neben Wiſſenſchaft und Technik als der unbeſtrittene Geltungsbezirk des internationalen Gedankens gegolten haben. Unſere Exportintereſſen zwar ſollen, wie ſchon angedeutet, nicht wanken, vielmehr wachſen. Aber es darf nicht mehr vorkommen, daß Schiffsgeſchütze deutſchen Fabrikates ſich wie vor Tſingtau gegen Deutſche richten, daß deutſches Kapital wie beim Steeltruſt in Amerika an der Herſtellung feindlicher Munition mithilft, daß das Geld deutſcher Sparer die finanzielle Rüſtung des öſtlichen Feindes ſtärkt, daß deutſche Intelligenz im Auslande als Lehrmeiſter unſerer Mittel und Methoden gegen das eigene Vaterland ausgenutzt wird.

Überall wird hier das Staatsintereſſe gegenüber einem kurzſichtigen Privatintereſſe weit energiſcher betont werden müſſen, ohne daß dadurch die Initiative und der Unternehmungsgeiſt des Kapitals gelähmt zu werden brauchen. Der Staat ſoll der Privatwirtſchaft Ziel und Grenzen ſetzen, aber ihr die Wege zum Ziel und innerhalb der Grenzen getroſt ſelbſt überlaſſen. Die ſo notwendige Führung im Wirtſchaftsleben darf nicht zur bureaukratiſchen Gängelung verknöchern. Jedenfalls darf die Scheidung: „Hie deutſche, hie fremde Intereſſen“, die jetzt während des Krieges jedem Wirtſchafter in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, auch ſpäter nicht vergeſſen werden. Ja, bei der innigen Verflechtung von Wirtſchaft und Wiſſenſchaft wird ſehr zu überlegen ſein, ob nicht wenigſtens auf den Gebieten der chemiſchen und maſchinellen Technik einige Sicherungen zum Schutze des „nationalen Geſchäftsgeheimniſſes“ geſchaffen werden müſſen, mögen dadurch ſelbſt die Promotionsſporteln des einen oder des andern Profeſſors etwas leiden. Auch im wiſſenſchaftlichen Betriebe gibt es eben gewiſſe auf Ausfuhr von Gelehrſamkeit gegründete „Exportintereſſen“, die vor dem Staatsintereſſe zurückſtehen müſſen.

Um es zuſammenzufaſſen: In der heimiſchen Bedarfsverſorgung ein ſtarkes, ſtolzes Bewußtſein der Gemeinſamkeit und daher ein Zuſammenſchluß aller derjenigen Faktoren in Landwirtſchaft, Induſtrie, Handwerk und Handel, die an der Herſtellung

und Bereitſtellung der notwendigen Güter des Lebens arbeiten, mit der Front gegen alle, die in der Erweckung, Aufſtachelung und Befriedigung unwirtſchaftlicher, nichtsnutziger Bedürfniſſe ihren Erwerb fanden und damit den Volksgeiſt und die Volkskraft lähmten.

In der heimiſchen Betriebsführung ferner ein Zuſammenſchluß derjenigen Männer, die die altpreußiſche Sparſamkeit und Wirtſchaftlichkeit auf allen Gebieten der privaten und öffentlichen Betriebe, der Juſtiz und der Verwaltung wieder zu Ehren bringen wollen mit der Front gegen alle, die an der unnötigen Komplizierung, Verwirrung und Überorganiſierung ein materielles oder ſonſt ein perſönliches Intereſſe haben.

Im internationalen Verkehr endlich ein Zuſammenſchluß derjenigen, die das private und öffentliche Intereſſe an der Hebung des Exports unterordnen wollen der Sicherheit des Vaterlandes, dem Gedanken der nationalen Wehrkraft und Nährkraft mit der Front gegen alle, die um jeden Preis und ohne jede Rückſicht ihre durch den Krieg unterbrochenen Geſchäfte weiter fortzuſetzen gedenken.

Läuterung und Stätigung des Volksbedarfs, Reform in Betrieb und Verwaltung, nationale Orientierung unſerer internationalen Handelsbeziehungen, das ſind gewiß keine neuen Forderungen, — neu iſt nur die Forderung, unſere wirtſchaftlichen Kräfte in Wirklichkeit nach dieſen Geſichtspunkten neu zu formieren und umzugruppieren. Die alten Gegenſätze, Stadt- gegen Landwirtſchaft, Groß- gegen Kleinbetrieb, produktive gegen diſtributive Stände, Gemeinwirtſchaft gegen Privatwirtſchaft, Arbeitgeber gegen Arbeitnehmer fallen mit der vorgeſchlagenen Frontſtellung nicht zuſammen. Wer innerhalb dieſer alten Kadres wider die gekennzeichneten Schädlinge unſeres Wirtſchaftslebens zu kämpfen verſucht, erkennt bald, daß er häufig auf die eigenen Leute ſchießt, während ihm gegen den Feind im eigenen Lager die Hände gebunden ſind. Daran wird auch der Krieg nichts geändert haben, es ſei denn, daß alle die, deren bürgerliche Exiſtenz und deren Erwerbstätigkeit nicht dem Staatsintereſſe zuwiderläuft, zu der Erkenntnis kommen, daß ſie zuſammengehören und ſich auch äußerlich zuſammenſchließen müſſen.

Ob wir im Wirtſchaftsleben je einmal über den Kampf der Privatintereſſen hinauskommen werden, das ſteht dahin. Sorgen wir inzwiſchen durch die vorgeſchlagene Neugruppierung dafür, daß jeder klar erkenne, wohin er gehört und wo ſein wohlverſtandenes Privatintereſſe am ſicherſten gewahrt wird. Statt der äußerlichen Scheidung nach Stand, Vermögen und Gewerbe ſoll maßgebend ſein, wie einer innerlich zu den Aufgaben des neudeutſchen Wirtſchaftslebens ſteht. Gehen alle die zuſammen, die ſich in ihrem beruflichen Tun und Laſſen verantwortlich fühlen vor dem Forum der Staatsidee, gegenüber den Unverantwortlichen, für die der Staat entweder nur eine Verſorgungsanſtalt oder nur eine Wach- und Schließgeſellſchaft iſt, dann — aber auch nur dann — werden die ſtaatserhaltenden Elemente unſeres Wirtſchaftslebens lebensfähig und entwicklungsfähig bleiben.

Benno Jaroslaw

Endlich! Seit faſt einem Jahre ſeufzen die Hausfrauen und ihre Männer über unberechtigte Teuerung und tun gegen den „Wucher“ faſt nichts. Seit einem Jahre kämpfen die Verwaltungsbehörden, die eine Preisſteigerung in mäßigen Grenzen als berechtigt anerkennen und bei der Landwirtſchaft unterſtützen,

gegen „Auswüchſe“ der Wucherei und erreichen faſt nichts — abgeſehen dort, wo ſie beſchlagnahmen.

Endlich, wie eine Erlöſung begrüßt, kommt ein Erlaß des Generalkommandos in München, der mit friſcher Schärfe ſich gegen jeden Lebensmittelwucher wendet. Er definiert vier ſtrafbare Tatbeſtände: das Bieten zu hoher Preiſe, das Zurückhalten von Ware, das Fordern unangemeſſener Preiſe, das Verweigern der Abgabe zu angemeſſenen Preiſen.

Beſonders wirkungsvoll und erfreulich iſt, daß nur Gefängnisſtrafe angedroht wird und jede Beſtrafung auf Koſten des Verurteilten öffentlich bekannt zu machen iſt. Eine Ehrenſtrafe wirkt mehr als zehn Geldſtrafen und eine Veröffentlichung mehr als zwanzig geheime Ahndungen. Der wichtigſte, vielleicht der ſchwache Punkt des Erlaſſes, der auf ganz Bayern ausgedehnt werden ſoll, iſt die Entſcheidung der Frage, welcher Preis angemeſſen ſei, — durch die Polizeibehörde. Denn wenn dieſe nicht anders urteilt, wie die höheren und höchſten Verwaltungsinſtanzen bisher geurteilt haben, ſo wird es dabei bleiben, daß ein „mäßiger Wucher“ als Verkehrsſitte anerkannt und nur einzelne kraſſe Übertreibungen beſtraft oder verhindert werden. Sache der organiſierten Konſumenten (Kriegsausſchuß und Konſumverein) wird es ſein, den Nachweis für eine wirklich angemeſſene Höhe der Preiſe zu führen und auf alle Polizei- und Gerichtsbehörden einzuwirken.

Nicht aus dem Auge zu verlieren iſt, daß faſt alles, was das Generalkommando jetzt für ſtrafbar erklärt, auch ſchon nach den allgemeinen Strafgeſetzen in ganz Deutſchland als Wucher ſtrafbar iſt, ſofern nur die Beurteilung der „Umſtände“ den ſozialen Pflichten des Krieges entſpricht. — Man wird der Entwicklung dieſer Angelegenheit mit lebhafteſter Anteilnahme zuſehen müſſen, weil ſie einen Beitrag zu der Frage liefert, in welchen Dingen die Militärverwaltung allen anderen Zweigen in Deutſchland überlegen iſt.

Heinz Potthoff

Deutſche Geſinnung! Eine Erwiderung

In einer großen Berliner Zeitung für unabhängige Politik, dem nationalen Organ des gebildeten Bürgertums, ſtanden kürzlich ungefähr folgende Worte: „Nach dem Kriege wird nur der deutſche Geiſt herrſchen. Wer von den anderen Völkern daran teilnehmen will, mag ſich bei uns bewerben.“ Iſt aber, wie hier verkündet wird, der deutſche Geiſt Selbſtgefühl ſeiner Einzigartigkeit, oder iſt er etwas anderes? Sehr richtig ſagt der Baſeler Philoſoph Karl Joël in ſeiner Schrift „Die neue Weltkultur“ von dieſer Art Deutſchen: „Sie verkleinern das deutſche Volkstum, ſie verengern ſeinen Lebensprozeß, ſeine Entfaltungsſphäre, indem ſie es innerlich von den anderen abſchnüren und nur äußerlich andern aufdrängen wollen; ſie machen es nur zu einem Volkstum unter anderen, das heute ſiegreich iſt wie andere morgen; ſie rauben ihm ſeine höhere Miſſion im Fortſchritt der Geſchichte“. Und weiter heißt es dort: „Die Iſolierung der Völker wie ihr leeres Gleichgewicht geben einen unfruchtbaren, weil einen mechaniſchen Zuſtand. Heute aber ſtehen wir an der Wende der Zeiten: es gilt in der Politik wie in der Wiſſenſchaft heute die Überwindung des mechaniſchen Prinzips durch das organiſche, und in ihm liegt der Keim der neuen Weltkultur.“ Kurz darauf brachte die gleiche Zeitung einen Artikel „La lingua dei cavalli“, in dem preiſend erzählt wird, wie ein Deutſcher in Italien ein paar Italienern, die über ihn ſpotteten, ſo mit Schimpfworten gedient habe, daß ſie höflich wurden. Dieſe Hausknechtsmanier wird — man traut ſeinen Augen

kaum — als künftiges deutſches Selbſtgefühl geprieſen. War der Redaktion nicht Goethes Italieniſche Reiſe bekannt? Haben den deutſchen Geiſt, durch den wir heute ſiegen, nicht Herder, Goethe, Kant, Wilhelm von Humboldt und ihre Zeitgenoſſen geſchaffen? Würde Goethe, wenn er heute lebte, zu den Deutſchen ſagen: „Schließt euch ab, beſchränkt euch auf eure einſeitigen Anlagen, imponiert anderen Völkern durch Grobheit (die genau das Gegenteil von Selbſtbewußtſein iſt, nämlich innere Hilfloſigkeit)?“ Nein, in ſeinem und ſeiner Zeitgenoſſen Namen muß auf das Entſchiedenſte gegen dieſe Art Volkserziehung proteſtiert werden. Auf dieſem Wege weiter, dann laufen die deutſchen Philiſter mit geſchwollenen Hälſen herum und ſchänden ihr Volkstum mit billigen Geſinnungen und Phraſen, die ſie morgens früh beim Kaffee in ihrer Zeitung leſen. Dann wird der Journaliſt und nicht der ſchöpferiſche Genius unſeres Volkes beſtimmend für unſer Denken und Fühlen. *Wer von der zukünftigen Herrſchaft des deutſchen Geiſtes ſprechen will, muß ſelbſt ſchöpferiſch ſein.*

Im Felde draußen wird ſtark empfunden, daß der Krieg viel ſachlicher iſt als in den Stimmungsberichten der Zeitungen! Wie wäre es, wenn unſere Zeitungen, ſtatt billigen Patriotismuskitzel vorzuſetzen, ernſthaft dafür ſorgten, daß die ſogen. Berlin-W.-Kultur, das heißt die falſche Miſchlings- und Unternehmerkultur im Berliner neuen Weſten, nach dem Krieg dadurch verſchwindet, daß Protzentum, Aufdringlichkeit und feile Geſinnung als deutſchen Weſens unwürdig der Verachtung anheimfallen? Vielleicht könnte man dabei ſogar den vielgeſchmähten Carl Spitteler als Muſter deutſcher Geſinnung vorſtellen (oder iſt das unpatriotiſch?). Als nämlich anläßlich ſeines 70. Geburtstages ein großer illuſtrierter Artikel über ihn in der Zeitſchrift „Die Schweiz“ erſchien, fiel mir auf, daß zwar Porträts von Eltern, Großeltern und anderen Verwandten abgebildet waren, aber nicht die Menſchen, die um ihn ſind, Frau und Kinder. Auf meine Frage erwiderte er: „Man bringt doch ſeine Familie nicht in die Öffentlichkeit.“ *Das nenne ich deutſche Geſinnung*, eine Mahnung und Anklage für jene berühmten Leute, die ſich womöglich im Badeanzug mit ihrer Familie in unſeren illuſtrierten Zeitungen der Öffentlichkeit vorſtellen, oder ihr Kätzchen im Schoße, oder ſonſt mit einer „gemütvollen“ Liebhaberei beſchäftigt.

Ihr Herren in München, die Ihr jetzt Spittelerhetze treibt, läge es Euch nicht viel näher, wenn Ihr für den deutſchen Geiſt der Zukunft ſorgen wolltet, Euch mit dem Schwabingertum Eurer Stadt zu beſchäftigen? Ihr findet das Schwabinger Gehabe vielleicht amüſant, unphiliſtrös, aber iſt es nicht eine Krankheit, die wirkliches Können anfrißt und ruiniert? Oder habt Ihr Bedenken, einmal gegen den Strom zu ſchwimmen und in ein Weſpenneſt zu ſtechen? Ich würde Euch raten, Verlotterung weniger untätig zu ertragen, dafür Euch mit der „ſtrengen Herrin“ Spittelers zu befaſſen und dieſe deutſche Geſinnung, die ja auch Dürer hatte, gewiſſenhaft zu pflegen.

Ihr ſeid gewiß alle, die Ihr gegen Spitteler wegen einer Entgleiſung hetzt, die ich durchaus nicht verteidige, ſondern tief beklage, im ſonſtigen Leben nette, zugängliche Menſchen und geht vielleicht nicht einmal über eine Wieſe, wenn eine Tafel mit „Verbotener Weg“ Eure Schritte hemmt. Aber ſeid Ihr Euch denn klar, daß Hetzreden unfruchtbar ſind und Ihr mit ihnen den Blick Eurer Leſer von dem ablenkt, worauf es ankommt, von dem *Erarbeiten deutſcher Geſinnung* durch ſtrenge Zucht ſich ſelbſt gegenüber! Es iſt bezeichnend, daß jene Berliner Zeitung, die die Spittelerhetze für Norddeutſchland ſozuſagen gepachtet hat, einen ähnlichen

Hetzartikel zum Feſte der Freideutſchen Jugend auf dem Hohen Meißner gegen ſie brachte und ihre Leſer vor ihr warnte. So wenig Inſtinkt hatte ſie für das Werden des neuen deutſchen Geiſtes!

Kürzlich haben nun die „Süddeutſchen Monatshefte“ eine Hetze gegen mich wegen meiner Teilnahme an der Spitteler-Feier in Zürich am 24. April inſzeniert, der ein großer Teil der Preſſe folgte (acht Wochen ſpäter, während ſie in der Regel ja nur auf „Aktuelles“ anbeißt!). Selbſtverſtändlich wurde dabei die Feier falſch charakteriſiert, und ganz verſchwiegen, daß ſie nichts mit Politik zu tun hatte und nur eine ſchweizeriſch-familiäre Ehrung eines Dichters war, die vom geiſtig literariſchen Mittelpunkt der deutſchen Schweiz, dem „Hottinger Leſezirkel“, ausging. Ich möchte der Redaktion der „Süddeutſchen Monatshefte“ verraten, daß der Hottinger Leſezirkel in beſonders engem Verhältnis zur Goethe-Geſellſchaft ſteht, daß ſein jeweiliger Vorſitzender zugleich auch Vorſtandsmitglied der Goethe-Geſellſchaft iſt. Ebenſo iſt er eng mit der Schiller-Stiftung in der Schweiz verbunden.

Spitteler hat mir ſelbſt geſagt, er betrachte die Auffaſſung ſeiner Rede, als ſei ſie von einer Deutſchland feindlichen Geſinnung beſeelt, als ein ſchreckliches Mißverſtändnis. Daß er trotzdem nicht von dem großen Fehler freizuſprechen iſt, daß er von einer falſchen Vorausſetzung aus geurteilt hat, iſt in der „Tat“ mehr als einmal betont worden. Wie dieſer Widerſpruch zwiſchen gutem Bewußtſein und falſcher Handlung pſychologiſch zu erklären iſt, mag der Zeit nach dem Kriege vorbehalten bleiben. Jedenfalls unterſchied jener Angehörige der deutſchen Geſandtſchaft, der mit an der Feier teilnahm, genau zwiſchen dem Dichter und Politiker Spitteler. Und ebenſo wie im Ausland denken bei uns die Soldaten; eine Reihe Briefe aus dem Schützengraben zeigen mir, daß man dort, wo man handelt, dem Aufbauſchen einer an ſich berechtigten Empfindlichkeit verſtändnislos gegenüberſteht. Man weiß eben unter ſtündlicher Todesgefahr ganz genau: *Das Lebenswerk eines Menſchen gilt vor der Zukunft mehr als der Augenblick einer Viertelſtunde.*

Man ſtelle ſich vor: Was würden Schiller, Goethe, Humboldt, Fichte, Lagarde, Nietzſche zu unſerer „Verengländerung“ durch literariſche Hetzmoden ſagen, wenn ſie heute lebten? Jeder geſund empfindende Deutſche blickte bisher ablehnend auf die Engländer, daß ſie Byron oder Oskar Wilde zu Tode hetzten, oder auf die Amerikaner, als vor einigen Jahren gleich nach der Landung Gorkijs eine große moraliſche Hetze gegen ihn begann, weil er mit ſeiner Begleiterin nicht verheiratet war. Nein, wir wollen *deutſch* in unſerem Fühlen bleiben und Reſpekt vor der Lebensarbeit jedes großen ſchöpferiſchen Menſchen haben. Und ich perſönlich begrüße mit Ehrfurcht jenen Menſchen, der, o Wunder, im 70. Lebensjahr noch große, unſterbliche Werke ſchafft und nicht ſenil geworden iſt. Nicht umſonſt haben wir Goethe deswegen einen Olympier genannt. Ich kann nur bekennen: wenn ich vor Spitteler ſtehe, ſehe ich ihn vor mir mit wallendem Mantel und den Lorbeerkranz auf der Stirn gleichwie Homer über eine Wieſe ſchreiten.

Es iſt das gute Recht eines jeden Deutſchen, der ſich durch Spitteler verletzt fühlt, jetzt ihm eifig gegenüberzuſtehen, aber er hat nicht das Recht, anonyme Schmähbriefe zu ſchreiben und verächtlich von „jenem Burſchen“ oder „Lumpen“ zu reden. Flegelei bleibt Flegelei, auch wenn ſie einen moraliſchen oder patriotiſchen Mantel umhat. Wir Deutſche der Zukunft wollen nie, unter was für Umſtänden es auch ſei, die Achtung vor jedem Mann verlieren, der aus ihm groß erſcheinenden Geſichtspunkten ſo handelt, wie er innerlich muß, auch wenn er ſich im Gegenſatz zu der Allgemein-

heit befindet. Auch Goethe bekannte in ſeinem Alter: Irrtum verläßt uns nie, doch führt ein höheres Bedürfnis leiſe den ſtrebenden Geiſt immer zur Wahrheit hinan. Der Geiſt Weimars und Jenas vor 100 Jahren ſoll noch weiter bei uns bleiben und in die Zukunft führen! Eugen Diederichs

Über inneres Deutſchtum

Es erhebt ſich überall der Ruf nach Pflege des deutſchen Weſens, nach einer Verdeutſchung unſerer Kultur, nach Abweiſung alles Fremden, Ausländiſchen. So klar und feſtſtehend dieſe Forderungen zu ſein ſcheinen, ſo vieldeutig und problematiſch ſind ſie in Wahrheit. Wer ſich nicht nur fortreißen läßt von rauſchartigen Maſſengefühlen, die oft durch Zeitungsphraſen von einem zum andern ſich fortpflanzen, wer die Dinge klar und tief zu erkennen und aufzubauen begehrt, wird die Gefahren nicht verkennen, die in der ungeklärten Forderung einer Nationaliſierung liegen. Zumeiſt kann das „Deutſche", „Nationale", wie es ſo oft geſchieht, zu äußerlich und trompetenhaft aufgefaßt werden, als ob es ſich um eine auszuſchreiende Ware handelte, nicht um eine Art und Weiſe, zu ſein und zu leben. Daher ſcheint es mir eine Notwendigkeit, Sinn und Bedeutung der Forderung deutſch zu ſein, auf ihren Gehalt hin zu prüfen. Wie werden wir, wie ſind wir Deutſche? Es liegt etwas Ironiehaftes in dieſer Frage. Welcher Chineſe wird ſich die Frage vorlegen: Wie werde ich ein Chineſe? Aber wie kommt es zu dieſer Frage bei uns in Deutſchland? Man ſagt: Unſere Bildung, unſere Verkehrsform, unſere Denkungsart waren zu international geworden, wir waren zu ſehr Kosmopoliten geworden, vergaßen das Eigene, warfen uns weg an das Fremde.

„National und International", oder ſagen wir es lieber einfacher, „Deutſch" und „Menſchheitlich", ſcheinen demnach ſchroffe Gegenſätze zu ſein.

Entweder will man rein Menſch ſein, und vergißt ſo ſein Deutſchtum, oder man iſt bewußt „deutſch" und ſtellt das Deutſchtum über die Menſchheit.

Nun ſcheint mir nichts ſchlimmer und verhängnisvoller zu ſein, als dieſe Verwirrung des Denkens, die in dieſer oft laut werdenden Anſchauung liegt. Demgegenüber muß entſchieden darauf hingewieſen werden, daß Menſchentum und Deutſchtum, beides recht verſtanden, keine Gegenſätze ſein können, oder wie Fichte es verkündet, daß Kosmopolitismus und Patriotismus recht verſtanden ein und dieſelbe Sache ſind. Denn was iſt die Nation anders als eine Erſcheinungsform der Menſchheit, als eine Art und Weiſe, Menſch zu ſein, und wo gibt es eine Menſchheit, ohne in Völker zu zerfallen; niemand iſt „Menſch", ohne daß er Volksangehöriger wäre.

Der Begriff „International" im Gegenſatz zu „National" kann alſo keine Weſenheit bezeichnen, iſt im Grunde ein Phantom, wie das, was man international im Leben nennt, eine ſcheinhafte, weſenloſe Exiſtenz verdeckt. Wo ein Menſch nicht nur international zu ſein vorgibt, ſondern es auch wirklich iſt, hat ſich ſein Leben bereits ins Scheinhafte, Trübe und Unbeſtimmte verflüchtigt, dann lebte er eigentlich nicht mehr aus einer lebendigen Quelle, ſondern hatte ſich allerlei Flickwerk zuſammengeleſen, mit dem er ſich zum internationalen Europäer herausſtaffierte. Aber ebenſo: Wo ein Menſch nichts anderes iſt und ſein will als „national", da beſteht der dringende Verdacht, daß auch hier eine Leere und Lebensunfähigkeit verdeckt werden ſoll durch eine angenommene Rolle.

Der Ruf: „Wir wollen" Deutſche ſein, iſt das Eingeſtändnis deſſen, daß wir keine Deutſchen ſind. Wären die Rufer nach Deutſchtum wirklich Deutſche, ſo brauchten

ſie das deutſche Weſen nicht erſt zu fordern und auszurufen. Wer geſund iſt, redet nicht davon, wer krank iſt, will geſund werden, oder gibt vor es zu ſein. Es ſcheint mir eine große Gefahr zu ſein, die unſerem Volke heute droht, daß man bewußt etwas pflegen will, was ſich nie mit Abſicht pflegen läßt, was da iſt oder nicht da iſt, aber niemals gezüchtet werden kann. Wenn es Menſchen gibt, die „undeutſch“ ſind, dann heißt das ſoviel, daß ſie ihre eigene Art, die einzig ihnen mögliche Art, zu ſein und zu fühlen eingebüßt haben. Aber dieſe dem eigenen Leben abgeſtorbenen Menſchen kann man niemals durch ſolche Forderungen zu eigenem Leben zurückführen.

Wenn ſie ſo, wie ſie ſind, ſo lebenentleert und abgeſtorben Deutſchtum annehmen, ſo iſt und bleibt es eben eine tote Maske, ſie ſind dann zwar bewußt „deutſch“, aber keine lebendigen Menſchen. Deshalb gibt es nur *eine* Möglichkeit, deutſch zu ſein oder zu werden, dadurch, daß man verſucht, ein Menſch zu werden.

Das Deutſchſein ſtellt ſich dann von ſelber ein. So erhebe man ſtatt des Rufes nach Deutſchtum den Ruf nach neuem kräftigeren Menſchentum, oder beſſer noch, man ſei einfach Menſch. Dann wird uns Deutſchen das Deutſche ein ſelbſtverſtändlicher Lebensausdruck werden. Wenn wir nur unverfälſcht leben und fühlen, dann wird alles, was wir leben und fühlen, dadurch, daß eben „wir“, wir Deutſchen, es fühlen, deutſch. Deutſchſein aber, das ſich als Forderung aufſtellen ließe, iſt ein abgeleitetes lebensfernes Schema, nach dem ſich lebendiges Leben nicht richten kann, eine Norm, die als feſte Regel tote Beharrung iſt, nach Fichtes großer Weiſung „undeutſch“, „fremdländiſch“. Vielleicht werden wir in der Entwicklung der Zeit uns ſtark wandeln, wir werden deshalb aber nicht undeutſch, ſondern die Idee vom Deutſchſein wird nur eine andere als früher. Je kräftiger, je tiefer und echter ein Volk lebt und ſich auswirkt, einen deſto ſtärkeren Begriff und Inhalt wird es auch von ſeiner Eigenart ausprägen, je mehr es aber darüber reflektiert und bewußt ſich ſelbſt beſpiegelt, deſto blaſſer und geſtaltloſer wird ihm das doch immer wieder neu zu ſchaffende Weſen unter den Händen zerrinnen.

Und dieſe ganz große Gefahr einer Intellektualiſierung des ganzen Volkstums droht uns heute. Was ſoll heute nicht alles „deutſch“ ſein, vom „Glauben“ bis zu den Damenhüten.

Aber wenn jemand einen „deutſchen“ Glauben haben will, dann *glaubt* er nicht. Glauben kann man nur ſchlechthin, um zu glauben ohne Reflexion, ob nun auch der Gott und die Erlöſung, die man aus ringender Seele findet, „deutſch“ iſt oder nicht. Und ebenſo mit dem Äußerlichen. Kleiden wir uns lieber ſo, daß wir Gefallen daran haben, wie es uns Freude macht und uns ſteht, glauben wir nicht ein gutes Werk damit zu tun, wenn wir einen „deutſchen“ Hut tragen, der vielleicht ſehr „eigenartig“, aber ſehr geſchmacklos iſt.

Was uns gefällt, in unſerem unverdorbenen Geſchmack, das wird dadurch deutſch ſein, nicht durch die Anpreiſung, die von außen kommt. Ebenſo verkehrt iſt es, abſichtliches Sichverſchließen vor allem Fremden als beſonders „deutſch“ hinzuſtellen. Wer die deutſche Geſchichte verſteht, wird gerade dieſe Verbiſſenheit und Selbſtzufriedenheit, wie wir ſie dem Engländer vorwerfen, und dem wir dadurch nur ähnlicher würden, als das undeutſcheſte, was es gibt, erkennen.

Wenn unſere Seele ſich ſehnt nach fernem Fremden, dann iſt gerade dieſe Sehnſucht als tiefer Zug unſeres Weſens deutſch. Wie ſchweifte zu allen Zeiten unſer Auge nach ſüdlicheren ſeltſamen Ländern! Die Germanen der Völkerwanderung

griffen wie Kinder nach dem Glanz des Römerreiches. Die Kreuzfahrer ſogen mit Inbrunſt die Wunder des Morgenlandes ein, unſere tapferen Landsknechte dachten nicht daran, ſchwäbiſche oder bayriſche Heimatskunſt zu treiben, ſondern zogen voll Abenteuerluſt fremden Landen entgegen, und Goethes Zeitgenoſſen ſahen ihr Leben erſt dann als vollendet an, wenn ſie Rom geſchaut hatten.

Wir freuen uns, blond und blauäugig wie wir ſind, romaniſcher Leichtigkeit in Tanz und Spiel, in Sang und Leben, und werden damit doch nicht zu tänzelnden Südländern oder koketten Franzöſinnen.

Daß wir dieſe Aufgeſchloſſenheit der Sinne haben, und Süd und Weſt und nun als neue Gabe Oſt, den nahen Oſten der ſlawiſchen Welt, den ferneren Oſten des ſagenhaft Verbündeten, genießen und ſehen können, das iſt unſere einzige hohe Mitgift, die uns vor andern Völkern zuteil ward. Als Teile unſeres Volkes, aber auch nur unter den ſogenannten Gebildeten, nie im eigentlichen Volke, ihr eigenes Leben verloren, ſich mit fremdem Tand und leerem Flitter ſchmückten, ſah man plötzlich ein Verhängnis für deutſche Eigenart in der großen Aufnahmefähigkeit unſerer Raſſe. Man überſah, daß das Volk eines Humboldt, eines Goethe, nie gerichtet werden darf nach den faulgewordenen, abgeſtorbenen Zweigen der vornehm und international ſich gebärdenden Geſellſchaft.

Stoßen wir ab, was krank und ſcheinhaft bei uns werden könnte, werden wir wieder ganz einfach, naiv, natürlich, dann werden von ſelbſt auch ohne hochtönendes Programm alle „internationalen“ Mätzchen verſchwinden. Reden wir nicht mehr vom deutſchen Weſen, damit wir deutſch ſein können. Reden wir auch nicht mehr vom Menſchentum, damit wir Menſchen ſein können, reden wir auch nicht mehr vom „Leben“, damit wir leben können. Walther Koch

Die franzöſiſche Preſſe

In der Déclaration des droits de l'homme ſteht, daß „die Freiheit darin beſteht, alles tun zu dürfen, was keinem andern ſchadet“, und an einer andern Stelle: „Jeder Bürger darf frei reden, ſchreiben, drucken.“ Hierauf gründet ſich die Freiheit der franzöſiſchen Preſſe. Sie iſt nach dieſen Beſtimmungen weder uneingeſchränkt noch der ſtaatlichen Aufſicht entzogen. Aber vom Kriegszuſtande abgeſehen, wie er heute herrſcht, fühlt ſich die franzöſiſche Preſſe von keinem Zwange beengt, ſie hat die Bahn frei, um ſich gut oder ſchlimm zu betätigen. Für ihre beneidenswerte Lage ſchuldet ſie der dritten Republik um ſo mehr Dank, als Napoleon I. ebenſo wie ſpäter ſein kaiſerlicher Neffe ihr harte Feſſeln anlegten, als die letzten Bourbonen und der Bürgerkönig mit Bürgſchaften von hohem Betrage und ſtrengen Strafen für Preßvergehen den Zeitungen das Leben ſchmerzlich erſchwerten. Doch iſt es nicht jedermanns Sache, aus der Geſchichte zu lernen, und ich frage mich, ob außer dem „Journal des Débats“ noch ein anderes Blatt ſeine Aufgabe ſo ideal, ſo zweckmäßig und vielſeitig aufgefaßt hat, als es nach den jeweiligen Zeitumſtänden möglich war; ſie beſteht im volkserziehlichen, kulturfördernden Dienſt für die Allgemeinheit, mit dem ſich der eigene Vorteil ebenſo gut verträgt, wie das Intereſſe der Partei, für die ein Blatt tätig ſein mag. Freilich wird eine Zeitung beſſer für ihre Raſſe ſorgen, wenn ſie ſich um das Apoſtolat der Preſſe nicht kümmert. Ihre Einnahme aus Anzeigen iſt gering, erheblich geringer als bei amerikaniſchen, engliſchen oder deutſchen Blättern, da der Geſchäftsmann in Frankreich der Reklame nur ungern Geld opfert. Die franzöſiſche Zeitung muß alſo durch den Vertrieb ihrer täglichen Abzüge auf ihre Koſten kommen, und dafür leiſtet der

Straßenverkauf mehr als der ſtändige Bezug. Sie gewinnt die Leſer durch den redaktionellen Teil, der nicht zugkräftig genug ſein kann. Senſation um jeden Preis! Die ſaftigſte Koſt liefern die Gerichtshöfe, deren Verhandlungen mit blöder Ausführlichkeit berichtet werden. In ſeinem Lebensabriß bemerkte der Mörder Morriſſet: „Es gibt in der Bevölkerung einen Teil, und er iſt der zahlreichſte, der die Tagesblätter nur kauft, um die Spalte ‚Verſchiedenes' (faits divers) zu leſen. Man unterdrücke das Verbrechen, und die Käufer fehlen." Verſchiedene Geſellſchaften (Kriminaliſten, Philanthropen) haben ſich bemüht, die Zeitungen zum Verzicht auf dieſe Berichte zu veranlaſſen. Umſonſt. Das Publikum will ſie ſo wenig miſſen wie die Öffentlichkeit der Hinrichtungen. Nicht minder großen Reiz üben die unzüchtigen Artikel aus, einen unheilvollen beſonders auf die Jugend. Neben Erzählungen durchweg erotiſchen, häufig ſchmutzigen Inhalts und meiſt von grober Mache werden prickelnde Wortwitze und gepfefferte Anekdoten dargeboten. Mit ſolcher Pornographie wird den „petites annonces", den nichtswürdigen kleinen Anzeigen vorgearbeitet. Vor einem Jahrzehnt ging der „Matin" den Urſprüngen dieſer Inſerate im „Journal" nach und entſchleierte die wahre Abſicht der Leute, die ſich für fremdſprachliche Privatſtunden oder für Überſetzungen anboten, die Abſteigequartiere (pied-à-terre) vermieten oder an einem Briefwechſel ſich beteiligen wollten. Das Vorgehen verdiente ſicherlich Beifall, aber der „Matin" im Gewande des Sittenrichters und mit öligen Tugendreden im Munde, der Anblick war nicht alltäglich! Gegen die ſchlüpfrige Preſſe ſchreitet die Regierung, genauer geſagt die Polizei, nicht ein; wie ſollte das anſtändige Publikum den Mut dazu finden oder hoffen, etwas dagegen ausrichten zu können! Der einzelne wird froh ſein, wenn er bei Preßfehden außerhalb der Schußlinie bleiben kann. Im Kampf der öffentlichen Meinungen, bei politiſchen oder religiöſen Gegenſätzen, behandeln die Parteiblätter ihre Gegner in einer Art, wie ſie nie und nirgends in Europa üblich war (vielleicht das England im erſten Viertel des 18. Jahrhunderts abgerechnet). Selbſt vor den Schranken edler Sitte, wie ſie durch die Teilnahme an Krankheits- und Todesfällen gezogen werden, machen die republikaniſchen Federn nicht halt, wenn es ſich um Monarchiſten, die reaktionären ebenſowenig, wenn es ſich um Radikale handelt. Über die Leichenfeier des von Mörderhand erdolchten Präſidenten Carnot ſpöttelte Paul de Caſſagnac, der würdige Vater ſeiner Söhne. Als ein Prieſter von einer Wahnſinnigen erſtochen wurde, deutete ein Sozialiſtenblatt einen gemeinen Grund für dieſes Verbrechen an; der wahrhaft fromme Geiſtliche hieß eben Paul de Broglie; er war ein Bruder des gleichnamigen Herzogs (ein Enkel der Mme de Staël). Wem der Caillaux-Prozeß noch nicht genug geſagt hat, der möge ſich an all die gewiſſenloſen Angriffe auf die Ehre anderer, an all die Verleumdung und Angeberei im Dreyfuß-Handel erinnern oder an den Schmutz, der vor 20 Jahren auf Caſimir Périer geworfen wurde und der ihm die Präſidentſchaft der Republik verekelte; négociant en explosions de grisou, étrangleur d'enfants, empoisonneur de femmes, satrape Casimir (P. iſt Großinduſtrieller), pommadin Casimir, le beau Mimir (offenbar wegen ſeines gepflegten Äußern) und viele ähnliche Ungezogenheiten waren täglich zu leſen. In die politiſchen Raufereien miſcht ſich der Staatsanwalt nicht ein, etwa um dem Überfallenen oder ſchnöde Vergewaltigten beizuſtehen. Gegen die Zivilklage hegt das Opfer der journaliſtiſchen Wegelagerer Mißtrauen und Abneigung. Mit Recht! Kommt es nach langer Zeit, nach einer ſo langen Zeit, daß die Angelegenheit faſt vergeſſen und der eigentliche Zweck der Klage nicht mehr zu erreichen iſt, zu einer Verurteilung, ſo wird die Strafe viel zu gelind ausgemeſſen, und ſie trifft viel-

leicht nicht einmal den wahren Schuldigen, da Leute zu ſeiner Deckung längſt bereit ſtehen. In ſeinem Buche „La Cour d'assises" erzählt der Miniſter Cruppi, der als ehemaliger vielbeſchäftigter Rechtsanwalt eingeweiht ſein dürfte, auch darüber ganz erbauliche Dinge. Weil es den Blättern an größeren Einnahmen aus Inſeraten fehlt, ſo benutzen ſie um ſo ausgiebiger und entſchloſſener den übrigen Teil des Raumes zum Gelderwerb. Wehe dem harmloſen Leſer, der die redaktionellen Seiten gläubig aufnimmt! Er ahnt nicht, daß der Gelehrte oder Politiker, deſſen Namen er unter einem Artikel ſieht, den Druck ſeiner Arbeit ſelbſt bezahlt hat, daß für die Theaterchronik von den Leitern der Bühnen eine klingende Beiſteuer geleiſtet, daß der Schriftſteller, deſſen Buch da gelobt, oder der Künſtler, auf deſſen Konzert oder Bilderausſtellung da hingewieſen wird, ſchon vorher ſich erkenntlich gezeigt hat, daß die feine „mondaine" Geſellſchaft, an deren Verlobungen, Bällen, Freuden und Verluſten das Blatt ſo rührend teilnimmt, zu deſſen Abonnenten gehört, daß ſelbſt die Wetteranſage nicht ohne Grund gerade im Sommer aus Dieppe, im Winter aus Monaco kommt. Welche Rieſenſummen mag Edmond Roſtand aufgewendet haben, um dieſe käufliche Macht für ſich arbeiten zu laſſen! Und nun erſt gar der Handelsteil, die Mitteilungen über Börſengeſchäfte, induſtrielle Unternehmungen, über alles, was den Stand der Aktien beeinfluſſen kann! Wieviel es ſich die Hochfinanz koſten läßt, um mit Hilfe der Zeitungen die große Herde der Sparer ſcheren zu können, hat der Panamaſchwindel gezeigt. Die Schriftleiter bekamen ihren Teil, die Mitarbeiter den ihrigen, und vor Gericht fanden alle nichts dabei, daß man die Reklame, die Panama doch nun einmal nötig hatte, gegen Bezahlung übernähme! Als ob die öffentlichen Organe eine öffentliche Angelegenheit, die jeden angeht, nicht durchaus uneigennützig, unter höheren Geſichtspunkten prüfen und erörtern müßten. Es wäre merkwürdig, wenn eine parlamentariſche Regierung dieſe Söldner der Preſſe nicht als ihre Vortruppe oder Deckung in Dienſt nähme. Man begreift es, wenn ſie den Eigentümer und den Leiter einer Zeitung ebenſo ſchonend, ſo pfleglich behandelt wie den Gaſtwirt, der von ſeiner Bedeutung als freiwilliger Wahlſchlepper ſeit langem überzeugt iſt. Unter der großen Zahl Pariſer Blätter kenne ich nur ein paar, die ſich nicht in das Joch der Großfinanz, noch in das der jeweiligen Regierung einſpannen laſſen: außer dem ſchon genannten „Journal des Débats" die „Action", das „Paris-Journal" und den „Temps".

Der bekannte Gelehrte Alfred Fouillée berichtet in einem ſeiner Bücher, daß Maurice Barrès eine Unterhaltung mit ihm veröffentlicht habe über die Frage, ob man den Namen Gottes in den Schulen ausſprechen ſolle. Von dieſer Unterhaltung ſei ihm nichts bekannt geweſen, bis Barrès im „Figaro" geäußert habe, bei der Unmöglichkeit, Fouillée in Paris zu treffen, hätte er der Bequemlichkeit zuliebe deſſen Antworten auf ſeine Fragen einfach erfunden. Dieſes Verfahren, fügt Fouillée hinzu, ſolle man einmal verallgemeinern und auf politiſche Dinge von erheblicher Wichtigkeit anwenden, dann wiſſe man, was von der Zuverläſſigkeit ſo vieler Reporter und Interviewer zu halten ſei. Dem eitlen Ehrgeiz oder der Gewinnſucht der „Arriviſten" muß Wahrheit und Gerechtigkeit weichen; dann gaukelt der leichtfertige Journaliſt dem Volke Träume vor und gibt für Tatſache aus, was ſich doch nie beſtätigen kann. Auf keinem Gebiet iſt das leichter als dort, wo die Nachprüfung des Gemeldeten erſchwert iſt und das leidenſchaftliche Begehren der Maſſe ihren kritiſchen Blick verdunkelt: im internationalen Verkehr, in der auswärtigen Politik und hier vor allem im Verhältnis zu Deutſchland. Ich will nicht leugnen, daß es unter den Vertretern

der Pariſer Blätter ſolche gegeben hat, die objektiv zu berichten wünſchten, ſo Jean Huret und in neuerer Zeit Georges Bourdon, beide vom „Figaro“; doch wird auch der letztgenannte nervös und urteilsſchwach, ſobald die Rede auf unſer Reichsland oder die böſen Alldeutſchen kommt. Wie aber hat der „Temps“, ein führendes Blatt, die deutſche Wirklichkeit entſtellt, von vornherein entſtellen wollen! Seinem Berliner Vertreter Comert, gleich Sarcey aus der höheren Normalſchule hervorgegangen, fehlte es weder an geſchultem Auge noch an Mäßigung, noch, ſeit er in Göttingen Lektor geweſen, an der nötigen Kenntnis Deutſchlands. Was läßt ſich dann von der ſogenannten Informationspreſſe erwarten? Dank ihrer ganz bedeutenden Zahl von Abnehmern verfügt ſie über große Kapitalien und hat den geſamten Nachrichtendienſt an ſich geriſſen. Von den Blättern, die zu dieſer Gemeinſchaft gehören — es ſind das „Journal“, das „Petit Journal“, der „Matin“ und der „Petit Pariſien“ —, hängt die übrige kleine Preſſe ab. Sie verlangen von ihren Vertretern im Auslande beſtimmte Auskünfte, ſie teilen nur mit, was ihnen paßt, und ſie teilen es ſo mit, daß ihre Pläne gefördert werden. Wenn ich ſage, daß im „Matin“ der geweſene Bürgermeiſter Daniel Blumenthal und im „Petit Pariſien“ Ehren-Wetterlé neuerdings ihr erbärmliches Treiben fortſetzen, wird man mir eine weitere Kennzeichnung dieſes ſauberen Verbandes erlaſſen.

Nach all dem Geſagten bedarf es keines Beweiſes mehr, daß die franzöſiſche Preſſe keineswegs die Meinungen und Wünſche ihres Landes ausdrückt. Was weiß der hauptſtädtiſche Spießbürger, der Provinzler davon, daß ſie im Solde einer Finanzgruppe ſteht oder gegen feſte Bezahlung (mensualités) ſelbſt für auswärtige Regierungen arbeitet, daß die Informationspreſſe, kapitalkräftig genug, auf die eigene Regierung einen Druck übt, um gewiſſe politiſche Maßnahmen durchzuſetzen und im trüben Waſſer auf den Fiſchfang zu gehen?! Nicht nur verhinderte es dieſe Preſſe, daß Frankreich ſein Verhältnis zu anderen Staaten, vorab zu Deutſchland, ſeinem wahren Intereſſe gemäß regelte, ſondern bei internationalen Streitfällen bildet ſie auch eine fürchterliche Gefahr: ſie peitſcht die böſen Inſtinkte, die Leidenſchaften, die bitteren Erinnerungen auf, und das unkritiſche Ausland hält ſie für das Sprachrohr des franzöſiſchen Volkes. Neben der großen Zahl hetzender oder verkäuflicher Blätter kommen die paar anſtändigen nicht auf. Soll man deswegen die Freiheit der Preſſe beklagen? Es liegt kein Grund dazu vor. Aber andrerſeits darf nicht vergeſſen werden, daß wahre Freiheit ohne die willige Achtung vor der Autorität, Unabhängigkeit ohne das Bewußtſein der Verantwortung, Volkswohlfahrt ohne Volkserziehung nicht wohl möglich iſt.

Joſeph Hengesbach

Öſterreich-Ungarn und die morgenländiſche orthodoxe Kirche

Von den 15 autokephalen orthodoxen Einzelkirchen befinden ſich einige im Bereiche der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie, nämlich die Rumänen, Ruthenen und Serben umfaſſende öſterreichiſche orthodoxe Kirche Dalmatiens und der Bukowina mit dem Sitz des Metropoliten in Czernowitz. Dazu kommen zwei autokephale orthodoxe Kirchen Ungarns, die rumäniſche, welche ſich hauptſächlich auf Siebenbürgen erſtreckt, und die ſerbiſche, die ſich hauptſächlich über Kroatien und Slavonien ausdehnt. In Bosnien und der Herzegowina treffen wir einen Aſt des ökumeniſchen Patriarchats an, der aber eigentlich ſo gut wie ſelbſtändig iſt.

Öſterreich-Ungarn wird im Weſten und im Zentrum von Deutſchen und Magyaren bewohnt, um die ſich Slawen und Romanen im Norden, Oſten und Süden gruppieren. Während im Weſten der Monarchie konfeſſionelle Fragen ungefähr dieſelbe Rolle ſpielen wie im übrigen Europa, ſind die kirchlichen Organiſationen des Oſtens weſentlich national gefärbt. Dies war z. B. während der polniſch-ruthenischen Ausgleichsverhandlungen zu bemerken, in denen der polniſche Epiſkopat polniſche Intereſſen vertrat, während der unierte Erzbiſchof zugunſten der Ruthenen beim Kaiſer in Audienz erſchien und bei den Verhandlungen intervenierte.

Der Weſten und das Zentrum Öſterreichs bildet eine ziemlich kompakte Maſſe von Katholiken, die den lateiniſchen Ritus befolgen, alſo die Meſſe nur in lateiniſcher Sprache kennen und zölibatär lebende Prieſter haben. Es ſind dies Deutſche, Magyaren, Italiener, Tſchechen und Slowenen. Die nationalen Kämpfe waren hier im allgemeinen nicht konfeſſionelle Kämpfe. Die deutſch-national gefärbte Los-von-Rom-Bewegung, welche den Übertritt zum Proteſtantismus und Altkatholizismus angeregt hatte, konnte keine politiſch bedeutſamen Sammelpunkte ſchaffen. Das gleiche gilt von den ſchwachen Übertrittsbeſtrebungen der Tſchechen, die an huſſitiſche Traditionen anzuknüpfen verſucht hatten.

Unter den Nordſlawen ſpielte vor dem Kriege der Kampf zwiſchen den Polen, der einſt herrſchenden Nation, und den Ruthenen Galiziens eine große Rolle. Die Polen ſind Katholiken des lateiniſchen Ritus, die galiziſchen Ruthenen Katholiken des ſlawiſchen Ritus. Sie erhielten vom Papſt die Erlaubnis, faſt alle orthodoxen Gebräuche behalten zu dürfen, dafür mußten ſie die katholiſchen Dogmen annehmen, daher auch den Papſt anerkennen. Der nationale Kampf ſpielte ſich auf kirchlichem Boden in der Weiſe ab, daß die polniſchen Katholiken, vornehmlich in den Städten, insbeſondere materiell von ihnen abhängige Ruthenen des unierten Ritus zum Übertritt zu bewegen ſuchten, während umgekehrt auf dem flachen Lande unierte ruthenische Pfarrer eingeſprengte Polen vom lateiniſchen Ritus abwendig zu machen ſuchten, obgleich eigentlich Übertritte von einem katholiſchen Ritus zu anderen im allgemeinen gar nicht kirchlich erlaubt ſind.

Aber in Galizien ſpielte ſich nicht nur der Kampf zwiſchen katholiſchen Polen des lateiniſchen und katholiſchen Ruthenen des ſlawiſchen Ritus ab, ſondern auch zwiſchen den öſterreichiſch geſinnten Ruthenen der ukrainiſchen Richtung, die ihre eigene Kultur anſtreben, und zwiſchen den ruſſiſch geſinnten Ruthenen, den ſogenannten Ruſſophilen, welche den kulturellen und politiſchen Anſchluß der Ruthenen an Rußland predigten. Auf kirchlichem Gebiet zeigte ſich das in der Weiſe, daß die ruſſophilen Ruthenen zum Übertritt zur morgenländiſchen Orthodoxie aufforderten. Dieſe Bewegung ward von Rußland aus auf alle mögliche Weiſe gefördert. In Rußland ſelbſt nämlich gibt es ſeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine Unierten mehr, ſie wurden ſukzeſſive, zum Teil unter Gewaltanwendung, der Orthodoxie zugeführt und die unierte Hierarchie wurde aufgelöſt. Auch nach 1905 konnten die Ruthenen, welche wieder katholiſch werden wollten, nur den lateiniſchen, nicht aber den unierten Ritus annehmen. Denn die ruſſiſchen Politiker waren der Meinung, daß eine unierte Hierarchie Rußlands immer mit der unierten Hierarchie Öſterreichs in Verbindung ſtehen und den ukrainiſchen Gedanken in Südrußland verbreiten würde. Während alſo die Ruſſen den Katholizismus der Ruthenen in Rußland zu wecken, in Galizien zu erſchüttern vermocht hatten, war es ihnen nicht gelungen, unmittelbar gegen den polniſchen Katholizismus vorzugehen. Wohl aber förderten ſie die

Mariaviten-Bewegung, die zur Schaffung eines romfreien Katholizismus in Ruſſiſch-Polen geführt hat. Die Kirche der Mariaviten trat der Utrechter Union bei, welcher unter anderem auch die Altkatholiken Deutſchlands und Öſterreichs angehören. Die Utrechter Union verhandelte ſowohl mit dem Anglikanismus als auch mit der Orthodoxie bezüglich eines näheren Zuſammenſchluſſes. In Galizien waren die Verſuche der Mariaviten bisher geſcheitert.

Während die Ruthenen Galiziens uniert ſind, gehören die Ruthenen der Bukowina faſt ausſchließlich der Orthodoxie an. Bekämpfte die öſterreichiſche Regierung in Galizien das Orthodox-Werden, ſo hatte ſie andrerſeits in der Bukowina gegen das Orthodox-Sein nichts einzuwenden. In der Bukowina iſt die nationale Poſition eine völlig andere. Hier ſtehen orthodoxe Rumänen und orthodoxe Ruthenen einander gegenüber; ſie kämpften um die Herrſchaft in der urſprünglich rein rumäniſchen Kirche, in der der rutheniſche Einfluß von Jahr zu Jahr wuchs. Die orthodoxen Rumänen der Bukowina ſind meiſt antiruſſiſch geſinnt, die orthodoxen Ruthenen ſind vorwiegend Anhänger der ukrainiſch-nationalen Bewegung. Die Ruſſen fanden für eine konfeſſionelle Propaganda keinen rechten Raum, da man einen orthodoxen Bauer eben nicht orthodoxer machen kann, als er ſchon iſt. Die wenigen ruſſophilen Ruthenen waren zwiſchen zwei Feuern, ſie lehnten ſich gelegentlich an die Rumänen an, ohne aber bei ihnen auf weſentliche Hilfe zu ſtoßen. Der Metropolit von Czernowitz, ein Rumäne, ſteht ganz auf Seiten der Regierung, er ſchickte z. B. keinen orthodoxen Prieſter nach Oſtgalizien, als dort die Übertrittsbewegung einſetzte. Da ruſſiſche Prieſter aus Galizien ausgewieſen wurden, gingen unierte Galizianer nach Rußland, ließen ſich zu Prieſtern ausweihen und verrichteten inoffiziell religiöſe Funktionen in Galizien.

Ein wichtiges Feld fand die orthodoxe Propaganda, die vor allem von Rußland ausging, bei den Ruthenen Nordungarns, die ebenfalls der Union angehören. Während die öſterreichiſche Regierung bei den Ruthenen Galiziens und der Bukowina die ukrainiſche Idee förderte — ſo wurde z. B. den Ruthenen Galiziens die Schaffung einer ruthenischen Univerſität verſprochen —, bemühte ſich die ungariſche Regierung, ihre Ruthenen möglichſt zu aſſimilieren. Es gibt keine höheren Schulen mit ruthenischer Sprache in Ungarn. Ein Teil der ungariſchen unierten Ruthenen, insbeſondere aber ein Teil der ungariſchen unierten Rumänen empörte ſich darüber, daß bei der Neuſchöpfung des unierten magyariſch-griechiſchen Bistums Haidudorog ruthenische und rumäniſche Gemeinden einbezogen wurden.

Außer den eben erwähnten unierten Rumänen gibt es in Ungarn auch orthodoxe Rumänen, die eine eigene Kirche bilden. Die orthodoxe rumäniſche Kirche Ungarns iſt ein Hort des Rumänentums. Sie kämpft für den Religionsunterricht in der Mutterſprache und bemühte ſich, die rumäniſche Nationalidee zu fördern.

Das gleiche gilt vom ſerbiſch-orthodoxen Patriarchat von Karlowitz. Wenn auch die leitenden Stellen der ſerbiſch-orthodoxen Kirche Ungarns in erheblicher Abhängigkeit von der ungariſchen Regierung ſtehen, ſo lebte doch in der Majorität der Prieſter und Laien ſerbiſch-nationaler Geiſt. Da die Serben Ungarns große Geldmittel zur Verfügung hatten, ſind ihre Schulen und kulturellen Inſtitute gut ausgeſtattet. Im allgemeinen halten die Schulen äußerſt zäh an ihrer Nationalität feſt, weit feſter als z. B. die Deutſchen Süd-Ungarns. Die ſerbiſche Kirche von Karlowitz gibt dem Laienelement im ſogenannten Nationalkongreß weitgehende Rechte, welche die ungariſche Regierung einzuſchränken ſuchte. Auch in Kreiſen der Mönche

ward gegen „proteſtantiſierende Inſtitutionen“ gelegentlich Propaganda gemacht. Der Kontakt mit der reichsſerbiſchen Kirche, die daheim wenig Einfluß beſitzt, war nicht ſehr groß.

Mit den katholiſchen Kroaten leben die orthodoxen Serben meiſt in gutem Einvernehmen, zumal ſeit die Koalition beide Parteien geeinigt hat. Nur die extremkatholiſche Frankpartei, die mit den Slowenen Beziehungen unterhält, bekämpfte die Serben mit großer Intenſität. Übertrittstendenzen traf man hier wenig an. Es gab nur einige radikale Kroaten, welche die Orthodoxie zur Religion der Südſlawen machen wollten. Ähnlich wie in Kroatien liegen die Dinge in Dalmatien, deſſen ſerbiſch-orthodoxe Biſchöfe mit denen der Bukowina eine Kirche bilden.

In Bosnien und der Herzegowina ſteht das Serbentum im Gegenſatz zu den muſelmaniſchen und den katholiſchen Serbo-Kroaten. Die Orthodoxen Bosniens und der Herzegowina unterſtehen formell dem ökumeniſchen Patriarchat, doch hat die Regierung auf die Ernennung des Epiſkopats den entſcheidenden Einfluß. Die ſerbiſch-orthodoxen Kirchen und Schulen ſtanden mit der großſerbiſchen Propaganda in engſtem Kontakt, in weit engerem als die Serben Dalmatiens oder Ungarns, obgleich auch unter dieſen die revolutionäre Stimmung nicht ganz ohne Einfluß geblieben war.

Wenn man die ſoziologiſche Stellung der orthodoxen Kirche würdigen will, muß man ſich davor hüten, Orthodoxie, Katholizismus und Proteſtantismus als drei Stufen anzuſehen, die vom Orient zum Okzident hinüberleiten. In vielen Punkten ſtehen Proteſtantismus und Orthodoxie einander weit näher als Katholizismus und Orthodoxie. Vor allem ſei nur auf die große Bedeutung des Laienelements in der orthodoxen Kirche hingewieſen, auf die Tendenz, Landeskirchen zu ſchaffen und auf die Urſprungszeit des Chriſtentums zurückzugreifen. Deswegen braucht man nicht die großen Kontraſte zu überſehen, die allgemein bekannt ſind und vor allem auf dem Gebiete des perſönlichen religiöſen Lebens deutlich zum Ausdruck kommen. Die Verwandtſchaften zwiſchen Orthodoxie und Proteſtantismus hervorzuheben, empfiehlt ſich deshalb, um den tatſächlich beſtehenden Kontakt zwiſchen Proteſtanten und Orthodoxen richtig würdigen zu können. Nicht wenige orthodoxe Prieſter haben in Deutſchland und England ſtudiert, und manche Reformen auf dem Gebiete des Predigtweſens und der Theologie gehen auf proteſtantiſche Einflüſſe zurück. Wenn man es unternimmt, Öſterreich-Ungarns Entwicklungsmöglichkeiten abſchätzen zu wollen, muß man auch die numeriſch und politiſch bedeutſame Orthodoxie entſprechend berückſichtigen.

Otto Neurath

Gedanken über den ruſſiſchen Imperialismus

Die imperialiſtiſche Tendenz des ruſſiſchen Staates hat ſich vornehmlich nach zwei Richtungen hin ausgelebt: in einem ſtändigen Expanſionsdrang nach außen, dem gegenüber alle natürlichen und nationalen Grenzen keinen dauernden Widerſtand entgegenzubringen vermochten, und in einer handfeſten Unterdrückungs- und Ausrottungspolitik im Innern, der zahlreiche national, kulturell und politiſch feſt umriſſene Völkerſchaften zum Opfer gefallen ſind. Dieſe Tendenz iſt, wie G. F. Steffen in ſeinem Aufſatz „Der ruſſiſche Imperialismus“ im letzten Maiheft der „Tat“ richtig ausführt, eine Erbſchaft des tatariſchen Khanates, als deſſen unmittelbarer Nachfolger das moskowitiſche Zartum zu betrachten iſt. Von ihm entlehnte letzteres die aſiatiſche Nichtachtung der Maſſen, die ſich in einer nach weſteuropäiſchen Begriffen unerhörten Knechtung und ſchonungs-

loſen Vernutzung des eigenen und der unterworfenen Völker äußerte, ebenſo das Prinzip der unumſchränkten und abſoluten Gewalt des Herrſchers, die dem ganzen öffentlichen Leben Rußlands für Jahrhunderte hinaus ein unverwiſchbares Merkmal aufgeprägt hat.

Aber während zum Träger des Imperialismus bis vor wenigen Jahrzehnten ausſchließlich das Zarat berufen erſcheint, erleben wir von der Mitte des 19. Jahrhunderts an das gewaltige Schauſpiel, daß die zur Selbſtbeſtimmung erwachſende großruſſiſche Nation nach und nach die alte Eroberpolitik in ihren beiden Formen aus dem unfruchtbar gewordenen Ideenkreiſe des Abſolutismus übernimmt und ſie durch die unverbrauchte Kraft ihrer Maſſe ins Heroiſche ſteigert.

Schon die literariſchen Vorläufer dieſer Metamorphoſe, die Rußland zuerſt rein intuitiv die Rolle eines weltbeherrſchenden dritten Roms zuweiſen und die in der Idee des ſlawophilen Meſſianismus zugleich die geiſtige und ſittliche Erlöſung der Welt aus dem Wirrſal „weſteuropäiſcher Kultur“ predigen (Chomjakows „Gotterwähltes Rußland“), haben die zariſche Grundidee trotz ſcheinbarer Gegenſätzlichkeit zu ihr ſtetig populariſiert und der politiſchen Machterweiterung durch den Hinweis auf die welthiſtoriſche Berufung des großruſſiſchen Volkes, durch die Verquickung realpolitiſcher und ideeller Ziele, ſchließlich durch ein bewußtes Aufſaugen imperialiſtiſcher Gedankenſtrömungen Ausbreitungsraum gegeben. Inſofern alſo ſtellt die heutige großruſſiſche Nation nicht mehr den ſtummen, vom Zaren und dem moskowitiſchen Beamten den Beſtrebungen des Abſolutismus widerwillig dienſtbar gemachten Hintergrund dar, ſondern ſie iſt durch mehrere Zwiſchenſtadien zur tatſächlichen Stütze der Regierung herangewachſen und hat die fertige, jahrhundertlang vorgebildete Staatsidee mit vollem Bewußtſein in ihr eigenſtes Fühlen verwebt. Ob dem ruſſiſchen Muſchik dabei eine Rolle zugeteilt iſt oder nicht iſt vollkommen gleichgültig, da er mehr als irgendwo anders die unperſönliche, ſchwerblütige Maſſe iſt, der Rumpf, deſſen Funktionen erſt das Nervenzentrum beſtimmt. Aber ſein Vertreter, der aus ihm hervorgegangene Intelligent, der bewußte Vollſtrecker ſeines Willens iſt heutigen Tags von der Notwendigkeit der zariſchen Politik ebenſo tief durchdrungen, wie nur irgendeiner der leitenden Staatsmänner.

Dieſe Erwägungen ſind für uns von ganz beſonderem Wert, da wir die zariſche Eroberpolitik als eine vom ganzen großruſſiſchen Volkswillen getragene Erſcheinung anſehen müſſen, der nur durch eine völlige Vernichtung ihrer Machtmittel zu ſteuern iſt. Es iſt uns das konſtitutionelle Rußland ebenſo gefährlich, wie das frühere abſolutiſtiſche und ein zukünftiges demokratiſches. Seine treibende Staatsidee bleibt dieſelbe, wenn auch die Träger wechſeln, ja ſie gewinnt an Intenſität, indem ſie durch die Mitwirkung der Maſſe auf eine unendlich verbreiterte, aktionsfähigere Baſis verlegt wird.

Der „tiefgehende Gegenſatz zwiſchen weſteuropäiſcher und oſtſlawiſcher Gemütsart“, der durch die Grundelemente der Vergangenheit und der Lage gegeben war, hat ſich bis in die neueſte Zeit behauptet und verſchärft. Er iſt nicht allein aus dem „Kontraſt zwiſchen ſtark maritimen und ausſchließlich kontinentalen Vorbedingungen“ hervorgegangen. Der Byzantinismus, der in der ſtarren ruſſiſchen Kirche und in dem autokratiſchen Syſtem des Zarates ſeinen Ausdruck fand, hat wohl im Verein mit der jahrhundertalten Leibeigenſchaft der ruſſiſchen Kultur eine Entwicklungsrichtung gegeben, die ſie notwendig immer mehr vom Abendlande entfernen mußte. Daraus erklärt ſich das Fehlen der Reformation in Rußland, die in Weſteuropa die erſte

Offenbarung der Völkermündigkeit bedeutete. Darum mußten auch alle Verſuche einer Durchtränkung der ruſſiſchen Kultur mit weſteuropäiſchen Werten von vornherein ſcheitern, weil man eben ein Reis nicht auf einen artsfremden Baum aufpfropfen kann. Wäre Rußland bloß das in ſeiner Kultur (nach unſern Begriffen) um einige Generationen zurückgebliebene Land, dann beſtünde ja immerhin die Möglichkeit, es zu europäiſieren. Aber die Entwicklungen ſind von allem Anfang an hier und drüben auseinandergegangen und weder Peters I. gewaltſame Reformen, noch die friedlichen Züchtungsverſuche haben bleibende, im innerſten ruſſiſchen Weſen verankerte Reſultate gezeitigt.

Es iſt daher begreiflich, daß „die Religion des moskowitiſchen Imperiums primitiv-mittelalterlich, buchſtäblich halbbarbariſch“ bleiben mußte. Andrerſeits war ſie aber bei dem nun einmal beſtehenden Zuſtand für den ruſſiſchen Bauer gerade ihrer anſpruchsloſen Primitivität wegen von ungeheurer Notwendigkeit, da der geknechtete, jeder Rechte beraubte Leibeigene einzig aus ihrem Gebote der leidenden Liebe, der widerſtandsloſen Unterordnung unter „Gottes Heimſuchungen“ die ſittliche Kraft zum Überſtehen der phyſiſchen und geiſtigen Hörigkeit herleiten und in ihrer ihm leicht zugänglichen Lehre nie verſagende Antworten auf die Grauſamkeit ſeines irdiſchen Schickſals holen konnte. Eine differenziertere Religion hätte ihn bei der den Slawen eigenen, bis zur Selbſtzerfaſerung geübten Seelenanalyſe unbedingt zur Verzweiflung und zu moraliſchem Untergang getrieben, oder aber einen wahnwitzigen Exiſtenzkampf heraufbeſchworen, deſſen Fürchterlichkeit die franzöſiſche Revolution weit in den Schatten geſtellt hätte. Es mag hier auch die typiſch ſlawiſche Paſſivität in Rechnung gezogen werden, die, wenn ſie einmal handelnd wird, ins Brutale umſchlägt.

Die Kreuzung zwiſchen den Moskowitern und Tataren hat mannigfach das ruſſiſche Volk beeinflußt. Eine ſtaatenbildende Macht hat ſie jedoch nicht hervorgebracht. Dieſe iſt vielmehr ein frühes Erbteil der ruſſiſchen Durchſetzung mit finniſchen und normanniſchen Elementen, wie denn auch der erſte moskowitiſche Staatenzuſammenſchluß durch das nordgermaniſche Warjägergeſchlecht Rurik vollzogen wurde. Der aſiatiſche Einſchlag hat eher zerſetzend gewirkt; der ruſſiſche Staatsgedanke hat ſich aber immer zielſicherer konſolidiert, wozu an ſich das Khanat nicht fähig war. Wie Rußland ſich von den Germanen ſeinen Staat einrichten ließ, ſo übernahm es von den Byzantinern die Staatskirche, wobei es beide Inſtitutionen, ſie ſeiner Eigenart anpaſſend, mit großem Geſchick ausbaute und ſeinen Zwecken dienſtbar machte.

Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung, daß das Bewußtſein der ruſſiſchen Gefahr auch bei den andern Nachbarſtaaten Rußlands ſtändig an Intenſität gewinnt. Wenn Steffen als nächſtes Ziel der ruſſiſchen Expanſionspolitik die Niederringung der ſkandinaviſchen Staaten angibt, ſo beweiſt er damit ſein tiefes Verſtändnis für das ureigenſte Weſen des ruſſiſchen Imperialismus, der die Weltweite in ſeinen Vorſtellungskreis aufgenommen hat und durch keine zeitweiligen Rückſchläge ſeiner aggreſſiven Tendenz entkleidet werden kann. Wir müſſen ihm darin vollauf beipflichten, daß nur die Reduzierung Rußlands auf den moskowitiſchen Kernſtaat, ſeine Abdrängung von den „politiſchen Grenzen Europas“ die einzige Gewähr für eine dauernde Ablenkung der oſtſlawiſchen Gefahr bietet. Oreſtes Daskaljuk

Gedanken zur Zeit

Wider die fremde Literatur! In Leipzig iſt zu Beginn des Krieges allen Ernſtes ein Aufruf zur

Boykottierung der ausländiſchen Literatur in dem Sinne ergangen, daß die deutſche Kritik in Zukunft jede Beſprechung nichtdeutſcher Dichter ablehnen ſollte. Es iſt leicht, demgegenüber auf die Eigenart und Stärke des deutſchen Geiſtes hinzuweiſen, wie ſie namentlich von Humboldt geſchildert worden ſind und die in der Aufnahmefähigkeit und dem gerechten Verſtändnis für alles Fremde beſtänden. Aber ſo richtig dies iſt, ſo iſt den deutſchen Proteſtlern doch auch zugegeben, daß ſie die Finger auf eine wunde Stelle in der deutſchen Kultur der letzten Jahre gelegt haben: nur daß die Verhältniſſe meiner Meinung nach verwickelter ſind, als man ſich meiſt klar macht. Woran lag die ſtarke Berückſichtigung fremder Literaturwerke in Deutſchland? Zum guten Teil an der Bequemlichkeit und der mangelnden Selbſtändigkeit der verantwortlichen Stellen in Deutſchland. Nehmen wir an, daß ein deutſcher Dramatiker mit einer „neuen Richtung“ Gehör verlangt. Ja, eine „neue Richtung“ möchte man ſchon, aber ob der junge Landsmann ſie weiſt? Hier müßte man die innere Kraft haben, Starkes zu erkennen und daran zu glauben. Da iſt es ſchon beſſer, die „neue Richtung“ hat ſich ſchon irgendwo erprobt, und man bezieht ſie aus Kopenhagen oder Rom oder Paris, zugleich mit der nötigen maßgebenden und eindrucksvollen Kritik. Ähnlich liegen auch die Fälle, wo ſich ausländiſche Schriftſteller in Deutſchland eher durchſetzten als in der Heimat. Ich glaube zunächſt, daß wir dieſe bedeutend zu übertreiben geneigt ſind. Für Maeterlinck, Zola, Bergſon läßt ſich direkt das Gegenteil beweiſen. Aber auch wo es der Fall ſein ſollte, teilen ſie eben einen Vorteil, den jedes ausländiſche Werk für ſich hat: daß es ſeinen „Entdecker“ hat, der nun zugleich den Autor einführt und protegiert. Überſetzer und erſter Vorkämpfer ſind meiſt dieſelbe Perſon. Dagegen hat der deutſche Künſtler den Nachteil, mit ſeinem unberühmten und unerprobten Werk ſich einen geſchäftlichen Vertreter ſuchen zu müſſen, und hat er den endlich gefunden, ſo hängt es wieder ganz vom Zufall ab, ob er auch von der Kritik entdeckt und durchgeſetzt wird. Was wir alſo zu tun haben, iſt weniger eine rückſichtsloſe Unterdrückung des Auslandes, als zunächſt eine mutigere Unterſtützung der deutſchen Kultur, und ſodann der Verſuch, deutſchen Künſtlern im Ausland dieſelben natürlichen günſtigen Bedingungen zu ſchaffen, die Ausländer bei uns genießen. Denn es handelt ſich hier, wenigſtens zum großen Teil, um natürliche Grundlagen, mit denen gerechnet werden muß und um die man nicht mit gutgemeinten völkiſchen Vorſätzen herumkommt. R. B.

Die Geſchäftspatrioten. Engliſche Zeitungen veröffentlichten lange Liſten von ehemaligen Deutſchen, die lange in England leben, meiſt die dortige Staatsangehörigkeit erworben haben und ſich gegen Deutſchlands Kriegsführung erklären. Mit höchſter Entrüſtung brachten deutſche Zeitungen eine Ausleſe aus der langen Liſte; auffallenderweiſe faſt nur jüdiſche Namen. Iſt es das Schamgefühl, das die ſo bitter verachtete Schmach auf Stammesfremde abwälzen möchte, oder können auch in dieſer Zeit einheitlichen Ringens aller Bürger um das Deutſche Reich die Parteivertreter nicht von ihrem Antiſemitismus laſſen? Das eine iſt ſo wenig zu dulden wie das andere. Die Preſſe hat die Pflicht zur Wahrheit. Und die gebietet feſtzuſtellen, daß unter den Verleugnern ihrer alten Heimat auch Namen von ſehr gutem und bekanntem deutſchen Klange ſind. Warum eine Tatſache wegſchweigen wollen! Wir wiſſen nicht, welcher Druck oder Zwang hinter dieſen Erklärungen ſteht; mancher rettet gern ſein Haus vor Pöbelexzeſſen durch eine Unterſchrift, die

ſittlich nur ihm ſelbſt ſchadet. Und ich kann mich nicht ſo recht entrüſten über die einſtigen Deutſchen in Feindesland, ſolange deutſche Geſchäftsleute im eigenen Lande rückſichtslos an Armeelieferungen Vermögen verdienen dürfen. H. P.

Wer entehrt unſere Helden? — Jeder, der ihr heiliges Blut in ſelbſtſüchtigen Eigennutzen auszumünzen ſucht. Wer in dieſem Jahre verdient, der gebe für vaterländiſche Zwecke! Und wer mehr als üblich verdient, der gebe reichlich. Aber wer zum reichen Manne zu werden droht, der kehre ſchleunig um. Denn es darf nicht wieder ſo ſchändlich werden wie einſt im neuen Deutſchen Reiche. Es muß die Zeit kommen, da ehrenhafte Deutſche zur Seite rücken und mit Fingern weiſen auf die Wucherer, die aus Reiches Not und Volkes Not ſich hübſche Gewinne einheimſten, die Reichtum häuften auf den Gräbern von hunderttauſend Helden. Und es muß die Zeit kommen, da ſoziale Einſicht und Volksempörung die Geſetzgebung zwingen, dieſen unheiligen Raub den Wucherern wegzunehmen und ihn ſühnend dem Vaterlande zu weihen. — Können wir unſere Helden beſſer ehren?!? H. P.

Nationalſtiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. Lieber Freund! Trotz Deiner Befürwortung habe ich den Aufruf der Nationalſtiftung in den Papierkorb gelegt. Mag er anderen ein guter Anreger zu gemeinnützigem Geben ſein. Bei mir widerſtrebt er zu ſehr der Grundempfindung: daß unſer Staat auf der Pflichterfüllung aller beruht — und beruhen ſoll. Trotzdem mein Arbeitsverdienſt ſeit dem Kriegsausbruche weit unter die Hälfte geſunken iſt, habe ich zu hundert Sammlungen gern gegeben; immer, wenn es ſich um die Notwendigkeit ſchneller Hilfe handelte oder um Sonderzwecke, für die man nicht die Staatsmaſchine in Gang zu ſetzen braucht. Aber die Verſorgung der Hinterbliebenen unſerer gefallenen Krieger iſt eine Reichsaufgabe, die mit voll überlegter Pflichterfüllung ſicher geſtellt werden muß. Es widerſtrebt mir, daß aus einer ſozialen Staatspflicht eine Wohlfahrtseinrichtung gemacht werden ſoll; und ich kann den Gedanken nicht los werden, daß viele ſich dem Aufrufe begeiſtert anſchließen, um einer angemeſſenen geſetzlichen Pflicht zu entgehen. Denn hier iſt es nicht mit ein paar hundert Mark getan, wie ſie in den Liſten prangen, ſondern hier müſſen von den Wohlhabenden Zehntauſende und von den im Kriege reich gewordenen Hunderttauſende gefordert werden. In Eurem Ausſchuſſe ſind ſo viele politiſch einflußreiche Leute, daß ihr einmütiges Wollen genügte, durch eine gerechte Beſitzſteuer die Verſorgung aller Hinterbliebenen ſicher zu ſtellen. Und im Ausſchuſſe ſind ſo viele reiche Leute, daß dieſe bei einer gerechten Beſteuerung allein mehr zahlen müßten, als die Sammlung in drei Jahren erbringen kann. — Beantragt zugunſten der Hinterbliebenen eine Wiederholung des Wehrbeitrages, und ich will freudig zuſtimmen, obgleich die Bezahlung mir jetzt ſchwer fiele. Nehmt alle Kriegsgewinne ganz in Anſpruch und ich unterſtütze ſie nach Kräften. Und wenn Ihr dann nachher noch ſammelt, um in Sonderfällen das geſetzliche Schema zu ergänzen, dann tue ich mit. — Aber gebt nicht gewiſſen Leuten die Gelegenheit, durch kleine Wohlfahrtsſpenden ſich eine billige Ausrede zu ſchaffen, wenn ſie bei der Frage einer ſozialen Ordnung unſeres Steuerweſens und unſerer Schuldentilgung verſagen. Dein Bodo

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Karl Hoffmann, Berlin-Friedenau, Leſevreſtraße 19.
Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. — Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Eine Monatsschrift Herausgegeb. von Eugen Diederichs und Karl Hoffmann

7. Jahrgang Heft 6 September 1915

Edgar Jaffé
Deutschlands Wirtschaftsleben der Zukunft

Von größter Bedeutung wird die Neuorganisation unseres Wirtschaftslebens nach dem Kriege sein. Der Krieg hat uns mit elementarer Wucht wieder an eine Reihe von Dingen erinnert, die wir im Grunde wußten, aber die zum Teil in Vergessenheit geraten waren. So vor allem, daß wir auch wirtschaftlich eine Einheit bilden, die auf Gedeih und Verderb jeden einzelnen von uns mit der Gesamtheit verbindet: daß der Ärmste wie der Reichste nicht nur äußerlich Volksgenossen sind, sondern voneinander abhängen, aufeinander angewiesen sind: daß Staat und Volk nur gedeihen können, wenn alle seine Glieder zu dem gemeinsamen Zweck zusammenarbeiten, jedem dieser Glieder aber auch im Rahmen des Volkes und der Wirtschaft ein Platz geboten ist, an dem er seine Arbeit betätigen kann, auf dem er aber auch von der Gesamtheit gehalten und beschützt wird. Der Krieg, der so viel neue Fragen aufwirft, hat anderseits auch so manche alten und schwierigen Probleme gelöst: Was die veränderte Stellungnahme der sozialdemokratischen Partei und der Arbeitergewerkschaften zu unseren nationalen Fragen an neuer innerer Kraft für uns bedeutet, läßt sich ja heute noch gar nicht absehen.

Wir sind ferner daran erinnert worden, daß wir für unser Gedeihen angewiesen sind auf unsere eigene Kraft und unsere eigenen Hilfsmittel, daß diese Kraft, um zu wirken, aber einer viel weitgehenderen Durch-

organiſierung bedarf, als wir ſie bisher beſaßen, daß unſere materiellen Hilfsmittel im eigenen Lande doch nur beſchränkte, unſer Boden karg, unſere geſicherten Grenzen eng ſind für die Maſſe des deutſchen Volkes.

Wir wiſſen aber auch wieder, daß unſer Hauptreichtum nicht ſo ſehr in dieſen materiellen Dingen, als in unſerer Volkskraft, unſerer Organiſations- und Arbeitsfähigkeit beſteht. Wir fragen uns, ob in den vergangenen Jahrzehnten für die Sicherung und Fortbildung dieſes Volksreichtums alles Nötige geſchehen, ob nicht viel davon verloren gegangen oder gar verſchleudert worden iſt, weil uns die klare Erkenntnis fehlte über das, was denn das rechte Ziel unſerer volkswirtſchaftlichen Entwicklung ſei.

Wir ſind — im Vergleich zu unſerer Volksmenge und zur Knappheit unſerer wirtſchaftlichen Baſis — nicht nur militäriſch, ſondern auch wirtſchaftlich das am meiſten gefährdete große Volk der Welt. Haben wir es für nötig befunden, uns die ſtärkſte militäriſche Rüſtung zu geben, ſo müſſen wir uns auch wirtſchaftlich in gleicher Weiſe ſchützen. Wir haben bereits bisher auf dieſem Gebiet unſere Kräfte aufs äußerſte angeſpannt, wir müſſen aber darüber klar ſein, daß wir die höchſte Leiſtung nur dadurch erzielen können, daß wir uns derjenigen wirtſchaftlichen Formen bedienen, die auf der einen Seite der Größe der Aufgabe, auf der andern unſern eigenſten Fähigkeiten und Neigungen entſprechen.

Das Grundprinzip, auf dem unſere Wirtſchaftsordnung bisher ruhte: die freie Konkurrenz, das ungehinderte Spiel der wirtſchaftlichen Kräfte, erfüllt aber dieſe beiden Bedingungen nicht. Es mag für andere, weniger ſchwierige Zeiten und Verhältniſſe, und auch für anders geartete Völker das Richtige geweſen ſein: Es iſt weder imſtande, das zu leiſten, was wir von ihm verlangen müſſen, noch entſpricht es in ſeiner ideologiſchen Begründung der innerſten Weſenheit des deutſchen Volkes.

Es iſt vor allem nicht in Übereinſtimmung zu bringen mit der weitgehenden Beeinfluſſung des Wirtſchaftslebens durch den Staat, die wir nicht nur als notwendig anerkennen, ſondern die — ob wir es wollen oder nicht — bereits zur Wirklichkeit geworden iſt. Damit entſteht aber die Aufgabe eine neue Baſis für unſer Wirtſchaftsleben zu finden: Mit und in dieſem Kriege beginnt eine neue Ära der wirtſchaftlichen Entwicklung Deutſchlands, und deren Grundlagen gilt es zu erkennen.

Gerade vor nun hundert Jahren wurde der für das 19. Jahrhundert grundlegende Schritt getan: Aufhebung aller aus dem Mittelalter überkommenen Einrichtungen und Bindungen des Wirtſchaftslebens,

die Befreiung der bäuerlichen Bevölkerung von ihrer Gebundenheit, Aufhebung des Flurzwanges, Auflöſung des Gemeindebeſitzes, Mobiliſierung des Grund und Bodens, Beſeitigung des Zunftzwanges und Einführung der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit, Aufhebung faſt aller behördlichen Ordnung und Überwachung des Erwerbslebens, mit einem Wort: die möglichſt vollkommene Entfeſſelung des Erwerbstriebes auf allen Gebieten. Wir müſſen dankbar anerkennen, wie ungeheuer viel wir dieſer wirtſchaftlichen Freiheit verdanken: ſie hat uns aus einem armen zu einem wohlhabenden Volke gemacht, ſie hat ſchlummernde Kräfte in Wirtſchaft und Technik geweckt, ſie iſt die Urſache, daß wir auch auf materiellem Gebiete gleichberechtigt neben unſre älteren Konkurrenten, Frankreich und England, treten konnten. Sie hat es vor allem ermöglicht, für Millionen von Volksgenoſſen, die ſonſt hätten auswandern müſſen, in der Heimat auskömmliche Lebensmöglichkeiten zu ſchaffen.

Aber dieſe ſo ſegenbringende Freiheit hat auch in mancher Hinſicht verſagt, ſie baut ſich auf dem reinſten Individualismus auf, ſie hat unſerem Volke die Gefahr völliger Atomiſierung gebracht, hat alle überkommenen Gemeinſchaftsverbindungen zerſtört und aufgelöſt, ſie hat jeden auf ſich ſelbſt geſtellt und dabei in latenten Gegenſatz gegen alle andern gebracht, ſie hat den Starken mächtiger gemacht und die Schwachen widerſtandsunfähiger, und ſo hat ſie ſich auf die Dauer in ihrer Reinheit auch nicht behaupten können. Das wirtſchaftliche Selbſtbeſtimmungsrecht hat ſich von den verſchiedenen Seiten her im Laufe des 19. Jahrhunderts Einſchränkungen gefallen laſſen müſſen. Von außen her wie von innen heraus, von oben wie von unten ſind Schranken und Hemmungen aufgerichtet, neue Bindungen geſchaffen, der einzelne wieder in komplizierte Organiſationen verſchiedenſter Art eingefügt und durch dieſe in ſeiner Freiheit beſchränkt worden.

Das wichtigſte war der Eingriff des Staates durch Arbeiterſchutz und Arbeiterverſicherung, die Geſamtheit deſſen, was wir ſtaatliche Sozialpolitik nennen; auch die mit dem Jahre 1879 einſetzende Wendung unſerer Zollpolitik vom Freihandel zum Schutzzoll bedeutet eine weitgehende Beeinfluſſung des Wirtſchaftslebens in ganz beſtimmter Richtung. Aber faſt noch ſchwerwiegender war das, was das wirtſchaftliche Leben aus ſich heraus ſchuf: Organiſation der Arbeiter in Gewerkſchaften und Genoſſenſchaften, Organiſation der Produzenten in Kartellen und Syndikaten, Organiſation der Konſumenten in Konſumvereinen, Baugenoſſenſchaften und anderes mehr. Während der ſtaatliche Eingriff

vor allem eine neue Regelung des Arbeitsverhältniſſes ſchuf, galt die Arbeit der Gewerkſchaften der gemeinſamen Ordnung der Löhne und Arbeitsbedingungen, regelte die Koalition der Unternehmer Preiſe und Abſatzverhältniſſe.

Durch all dieſe Neubildungen hat ſich im Laufe der letzten Jahrzehnte die innere Struktur unſeres Wirtſchaftslebens vollkommen verändert. Nach außen hin — vor allem in der Rechtsordnung — blieb das Prinzip des freien Wettbewerbs aufrecht erhalten, trotzdem es innerlich bereits zum größten Teil verdrängt worden war. Dies führte naturgemäß zu immer ſtärker werdenden Spannungen zwiſchen dem neuen Inhalt und der alten Form, zu Reibungen, die ſich beſonders ſtark in der Rechtſprechung bemerkbar machten; ſo in der Frage des Koalitionsrechtes, der Streiks und Ausſperrungen; Unſtimmigkeiten, die z. B. dazu führten, daß ſolche lebenswichtigen Einrichtungen, wie die der Tarifverträge, des rechtlichen Schutzes entbehrten.

Das für unſere Betrachtung Entſcheidende war aber, daß man dieſe immer ſtärker werdenden Divergenzen nicht ihrer wirklichen Bedeutung entſprechend einzuſchätzen imſtande war. Man ging im beſten Glauben ſo weit, alle jene neuen Formen und Bindungen des Erwerbslebens nicht als das anzuſehen, was ſie wirklich waren, nämlich als Aufhebung des Prinzips der wirtſchaftlichen Freiheit, ſondern glaubte in ihnen lediglich Grenzen dieſer Freiheit zu erblicken, Ausnahmen, die die Regel beſtätigen ſollten, Mittel zur beſſeren Erhaltung jener Freiheit, und verwickelte ſich ſo in bewußte und unbewußte Selbſttäuſchungen.

Dieſe unklare Stellungnahme, die vielfach auch wohl nichts anderes war als Mangel an Mut zu neuer prinzipieller Orientierung, hatte zur Folge, daß man die erforderlichen Reformen mehr oder minder mit ſchlechtem Gewiſſen vertrat. Dieſe Reformen ſind deshalb auch ſelten aus einem Guß, charakteriſieren ſich vielfach als Stückwerk, weil man auf der einen Stelle radikal vorging, auf der anderen aber die naheliegendſten Maßnahmen unterließ, um ſich nicht dem Vorwurf ſtaatsſozialiſtiſcher Ideen auszuſetzen.

Nur wenige waren innerlich ſo frei, zu erklären, es komme ihnen nicht auf den Namen oder die Etikette, ſondern auf die wirkliche Natur ſolcher Maßnahmen an.

Dahinein mußte nun der Krieg mit ſeinen ins Rieſenhafte gehenden Folgeerſcheinungen wie ein reinigendes Gewitter fahren. Vor der Größe und der Lebensnotwendigkeit der ſich auftürmenden Aufgaben verſchwindet die kleinliche Furcht, die Dinge beim rechten Namen zu nennen,

ſtellt ſich als erſte die Forderung, den Tatſachen klar ins Auge zu ſchauen, die möglichen Löſungen nur daraufhin zu betrachten, ob ſie geeignet ſind, unſer Volk hinauszuführen aus den Bedrängniſſen, die es bedrohen.

Das Reſultat ſolcher Überlegungen muß aber unſeres Erachtens ſein, daß das alte Prinzip des Individualismus und der unbeſchränkten Freiheit des wirtſchaftlichen Lebens ſeinen Tag gehabt hat, daß das Leben ſelbſt neue Grundſätze und Richtlinien geſchaffen hat, die beſſer geeignet ſind, den großen Aufgaben zu genügen.

Blicken wir rückwärts, ſo zeigt uns die Geſchichte, daß Jahrhunderte lang, faſt das ganze Jahrtauſend deutſcher Geſchichte hindurch, eine feſte und planmäßige Ordnung des Wirtſchaftslebens beſtand, die entweder von der Obrigkeit, oder — wie im mittelalterlichen Zunftrecht — von der Geſamtheit der genoſſenſchaftlich Verbundenen ausgeht.

Das Zeitalter freien Wettbewerbs erſcheint dem gegenüber nur als ein Zwiſchenſpiel, als ein Mittel, um den Übergang von den alten zu neuen und veränderten Wirtſchaftsformen zu ermöglichen, um die Wirtſchaft den großartigen techniſchen Errungenſchaften und der enormen Bevölkerungsvermehrung der Neuzeit anpaſſen zu können. Aber aus dieſer Freiheit heraus hat das Leben ſelbſt, wie oben gezeigt, neue Organiſationsformen geſchaffen.

Gerade der Genius des deutſchen Volkes iſt auch hier ſeine eigenen Bahnen gewandelt; wir haben die durch England geſchaffenen Formen des freien Wettbewerbs übernommen, aber wir haben uns in ihnen nie ganz heimiſch gefühlt, wir haben auch das jenen zugrunde liegende Prinzip des reinen wirtſchaftlichen Egoismus nie ganz zu dem unſeren machen können; ſtets und überall iſt die Empfindung wach geblieben, daß auch die wirtſchaftliche Arbeit ſich nicht allein in den Dienſt des Einzelintereſſes ſtellen dürfte.

Allerdings war dieſes Gefühl zunächſt nicht überall gleich ſtark, es war zeitweiſe beſchränkt auf beſtimmte Kreiſe, die dem Fortſchritt eher abhold waren, während diejenige Schicht, die ſich als Träger der neuen Bewegung fühlte — das werktätige Bürgertum —, den individualiſtiſchen Gedankengängen zugänglicher war, ſeine Arbeit auf dieſen aufbaute.

Aber auch hier iſt das engliſche Vorbild nie ganz zur Herrſchaft gelangt. Einerſeits hat man die Zerſplitterung des wirtſchaftlichen Kampfes aller gegen alle frühzeitig als unbefriedigend empfunden; man ſah, wie die mit dieſem notwendigerweiſe verbundenen Reibungen ungeheure Kräfte verſchlangen, wie das Reſultat oft ein unwirtſchaftliches war,

und man ſchuf allmählich jene neuen Organiſationsformen, die den Wettbewerb wieder einſchränkten. Man verbeſſerte ſo die wirtſchaftliche Maſchinerie, ließ ſie aber zunächſt noch in der einmal übernommenen Richtung weiter arbeiten: der möglichſten Bereicherung des einzelnen Unternehmers.

Anderſeits zeigte ſich aber auch hier ein beachtenswerter Unterſchied in der Pſyche des deutſchen und engliſchen Unternehmers. Der Engländer erkennt zwar frühzeitig die Anſprüche der Arbeiterſchaft auf beſſere Löhne und kürzere Arbeitszeit an, einmal, weil er muß, indem die Kraft der engliſchen Arbeiterorganiſation ihm dieſe Konzeſſionen abnötigt, dann aber auch, weil er im Arbeiter den Landsmann und den Mitmenſchen ſieht.

Aber ſonſt iſt es ihm doch vollkommen ſelbſtverſtändlich, daß das letzte Ziel aller wirtſchaftlichen Arbeit die Bereicherung des Unternehmers ſei, daß das ganze Haſten und Treiben keinen anderen Sinn habe, als am Ende des Jahres einen günſtigen finanziellen Abſchluß zu ermöglichen.

Dem gegenüber hat der deutſche Unternehmer ſich doch immer das Gefühl bewahrt, daß der Betrieb einer Unternehmung zugleich eine beſtimmte volkswirtſchaftlich wichtige Arbeit bedeute, daß — in gewiſſem Sinne — jeder Unternehmer ein Beauftragter der Geſamtheit ſei, dieſer verantwortlich dafür, daß die wirtſchaftliche Produktion die Aufgabe erfülle, die die Allgemeinheit ihr ſtellt.

Wir können zugeben, daß ein ſolches Gefühl der Verpflichtung nicht überall klar zutage tritt, aber bewußt oder unbewußt bildet es doch die Grundlage der deutſchen Geſchäftsmoral. Wir brauchen nur an die Kapitäne unſeres Handels und unſerer Induſtrie zu denken: Krupp, Siemens, Kirdorf, Ballin und ſo viele andere. Sicher iſt ihnen das Geldverdienen wichtig, aber ebenſo ſtark lebt in ihnen die Empfindung, daß dieſes allein nicht das letzte Ziel ihrer Arbeit ſei, ſondern lediglich der Beweis und die Belohnung dafür, daß ſie die ihnen geſtellten höheren und allgemeinen Aufgaben richtig gelöſt haben.

Darin liegen aber ſchon Anſätze zu einer Überwindung des reinen Gewinnſtandpunktes, die — vertieft und ins Bewußtſein aller erhoben — neue Grundlagen unſerer Wirtſchaftsführung darbieten können und werden. (Wir weiſen beſonders auch auf Ernſt Abbe und ſeine Zeiß-Stiftung! Red.) Durch ſie wird unſere Wirtſchaftsordnung erſt die Kraft der Geſinnung gewinnen, die ſie braucht, um den neuen Aufgaben, die ihrer harren, gerecht zu werden. Sie wird aber zugleich das höchſte

Maß der möglichen Leiſtungsfähigkeit erreichen, weil die natürliche Ausſtattung des deutſchen Volkes gerade die hierzu erforderlichen Vorausſetzungen beſitzt: nicht nur der Wille und die Fähigkeit, ſich zu organiſieren und unterzuordnen, ſind in hervorragendem Maße vorhanden, ſondern die ganze natürliche Einſtellung geht darauf hin, in der Arbeit nur dann vollſte Genugtuung und Befriedigung zu finden, wenn dieſe nicht egoiſtiſchen, ſondern überindividuellen und allgemeinen Zielen dient.

Auf dieſer geiſtigen Einſtellung beruht die Stärke und Leiſtungsfähigkeit unſeres Heeres und unſerer Beamtenſchaft; zweifellos wird auch unſer wirtſchaftliches Leben zu gleicher Kraft ſich erheben, wenn wir ihm den gleichen moraliſchen Unterbau geben, wie jenen anderen Berufen.

Wir beklagen uns ſo oft über den großen Zulauf zu den gelehrten Berufen, über die Überfüllung der Beamtenlaufbahn, über den Mangel an jungen Leuten, die ſich dem Wirtſchaftsleben zuwenden. Sicherlich iſt hieran zum Teil Mangel an Selbſtvertrauen und Unternehmungsluſt ſchuld, wirkt auch der Wunſch beſtimmend, möglichſt bald in eine geſicherte, penſionsberechtigte Stellung einzurücken. Sollte aber nicht anderſeits der Grund für dieſe Erſcheinung auch darin zu ſuchen ſein, daß dem Wirtſchaftsleben das Pathos der Hingabe, der Arbeit für die Geſamtheit fehlt? Iſt es nicht natürlich, daß die Beſten des Volkes ſich nicht angezogen fühlen durch die Ausſicht, mit ihrer Lebensarbeit nur ſich ſelbſt, nicht aber der Geſamtheit zu dienen?

Dies gute Gewiſſen können wir den im Wirtſchaftsleben Stehenden geben, müſſen es ihnen ſogar verſchaffen, wegen der Wichtigkeit, die ihnen für die Machtſtellung der Nation zukommt. Aber allerdings: es muß ein von Grund auf verändertes Wirtſchaftsleben ſein, das ſolche Anſprüche machen darf, ſolchen Anforderungen genügen kann.

Vielleicht nicht ſo ſehr ein anderes in der äußeren Form, die ſich nur langſam umbilden kann, als im inneren Wert und Wollen. Erfüllung nationaler Aufgaben und Notwendigkeiten, nicht Befriedigung privaten Erwerbsſtrebens, das heißt auf der einen Seite mehr Arbeit für weniger Gewinn, auf der anderen größere innere und äußere Befriedigung für den Arbeitenden.

Damit erhält die wirtſchaftliche Arbeit erſt wieder ihre volle Würde, die ihr durch das Gewinnprinzip geraubt war. Damit wird aber auch die Stellung aller Arbeitenden zueinander eine andere. Nicht mehr Unternehmer und Arbeiter im alten Sinne, nicht mehr Herren und Knechte, ſondern — wie im Heeresdienſt mit der Waffe, ſo auch im

Volksdienſt der Wirtſchaft — lediglich Führende und Geführte, die aber alle einen gleichen Anſpruch auf Selbſtachtung erhalten durch das hohe Ziel, dem ſie gemeinſam dienen. Wirtſchaftsdienſt als Staatsdienſt und Volksdienſt, das iſt die moraliſche Grundlage der neuen Ordnung.

Wir ſind, was die äußeren Formen anlangt, in denen ſich der Neuaufbau vollziehen wird, durchaus nicht ohne Vorbild. Seit geraumer Zeit haben wir eine Reihe von Unternehmungsformen entwickelt, die — jede auf ihre Weiſe — entſprechend ihrem beſonderen Zweck die Forderung wirtſchaftlicher Sparſamkeit in zum Teil vorbildlicher Weiſe mit der Berückſichtigung des Gemeinintereſſes verbinden.

Ich erinnere nur an die rein ſtaatlichen Betriebe, wie das Eiſenbahn- und Poſtweſen, mit ihren großartigen Leiſtungen, an die wirtſchaftlichen Unternehmungen unſerer Selbſtverwaltungskörper, an die ſogenannten gemiſchtwirtſchaftlichen Unternehmungen, in denen kaufmänniſcher Einſchlag die Starrheit der bureaukratiſchen Verwaltung mildert, an die großen Leiſtungen des bäuerlichen Genoſſenſchaftsweſens, an die großartige Organiſation der Konſumvereine. Sie alle ſind bereits bewährte Beiſpiele des Aufbaues großer Erwerbszweige auf genoſſenſchaftlicher oder gemeinwirtſchaftlicher Baſis.

Aber auch ein großer Teil unſerer gewerblichen Produktion, unſerer großen Handels-, Bank- und Verſicherungsunternehmungen hat ſich in ſeiner inneren wie äußeren Form den erſterwähnten ſo genähert, daß ein mehr oder minder allmähliches Hinüberwachſen auf die neue Grundlage keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr bietet.

Als wirklich vorbildlich erweiſt ſich beſonders die Organiſation unſerer Reichsbank, die, trotzdem ſie eine private Erwerbsgeſellſchaft mit übrigens dauernd ſehr guten Dividenden-Erträgniſſen iſt, ſich auf Grund ihrer behördenartigen Organiſation als ſicherer Träger der wichtigſten ſtaatlichen Aufgaben von Anbeginn ihrer Tätigkeit bis in die Rieſenſchwierigkeiten dieſes Weltkrieges hinein glänzend bewährt hat.

Ähnlich ſollte der Aufbau jenes Inſtituts werden, dem das Reich die Verwaltung des Petroleummonopols übertragen wollte.

Sicher wird in abſehbarer Zeit die Notwendigkeit, dem Staat große Einnahmen zu ſchaffen, zu ähnlichen Plänen in der Zigaretten-, Tabak- und Branntweinherſtellung führen. Ebenſo wie aus anderen Gründen der Getreide-, Woll-, Kupfer- uſw. Handel derartigen öffentlichen oder halböffentlichen Organiſationen überwieſen werden wird.

So ſind wir alſo im allgemeinen wie im einzelnen zu recht radikal anmutenden Forderungen mit Bezug auf die Umgeſtaltung unſerer Wirtſchaft nach dem Krieg gelangt. Wir wollen uns aber doch vor Augen halten, daß dies Programm ſich in weitgehendem Maße mit denjenigen Forderungen deckt, die ſeitens der verſchiedenen politiſchen Parteien im Grunde ſeit langem aufgeſtellt oder doch als wirtſchaftliches Ideal angeſehen worden ſind. Die konſervative Idee des ſozialen Königtums, die auf chriſtlich-katholiſcher Grundlage ruhende Wirtſchaftsanſchauung des Zentrums, die zünftleriſch-mittelſtändiſchen Forderungen des Handwerkertums ebenſo wie die genoſſenſchaftliche Bewegung und die großzügigen Organiſationsbeſtrebungen der Arbeiter und der Konſumenten: ſie alle münden zuletzt in Forderungen aus, die ihren Platz finden können in dem Neuaufbau, den die Folgen des Krieges mit zwingender Notwendigkeit herbeiführen werden.

Wenn es mir zum Schluß geſtattet iſt, das Reſultat unſerer Überlegungen in wenigen Worten nochmals zuſammenzufaſſen, ſo möchte ich ſagen:

Das Wirtſchaftsſyſtem des 19. Jahrhunderts war aufgebaut auf dem Grundſatze des freien Spiels der wirtſchaftlichen Kräfte, der freien Konkurrenz, des Kaufens im billigſten und Verkaufens im teuerſten Markte, einem Grundſatze, der uns von England überkommen war.

Das deutſche Volk hat ſich auf dieſem Boden nie völlig heimiſch gefühlt. Jener Grundſatz des freien Wettbewerbs, der den Amerikanern ſo wichtig erſchien, daß ſie ihn ausdrücklich mit in den Text ihrer Verfaſſungsurkunde übernahmen, iſt uns nie in Fleiſch und Blut übergegangen. Und dies aus dreierlei Gründen: weil er unſerer hiſtoriſchen Überlieferung zuwiderläuft, weil er ferner unſerer beſten Kraft, der Fähigkeit zu organiſieren, keine vollkommene Entwicklungsnotwendigkeit bietet, und weil er unſerem innerſten Weſen nicht entſpricht.

Für Deutſchland konnte daher die Entfeſſelung des Erwerbsſtrebens, die uns das verfloſſene Jahrhundert als Entwicklungsnotwendigkeit brachte, nichts weiter bedeuten, als ein Übergangsſtadium von alten zu neuen Zielſetzungen und Bindungen. Aber während bisher dieſe neuen Formen nur als Ausnahmeerſcheinungen gewertet wurden, ſollen ſie jetzt als das erkannt werden, was ſie wirklich ſind: notwendige Wegweiſer zu einem beſtimmt ergriffenen und klar bezeichneten Ziel.

Dieſes Ziel können wir formulieren als jenen Zuſtand der wirtſchaftlichen Organiſation, in dem alle Glieder des Volkes verwachſen ſind zu einer organiſchen Einheit; jeder an ſeinem Platz einge-

ordnet als dienendes Glied einer Gemeinſchaft, die zuletzt auch ihm ſelber dient, die ihm nicht nur äußerlich ein menſchenwürdiges Daſein ſichert, weil ſie nicht individuelle Zwecke verfolgt, ſondern Dienſt iſt für die Nation.

Die Erreichung dieſes Zieles ſtellt uns allerdings vor Aufgaben von ungewöhnlicher Größe und Schwierigkeit. Es gilt die Sparſamkeit, die Beweglichkeit, die Anpaſſungsfähigkeit des privaten Betriebes hinüberzuleiten in den halböffentlichen und öffentlichen. Es gilt, die große und unleugbare Gefahr der Bureaukratiſierung zu vermeiden, eine Gefahr, die übrigens in den privaten Rieſenbetrieben nicht viel geringer iſt als in den öffentlichen.

Es gilt vor allem die ungeheuren Kräfte, die in unſerem Unternehmertum wirken, zu bewahren und in den Dienſt der Allgemeinheit zu ſtellen, deren Förderung ſich ſo viele unter ihnen gerade in dieſer Kriegszeit ſchon heute direkt oder indirekt widmen.

Es kann auch gar nicht die Rede davon ſein, das private Unternehmertum vollkommen auszuſchalten. Wir bedürfen ſeiner überall dort, wo es gilt, Pionierdienſte zu leiſten, neue Erwerbsmöglichkeiten zu ſchaffen, neue techniſche Fortſchritte zu erproben. Wir alle erkennen die gewaltigen Leiſtungen unſeres privaten Unternehmertums in der Vergangenheit dankbar an, wir werden dieſe Kräfte in der Zukunft noch nötiger brauchen als bisher, vor allem auch als Pflanzſtätte und Schule für die Männer, denen wir die Löſung der neuen wirtſchaftlichen Aufgaben anvertrauen. Eine Erſetzung der privaten Unternehmung durch die öffentliche oder halböffentliche wird auch nur an den Stellen einzutreten brauchen, wo die erſtere gegenüber den ſchwerer gewordenen Aufgaben verſagt, oder dort, wo die wirtſchaftliche Entwicklung aus ſich heraus den freien Wettbewerb bereits beſeitigt und ſich eine monopolartige Stellung erobert hat.

Wie aber ſchon früher betont: das wirklich Ausſchlaggebende iſt gar nicht dieſe Veränderung der äußeren Form unſeres Wirtſchaftslebens, ſondern die veränderte Geſinnung, die ihm zugrunde liegt.

Die alte, heute abſterbende Wirtſchaftsordnung ging auf Gewinn aus — gegebenenfalls auch ohne Rückſicht auf Leiſtung; die neue, die heraufkommt, in der wir zum Teil ſchon mitten darinnen ſtehn, geht auf Leiſtung, nötigenfalls auch ohne Rückſicht auf Gewinn.

Damit bedeutet ihr Kommen aber zugleich das Ende des kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsſyſtems, denn dieſes erhält ſeine charakteriſtiſchen Züge nicht durch irgendwelche techniſchen oder ſonſtigen äußeren Merkmale

und Hilfsmittel, ſondern durch den Geiſt und die Geſinnung, die ihm zugrunde liegt. Das, was die Zukunft von uns fordert, iſt aber das gerade Gegenteil des kapitaliſtiſchen Geiſtes.

Im neuen Deutſchland aber ſoll das alte Wort wieder zu Ehren kommen, das ſtets der letzte und höchſte Grundſatz aller geſunden Staatsorganiſation geweſen und auch in Zukunft bleiben wird; jenes Wort, das auch zugleich den genoſſenſchaftlichen Charakter alles wahrhaft deutſchen Weſens bezeichnet: Einer für alle, alle für einen!

Gertrud Prellwitz
Von den ſtrömenden Quellen deutſcher Myſtik

Groß iſt die Aufgabe, die vor uns liegt! Wie fern ſind wir noch davon, aus dem Geiſte des Ganzen denken zu können, aus dem Intereſſe des Ganzen das Einzelne zu wollen!

Der Zwiſchenhandel, der doch ſeinen Sinn nur darin finden kann, dem Bedürfnis den Bedarf herzuzutragen mit dem entſprechenden Lohn für die dienende Mühewaltung, er macht in nacktem Egoismus die Not des Vaterlandes zum Gegenſtande ſeiner Geldſpekulation! Durch die Not der andern ſich zu bereichern, er hält es für ſein gutes Recht! Iſt es nicht gutes altes Geſetz des Marktes: daß der Preis geregelt wird durch Angebot und Nachfrage? Wenn etwas von allen gebraucht wird und es iſt nur in geringer Menge da, dann ſchlägt man eben den Preis auf; denn in ihrer Not werden die Menſchen bezahlen, was gefordert wird. Und es iſt ja kaufmänniſche Pflicht zu nehmen, ſoviel man irgend bekommen kann!

Daß das nicht guter kaufmänniſcher Geiſt iſt, ſondern blöder, dummer, kurzſichtiger Geldgeiſt, der ganz aus der Oberfläche her, ganz aus der Einzelheit her die Dinge ſieht, der im Weltganzen nicht bauend, ſondern zerſtörend wirkt, der den andern nicht redlich dient, ſondern ſie unredlich ausſaugt; der jedes Volk, in dem er herrſchend iſt, zum Untergange führt, weil er das Einzelintereſſe dem des Ganzen entgegenſtellt — dieſe Erkenntnis fängt eben erſt an, ſich in den Hirnen hindurchzuarbeiten.

Der gute, echte Kaufmannsgeiſt will dienen! So wie jeder menſchliche Beruf dem Ganzen dienen will. Der Grundſatz aber, daß der Preis geregelt wird durch Nachfrage und Angebot, widerſpricht dieſem Dienen,

widerſpricht dem inneren Sinn des kaufmänniſchen Berufs, iſt eine Verirrung des oberflächlichſten Materialismus.

Das war früher in Friedenszeiten nicht ſo ſichtbar. Wer es damals wußte, mußte es immer ſchwer finden, den Menſchen auch nur der mittleren geiſtigen Höhenlagen es klar zu machen. Aber in dieſer Kriegszeit tritt es deutlich zutage, ſelbſt ſchon erkennbar für die Menſchen der geiſtigen Niederungen: daß der Kaufmann, wenn er der Not des Volkes ſich gegenüber ſieht und nach ſeinem edlen natürlichen Inſtinkt unwillkürlich dienen und der Not abhelfen möchte in Liebe und Opfermut — plötzlich, wenn ihm dieſer Grundſatz des Marktes ins Bewußtſein tritt, abgleitet, auf eine andere Linie gerät und ſich getrieben fühlt, als Berufsmenſch die Not des Ganzen zu eigenem Vorteil gewiſſenhaft auszubeuten!

In klarem Gegenſatz ſtehen da zwei Welten einander gegenüber. Die von geſtern, in der noch ſolch ein blöder Egoismus in dumpfer Oberflächlichkeit als berechtigt angeſehen wurde, — und, aus der Not des Volkes aufſteigend, eine neue ſittliche Forderung, aus der die Welt von morgen erwachſen wird.

Werden wir es ſchaffen? Abzuwerfen die Herrſchaft des Materialismus, einen neuen Kulturwillen zu faſſen, der aus Innerlichkeit die Welt umwandeln will? Der die Wirklichkeit mit dem Willen des Geiſtes durchwirkt?

Leichter iſt es, gegen eine Welt von äußeren Feinden den Sieg zu erringen, als dieſen einen inneren zu überwinden, dieſen geiſtigen, deſſen Vorſtellungen ſo feſt verwoben ſind mit unſerem alltäglichen Denken, ſo feſt verbündet mit der zähen Macht der Gewohnheit. . .

Gott aber kam und ſchuf uns Not.

Wir müſſen kämpfen, aber daß wir auch ſiegen werden, das kommt daher, daß die ewigen Himmel ſich auftun in dieſer furchtbar heiligen Zeit und Schaffenskräfte, neue, nie geahnte, längſt erſehnte, kaum noch geglaubte, ſich in die dürſtende Menſchheit ergießen — dort, überall dort, wo die Herzen, die Willenskräfte bereit ſind!

Es gilt jetzt nur tiefer, immer tiefer von ihr ſich durchwirken zu laſſen, von dieſer neu ſchaffenden Frühlingskraft; ſie immer wieder und wieder zu erfaſſen, ſie immer voller in ſich zu trinken! und das Denken umzubilden, den Willen zu verjüngen, die Ziele zu erneuen. Was niemals möglich ſchien, das wird nun möglich werden.

Was iſt es, was dies Neue uns lehrt?

Das war es, was es wirkte in den deutſchen Herzen: daß man Gut

und Blut und Leben opfern muß; daß man alles Einzelhafte hingeben muß; und daß dann ein Selbſt gerettet wird, das heilig und das unſterblich iſt; das göttliche Aufgabe für uns iſt, und göttlichen Urſprungs, und das wahrhaftiger unſer Selbſt iſt als alles, was man hingeben kann, als alles, was ſterben kann.

Das lebten die Menſchen, dieſelben Menſchen, deren Bewußtſein immer nur in materialiſtiſchen Vorſtellungen gearbeitet hatte und andere Gedanken auch gar nicht denken konnte —

Sie lebten Gott, mit der Kraft der innern Tat. Vaterlandskraft offenbarte ſich ihnen als Gotteskraft.

Und derſelbe Geiſt wird die Deutſchen lehren, die Ordnungen des wirtſchaftlichen Lebens neu zu verjüngen aus dem heimlich wirkenden Bilde des deutſchen Gottes, der da Einheit in Vielheit iſt. Nicht aus noch ſo kluger, praktiſcher Äußerlichkeit, ſondern aus Innerlichkeit, aus der Kraft unſeres Gotterlebens muß die ſoziale Neuordnung uns kommen. Niemand braucht das Wort dabei zu nennen; aber die Kraft muß es ſein, die um der Zugehörigkeit zum unſäglich heiligen Ganzen willen, um der lebendigen Einheit willen, dem Einzelnen gerecht wird. Die in jedem lebendigen Gliede das Ganze ehrt.

Mit Liebe, mit ſchaffender Herzenskraft, mit Wärme, die Starrheit löſend, ſo wirkt dieſer neue Geiſt in uns hinein. Er iſt eine neue Sonnenkraft: da fangen alle Quellen an zu rinnen. Da blühen alle Knoſpen auf. Frühling will es werden in der deutſchen Welt!

Dieſer neue Geiſt aber, der uns helfen wird, den Sieg zu erringen über die äußeren Feinde, über den inneren Feind — wenn wir ihn fragen: Wo kommſt du her, was bedeuteſt du in der Welt? ſo tönt uns Antwort eine uralte Verheißung: „Von den Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen.“ Es iſt der Chriſtusgeiſt.

Das deutſche Volk, wenn es nach den Notwendigkeiten ſeiner Weſensart und nach den Bedingungen ſeines Schickſals ſein individuelles und ureigenſtes Gotterleben entfaltet, und damit die Welt durchwirkt — es entfaltet Chriſtusgeiſt!

Denn „die Einheit von Wahrhaftigkeit und Liebe; das Gottſchauen, das von innen her die Welt durchdringt und umwandelt“, — es iſt nichts anderes als der Chriſtusgeiſt.

Und: „das Individuelle vertiefen bis in das Lebenszentrum, wo es von ſelbſt zur Allheit wird; der Wirklichkeit getreu ſein auf die Weiſe, daß man das Wirken des Geiſtes in ihr erkennt und ſeinem Willen dient“, das iſt nichts anderes, als, in der begrifflichen Sprache des heu-

tigen Weltbewußtſeins ausgedrückt, dasſelbe, was in alter, ſeelenhafter Sprache heißt: „Gott lieben, und ſeinen Nächſten als ſich ſelbſt“ und: „Das Himmelreich iſt inwendig in euch“; und: „Es iſt gleich einem Sauerteig, der alles durchwirkt.“

Das Chriſtentum iſt eine ewige Aufgabe an die Menſchheit. Solange es eine menſchliche Entwicklung gibt, werden die Völkergenerationen, die aufeinander folgen und ihre Kultur ſchaffen, ein jedes Volk auf der Grundlage des vorigen, ein jedes in ſeiner Art, — ſie werden alle auf ihre Weiſe das Chriſtentum darſtellen müſſen, ſeinen Segen verarbeiten und fruchtbar machen für die Welt.

Die romaniſchen Völker ſchufen die Kirche. Der deutſche Geiſt faßt das Chriſtentum als Myſtik.

Was iſt das charakteriſtiſche Weſen der Kirche im alten, im ſtarken, im katholiſchen Sinne? Kultus und Dogma. Das Dogma iſt die intellektuelle Spiegelung des Gottgeheimniſſes, zu gewaltigem Lehrgebäude ausgebaut, das den Geiſtern Heimat gibt, ſie bildet, und ſie gefangen hält. Ein magiſch wirkender Kultus aber umfaßt die Seelen mit wunderbaren Kräften, die in ſie einfließen, ſie nähren, ſie halten, ſie tragen. „Unſere Mutter, die Kirche“, ſagt der katholiſche Prieſter, und wahrlich: wie ein tragender Mutterſchoß iſt ſie, in der die Kinder, die ungeborenen, wohl geborgen ſind: Leben und Heil vermittelt ihnen die Mutter; ſie denkt für ſie, hat ſittliche Verantwortung für ſie —

Die Kirche im eigentlichen, im katholiſchen Sinne, deren ſchöne, ſtarke, einheitliche Kultur aus den gotiſchen Domen des Mittelalters uns mahnend anblickt: die Deutſchen ſind ihr treu gehorſam geweſen; ſie haben mit ihren reichen ſchaffenden Kräften treulich ihrem Kulturwerk gedient.

Sobald aber der deutſche Geiſt anfing ſelbſtändig ſich zu regen, ſich ſelbſt zu fühlen, ging ſein Werden und Wachſen auf ein anderes Ziel, fühlte er ſich im Widerſpruch zur Kirche. Der deutſche Menſch muß lebendig ſein in eigener Verantwortung vor ſeinem Gotte! In ſeinem Inneren vernimmt er ſittliche Forderung, der muß er folgen; eigene Erkenntnis ringt in ihm, der muß er nachgehen. Da wurde ein individuelles Ich geboren, in göttlicher Selbſtkraft! In der heiligen Unbeſiegbarkeit eben dieſer Selbſtkraft begegnet der Deutſche ſeinem Gotte!

In goldenen Strömen brauſte einſt ein Frühling durch das deutſche Geiſtesleben, damals, in der geſegneten Zeit der deutſchen Myſtik, vor 700 Jahren. Da war das neue Chriſtentum ſchon mit einem Male da, klar und tief und ſelig und geſund. Die wundervolle Blüte des deutſchen Gotteslebens ſprang da mit einem Male auf.

Nicht im Bekenntnis, von andern gefügt, gehorſam angenommen; nicht in Anbetung von etwas noch ſo Heiligem, was draußen iſt; nein, in myſterienhafter Ich-Entfaltung erfand das deutſche Gemüt die Erlöſung! So ging ihm Chriſtus auf: Im Herzen muß der Sohn geboren werden.

Es war ein Vorfrühling, der vom Winter wieder verſchlungen wurde. Der Geiſt der Äußerlichkeit blieb ſiegreich. Der allerſchlimmſte Winter kam nun erſt — die allerſtärkſte Äußerlichkeit: der Materialismus mit ſeinem Seelenfroſt, der bis in die innerſte Lebenswärme zu töten drohte. Nun aber ſtrömen wieder die Quellen.

Luthers Reformation war dann nur ein kleiner Schritt geweſen, im Verhältnis zu dem kühnen Vordringen des größten Myſtikers, des Meiſter Eckehart. Aber es mußte alſo kommen. Sehr langſam muß der deutſchen Art die Erfüllung reifen. Allzu tief und reich iſt, was zu entfalten iſt. Das intellektuelle Bewußtſein mußte, und ſei es zunächſt mit Hintanſetzung der höheren Seelenkräfte, ſeine Ausbildung erlangen, und ein neues Weltbewußtſein ſchaffen, das von der Sinnenwirklichkeit ausgehend, langſam zum Geiſt vordringen kann und die Welt umſchaffen nach dem Willen des Geiſtes. Lang und ſchwer war der Weg.

Nur ein kleiner Schritt war Luthers Reformation, aber er vollbrachte die entſcheidende Wendung. Die Freiheit des Gewiſſens errang dieſer deutſche Menſch in heißen Seelennöten, die innerſte Wahrhaftigkeit, das Recht des individuellen Ich! Und ihm erwuchs aus ſeinem klaren Gotterleben die Heiligung des irdiſch-natürlichen Daſeins! Da war der Weg frei für die Kulturarbeit des deutſchen Geiſtes.

Heute ſtrömen wieder die Quellen. Unter dem ungeheuren Frühlingsgewitter, das durch die Welt brauſt: ein Weltuntergang! eine Weltgeburt! löſen ſich alle inneren Bronnen. Was werden wir noch erleben? wie werden wir noch alle umdenken müſſen! wie wird uns allen noch zu neuen Lichtgefühlen die Seele ſich weiten!

Halb noch in Winterſtarrheit und Schlaf, wie ein bebendes Knoſpenfeld ſteht unter dem Wetterhimmel das deutſche Volksgemüt, und ſiehe, Segen empfängt es und zeugende Kraft, und wird erblühen und in Schönheit prangen und Früchte tragen, und mit den Früchten ſeines Reifens die Erde nähren.

Die deutſche Kultur will aufgehen! einheitlich und ſtark, wie einſt in ihrer großen, herrlichen Zeit die kirchliche Kultur war! Aber viel innerlicher, viel chriſtushafter ſchon, quillend aus dem eigenſten, dem tiefſten Lebens-Ich.

Fallen wird der Unterſchied zwiſchen kirchlich und weltlich, zwiſchen heilig und profan. Denn nicht neben dem Leben wird Religion ſtehen; ſondern das Leben ſelbſt mit allen ſittlichen und ſeeliſchen Kräften immer wahrhaftiger, immer tiefer zu erfaſſen, bis es uns gottdurchleuchtet wird, das wird unſere Religion ſein. Und wir werden nichts kennen, was nicht heilig wäre, — wenn es nur in ſeinem göttlichen Sinne erſchaut wird.

Abwerfen wird dann die evangeliſche Kirche unter dem Reifen des deutſchen Geiſtes, was alt und ihr fremd, was zu ihr nicht gehört. Vor allem den Begriff der bindenden Lehre. Fürſorgende Beraterin ſelbſtverantwortlicher Seelen (nicht tragende Mutter ungeborener Weſen!) wird ſie ſie ſelber anleiten, ſtark zu werden am eigenen Lebensmittelpunkt, dem Chriſtusgeiſt voller Selbſtverantwortung und Liebe. Und in ihm Erlöſung zu finden, das ſchweigende Erlebnis der Seele, das Gnadenerlebnis des Willens, der ſich umkehrt! das im Herzen als Wunder geſchieht, als Neugeburt, — wenn der lichtlebendige Quell ſich hindurcharbeitet und zu einem Strom von Licht und Wärme wird, der alles neu macht. Dieſem Wunder dienen zu dürfen, darin wird der evangeliſche Geiſtliche, der Seelſorger, ſeine hohe Berufung finden.

Aber das göttliche Geheimnis im menſchlichen Geiſte zu ſpiegeln, das wird mit Ehrfurcht erkannt werden als ewige Aufgabe der Menſchheit. Und welch ein Reichtum, wenn es auf vielfältig individuelle, immer jung erlebte Weiſe geſchieht! In wahrhaftigen, tauklaren Menſchengemütern tauſendfältig ſich zu ſpiegeln, wie freut ſich die ewige Sonne!

Aber die intellektuelle Vorſtellung, und ſei es von den wichtigſten und heiligſten Dingen, iſt das Wichtigſte im Menſcheninneren nicht. Die Kraft zu erfahren! darauf kommt es an. Die Kraft des Gottgeheimniſſes zu erkennen und zu unterſcheiden, zu empfangen und mitzuteilen, — dazu hat das menſchliche Weſen viel edlere Werkzeuge: die höheren Seelenkräfte. Der Intellekt faßt das Göttliche nicht. Zwar auch denken ſoll der Menſch über ſein Heiligſtes: redlich und treu ſoll er verſuchen, lauterſte Vorſtellung in ſich zu erzeugen. Aber Offenbarung quillt durch der höheren Seelenkräfte wundervolle Vermittlung. Der Genius wird ſchauen, die Kunſt wird mitteilen.

Der Intellekt faßt das Göttliche nicht. Die Kunſt ſenkt Gott in die Seele.

Alle Künſte werden dienen, um in ſchweigender Offenbarung durch die ſchönheitsvollen, die wahrhaftigen Verhältniſſe zu zeugen von

dem, was kein Denken faßt; was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſahn.

Es iſt dies eine andere Kunſt, als die arme nur äſthetiſche, die unter der Herrſchaft des Materialismus gedieh! Jene Kunſt iſt es, die den Schleier der Sinnenwirklichkeit uns durchſcheinend macht, daß wir die webende Gottheit am Werke ſchauen.

In Tempeln wird ſie blühen, die dem deutſchen Gotte erſtehen. Ihre Übung und ihr Genießen wird Gottesdienſt ſein. Fremd und unbegriffen wird dann hinter den Menſchen die Zeit liegen, wo Kunſt auf dem Markte feil geboten wurde, unterworfen den rohen Geſetzen der Konkurrenz, gefangen unter die ſchändende Gewalt des kalten ſeelenloſen Herrn der unerlöſten Erde, des Geldgeiſtes.

Freies Geſchenk an die Menſchheit muß die Kunſt ſein, freies Geſchenk muß jeder Dank der Menſchen ſein. Das entſpricht dem inneren Weſen der Gottgeſchenkten, und ſonſt nichts.

Aber bis das Wirklichkeit wird, wie muß ſich unſere Welt verwandeln!

Welche Feſte werden wir dann feiern lernen!

Es müſſen bis dahin die feſtlichen Inſtinkte der Menſchen, die gläubigen, die wahrhaft ſchaffenden Kräfte, die Kräfte der deutſchen Innerlichkeit, die lange verſchüttet waren, ſie müſſen hindurchgebrochen ſein in jedem Herzen, und ſie müſſen die geiſtige Führung übernommen haben in der deutſchen Kulturgemeinſchaft! Willig und dankbar werden dann die fremden dunkleren Elemente ſich auflöſen und verſchmelzen laſſen, ein wichtiger wertvoller Beſtandteil der wachgewordenen deutſchen Art. Wenn wir ſie aber weiter herrſchen laſſen, ſo werden ſie weiter undeutſch ſein, werden im Negativen unſelig ſein und uns zerſtören.

Aus deutſcher Innerlichkeit wird uns Kulturkraft kommen. Kulturkraft blüht uns aus dem Chriſtusgeiſte, dem unſerer Herzen innerſter Grund, dürſtender Mund, ſich auftut, nun, da die Quellen ſtrömen.

Es ſtrömen wieder die Quellen! Es koſtet noch einen letzten ungeheuren Kampf. Im Weltkriege wird er nach außen ſichtbar, längſt war er im Innern entbrannt: der Kampf zwiſchen den beiden Geiſtgewalten, — dem Geiſte der Veräußerlichung voll Egoismus und Lüge, dem Geiſte der Innerlichkeit voll Liebe und Wahrhaftigkeit. Und wie der große Gegenſatz jedem einzelnen durchs Herz geht: im Herzen muß der deutſche Sieg, der Sieg der Innerlichkeit, ausgekämpft werden! — Sehe ein jeder, wieviel er ſchaffe!

Es koſtet noch einen ungeheuren Kampf. Aber die Zeit iſt erfüllt, es

ſtrömen die Frühlingskräfte, da löſt ſich die Starrheit, da rauſchen die Quellen, in den Herzen quillt es lichtlebendig empor und drängt zur Tat, zur inneren Tat, der gotterfüllten, — Opferfreude wird zu einem tiefen Brunnen, aus dem das Weltgeheimnis blickt, — da verwiſchen ſich die Grenzen zwiſchen Tod und Leben, zwiſchen Himmel und Erde, die Allgegenwart des Geiſtes will ins Menſchenbewußtſein dringen, und durch den geheiligten Menſchenwillen die Wirklichkeit umſchaffen —
nach den Geſetzen des Werdens in der Welt.

Es geht ein Raunen durch die Zeit: daß Chriſtus wiederkehrt. Hier und dort ſchließen ſich Gemeinden zuſammen, die darauf warten. Hier und dort ſchließen ſie ſich um einen, von dem ſie meinen, er ſei es.

Das iſt, weil ſie ſich von den alten Vorſtellungen nicht freimachen können. Darum wiſſen ſie das Eigentliche nicht: daß eine Zeit erfüllet iſt, und daß er nun als Geiſt und Kraft im Menſcheninnern erſcheinen kann. — Es bewährt ſich ein altes Mahnwort: „Chriſtus iſt nicht hier oder da; im Himmel wird man ſein Zeichen ſehen.“ Der Himmel iſt das erlöſte Menſchen-Innere. Ganz innerlich muß es gefaßt werden: als myſterienhafte Ich-Entfaltung. Sonſt iſt es nicht Chriſtusgeiſt.

Chriſtus kommt! Aber man kann ihm nur in innigſter Innerlichkeit begegnen! In unſerem Herzen müſſen wir ihm entgegengehen.

In dem reifgewordenen deutſchen Gemüt wird der Chriſtusgeiſt, der die Weltenweite gewordene Selbſtkraft iſt, Individualität in Gotteskraft, erlöſend hindurchbrechen, und ſich die Welt umſchaffen zum Abbilde ſeines Weſens.

Konrad Adelmann
Vom deutſchen Bauern der Zukunft

Der Krieg hat plötzlich die Agrarfrage mit außerordentlicher Deutlichkeit in den Vordergrund des Intereſſes gerückt. In ſeinem bisherigen Verlauf hat er wohl allen die Notwendigkeit einer leiſtungsfähigen heimiſchen Landwirtſchaft dargetan, auch für den Fall, daß wir uns in Zukunft beſſer mit Vorräten rüſten werden. Eine ganze Reihe von Veröffentlichungen beſchäftigt ſich denn auch mit der Steigerung der Leiſtungsfähigkeit des deutſchen Bodens. Bisher beziehen

ſich dieſe Abhandlungen überwiegend auf die wiſſenſchaftlichen und techniſchen Möglichkeiten einer ſolchen Produktionsſteigerung, zum Teil auch ſpielen die wirtſchaftspolitiſchen Vorausſetzungen, wie die Frage der inneren Koloniſation, die eventuelle Gewinnung von Neuland uſw. dabei eine Rolle.

Bei aller Anerkennung der großen Wichtigkeit des wiſſenſchaftlich-techniſchen Fortſchrittes wie der Schaffung geeigneter wirtſchaftspolitiſcher Bedingungen für die Erhaltung und Steigerung der Leiſtungsfähigkeit der deutſchen Landwirtſchaft möchte ich heute die Aufmerkſamkeit auf eine andere Seite der Frage lenken, die zum mindeſten ebenſo wichtig iſt wie die oben erwähnten: die Erziehungsfrage.

Schon vor dem Kriege begann man ſich in weiteren Kreiſen ihrer Wichtigkeit und Dringlichkeit mehr und mehr bewußt zu werden. Dieſe begründet ſich durchaus nicht nur auf wirtſchaftliche Notwendigkeiten, ſie greift bedeutend tiefer. Von ihrer rechtzeitigen und ſachgemäßen Löſung hängt die Erhaltung der inneren Geſundheit und dauernden Lebensfähigkeit des deutſchen Bauerntums innerhalb der Nation ab. Ich habe vor dem Kriege ſchon* darauf hingewieſen, daß hier letzten Endes der ſpringende Punkt des ganzen Agrarproblems zu ſuchen iſt. Die Krankheiten, an denen die deutſche Landwirtſchaft ſchon vor dem Kriege litt, Landflucht, Verſtädterung uſw. und deren Urſachen, werden ohne Zweifel auch nach dem Kriege anhalten, wahrſcheinlich aber in geſteigertem Maße in Erſcheinung treten. Ihnen rechtzeitig zu begegnen, wird eine Aufgabe ſein, an die man, gerade um der dauernden Sicherung der Erfolge dieſes Krieges willen, nicht früh genug herantreten kann.

Ein weſentliches Mittel aber, neben Maßnahmen wirtſchaftspolitiſcher Natur, iſt die endliche Inangriffnahme des ländlichen Erziehungsproblems, um das man ſich bislang nur immer ſo gewiſſermaßen „zwiſchen den Akten“ gekümmert hat.

Ich meinerſeits will einmal damit beginnen, ein Ziel der ländlichen Erziehung aufzuſtellen. Daran könnte dann allenfalls jetzt oder zu Beginn des Friedens die Auseinanderſetzung anknüpfen.

Der Krieg hat uns mit außerordentlicher Deutlichkeit gezeigt, worauf es bei der Erziehung der deutſchen Jugend ankommen muß. Körperliche und ſeeliſche Geſundheit und Tüchtigkeit umfaſſen neben wirtſchaftlicher Leiſtungsfähigkeit etwa das Programm, wie es der Krieg mit ſeinen Lehren uns gebietet. Dies gilt natürlich für das Geſamtvolk.

* Noris 1913. Tat, April 1914.

Für die einzelnen Teile heißt es nun in ihrem Bereich dieſem Ziele möglichſt getreu nachzuleben.

In den oben angeführten Arbeiten habe ich ebenfalls bereits dargetan, warum tatſächlich ein Unterſchied beſteht und beſtehen muß in der Erziehung des Landvolkes und der Städter. Ich kann mich heute darauf nicht näher einlaſſen. Nur ſoviel: Nicht um Grenzzäune und Hinderniſſe aufzurichten, ſondern um dem deutſchen Geiſt mehr und vielfältige Ausprägung in natürlich gegebenen Bahnen zu ermöglichen iſt dies notwendig.

Den meiſten werden körperliche Tüchtigkeit und wirtſchaftlich-techniſche Leiſtungsfähigkeit als beſonders wichtig in die Augen fallen. Darum ſei darüber zunächſt einiges geſagt.

Um die körperliche Ertüchtigung des Landvolkes hat man ſich bis heute im allgemeinen wenig gekümmert. Man hat da mit dem reichen Fonds der Vergangenheit gewirtſchaftet. Und das ging bis jetzt. Nun aber ſind die Verhältniſſe anders und werden es in Zukunft noch mehr. Die ehemals in ſich völlig abgerundete Lebensweiſe des Bauern hat durch die neuzeitliche Entwicklung eine derartige Umwälzung erfahren, daß wir daran nicht achtlos vorbeigehen dürfen. Da iſt einmal, um nur einiges Augenfällige herauszugreifen, die Ernährungsfrage, die durch Neuorientierung, Spezialiſierung und teilweiſe Organiſierung des landwirtſchaftlichen Betriebs — ich erinnere nur an den Einfluß der Genoſſenſchaftsmolkereien auf die Ernährung der Säuglinge —, und durch die mannigfachen Surrogate, die den Weg nach den Dörfern finden, akut geworden iſt. Hier iſt ſchon ſo viel Unheil angerichtet, daß Abhilfe dringend not tut. Oder um ein anderes Beiſpiel anzuführen: durch die Verminderung der Arbeitsmethoden, vorab die Anwendung der Maſchinen wird der Körper durchaus nicht mehr in der immerhin mehr harmoniſchen Weiſe wie bei der früheren Handarbeit ausgebildet und gekräftigt. Man hat dieſen Punkt bisher völlig überſehen. Aber man wird in Zukunft dafür ſorgen müſſen, daß hierfür durch Turnen und Spiel Erſatz geſchaffen wird, wie es in den ſkandinaviſchen Ländern ſeit Jahrzehnten ſchon geſchieht.

Denn dieſer Krieg zeigt trotz aller techniſchen Raffiniertheit mit voller Deutlichkeit, wie wichtig gerade körperliche Stärke und Ausdauer iſt. Andererſeits ſteht die Frage der wirtſchaftlichen Leiſtungsfähigkeit neben der körperlichen wie kriegeriſchen an Wichtigkeit durchaus nicht zurück. Um ſie zu gewährleiſten, genügt es nun durchaus nicht, daß die wiſſenſchaftlichen und techniſchen Methoden fortgebildet werden.

Ebenſo wichtig iſt, ſie in möglichſt kurzer Zeit in ihren praktiſchen Folgerungen zum Allgemeingut der Bauern zu machen. So ſelbſtverſtändlich dieſe Forderung klingen mag, ſo iſt doch in dieſer Hinſicht bisher zu wenig bzw. häufig nicht in der richtigen Weiſe geſchehen. Zu einem einigermaßen vollen Erfolg iſt die bisherige Art der Vermittlung landwirtſchaftlicher Kenntniſſe, ſowohl der Breiten- wie der Tiefenwirkung nach, durchaus mangelhaft.

In dem Augenblick, da die alten Landwirtſchaftsmethoden und techniſchen Kenntniſſe, meiſt ohne weſentliche Bereicherung Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn mündlich und durch die Übung weitergegeben, durch die Wiſſenſchaft und Technik kontrolliert und weitergebildet wurden, ergab ſich die Notwendigkeit, dem Bauern auch die Hilfsmittel in die Hand zu geben, mit deren Hilfe er ſich wenigſtens einigermaßen in den Methoden des Ackerbaus, der Viehwirtſchaft und des Betriebes zurecht finden konnte. Für den Bauer, der mit Kunſtdünger und Maſchinen, hochgezüchteten Raſſen und Sorten arbeitet, deſſen Wirtſchaft bereits von den Wellen der Weltwirtſchaft berührt und beeinflußt wird, ſind die Elementarkenntniſſe — Leſen, Schreiben und Rechnen, die dem Vater und Großvater vielleicht noch genügten, nicht mehr ausreichend zum Betrieb ſeines Berufes.

Entweder der Bauer arbeitet nach Altväter Weiſe, oder, da dies nicht mehr möglich iſt trotz allen romantiſchen Bedauerns, man rüſtet ihn für die neue Zeit ſo gut als irgend möglich.

Ich habe dieſe beiden Punkte abſichtlich an die Spitze geſtellt, da ſie jedermann einleuchten und für ſich allein ſchon eine Reform unſeres ländlichen Erziehungsweſens, vor allem auch eine Reviſion der geiſtigen Grundlagen desſelben, rechtfertigen.

Indes handelt es ſich bei dieſer Reform auch noch um andere Punkte, und ich perſönlich bin geneigt, dieſe in erſte Linie zu ſtellen. Der Bauer iſt ſchließlich nicht nur produzierender und konſumierender Menſch, ſondern auch Staatsbürger und Glied unſerer Volks- und Kulturgemeinſchaft. Heute kämpft er draußen für den Beſtand unſeres Reiches und die Zukunft deutſchen Geiſtes. Er ſoll im Frieden teilhaben am politiſchen Leben ſeines Landes und an den Kulturgütern ſeines Volkes. Um ihn ſtaatsbürgerlich wirklich aktiv zu machen, iſt ſtaatsbürgerliche Erziehung für ihn eine dringende Notwendigkeit. Ich meine hier nicht irgendwelche Aufklärung über Rechte und Pflichten, mehr liegt mir an der Erziehung und Bildung ſeines ſtaatsbürgerlichen Willens, der ihn befähigen muß, wenn es not tut, ſich auch über die kleinlichen per-

ſönlichen und Standesintereſſen zu erheben. Manche Ereigniſſe gerade dieſes Krieges deuten ſehr auf die Wichtigkeit dieſes Punktes. Es wäre vieles bei der wirtſchaftlichen Rüſtung glatter und mit weniger Unannehmlichkeiten verlaufen, wenn ſein ſtaatsbürgerlicher Wille mehr geſchult, ſein Verſtändnis ſtärker geweckt geweſen wäre.

Bei der Frage der Teilnahme des Bauern an den Kulturgaben des deutſchen Volkes werden am eheſten Bedenken und Widerſprüche laut werden. Man wird davon eine teilweiſe Verſtädterung des Bauern, ein Einbüßen an Urwüchſigkeit uſw. fürchten. In den oben angeführten Arbeiten habe ich dazu bereits Stellung genommen. Heute ſei nur dreierlei feſtgeſtellt. Die Verſtädterung droht dem Landvolk heute in einer weit ſchlimmeren Geſtalt in der Verpflanzung ſtädtiſcher Afterkultur auf das Land, wie die immer reger und reger werdenden Berührungen und Beziehungen mit der Stadt und ihrem Dunſtkreis es mit ſich bringen. Sie wird noch gefördert durch die außerordentliche Verarmung an innern und äußern Werten, wie ſie durch die Vernichtung alles deſſen, was kurz mit dem Begriff „alte Bauernkultur" zuſammengefaßt ſei, eingetreten. Dem kann nur dadurch geſteuert werden, daß wir dem Landvolk von dem Beſten, das wir haben, geben. Skandinavien hat dieſen Weg ſeit reichlich zwei Generationen beſchritten, nicht zum Schaden ſeines Volkes. Schließlich: die Menſchen, die draußen für deutſchen Geiſt, deutſche Kultur und deutſchen Wert kämpfen, haben ein Recht darauf, mit all dem bekannt und verbunden zu werden.

Um zuſammenzufaſſen: Uns ſchwebt ein deutſcher Bauer der Zukunft vor, geſund und kräftig, tüchtig in ſeinem Beruf, teilnehmend am Leben ſeines Staates (als Bürger) und ſeines Volkes (kulturell).

Herman Nohl
Der Staat in den Gegenſätzen der politiſchen Theorien

I

Zwei Einſichten ſind es vor allem, mit denen man ſich allein in dem Kampf der politiſchen Theorien, dieſem Jahrhunderte alten Geſtrüpp gegenſätzlicher Meinungen orientieren kann. Die eine iſt die Lehre von der Bedingtheit jeder Theorie durch die reale politiſche Geſtalt, für die ſie ausgebildet wird. Sie iſt, zunächſt wenigſtens, immer nur der

Ausdruck der realen hiſtoriſchen Verhältniſſe, ſie arbeitet an einer Wirklichkeit, die ſie vorausſetzt, und ohne Berückſichtigung dieſer Wirklichkeit mißverſteht man ihre Tragweite. Es war einer der Hauptirrtümer die Gedanken von Plato und Ariſtoteles, die dem antiken Stadtſtaat gegenüber gefunden waren, auf unſere modernen Großſtaaten zu übertragen, und unter dieſer falſchen Übertragung hat die politiſche Theorie bis heute genau ſo gelitten, wie unſere Metrik unter der Übertragung der antiken Metrik auf die ſo völlig andere deutſche. Es hat keinen Sinn über Macchiavelli zu reden ohne Kenntnis der italieniſchen Verhältniſſe, in die er mit ſeiner Theorie einzugreifen hoffte, oder über Bodinus ohne die Kenntnis der Entwicklung des franzöſiſchen Staates und ſeinen Kampf um die Souveränität. Ohne Berückſichtigung dieſer Bezüge ſind alle Geſchichten der politiſchen Theorien nur wie gedrucktes Papier.

So muß man nun aber auch in dieſem Krieg die Parteinahme der verſchiedenen Staaten für die eine oder andere politiſche Theorie aus den Exiſtenzbedingungen dieſer Staaten begreifen. So das Eintreten für Völkerrecht und Paziſismus bei den Neutralen, bei Holland, der Schweiz und Amerika — und jeder dieſer neutralen Staaten nimmt dabei ſeine Stellung in ſeiner Weiſe, es iſt nur ganz äußerlich dieſelbe Theorie. Erſt recht, natürlich, wenn England völkerrechtlich redet. Oder die nationale expanſive Großmachtspolitik der kriegführenden Staaten oder jener Neutralen, die noch in den Krieg einzugreifen hoffen — und wieder betont jeder in ſeiner Weiſe bald den einen oder andern Inhalt dieſer Staatsauffaſſung. Der nationale Gedanke ſpielt ſeine große Rolle, die hiſtoriſche Einſtellung der Politik oder wirtſchaftliche Intereſſen; zumeiſt aber entſcheidet doch die geographiſche Lage. Wenn die deutſche Politik ſich jetzt mehr als die aller anderen Staaten auf das berühmte Rankeſche Axiom ſtützt: „das Maß der Unabhängigkeit gibt einem Staat ſeine Stellung in der Welt; es legt ihm zugleich die Notwendigkeit auf, alle inneren Verhältniſſe zu dem Zweck einzurichten, ſich zu behaupten. Dies iſt ſein oberſtes Geſetz" —, ſo liegt das daran, daß ſeine Daſeinsbedingungen es mehr als alle andern dazu zwingen. Ohne alle natürlichen Grenzen, eingekeilt zwiſchen den andern Mächten iſt das neue Deutſchland in ſeinem Urſprung ſchon verdammt zu einer ſolchen heroiſchen Exiſtenz.

Im Frieden iſt das auch bei uns vielen nicht ſo deutlich geweſen. Wir haben auch unſere Paziſiſten gehabt wie andere Länder; Religiöſe und Juriſten, die ganze Breite des Liberalismus und Sozialismus haben

die Rechtsſtaatstheorie oder die Friedenstheorie vertreten — wieder aus den verſchiedenſten Gründen und in verſchiedenſter Faſſung. Vor dem blutigen Antlitz dieſes Krieges ſind die meiſten verſtummt, und ſie alle haben wohl unter dem ungeheuren Eindruck der nationalen Sorge ihre Theorie entſprechend geändert.

Aber iſt die Wahrheit einer politiſchen Theorie nun damit erſchöpft, daß man ſie ſo bloß als hiſtoriſchen Exponenten darſtellt? Oder hat ſie einen über das jeweilige hiſtoriſche Daſein hinausreichenden Sinn? Iſt das Gegeneinander der politiſchen Theorien, wie wir es hier im Frieden bei uns erlebten und nun in der merkwürdigen Verteilung auf die Kriegführenden einerſeits und die Neutralen andererſeits ſehen, nicht doch vielleicht ein Zeichen, daß jede von ihnen einen wahren Teilinhalt der lebendigen Geſamttatſache des politiſchen Daſeins ausſpricht? Und daß es nur die Bedingungen ſind, die bald die eine ſeiner Funktionen und bald die andere beſonders deutlich ſehen laſſen oder verdunkeln? Die z. B. das Machtweſen des Staates ſo völlig vergeſſen machten wie in Holland, oder in der Schweiz, oder in Belgien, „dem Sitz der Völkerrechtswiſſenſchaft", weil ſie von dem Gegendruck der Großmächte gehalten wurden, oder in Amerika, weil es kraft ſeiner Lage rein aus ſich ſelber leben konnte? Oder die umgekehrt dieſe Machtgrundlage ſo in den Vordergrund ſtellten, wie in dem Staatsweſen Preußens, das nur durch dieſe Voranſtellung ſeine Exiſtenz ſchaffen und behaupten konnte? Und liegt die Sache vielleicht ähnlich bei dem Gegeneinander der Theorien während des Friedens: daß die innerpolitiſche Machtſtellung ihrer jeweiligen Vertreter — ob ſie zur Regierung oder zu den Regierten gehören, Kapital haben oder wirtſchaftlich abhängig ſind, ihre Kirche mit oder gegen den Staat geht — die einſeitige Einſtellung erzeugt? Die „Intereſſen" ſind ein Mikroſkop für die Tatbeſtände der geſchichtlichen Welt, aber indem ſie das eine Ziel aus dem Zuſammenhang des Ganzen herausholen, vergrößern ſie es auf Koſten der andern. Die Wiſſenſchaft muß den Ort finden, der ihr erlaubt, dieſe Gegenſätze zu überſehen und ihnen ihre Stellung in dem Geſamtgefüge des politiſchen Lebens nachzuweiſen.

Die Grundlage für eine ſolche Objektivität iſt aber die zweite jener beiden oben geforderten Einſichten, wie jene erſte auch eine Einſicht der hiſtoriſchen Schule: die Lehre von der Mehrſeitigkeit des lebendigen Staatsweſens. Aller Rationalismus verſucht den Staat in ſeinen Zwecken und Formen zu konſtruieren, weil er ihn als ein Abſtraktes nimmt. Er gibt dann ſein Weſen als ein Eindeutiges an und ſucht alle ſeine Erſcheinungen

und Aufgaben irgendwie daraus abzuleiten oder zu begründen. Eine ſolche Konſtruktion iſt der Rechtsſtaat, wie ihn die Aufklärung, Kant und das Naturrecht aller Zeiten aufgeſtellt haben, oder iſt der Wohlfahrtsſtaat des 18. Jahrhunderts etwa bei Juſti oder des Utilitarismus bei Bentham, oder iſt das abſtrakte Machtgebilde, wie man es einſeitig aus Machiavellis Fürſten lernte. Wie aber jeder Einzelne von uns ein mehrſeitiges Geſchöpf iſt, handelnd und nachdenkend und genießend, Machtſtreben und Liebe und Objektivität vereinend und vieles andere, ſo iſt auch der Staat ein reales lebendiges Selbſt und darum ein Mehrſeitiges, und es iſt nicht möglich, dieſe ſeine Seiten aufeinander zu reduzieren. In der Geſchichte tritt natürlich bald die eine, bald die andere Seite des Staatslebens mehr hervor und dementſprechend dann natürlich auch die Theorie dieſer Seite. Und die einſeitige Richtung des Staates gibt der Organiſation der anderen Seiten dann auch real eine ganz neue Geſtalt. Die Wiſſenſchaft aber muß über dieſer Befangenheit des Lebens ſtehen und wird ſich von vornherein dieſe „urſprüngliche Mannigfaltigkeit", wie Ranke das nannte, die im lebendigen Weſen des Staates angelegt iſt, klar machen müſſen. So erſt gewinnt ſie die Mittel, ſich über die politiſche Situation zu erheben, und die Möglichkeit für ein natürliches Syſtem der Theorien.

Solcher Mehrſeitigkeiten, die die Antinomien der Theorien zur Folge haben, gibt es im Staatsleben aber vor allem zwei: die eine, die in den Zwecken des Staates gelegen iſt, die eben mehrere ſind, und eine andere, die ſich daraus ergibt, daß der Staat ein Willensverband iſt, eine ſolche Willenseinheit aber auf verſchiedene Weiſe zuſtande kommen kann. Beide Möglichkeiten ſollen hier kurz betrachtet werden.*

* Der erſte, der den Staat ſo rein analytiſch auf ſeine Funktionen hin angeſehen und ihre Antinomie bemerkt hat, iſt Schleiermacher geweſen. Er hat den Staat betrachtet einmal als überwiegend unter dem Einfluß der „Verwaltung" und dann überwiegend unter dem Einfluß der „Verteidigung" ſtehend. „Wir nennen nun den Staat, wo die Verfaſſung unter die Potenz der Verwaltung gehört, den induſtriöſen Staat, den, wo ſie unter die Potenz der Verteidigung gehört, den militäriſchen Staat." „Beide Verhältniſſe heben ſich gegenſeitig auf," „Beides aber in Gegenſatz gegeneinander ſind nur Zuſtände." Die volle Löſung konnte Schleiermacher aber noch nicht finden, weil ihm die „Verteidigung" an und für ſich nur als etwas Zufälliges erſchien, „da der Staat auch völlig iſoliert gedacht werden kann". Dieſe Betrachtung des Staates als eines iſolierten macht ihn aber zu etwas Abſtraktem, weil ſie ihn von vornherein aus dem wirklichen Zuſammenhang des Lebens herausſchneidet, in dem er immer in einer Gemeinſchaft von Staaten exiſtiert. Ganz abgeſehen davon, daß mit der bloß negativen Beſtimmung der Staatsmacht als Mittel zur Verteidigung — wenn auch die Verfaſſungen immer nur von der „Sicherung" ſprechen — ihr höchſt poſitives Weſen überſehen iſt. Wenn ganz ähnlich Spencer den Gegenſatz von Militär-

2

Überſchauen wir zunächſt die Mehrſeitigkeit der Staatszwecke, ſo geben die meiſten Verfaſſungen der Staaten ſelber wie die Lehrbücher des Staatsrechts die Teilung in Machtzwecke, Rechtszwecke und die wirtſchaftlich-kulturellen und ſozialen Aufgaben an. Der ewige Bund der deutſchen Staaten ſei geſchloſſen, ſo ſagt die Verfaſſung des Deutſchen Reiches, „zum Schutz des Bundesgebiets und des innerhalb desſelben gültigen Rechts, ſowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutſchen Volkes". Dieſer Teilung entſprechen unſere Miniſterien wie die Organiſation des öffentlichen Lebens. Im Zuſammenwirken dieſer Zwecke lebt der Staat. Die einzelnen Theorien gründen nun aber ſein Weſen zumeiſt auf eine dieſer Seiten, ſie beſtimmen es als Macht, oder als Recht, oder als ſoziale Kultur, konſtruieren ihn darum rational als Machtſtaat, und alle anderen politiſchen Maßnahmen müſſen dann dieſer Macht dienen — oder als Rechtsſtaat, und wieder werden alle ſtaatlichen Organiſationen von dieſem Zweck aus angeſehen und ſeine Verfaſſung konſtruiert, oder als Polizeiſtaat und als ſoziale Organiſation für die Wohlfahrt ſeiner Glieder, und wieder ſollen dieſem Zweck alle ſtaatlichen Einrichtungen dienen und werden als von ihm abhängig behauptet. Aber wirtſchaftlicher und kultureller Fortſchritt, Entwicklung der Gerechtigkeit, nationale Machtentfaltung ſind zwar verknüpft miteinander, aber doch auch völlig unabhängig voneinander. Jede dieſer Richtungen hat ihre Eigenart und muß in ihr anerkannt werden, wie denn auch

ſtaat und Induſtrieſtaat, und zwar als eine Stufenfolge aufſtellt, ſo iſt ihm dieſe Auffaſſung, wie Hintze nachgewieſen hat, nur durch die geographiſche Iſolierung Englands möglich geworden.

In anderer Weiſe hat Leo gezeigt, wie es im Staatsleben beſtimmte Elementarrichtungen gibt, die fähig ſind, Prinzipe politiſcher Geſtaltung zu werden; wie die verſchiedenen Momente des Staatslebens zu Syſtemen ausgeſtaltet werden können, in denen dann der Geiſt der Völker ſich bewegt. So wollte er den formalen Ausgang Montesquieus von den Formen der Regierung durch einen inhaltlichen erſetzen. Er ſtellt eine Anzahl ſolcher „Elementarſtaaten" auf, jeder hat zur Grundlage eine einſeitige Richtung. „Solange ſie bleibt, hält ſie das Leben in ſehr enge Schranken zuſammen und tut ihnen in der Art Gewalt an, daß es ſich nicht allſeitig entwickeln kann", bis dann eine andere Richtung dominiert. Das Ziel iſt für Leo natürlich die Herrſchaft des Nebeneinander mehrerer Elemente, die an die Stelle eines abſtrakten Lebens den konkreten Staat ſetzt mit dem Reichtum der Mehrſeitigkeit. Er vermiſcht dabei aber das Generelle mit Hiſtoriſchem, und er überſieht, daß dieſe Elementarrichtungen im konkreten Staat doch in einem Verhältnis zueinander ſtehen müſſen, das erſt die lebendige Struktur des Staates ausmacht. Das war Hegels tiefer Geſichtspunkt bei ſeiner Konſtruktion der verſchiedenen Momente des konkreten Staatsbegriffs. Aber er konſtruierte eben wieder, wo nur die ſachliche Analyſe objektiv vorwärts kommt.

die perſönlichen Kräfte, durch die ſie getragen werden, eine eigene Motivation haben, deren Eigenart der Staat reſpektieren muß: den kriegeriſchen Mut, Rechtsbewußtſein und Rechtsverſtand, wirtſchaftliches Organiſationsgenie und kulturelle Leiſtungen.

Die Theorie des Rechtsſtaates ſieht nur die eine Aufgabe für den Staat: die Sicherung des Rechts des Individuums, und ſie ſucht nach der Aufdeckung und Begründung einer ſolchen rechtlichen Ordnung. Jahrhundertelange Arbeit iſt, vor allem von den Juriſten daran geſetzt worden, in der die Selbſtändigkeit des Rechtsſtandpunktes gegenüber der Macht erwieſen wurde. Bis namentlich in Deutſchland die Hiſtoriker ſahen, daß dieſe Unterſuchung über die Verfaſſung des iſolierten Staates ein Unding iſt, weil dieſe Verfaſſung in ganz anderer Weiſe bedingt iſt durch die äußere Machtſtellung des Staates. Dieſe machtpolitiſche Stellung des Staates bedingt ſeine Verfaſſung nicht weniger als ſeine rechtliche Organiſation. Und in den langen Verfaſſungskämpfen Deutſchlands wurde deutlich: „herrſchen kann nur die Macht, nicht wer ſoll" (Rochau); daß der unmittelbare Zuſammenhang von Macht und Herrſchaft „die Grundwahrheit aller Politik und der Schlüſſel aller politiſchen Geſchichte" ſei, daß das aber nicht das Recht des Stärkeren bedeute, ſondern eben nur ſeine Macht und die realpolitiſche Notwendigkeit ſeiner ſtaatlichen Geltung. So trennte ſich Recht und Macht in einer neuen Weiſe, diesmal von der Seite der Macht aus, ſie ſind auch von ihr aus geſehen variabel gegeneinander. Die Macht iſt nicht nur das Böſe, das bloß durch den Zweck der „Sicherung" und „Verteidigung" gerechtfertigt wird, ſondern ſie hat einen höchſt poſitiven Sinn, denn ſie iſt in gewiſſem Verſtande die einzige Form der Realität des Geiſtigen in dieſer Welt. Für den Rechtsſtaat bleibt aber das Machtweſen des Staates, ſoweit es nicht im Dienſt des Rechts ſteht, immer unverſtändlich. Er ſieht auch die inneren wirtſchaftlichen Kämpfe nicht, die beſonders Marx in ihrem Einfluß auf das Recht entdeckte, den Einfluß, den die Veränderung der Bedeutung einer Klaſſe für das Rechtsleben hat. Und vor allem der Krieg bleibt ihm immer ein Irrationelles; ſeine einzige Idee der auswärtigen Politik iſt das Ziel des ewigen Friedens und der rechtlichen Organiſation der Staaten untereinander.

Die andere Seite des Staates war ſeine wirtſchaftlich-ſoziale und kulturelle. Von ihr gehen vor allem die Theorien des 19. Jahrhunderts aus, aber ſchon in der Antike ſahen Plato und Ariſtoteles hinter der politiſchen Freiheit und Gleichheit das Geſpenſt der wirtſchaftlichen

Freiheit und Gleichheit auftauchen. Erſt durch die Entwicklung der Nationalökonomie hat dieſer Standpunkt der Staatsbetrachtung ſich dann ſelbſtändig aufſtellen können. Auch er ſieht immer nur den iſolierten Staat und er verſteht alle Verfaſſungsänderungen in ihm als abhängig von den ſozialen Bedingungen und von der ökonomiſchen Struktur. Das iſt vor allem die Theorie des Sozialismus: die ökonomiſche Struktur der Geſellſchaft in ihren geſetzlichen Veränderungen bedingt die Verfaſſung des Staats und die Geſtaltung ſeines Rechts. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Theorie weſentliche Abhängigkeitsbeziehungen zwiſchen Wirtſchaftsformen einerſeits und Verfaſſungsformen und Geſetzgebung anderſeits aufgedeckt hat, aber die Behauptung der völligen Abhängigkeit war eine Konſtruktion und verkannte wieder die Eigenrichtung des Rechts wie die ſelbſtändige Prämiſſe der äußeren Machtſtellung. Auch Roſcher hat, wie Hintze dargelegt hat, in ſeiner hiſtoriſchen Politik dieſe einſeitig nationalökonomiſche Auffaſſung durchgeführt, und ſogar der Nationalökonom Schmoller iſt, wie ſich leicht zeigen ließe, von dieſer „unhiſtoriſchen" Iſolierung des Staats befangen.

Es ſind eigentlich immer nur die politiſchen Hiſtoriker, die jene dritte Seite geſehen haben, die daraus entſpringt, daß ein Staat eben nicht bloß einſam für ſich exiſtiert mit einer rein inneren Entwicklung, ſondern daß er andere Staaten neben ſich hat und immer im Ganzen eines Staatenſyſtems ſteht, von dem er bedingt iſt und in das er mit Kräften und Motiven ganz eigener Natur eingreift. Der erſte, der das mit aller Klarheit gewußt hat, wenn man nicht ſchon Thukydides nennen will, war Machiavelli, als er ſeinem zerſplitterten Italien eine beherrſchende Macht ſchaffen wollte, die es unabhängig von auswärtigen Mächten machte. In der Machtpolitik des Abſolutismus, der die neuen nationalen Staaten ſchuf, iſt Machiavellis Lehre immer gegenwärtig. Und als unter Napoleon das deutſche Reich zugrunde ging und nun die beſten deutſchen Köpfe über das Weſen des Staates nachſannen, das eben ſouveräne Macht ſei, da haben Hegel wie Fichte und Luden wieder auf Machiavelli verwieſen als auf den wahren politiſchen Theoretiker. Fichte überſetzte ihn, um Friedrich Wilhelm III. durch dieſe Lektüre Kraft einzuflößen. Luden ſchrieb ſeine Politik 1811 gegen Napoleon für Deutſchlands Unabhängigkeit. Früher aber noch als beide zeigte Hegel in ſeinem großartigen Nachweis, daß Deutſchland kein Staat mehr ſei, auf die Macht hin als das, wodurch ein Staat erſt ein Staat wird. In den 30er Jahren erſchienen dann die Aufſätze von Ranke, die gegenüber dem Streit um die beſte Verfaſſung in Deutſchland lehrten,

daß der Staat vor allem ein Machtgebilde ſei und die auswärtigen Verhältniſſe das eigentliche Gebiet der Politik. Und indem dann Bismarck damals ſeinen Kampf gegen die Politik der Regierten durchführte und alle Verhältniſſe Preußens von ſeinem Ziel der Unabhängigkeit und der Machterweiterung diktierte, iſt dieſer poſitive Gedanke der Macht als die eigentliche Grundlage unſerer deutſchen Exiſtenz und weiter dann der ſtaatlichen Exiſtenz überhaupt allgemein anerkannt worden. Treitſchke gab in ſeinen politiſchen Vorleſungen die wiſſenſchaftliche Darſtellung dieſer Erfahrung, die er an Bismarck gemacht hatte. „Die zweite weſentliche Funktion des Staates iſt die Kriegsführung. Daß man dies ſo lange verkannt hat, iſt ein Beweis, wie unmännlich die nur von bürgerlichen Händen traktierte Staatswiſſenſchaft geworden iſt. Dann iſt dieſe ſentimentale Auffaſſung vom Staat durch die mancheſterliche abgelöſt worden: erſt nach der Erfahrung der letzten Kriege iſt allmählich wieder eine geſunde Anſchauung vom Staat und ſeiner kriegeriſchen Macht hervorgetreten. Ohne den Krieg gäbe es gar keinen Staat!“ Ebenſo haben die Hiſtoriker aus Rankes Schule dieſen dritten möglichen wiſſenſchaftlichen Standpunkt immer im Auge behalten. So Ottokar Lorenz in ſeinem „Entwurf einer Politik als hiſtoriſche Wiſſenſchaft“, in dem er der einſeitigen Betrachtung des inneren Staatslebens das große hiſtoriſche Geſetz der Wechſelwirkung der äußeren und inneren Staatsverhältniſſe gegenüberſtellt, nach dem ſich die inneren Staatsvorgänge als Exponenten der äußeren Machtentwicklung ergeben. So Lenz in ſeiner Fortſetzung von Rankes großen Mächten und in allen ſeinen Aufſätzen, ſo Onken — beſonders geiſtvoll in ſeiner Studie über Amerika und die großen Mächte —, vor allem aber, von der preußiſchen Geſchichte aus, Otto Hintze in ſeinen verſchiedenen, weit ausgreifenden Aufſätzen zu einer hiſtoriſchen Politik, in ſeiner Kritik der Roſcherſchen Politik und in dem Aufſatz „Machtpolitik und Regierungsverfaſſung“ (Internationale Monatsſchrift, Juni 1913).

Heute iſt uns dieſe Auffaſſung ſelbſtverſtändlich geworden, und wir greifen mit Händen, wie der kriegeriſche Zweckzuſammenhang ſofort auch die anderen Seiten des Lebens neu umformt. Im Frieden wird das Militärrecht und das Kriegsrecht als Ausnahmezuſtand von allen Liberalen verfolgt, jetzt ergriff es plötzlich das ganze Land, alle die ängſtlichen Kautelen des Rechtsſtaates wurden beiſeite geſchoben und man freute ſich darüber. Selbſt die engliſche Freiheit mußte ſich das gefallen laſſen. Noch intereſſanter iſt die Wirkung auf die wirtſchaftliche Seite. In der Geſchichte der Nationalökonomie folgen auf-

einander Merkantilismus und dann Freihandelslehre, ſcheinbar wie zwei Theorien, eine falſche und eine richtige. Es war das Verdienſt von Schmoller, daß er gezeigt hat: der Merkantilismus war eine Wirtſchaftslehre, die bedingt war von der Machtpolitik des aufgeklärten Abſolutismus, keine falſche Theorie, ſondern die notwendige Theorie eben dieſer Politik, aus den praktiſchen Bedürfniſſen der Staatsraiſon hervorgegangen. Jetzt ſehen wir aber noch deutlicher: der Merkantilismus war nicht bloß die Wirtſchaftstheorie des aufgeklärten Deſpotismus, ſondern er iſt die notwendige Wirtſchaftsſtruktur jedes Staates, der ganz von der Kriegspolitik beherrſcht iſt. Auch heute treiben wir wieder während des Krieges Merkantilismus im ſtärkſten Sinne. Wir ſchließen die Grenzen, der Paß bekommt eine neue Bedeutung, wir ſammeln das edle Metall, fixieren die Preiſe, kaufen Getreide und Rohſtoffe durch den Staat auf. Von dieſem Erlebnis aus iſt die alte Theorie zu verſtehen: ſie liegt eben der Sache nach im Syſtem des Militarismus, und auch dem kann ſich heute ſelbſt England nicht entziehen.

Noch gewaltſamer erſcheint die einſeitige militariſtiſche Einſtellung dem perſönlichen Leben und den höchſten Kulturwerten gegenüber. Da fallen unſere beſten Männer im Schützengraben neben den einfachſten Musketieren, und die ganze Blüte ihres Geiſtes macht ſie zu nichts Beſſerem als jeden anderen, der das Gewehr halten kann. An dieſem Punkt erſcheint der Krieg beſonders kraß als das Irrationale gegenüber den kulturellen Aufgaben, als das ihn der Rechtsſtaat wie der Kulturſtaat immer anſehen, die alle Machtpolitik und Imperialismus abweiſen, das Ziel im ewigen Frieden und im Ausbau des Völkerrechts ſehen, und denen die großen Staaten überhaupt vom Übel ſind. Der Rechtsſtandpunkt will, wie ſchon bei Rouſſeau ſo heute noch, am liebſten kleine Staaten, und ſeine Theorie iſt von jeher vor allem vertreten worden von den Gelehrten aus den kleinen neutralen Staatsgebilden, die doch überhaupt keine wahre Souveränität mehr beſitzen. Wenn auch Amerika ſo lange Zeit hindurch ſeit ſeiner Gründung ähnlich ſprechen konnte, ſo lag das in ſeiner beſonderen Lage auf einem eigenen Kontinent und der daraus ſich ergebenden Unabhängigkeit von der auswärtigen Politik. Nur darum konnte Waſhington in ſeinem „Lebewohl" als die große Regel für die Haltung Amerikas gegenüber allen fremden Nationen verkünden, mit ihnen ſo wenig politiſche Beziehungen wie nur möglich zu haben. Und Franklin den friedfertigen Truthahn als das Wappentier des amerikaniſchen Staates fordern, ſtatt des Adlers, den auch der Schweizer

Spitteler heute als das Wahrzeichen der Raubgier aller Staaten bezeichnet, weil er die produktive Bedeutung der Macht nicht verſteht.

Umgekehrt iſt aber ohne Frage die machtpolitiſche Einſtellung geneigt, den Eigenwert des Rechts und der rechtlichen Ordnung, die ſelbſtändige Bedeutung der Verfaſſungsordnung eines Staates wie der rechtlichen Ordnung der Völker untereinander zu überſehen. Nur ein Zeichen dafür iſt die ſelbſtgefällige und gedankenloſe Verachtung aller derjenigen, die ſich den Wahrheitswert der Idee des ewigen Friedens nicht nehmen laſſen wollen. Und die Behauptung der Heuchelei, wenn in anderen Völkern, für die das Rankeſche Axiom keine ſolche Lebensfrage iſt wie für Deutſchland, der Gedanke des Völkerrechts eine größere moraliſche Macht zu ſein behauptet.

3

Das iſt alſo unſer Reſultat: in den Lehrbüchern wie in den Verfaſſungen ſcheint die Mehrheit der Zwecke wie ein ungeſtörtes Nebeneinander, in der Wirklichkeit hat jeder von ihnen ſeine eigenen Prämiſſen und Ziele, die rein für ſich verfolgt antinomiſch zueinander ſtehen und ſich gegenſeitig nicht verſtehen. Damit ergibt ſich aber die neue Frage: in welchem Zuſammenhang ſtehen ſie nun doch in der Wirklichkeit, und welches iſt das Geſetz, das ihr Verhältnis regelt?

Für uns iſt in dieſem Kriege wieder deutlich geworden, daß in dem Verhältnis dieſer drei Seiten zueinander eine Struktur beſteht derart, daß das Machtweſen des Staates das Primäre iſt. Er iſt weſentlich Machtorganiſation. Seine Unabhängigkeit und machtpolitiſche Geſundheit das einzige Fundament alles Rechts und aller nationalen Produktivität. Das war die große Erfahrung in Deutſchland ſchon unter Napoleon, in der ſich der Kosmopolitismus unſeres Volkes zum Nationalſtaat bekehrte. Der tiefſte Grund der Verkennung dieſes Verhältniſſes von ſeiten des Rechtsſtandpunktes liegt darin, daß er den Staat nur als Werkzeug ſeiner Ziele konſtruiert, ſtatt in ihm die lebendige Realität eines lebendigen Weſens zu ſehen, das ſich ſelbſt erhalten und entwickeln will, und daß auch die Produktivität des Privatlebens der Individuen ihren ganzen Schwung zuerſt von den großen Maßen dieſer Entwicklung ihres Volkes bekommt. Es iſt das ein analoger Irrtum wie der Glaube des Utilitarismus, daß der Staat nur die Aufgabe habe, das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl innerhalb der Geſellſchaft herzuſtellen. Wenn aber eine Militärvorlage im Reichstag beraten wird, dann handelt es ſich nicht um das Rechenexempel, ob der Verluſt der betreffenden Steuern für das Individuum

angenehmer iſt im Vergleich mit der entſprechenden Minderung der Sicherheit im Kriegsfalle, ſondern man faßt die ſtaatlichen Funktionen direkt ins Auge ohne das Individuum zu fragen. Zwiſchen Menſchheit und Individuum ſtehen eben dieſe großen nationalen Lebeweſen, und alle Entwicklung von Recht und Kultur vollzieht ſich nur in ihnen. Und alle Beziehungen der Individuen, die über ſie hinausreichen, verſchwinden, ſobald die Frage nach der Exiſtenz ihrer Staaten geſtellt wird, wenigſtens ſolange dieſe Staaten eine wahrhaft moraliſche Energie im Sinne Rankes beſitzen. Das iſt die tiefſte Entdeckung der hiſtoriſchen Schule geweſen.

Damit iſt aber zugleich auch geſagt, daß die Machtpolitik nicht die abſtrakte Seele eines Staates werden darf, ſondern daß ihr eine Funktion zuſteht nur im Verhältnis zu jenen anderen Funktionen und dem ganzen geiſtig-kulturellen Leben des Volkes. Wenn Bismarck in ſeinem Alter immer realiſtiſcher in ſeinen Machtanſchauungen wurde, ſo ſprach er damit doch den wahren Sinn ſeiner eigenen Arbeit nicht aus. In ihr iſt ihm jenes Verhältnis doch immer bewußt geweſen, und er hätte wohl wie Ranke geantwortet auf den Vorwurf, daß er höchſtens einen freiwilligen Militärſtaat gründe: „Du ſcheinſt mir vorzuwerfen, was Ariſtoteles an einigen alten Geſetzgebern tadelt, ich denke mehr darauf, den Staat groß und mächtig zu machen, als die Bürger weiſe und gut, und mehr auf Kampf und Bewegung gehe mein Abſehen als auf Frieden und Muße. Für den Anfang des Daſeins, für die Epoche, wo es die Erkämpfung der Unabhängigkeit gilt, haſt Du nicht unrecht. Allmählich aber werden alle friedlichen Bedürfniſſe der menſchlichen Natur ſich geltend machen: dann muß ſich alles ausgleichen.“ *

Für die Wiſſenſchaft aber ergibt ſich die Aufgabe, jede Theorie wie jede Inſtitution immer daraufhin betrachten zu müſſen, auf welchen Zweck hin ſie konſtruiert oder konſtruiert iſt, womit dann auch ſofort ihre Einſeitigkeit und Grenze, aber auch ihr heuriſtiſcher, methodiſcher Wert gegeben iſt. Denn das Durchdenken der ſtaatlichen Organiſationen nach einem ſolchen Zweck in ſeiner vollen Konſequenz gibt das wertvollſte Mittel für ihr Verſtändnis wie für ihre Ausgeſtaltung, indem es alle Organe und Inſtitute des Staates, ſeine Geſetze und Verordnungen auf dieſen Geſichtspunkt hin prüft, ohne damit ſagen zu wollen, daß das Weſen des Staates oder auch nur der betreffenden

* Die Weiterentwicklung dieſer Probleme, des Machtbegriffs und ſeines Verhältniſſes zum Recht wird in einem folgenden Aufſatz über „Das Weſen der Macht“ von A. Cartellieri gegeben werden. Red.

Inſtitutionen damit abſolut und dauernd gefaßt ſei. Dieſelbe Inſtitution, die als rechtliche oder als ſozialpolitiſche gedacht war, läßt ſich ſofort auch auf ihre machtpolitiſche Bedeutung hin anſehen und umgekehrt. Jede Steigerung der individuellen Kräfte, der Selbſtändigkeit der produktiven Perſonen läßt ſich als eine Machtſteigerung in Rechnung ſtellen, ebenſo wie aller wirtſchaftlicher oder kultureller Aufſchwung wieder umgekehrt von der Machtpolitik des Staates getragen werden kann.

4

Eine andere Mehrſeitigkeit des Staatslebens ſollte darin liegen, daß er Willensverband iſt, daß jede Willenseinigung aber auf zwei ganz verſchiedenen Wegen zuſtande kommen kann, auf herrſchaftliche und genoſſenſchaftliche Weiſe. Dieſe Mehrſeitigkeit regiert die Kämpfe in der inneren Politik. Wir können ſie diesmal hier nur andeuten. Gierke hat den Wechſel dieſer Verbandsformen in der Entwicklung des deutſchen Volkes beſchrieben. Es iſt deutlich, daß jede ſolche Verbandsform auch eine andere Theorie erzeugt. Seit den antiken Sophiſten ſtehen ſich die zwei gegenſätzlichen Theorien gegenüber von der urſprünglichen Gemeinſchaft aller Menſchen und von dem Recht des Stärkeren über den Schwächeren. Stoa oder die Schule Epikurs, Macchiavelli und Grotius, Hobbes oder Rouſſeau, Chriſtentum und Sozialismus oder Nietzſche, es iſt immer derſelbe Gegenſatz. Beide Theorien ſind in gleicher Weiſe unbeweisbare pſychologiſche Hypotheſen, ſie drücken nur die zwei Seiten aus, die im Willensverhältnis eines jeden Verbandes gelegen ſind. Sie ſind auch ethiſch nicht gegeneinander auszuſpielen. Gemeinſchaft von Genoſſen und Herrſchaft des Stärkeren, Abhängigkeit und Gehorſam des Schwächeren: es gibt keinen Verband, in dem nicht dieſe beiden Seiten enthalten wären. Der Verſuch, nur mit dem einen auszukommen, iſt eine Vergewaltigung des Lebens und nicht imſtande die Tatſachen zu erklären. Man kann nur ſagen, daß in ganzen Epochen die eine oder die andere überwiegt und daß bei der theoretiſchen Faſſung der Charakter des einzelnen Forſchers entſcheidend mitſpricht. Sehen wir auf das Verhältnis dieſer verſchiedenen Willensformen zu den oben behandelten ſtaatlichen Funktionen, ſo ergibt ſich, daß die Machtpolitik zumeiſt herrſchaftlich ſtrukturiert, der genoſſenſchaftliche Verband dagegen vor allem an die rechtliche Organiſation denkt. Das liegt zum Teil im Weſen der Sache, zum Teil iſt es aber auch hiſtoriſch bedingt. Im urſprünglichen Weſen des Staates liegt das herrſchaftliche Moment, langſam arbeitet ſich in ihm dann das genoſſenſchaft-

liche empor. Indem dieſe Gemeinſchaft der Regierten ſich aber im Kampf gegen die Regierung entwickelt, greift ſie nach dem Rechtsprinzip als der ſtärkſten Waffe, die ſie auf die Dauer der Macht entgegenzuſtellen vermag, weil auf die Dauer keine Regierung gegen die Überzeugung der Regierten ihre Macht behaupten kann.

Damit erſcheint noch eine weitere Gegenſätzlichkeit im Willensverhältnis, die für die politiſchen Theorien entſcheidend iſt: im genoſſenſchaftlichen Verhältnis ſind beide Seiten gleich, im herrſchaftlichen liegt der Unterſchied zwiſchen Herr und Diener, von Regierung und Regierten. Dieſem Unterſchied entſprechen zwei Welten von Gefühlen und Erlebniſſen, auch ethiſchen: Milde, Fürſorge, Kraft auf der einen, Loyalität, Treue, Hingebung auf der anderen. Es entſprechen ihm aber auch vor allem wieder zwei verſchiedene politiſche Charaktere. Es gibt Menſchen, die gehören zum Typus der Regierenden; alle Kameraden erkennen ſie ſchon in der Jugend an, ſie haben den angeborenen Sinn für herrſchaftliche Maßnahmen, für die Staatsraiſon, ihre Freude gehört der Ariſtokratie. Und es gibt Typen der regierten Menſchen. Sie können ſich bis zur ſtärkſten Kritik erheben, ihr Leben im Kampf gegen die Regierung verzehren, wie Eugen Richter etwa Bismarck gegenüber ſtand oder andere moderne Liberalpolitiker, ſie bleiben immer regierte Menſchen, vermögen ſich nicht in die Perſpektive der Regierung einzuſtellen. Das Parlament hat ſich bei uns weſentlich zu einer Anſtalt der regierten Menſchen entwickelt. Das engliſche Parlament repräſentierte doch vor allem die Regierung. Darum gehört denn auch die politiſche Phantaſie unſerer Beſten nicht dem Reichstag und ſeinen Vertretern — der Gedanke, auch einmal dort oben von der Tribüne gegen den Miniſtertiſch zu nörgeln, kann unſerer Jugend nicht imponieren. Alle großen Hiſtoriker gehörten zum Typus der regierenden Menſchen: Thukydides, Machiavelli, Ranke, von dem das Treitſchke ſchon geſagt hat, der auf dieſen Unterſchied in ſeiner Politik zuerſt aufmerkſam gemacht hat, während Sybel, damals im Kampf gegen Bismarck, an Ranke die Rückſicht auf das Wohl der Regierten vermißte, die Perſpektive der Regierten.

Die Löſung dieſes ganzen Gegenſatzes von Regierung und Regierten liegt allein darin, daß ſich das ſtaatliche Bewußtſein im Individuum entwickelt. Je mehr Menſchen ſich bei uns finden, die den Sinn für den Staat, die eigenen Aufgaben und Schwierigkeiten ſeiner Leitung, das Leben über den Parteien und den Trennungen, die nicht in der Exiſtenz des Staates und ſeiner Machtentfaltung gegründet ſind, in ſich

entwickelt haben, um ſo breiter wird die Schicht, die über die Kategorien von Regierung und Regierten erhaben iſt. In alle menſchlichen Verhältniſſe wirkt urſprünglich ein Herrſchaftsverhältnis hinein, in das Verhältnis zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Vater und Kindern, in das pädagogiſche Verhältnis und ſonſt. Wie aber hier, ſo wird ſelbſt im politiſchen Leben das ſtaatliche Verhältnis durch das Herrſchaftsverhältnis nicht rein ausgedrückt, je entwickelter umſo weniger. Das haben vor allem Schleiermacher und Hegel geſehen. Das Ziel iſt ein politiſches Bewußtſein, in dem der Einzelne nicht mehr als Träger ſeiner individuellen Intereſſen, auch nicht ſeiner Machtintereſſen auftritt, ſondern in dem das Allgemeine in ihm nur ſein Organ hat. Plato war der erſte, der eine ſolche Möglichkeit geahnt hat, in unſerem Beamtenſtand iſt dann ein ſolches Berufsbewußtſein ausgebildet worden. Zu einem höchſten Ausdruck kam es in dem Moment, als Friedrich der Große ſein Wort vom König als dem erſten Diener des Staates ausſprach, das unſer Kaiſer in dieſem Kriege feierlich wiederholt hat. Und es wird dann allgemein wahr ſein, wenn wir gelernt haben werden, daß unſere Regierung, wie die Generale, die unſere Soldaten hinausführen, nichts anderes ſind als wir ſelber, die wir ihnen gehorchen, keine fremden Götter aus einem anderen Stamm, ſondern Leben von unſerem Leben. Daß es dasſelbe Blut iſt, das von den tiefſten Wurzeln unſeres Volkes hinauf kreiſt bis in ſeine höchſten Spitzen. Und umgekehrt, wenn auch jene Männer wiſſen, daß die Regierten keine fremde Maſſe ſind, ſondern immer das Bewußtſein bewahren, das ſind wir! Den größten Schritt dahin hat in dieſem Krieg die Einheit unſeres Volkes in ſeinem Heer getan. Zu keiner Zeit der Weltgeſchichte iſt das Heer eines Volkes ſo ſehr es ſelbſt geweſen, wie heute das unſrige. Die vollſtändige Erſetzung des ſtändiſchen Prinzips auf allen Gebieten durch die befähigte Einzelperſon wird die große Aufgabe unſeres Volkes nach dem Kriege ſein.

Adrian Mayer
Deutſchland und das Elſaß

An keiner Stelle in deutſchen Landen iſt mir im Laufe des Kriegswinters bei vielfachen Reiſen zu Vorträgen über das Elſaß und die Vogeſen die innere ſeeliſche Beziehung unſeres elſäſſiſchen Grenzlandes zu Deutſchland faßbarer vor Augen getreten, als

in Jena. Auf der Hochfläche, die über der Stadt an das Saaletal grenzt, erinnert der Napoleonſtein an den 14. Oktober 1806, wo von den Heeresmaſſen des korſiſchen Machthabers das alte Deutſchland auf ſeinen tiefſten Stand herabgedrückt wurde. Unten in der ſo anmutig gelegenen Stadt ſelbſt, zwiſchen ihren verwinkelten Straßen erhebt ſich das Werk Ernſt Abbes, die Hochburg der Zeiß-Werke, die von dem neuen Deutſchland der Gegenwart und Zukunft ſpricht, „dem ſozialen Staat, gegründet auf der Organiſation der ſchöpferiſch handelnden Kräfte". Und wenn wir nun die bekannten, Deutſchland vielfach fremd gebliebenen, vor dem Kriege von franzöſiſchen und franzöſierenden Agitatoren zum Haſſe geſteigerten Stimmungen gewiſſer Kreiſe um uns hier im Elſaß vergleichen, ſo ergibt ſich: es iſt das einſtige erniedrigte Deutſchland von 1806 und der Folgezeit, deſſen Vorſtellung hier wachgehalten wurde, jene Zeit, wo unter dem erſten Napoleon ſo mancher Elſäſſer wie auch Altdeutſcher die Schlachten des Kaiſers als Soldat oder als Feldherr hat ſchlagen helfen. Fremd geblieben iſt hier das neue werdende Deutſchland in ſeinen vielfachen Verbindungen von Wiſſenſchaft, Technik und ſozialem Ausbau, die berufen ſind, den Grundbau der kommenden Geſellſchaft zu bilden und wovon gerade Abbes Werk in Jena ein ſo eindrucksvolles Beiſpiel gibt.

Das Bild erfährt die weitere Ergänzung, wenn wir vom Elſaß umgekehrt den Blick über die Vogeſen nach Frankreich wenden. Von dem einſtigen Vaterland zweier Jahrhunderte ſchwebt hier noch der alte glanzvolle Einheitsſtaat aus der Zeit vom Ende des 18. Jahrhunderts an vor Augen; denn nicht ſchon die Annexion durch den ländergierigen Ludwig XIV., ſondern erſt die Revolution und die folgende Napoleoniſche Kriegszeit haben das zwar immer noch deutſch redende, aber zu einem Teil franzöſiſch denkende Elſaß geſchaffen. Und ſo wenig wie er das neue Deutſchland kennt, will dieſer Teil der Elſäſſer es für wahr halten, daß in Frankreich von dem einſtigen Kulturſtaate faſt nur noch die inhaltlos gewordenen Schlagworte und äußerliche Formen oder Formeln übrig geblieben ſind, von denen beſchränkt ehrgeizige Politiker und eine käufliche Preſſe leben, die mehr blenden als leiſten.

Je mehr Kriegsmonde in die Lande gehen, und je mehr der Welthorizont des Völkerkampfes ſich erweitern will, umſo ſtärker wird die urſprünglich treibende Urſache der Kataſtrophe dem Urteil entrückt. Man bezeichnet heute dieſes Ringen als den deutſchen oder den europäiſchen Krieg; man wird ihn ebenſogut den Krieg um die Vogeſen nennen dürfen. Auf dieſer alten natürlichen und Sprachgrenze hatte der zweite

entſcheidende Teilungsvertrag des einſtigen Fränkiſchen Reiches, der 870 in Meerſſen abgeſchloſſen wurde, die Grenzpfähle errichtet, und ſo die beiden neuen Reiche Deutſchland und Frankreich entſtehen laſſen. Über dieſe Gebirgsgrenze der Vogeſen hinüber gegen die Stromgrenze des Rheins aber beginnt, insbeſondere nach der Schwächung Deutſchlands durch den dreißigjährigen Krieg, unter jenem Ludwig XIV. das Andrängen Frankreichs und die Annexion des Elſaß. Nach den deutſchen Befreiungskriegen hätte der Wiener Kongreß die Aufgabe gehabt, die alten Grenzen wieder feſtzulegen; der Einfluß Talleyrands, Wellingtons und Metternichs hat das vereitelt, und nur geringfügige Grenzgebiete damals an Deutſchland zurückfallen laſſen. So blieb der Staatskunſt eines Bismarck die Löſung der Frage vorbehalten; doch auch dann, im Frankfurter Frieden von 1871, wurde nochmals ein Teil alten elſäſſiſchen Bodens bei Frankreich belaſſen: die Burgundiſche Pforte mit der Trutzfeſte Belfort, das die elſäſſiſche Bevölkerung im Sundgau noch immer mit ſeinem alten Namen Beffert benennt. Auf dieſes hiſtoriſche Einfallstor gegen Deutſchland hat ſich in den nun zurückliegenden Jahren vor dem Kriege nicht zum wenigſten der Einfluß des ſchürenden franzöſiſchen Nationalismus, im Kriege ſelbſt der Einfall von Weſten in das Elſaß ſtützen können.

Auf elſäſſiſchem Boden mußte ſich ſo ein Hauptteil des Kampfes vollziehen; in den Köpfen der Grenzlande aber hatte er ſchon weitergeſpielt, nachdem die Waffen 1871 geſchwiegen hatten. Die „elſäſſiſche Frage" erwachte, und wir ſehen hier folgendes: Von einem alten, in wiſſenſchaftlicher, künſtleriſcher und ſozialer Entwicklung einſt ſo bedeutenden nationalen Einheitsſtaate war das Elſaß zu einem noch jungen, werdenden Reichsverbande gelangt, wo es für die Romantiker zwar den wiedergewonnenen Stamm, für die Realiſten aber ganz verſtändlicher Weiſe das dem alten Feinde nunmehr zur Sicherung des Ganzen vorgelagerte Feſtungsglacis bedeutete, ein Begriff, der ſich dem reichen geſchichtlichen Eigenleben des Grenzlandes fremdartig und kalt gegenüberſtellen mußte.

Die Löſung der Frage wäre erleichtert, vielleicht ſelbſt der von ihr geſchürte Ausbruch des Weltbrandes vermieden worden, wenn der bürgerliche Staat ſeiner Natur nach mehr auf der Wertſchätzung und Heranziehung des eigentlichen Volkes und der in ihm enthaltenen Kräfte bisher ſchon aufgebaut geweſen wäre, ſtatt auf der einſeitigen Bevorzugung einer als ſogenannte „Bourgeoiſie" herrſchenden Minderheit. Im großen Reiche zeitigte dieſer Gegenſatz lediglich die ſozialen,

von nationaliſtiſchen Beimengungen im weſentlichen frei gebliebenen Klaſſenkämpfe; im unterwühlten Grenzlande war ſeine Folge die ſtändige Beſtärkung eines Deutſchland abgewandten Nationalismus, unter Zurückdämmung andererſeits der eigentlichen ſozialen Bewegung. Denn die heimiſche bürgerliche, über Kapital und Bildungsmöglichkeiten gebietende elſäſſiſche „Geſellſchaft" war durch die Vergangenheit in Gefühl, Familie, vielfach auch andauernd noch in Wirtſchaftsfragen an Frankreich gebunden, und dieſe Bindung wurde unter der Hand ebenſo geſchickter als gewiſſenloſer, geiſtig dabei meiſt herzlich unbedeutender Führer unter Ausnützung der Umſtände immer weiter gefeſtigt. Es war von Anfang die gegebene Aufgabe, zwiſchen der weſentlich franzöſiſch orientierten Bourgeoiſie und dem vorwiegend deutſch redenden und denkenden Volke des Elſaß wählend, dieſen letzteren Teil zu ſchützen; daß es nicht geſchehen iſt, kann heute nur noch als Tatſache verzeichnet und aus den zuvor dargelegten inneren Gründen heraus erklärt werden.

Mit dem Tage des Kriegsausbruchs, und bis zur Stunde fortwirkend, haben ſich dann in logiſcher Folgerung zwei Erſcheinungen in unſerem Lande abgezeichnet: bei der Bourgeoiſie der offene oder nur mühſam verſteckte, jedenfalls geſteigerte Haß gegen die ſo plötzlich durch die militäriſchen Gewalten erfolgende Abſchnürung aller nationaliſtiſch-franzöſierenden Lebensäußerungen, nach ſo ſtändigem Anwachſen derſelben in den letzten Jahren; insbeſondere richtete und richtet ſich dieſer Groll gegen das Verbot der, weit weniger aus eigenem innerem Bedürfniſſe, als zum Ausdruck der Gegenſätzlichkeit gegen das Deutſchtum meiſt provozierend in die Öffentlichkeit gebrachten franzöſiſchen Sprache. Wer, wie Verfaſſer, aus altfranzöſiſchem Lande ſtammt und für die wirklichen Schönheiten der franzöſiſchen Sprache das Gefühl bewahrt hat, für den konnte das Verbot des meiſt lächerlich unbehilflichen Elſäſſer-Franzöſiſch und ſeiner läſtigen Anwendung nur als dem öffentlichen Wohle unſeres Landes nützlich gelten. Die zweite, anders geartete Wirkung der neuen Lage tritt uns dann bei den, zwar nicht an Beſitz und nach äußerem Stande, aber nach unverfälſchter Stammesart und an wirklichen Bildungswerten jene Bourgeoiſie überragenden Teilen des elſäſſiſchen Volkes entgegen, wo man erleichtert aufatmet über die nunmehr erfolgte Abſchüttelung von durch Jahre zur Troſtloſigkeit geſteigertem geiſtigem und wirtſchaftlichem Druck und all den Hemmungen, die von jener Minderzahl ausgeübt werden konnten.

In Deutſchland war es begreiflicherweiſe nur ſchwer möglich, ein ſachliches Urteil über alle dieſe Vorgänge vor und nach dem Kriege zu gewinnen. Durch verallgemeinerte nachteilige Kundgebungen über „die Elſäſſer“ wurde nur das erreicht, daß auch die guten Teile an die Seite der Gegner gedrängt wurden, die ja dann mit anſcheinend vermehrtem Rechte behaupten konnten, daß ſie das Elſaß gegen fremde Verläumdung ſchützten. Die gleiche Wirkung entſtand dadurch, daß bei der Behandlung der ſich in den letzten Jahren häufenden „Fälle“ faſt immer von den ſonſt national einwandfreien Elementen die trennende Linie verwiſcht wurde, die gegenüber den ſich „nationaliſtiſch“ nennenden, in Wirklichkeit, bei der faſt ganz deutſchen Art und Sprache des Landes, antinationalen Beſtrebungen der Gegner ſtets hätte deutlich gezogen werden müſſen. So entſtand immer mehr ein allgemeiner, einander um der Volkstümlichkeit willen den Rang abzulaufen ſuchender Tanz um das nationaliſtiſche Kalb, das auch in dieſem Falle von vermöglichen „Notabeln“ reichlich vergoldet war, und über das der mit Geſchmackloſigkeiten der Pariſer „Mode“ behangene weibliche Idiotismus ſeinen Pantoffel ſchwang. Ein Tanz, an dem ſich auch altdeutſche Intellektuelle und Äſtheten vielfach mit Eifer beteiligten, da ſie in dem Kalbe immer noch das Frankreich von einſt zu ſehen glaubten, indes ſchon längſt das Frankreich eines „Matin“ und Konſorten ſeine Seele bildete.

Nicht anders zu bewerten ſind die, bis in die Kreiſe der ſozialiſtiſchen Arbeitervertreter hineinreichenden Beſtrebungen, die Volksſchule zu einer zweiſprachigen zu machen, womit die ſchon bisher beſtandene Unſicherheit im Gebrauch der wirklichen Mutterſprache ſich nur noch weiter geſteigert hätte. Über dieſe Unſicherheit klagte ſchon vor faſt einem Jahrhundert ein Franzoſe als Verfaſſer des 1829 erſchienenen, byzantiniſch gehaltenen Reiſewerkes über den Beſuch des franzöſiſchen Königs Karl X. in beweglichen Worten: „Man darf nicht verſchweigen, daß die Elſäſſer überhaupt große Schwierigkeiten zu überwinden haben, um die ihnen eigentümliche, fehlerhafte und unangenehme Ausſprache, welche ſich unglücklicherweiſe über beide Sprachen erſtreckt, abzulegen. Ihre Beſtrebungen haben ſogar in dieſer Hinſicht ſelten einen glücklichen Erfolg, wenn ſie nicht einige Jahre wenigſtens auf Reiſen geweſen ſind.“ Frankreich verſuchte ſpäter, in der Zeit vor dem Kriege von 1870 das Franzöſiſche zwangsweiſe im Elſaß einzuführen; gegen eine Doppelſprachigkeit aber haben ſich mit Recht vor allem die Volkslehrer mit berufenem Urteil gewendet, deren ſtets hingebender

Wirkſamkeit im Sinne des elſäſſiſchen Volkes trotz ſchwerer Hemmungen und ungünſtiger äußerer Verhältniſſe nur ehrenvoll gedacht werden kann.

Auf dem wirtſchaftlichen Gebiet hatten jene, in allen Fragen ſich geltend machenden Hemmungen dazu geführt, daß u. a. ſchon einige Jahre vor dem jetzigen Kriege gerade in Colmar, dem Hauptſitze des Nationalismus, die gewerblichen altelſäſſiſchen Kreiſe, unter ihnen die Vereinigungen der Gaſtwirte der Vogeſen, ſich zu einem Schutzverbande zuſammenſchloſſen mit dem Ziele der „energiſchen Bekämpfung des innerlich unwahren, das Elſaß und ſeine Bevölkerung ſchädigenden Nationalismus". Es iſt jedenfalls nützlich, daß auch der altdeutſche Leſer hieraus erfährt, wie in ſchweren Zeiten die einheimiſche werktätige Bürgerſchaft, unter oft bis tief in die Familien getragenen Anfeindungen, ſich den Landverderbern entgegengeſtellt haben. Dem Prieſter Wetterle, der Seele der letzteren, der ſich mit dem galiziſchen Einwanderer, deutſchen Bürgermeiſter und franzöſierenden Nationaliſten Blumenthal zu gemeinſamer Arbeit nach früherer gegenſeitiger Beſchimpfung zuſammengetan hatte, war übrigens vom eigenen Stadtpfarrer in Colmar ſchon vor Jahren das Betreten des Pfarrhauſes unterſagt worden. Nach ſeiner Flucht im Auguſt 1914 wurde Wetterle aus der Liſte der Geiſtlichen des Bistums Straßburg, jedoch nur für dieſes, geſtrichen. Er ſetzte ſeine Tätigkeit bekanntlich danach in Frankreich fort.

Zu den wenigen, die vor dem Kriege die Gefahr der elſäſſiſchen Dinge für die äußere Entwicklung ſowohl wie für das Innenleben des Landes frühzeitig nicht nur erkannten, ſondern auch auszuſprechen den Mut hatten, gehörte der aus dem Münſtertal von altelſäſſiſcher Familie ſtammende Pfarrer Hans Spieſer, ein echt alemanniſcher Dickſchädel, dem insbeſondere ſein treffliches Wort vom „Bildungsſchwindel" für die ſogenannte Doppelkultur eine Flut von Verläſterungen eintrug. In einer im Mai 1909 erſchienenen Betrachtung über Spieſer wurde in der vom Verfaſſer herausgegebenen Zeitſchrift „Die Vogeſen" mit, wie man heute ſieht, berechtigter Vorausſehung darauf hingewieſen, daß Spieſers Gedanken „wohl vermöchten, das Elſaß auf eigenen Boden zu ſtellen, und daß der Weg zu einer Verſtändigung mit Frankreich jedenfalls weit eher über ihn, als über ſeine Gegner führen dürfte".

Dieſe Vermittlerſtellung des Elſaß zwiſchen Deutſchland und Frankreich, das ſogenannte „Brücken-Ideal", wurde zum Teil von ehrlich meinenden Optimiſten betont, die dabei nur außer acht ließen, daß zu einer Verſöhnung auch auf der anderen Seite ein ehrenhafter Gegner vor-

handen ſein muß; nicht aber Halunken, die jedes Entgegenkommen lediglich als Gutmütigkeit oder Kurzſichtigkeit für ihre eigenen Abſichten auszunutzen verſtanden, und, der dargereichten Hand mit Hohn dankend, nur noch leichteres Spiel für die Kriegshetze fanden, indem ſie den Verſuch der Ausſöhnung als Schwäche deuteten. Die „Optimiſten“ in Deutſchland, die vor all dem die Augen verſchloſſen, um nur immer ungeteilt das Lob des „Elſäſſers“ zu künden, haben gerade dem elſäſſiſchen Volke am meiſten geſchadet, da ſie die Krankheit zudeckten, ſtatt ſie zu heilen; die angeſtrebte Volkstümlichkeit und Volksgunſt haben ſie ſich dabei doch nirgends erworben. Auch von der etwa ein Jahr vor dem Kriege begründeten „Liga“ zum Schutze des Elſaß gegen fremde Angriffe — aus Deutſchland! —, die auch der ſchlaue Abbé Wetterle mit ſeiner Mitgliedſchaft beehrte, braucht, bei aller zu achtenden guten Abſicht Einzelner, nicht viel anderes geſagt zu werden. Mit welcher Aufrichtigkeit die Verſöhnung zwiſchen Deutſchland und Frankreich auf der Gegenſeite betrieben wurde zeigt das Beiſpiel des nationaliſtiſchen „Journal d'Alsace-Lorraine“, das in früheren Jahren monatlich einige Male dem Fürſten Albert von Monaco mit Rotſtift angezeichnete Friedensartikel lieferte, um ſich von den Erträgniſſen der Spielbank Geldſubventionen zu holen; an den übrigen Tagen des Monats konnten dann die politiſchen Spalten mit nationaliſtiſchen, bewußt oder unbewußt zum Krieg ſchürenden Artikeln des Herausgebers oder ſeiner „éminents collaborateurs“ gefüllt werden, die ein gleiches Wohlgefallen in den Amtsſtuben des Herrn Delcaſſé in Paris und wohl auch hier die entſprechende bare Gegenleiſtung auslöſten! Die Beiſpiele könnten reichlich vermehrt werden; der metallene Untergrund ſpielte bei der ganzen Bewegung eine ebenſo ausſchlaggebende Rolle, wie heute in den Budgets der Zeitungsverleger in den „neutralen“ Ländern franzöſiſcher und engliſcher, mitunter auch deutſchverwandter Zunge. Jedenfalls bildete das auf Täuſchung Frankreichs berechnete — ſoweit nicht im Dienſte anderweitiger Intereſſen ſtehende — Treiben jener Kreiſe im Elſaß vor dem Kriege ſchon das Vorſpiel zu dem umfaſſenden Lügengewebe, das ſeither über den ganzen Erdball geſpannt wurde; wer dieſe Zeiten im Elſaß mit erlebt hat, für den konnte all dies andere nicht allzuſehr überraſchend wirken.

In vieler Hinſicht waren die Verhältniſſe im Elſaß bis zum Kriege der in Belgien gezüchteten Doppelkultur vergleichbar, doch mit dem erheblichen Unterſchiede, daß im Elſaß weniger als ein Zehntel,

in Belgien dagegen beinahe die Hälfte der Bevölkerung Franzöſiſch ſpricht. Man ſollte deshalb meinen, daß manche, in den letzten Jahren in die elſäſſiſche Politik verſchlagene Korreſpondenten führender deutſcher und auch Straßburger Zeitungen, die im Elſaß den unter literariſcher Maske ſich gebenden Nationalismus aus äſthetiſchem Drange umſchmeichelten, ſtatt deſſen auf ihre Pflicht gerade dem elſäſſiſchen Volke gegenüber beizeiten ſich hätten beſinnen können. Dieſe Erkenntnis iſt ihnen, im Zeitalter des großen Umlernens, erſt bei der ſpäteren näheren Berührung mit den belgiſchen Zuſtänden aufgegangen; was alsdann einer von dieſen ſeinem Blatte über den franzöſierenden Einfluß in Belgien ſchrieb, hätte wörtlich ſchon längſt zuvor über das Elſaß geſagt werden können: „Überſchwemmung des Landes mit Boulevardblättern, Verleihung der Ehrenlegion, Gründung des troſtlos-kitſchigen Cercle des Annales, von kleineren und politiſchen Zirkeln abgeſehen — tauſend meiſterhaft gehandhabte Mittel und Mittelchen, die alle politiſchen Zwecken dienen mußten. Pſeudo-Demokratiſierung, die Gleichheit heuchelt, ſich aber verächtlich von der Unterſchicht abwendet, Surrogate, die für den Bezieher faſt ſo ausſehen wie Kultur... Eleganz für die „Beulemans" — ein franzöſiſcher Spottname für die Paris nachahmenden Belgier —, über die Frankreich herzlich — wie einſt über die Elſäſſer — lachte. In der Kunſt die Schauerlichkeiten von Nancy. So formierte ſich in Belgien die Armee der Francillons, weil die Agenten der Republik ihren kritikloſen Ehrgeiz ſcheinbar befriedigten".

In dem gleichen Blatte wurde vor wenigen Wochen von einflußreicher altelſäſſiſcher Seite beſtätigt, was zuvor hier geſagt war, daß eben in bezug auf die Entſtehung des Krieges die elſaß-lothringiſche Frage unter der Mächtegruppierung eine große Rolle geſpielt habe. Das beſtätigt nur, wie fehlerhaft es war, dem Nationalismus eine geringe Bedeutung beizumeſſen, und ſicherlich hätte es die Verantwortlichkeit der elſäſſiſchen Bourgeoiſie dem eigenen Lande, wie Deutſchland, Frankreich und Europa gegenüber entlaſtet und die grenzenloſe Täuſchung Frankreichs und der Welt in bezug auf dieſe Frage nicht in dem gleichen Maße aufkommen laſſen, wenn das alles vor dem Kriege geſchrieben worden wäre.

Eine reiche Fülle von Kraft, Regſamkeit und Raſſe birgt, namentlich in ſeiner Jugend, das elſäſſiſche Volk. Nach Aufhebung des bisher auf ihm laſtenden fremdartigen Druckes braucht die elſäſſiſche

Forderung nicht tot zu ſein; ſie kann im Gegenteil weit mehr als zuvor der Erfüllung fähig werden. Eine vortreffliche Quelle zum Verſtändnis dieſer, von nationaliſtiſchen Hemmungen befreiten, auf das Eigenleben des von ſo wechſelnden Geſchicken betroffenen Landes gerichteten Fragen bietet noch immer das von dem elſäſſiſchen Schriftſteller Karl Gruber im Jahre 1909 herausgegebene Werk „Zeitgenöſſiſche Dichtung des Elſaſſes" (im Verlage von Lud. Beuſt, Straßburg). Die Einwirkungen von Geſchichte und Landſchaft, Wirtſchaftsformen und Sinnenkultur ſind hier in vorurteilsloſer Art wurzelecht zur Darſtellung gelangt. Wir leſen, wie das nach der Annexion durch Ludwig XIV. „ein Jahrhundert ausruhende Land" in der Revolutionszeit namentlich mit der Gründung der volkstümlichen Nationalgarden und weiterhin unter Napoleon „entſcheidend aufgeweckt, an alemanniſch reizſamſter Stelle gepackt und die mittelalterlich-elſäſſiſche Gedankenwelt ausgelöſcht wird". Wir werden erinnert an den klugen Verwaltungsgeiſt des adminiſtrativ und menſchlich individuell-human gearteten Präfekten Adrien de Lezay-Marneſia, des „in Deutſchland gebildeten Halbſpaniers, einer der ſeltenen geiſtigen Zierden der neuen Regierung". Als die Befreiungskriege einſetzten, wurde „die Utopie vom elſäſſiſchen Sonderſtaat" von den Elſäſſern ſcharf zurückgewieſen. Im zweiten Kaiſerreich erſcheint das Land deutſchverdächtig, der Kommandant von Straßburg, bis 1870 Ducrot, hält jeden Elſäſſer für einen verkappten Preußen. Die Volksſeele aber bleibt von einem beſtimmten Ideal bewegt, „deſſen Wert zu taxieren eine Nebenfrage, deſſen Grundlage aber nicht minder unſere uralte alemanniſche Raufluſt ſein wird".

Die elſäſſiſche „Geſellſchaft" wird von ihrem engeren Landsmanne gezeichnet als „von heiterer Philiſtroſität, angenehm variiert durch ſoldatiſche Ideale". Die Zeit nach 1871 läßt für das Elſaß die geiſtige Verödung zuſammenfallen mit dem plutokratiſchen Kunſtverderb im Reiche; dann tritt ein neues Ideal aus der Landſchaft hervor, Mündels Buch von den Vogeſen erſcheint als „die erſte, allem Volk ſichtbare Brücke zu den Ufern neuer Tage, die künſtleriſch dichteriſchen Schätze der Vogeſen ſind angebrochen". Einen Geſang in Proſa „Wasgauherbſt, Von der Schönheit der Nordvogeſen" widmet Karl Gruber einige Jahre ſpäter noch dieſer Landſchaft, dann läßt die mit der Konſtituierung des Nationalismus einſetzende Abſchnürung jedes vertieften Geiſteslebens auch dieſen Elſäſſer verſtummen, und nur wenige haben es vermocht, in der Troſtloſigkeit der letzten Jahre noch weiter ſchaffend auszuharren.

In dem gleichen Jahre 1909, als der „Wasgauherbſt“ erſchien, nahm es eine von Altelſäſſern unter Wilhelm Kapp begründete „Elſaß-Lothringiſche Vereinigung“ noch auf, den Kulturgedanken neu zu erwecken und zur Sammlung zu rufen. In einer kleineren, doch gehaltvollen Zeitſchrift, „Elſaß-Lothringiſche Kulturfragen“, in ausgezeichneten Vorträgen führender Männer, wie Dietrich Schaefer und Adolf Harnack, wurde die Annäherung und innere Geſundung geſucht, ein Weg, der auch zur Aufklärung des intellektuellen Frankreich hätte führen können.

Aber auch hier hatten ſich die Äſtheten von beiden Ufern des Rheins mit den franzöſierenden Nationaliſten bald zur Verhöhnung dieſer Bewegung zuſammengefunden, ein damals in der „demokratiſchen“ Preſſe beiderſeits des Stromes beſonders beliebter Sport. Zu deſſen Ausübung boten andererſeits auch die periodiſch das Land aufrüttelnden „Fälle“ Gelegenheit, Vorkommniſſe, die aber kaum noch als Einzelerſcheinungen an ſich, ohne Zuſammenhang mit der Geſamtlage bewertet und beurteilt werden konnten. Wenn das nationaliſtiſche Preßagententum im Elſaß durch Gebrauch von Ausdrücken wie „Paraſiten“, „Schmarotzer“ u. dgl. Jahre hindurch das widerwärtige franzöſiſche „Boches“ vorbereiten konnte, ſo war es, um den einen Fall „Zabern“ damit nur kurz zu ſtreifen, keine Überſpannung der Ehrbegriffe mehr, wenn unſere Offiziere darauf in einer Form reagierten, die unter normalen Zuſtänden nicht entſtanden wäre, in der geſchilderten Geſamtlage und den zahlreichen Provokationen aber ihre Erklärung findet. Es bleibt die hiſtoriſche und größte Schuld des Nationalismus diesſeits der Vogeſen, Frankreich und andere Länder in immer erregtere Stimmung und Haß hineingepeitſcht zu haben, wo doch eine um ſo viel edlere Aufgabe nahe lag.

Dem Elſaß wird nach dem erſten großen gemeinſamen Erlebniſſe mit Deutſchland, das dieſer Krieg darſtellt, auch ein vielfach neu gewandeltes Vaterland entgegentreten können. Ein Jahrzehnt plutokratiſcher Gründerzeit wird ſchwerlich nochmals kommen, und die Baumeiſter, deren Andenken mit der geſchmackloſen Öde des Städte- und Wohnbaues dieſer Epoche belaſtet bleibt, gehören im weſentlichen auch ſchon jener unerfreulichen Vergangenheit an. Bewegungen, die unſerer Kultur einen gehobenen Inhalt geben, Land und Wohnſtätten vom Schmarotzertum freimachen wollen, wie Werkbund und Bodenreform, haben die Mitwirkung einſichtiger Verwaltungen ſchon vor dem Kriege

gefunden, deſſen ſoziale Folgewirkungen größer ſind, als es je ſchablonenhafter Parteiſinn zuwege gebracht hätte. Das ſoziale Wirken des „Militarismus“ zeichnete Hermann Bahr mit dem kernigen Worte: „Fragt den Arbeiter, den Sozialdemokraten, was ihnen lieber iſt, der General oder der Bürokrat. Nur die Wucherer ſehnen ſich nach dem letzteren zurück!“

Dem Wuchergeiſte Englands oder Amerikas gegenüber wird Deutſchland um ſo eher ein Neuland werden können, je mehr es die notwendige kapitaliſtiſche Form ſeines Verkehrs- und Bildungslebens von kapitaliſtiſcher Moralphiloſophie reinlich zu ſcheiden ſich fähig erweiſen wird. Daß dieſe Scheidung möglich iſt und zu Großem führen kann, beweiſt uns Ernſt Abbes Werk in Jena. Wie man bisher in ganz Deutſchland dem durch Jahrhunderte geiſtig und politiſch verarmten, dem Fremden ſo viel an Liebedienerei entgegentrug, die nur Haß und Lüge einbrachte, ſo war es im kleinen im Elſaß: auch hier iſt einem fremdgeſinnten und moraliſch tiefſtehenden Teile der Bourgeoiſie auf Koſten des elſäſſiſchen Volkes unendlich viel an koſtbaren Werten durch Jahrzehnte fruchtlos geopfert worden; den Dank jener Kreiſe dafür hat noch jüngſt in einem an Friedrich Lienhard gerichteten anonymen Briefe eine „recht denkende Elſäſſerin“ mit Ausdrücken von Verachtung und Haß gegen „deutſche Trägheit und Hochnäſigkeit“ ſich vom im „Cercle des annales“ erregten Herzen geſchrieben.

In der kommenden Zeit wird die „elſäſſiſche Frage“ nicht mehr ein Mittel der nationaliſtiſchen Verſimpelung, ſondern vielmehr ein Prüfſtein für den ſittlichen Aufſchwung des deutſchen Gedankens ſein. Zu einem Urteilsſpruche über ſein weſtliches Grenzland hat heute Deutſchland noch kein Recht; denn die Schuld für ſo manches, was ſich an Unerfreulichem begeben hat, lag nicht beim elſäſſiſchen Volke. Was wir bei uns im Lande brauchen, iſt nunmehr volle Klarheit in nationalen Dingen; nur auf einer einheitlichen nationalen Grundlage können wirtſchaftliche wie geiſtige Wohlfahrt ſich aufbauen, das gemeinſame Erlebnis zur reifen Tat ſich vollenden.

Adolf Teutenberg
König Alberts Buch

Leitſatz: „Forsan et haec olim meminisse juvabit.“

Gemeint iſt nicht etwa ein Buch von der Hand des belgiſchen Königs, ſondern ein Buch, das ihm Freunde — Diplomaten, Staatsmänner, Politiker, Journaliſten, Literaten, Künſtler, Gelehrte, Militärs, Kirchenmänner und nicht zuletzt auch Frauen — geſchrieben haben. Dieſe Freunde ſind unſere Feinde, ja ſie ſind vielleicht nur deshalb König Alberts Freunde, weil ſie unſere Feinde ſind. Sollen wir deshalb das Buch überſehen?

„König Alberts Buch“ iſt auch an uns gerichtet, denn es iſt gegen uns gerichtet. Wir ſind das Objekt des Buches, ſein eigentliches Ziel. Während der König, deſſen Bild und Name am Eingang ſteht, auch hier nur vorgeſchobene Figur iſt. Deshalb und weil es die „representative men and women of the civilised countries“ ſind, die das Werk zuſammengeſtückt haben — was freilich nur cum grano salis zu nehmen iſt —, iſt „König Alberts Buch“ ein Zeitdokument, das nicht weniger als die Weiß-, Blau- und Orangebücher der Kabinette dem heutigen und inskünftigen Weltbetrachter mancherlei Aſpekte bietet.

Was hätten wir gegen eine in allen Sprachen und von allen Völkern unternommene Ehrung König Alberts einzuwenden? Nichts! — ſofern die Politik dabei aus dem Spiele bliebe. Politiſch iſt dieſer König — ob aus angeborener Schwäche, ob aus Mangel an Sehvermögen, ob infolge eines aus Erbſchaften herkommenden Zwanges iſt gleichgültig — unſäglich klein; rein menſchlich aber iſt er wie früher ſo heute höchſt ſympathiſch; und als Soldat iſt er ſchlechthin groß. Jeder deutſche Offizier wird vor dieſem letzten ehrfurchtsvoll grüßend den Degen ſenken. Jedem urteilsfähigen Gebildeten Deutſchlands war Ferdinand Avenarius' im „Kunſtwart“ ausgeſprochene Mahnung, den König ohne Königreich nicht durch die Witzblätter zu hetzen, aus der Seele geredet. Alſo gegen alle reiner Menſchlichkeit entſpringende Mitleids- und Sympathiebezeugungen an König Alberts Adreſſe hätten wir nichts. Aber „King Alberts Book“, wie der engliſche Titel des engliſchen Buches lautet, iſt von reiner Menſchlichkeit weit entfernt. Wo iſt das Buch gemacht? — In der Offizin einer der maßgebendſten engliſchen Zeitungen, des „Daily Telegraph“, der als eigentlicher Herausgeber zeichnet. — Von

wem kam die Anregung zu dieſem Weltbuch und ſeine eigentümliche Durchprägung? — Von den klugen Leuten, die in beſagter Offizin engelländiſche Weltpolitik machen. (Denn Hall Caine, der dem Werk die Einleitung ſchrieb, iſt, wie aus einer vorgedruckten Dankſagung des eigentlichen Herausgebers hervorgeht, nur der in Pflicht genommene „general organiser“ des Ganzen.)

Dieſe Leute haben die Tragödie Belgiens, die ſie in die Wege geleitet haben, nicht etwa erlebt, ſondern ſie benutzen ſie nur. Ein kleines Volk, von einem großen aufs Haupt geſchlagen, ein junger König, aus ſeinem Reiche vertrieben, ein blühendes Land, unterm Gewaltſchritt des Krieges zerſtampft, dazu die unfehlbare Wirkung erdichteter Greuel — war das alles nicht ein herrlicher Anlaß, die Bildungsvertreter der ganzen Menſchheit („throughout the world“), unter Plakatierung des belgiſchen Elends zu einem vernichtenden Scherbengericht über Deutſchland zu laden? „King Alberts Book“ iſt ein neuer Beitrag zur Pſychologie der politiſchen Methodik Englands, die ſchon Goethe hellſeheriſch dahin kennzeichnete: daß hinter ihren „humanen Maximen“ immer „ein reales Objekt als das wahre Motiv“ verborgen liege, „ohne welches es die Engländer bekanntlich niemals tun“. Die „humane Maxime“ von „King Alberts Book“: Mitleid und Hilfe für notleidende Mitmenſchen aufzurufen. Sein „reales Objekt“: das Weltintereſſe Englands, das ſich durch moraliſche Anſchwärzung Deutſchlands neue Freunde, neue Kämpfer wirbt.

Dieſe tiefere Abſicht von „King Alberts Book“ entſchleiert ſich dem Leſer erſt bei tieferem Eindringen. Eine Blütenleſe von Auszügen, die ſich natürlich auf die charakteriſtiſchſten Äußerungen beſchränken muß, mag dartun, wie gut die „repräſentativen Perſönlichkeiten der ganzen Welt“ die Abſichten der Herausgeber von „King Alberts Book“ verſtanden haben.

Vorab ſeien die Stimmen der Diplomaten zitiert, die ihre Aufgabe, auf die Neutralen zu wirken, auf eine beſondere Weiſe erfüllen: durch Betonung ihrer unerſchütterlichen Abſicht, bis zur Erreichung des großen Endzieles durchzuhalten. So ſchreibt Miniſterpräſident Asquith, deſſen Äußerung in fakſimilierter Wiedergabe an der Spitze aller übrigen Antworten ſteht:

„Die Belgier haben ſich den unſterblichen Ruhm erworben, der einem Volke zukommt, das ſeine Freiheit über Bequemlichkeit, Sicherheit, ja über ſein Leben ſtellt. Wir ſind ſtolz auf unſere Bundesgenoſſenſchaft und Freundſchaft mit ihnen. Wir grüßen ſie mit Hochachtung, die uns ehrt. Belgien hat ſich um die Welt verdient gemacht. Es hat uns vor eine Pflicht geſtellt, die wir als eine Nation nicht vergeſſen

werden. Wir geben heute im Namen des Vereinigten Königreichs und des ganzen Reiches die Verſicherung ab, daß Belgien bis zum Ende auf unſere von Herzen kommende und unwandelbare Unterſtützung rechnen darf."

Der Miniſter des Äußeren Sir Edward Grey läßt ſich wie folgt vernehmen:

„Das Belgien angetane Unrecht hat uns zum Bewußtſein gebracht, daß wir nichts unterlaſſen dürfen und, wenn nötig, alles hingeben müſſen, um Belgien zu ſeinem Recht zu verhelfen und uns allen die Freiheit zu ſichern. — Was haben die Belgier getan, daß ihr Land erobert und verwüſtet werden mußte? Inwiefern hat ein Volk dazu herausgefordert, das niemand bedrohte und das nichts anderes erſtrebte, als in Ruhe gelaſſen zu werden, ſich ſelbſt zu regieren, ſeinen Boden zu bearbeiten und in Frieden ſeinen Handel zu entwickeln? — Freiheitsliebe und Streben nach Unabhängigkeit werden nicht durch Gewalt und Unterdrückung vernichtet, ſondern durch tapferes Verhalten und durch Leiden wachſen ſie der Menſchheit in die Seele hinein und dringen auf zu einem unvergänglichen Platz in aller Geſchichte."

Der bisherige Schatzkanzler David Lloyd George:

„Es iſt in manchen Perioden der Weltgeſchichte das Privileg der kleinen Völker, der Ziviliſation einen großen Dienſt zu erweiſen. Zu dieſem Dienſt gegenüber der Ziviliſation iſt heuer Belgien aufgerufen worden, und glänzend hat es ihn erfüllt. — Es iſt ſein Heroismus, der das preußiſche Junkertum, wie es leibt und lebt, in das Licht des Tages gezwungen hat. Solange dieſes gegen Frankreich, Rußland oder Großbritannien intriguierte, konnte es dies unter dem Schutze vernünftig ſcheinender diplomatiſcher Vorgaben tun; aber um Belgien zu überfallen, dazu mußte es aus der Maske heraus, alſo daß ſeine Arroganz, ſeine Brutalität und ſeine aggreſſive Art vor aller Welt offenbar wurden. Es war Belgiens Tapferkeit, die der verhängnisvolle Charakter des preußiſchen Militarismus ins hellſte Licht ſetzte, und wenn die Gefahren, die er droht, endlich einmal überwunden ſein werden, ſo werden wir den ehrenvollſten Anteil an dem Triumph dem kleinen Belgien ſchulden, das ſich geopfert hat. — Das unglückliche Land iſt jetzt von Barbaren überſchwemmt. Aber wenn die blutige Sintflut vorüber iſt, wird Belgien ein großes und ein ruhmvolles Land werden, das jeder Freund der Freiheit ehren, und das jeder Tyrann hinfort meiden wird."

Der frühere Erſte Admiralitätslord Winſton S. Churchill:

„In dieſem Augenblick, da ſeine Städte beſetzt, ſeine Landesſtrecken unterm Joch, ſeine Regierung und ſein Heer verbannt ſind, übt Belgien auf die Zukunftsgeſtaltung Europas und der Menſchheit einen Einfluß aus, der weit über den der großen Staaten hinausgeht, die in der Fülle ihrer Wohlfahrt und ihrer Macht daſtehen. Und aus dem Abgrund ſeiner heutigen Schmerzen und Leiden darf Belgien feſten Vertrauens in eine Zukunft blicken, die glänzender iſt, als es ſie ſich jemals hätte träumen können."

Die anderen führenden Staatsmänner der Entente, deren jahrelange Minierarbeit dieſen Krieg entfeſſelt hat, die Poincaré, Delcaſſé, Clemenceau, Iswolski, Saſonow uſw. fehlen in dieſem Konzert.

Im übrigen kehrt die Behauptung, Belgien habe „der Menſchheit einen nicht hoch genug zu veranſchlagenden Dienſt erwieſen", und nicht etwa England (Lord Curzon), mit beluſtigender Regelmäßigkeit bei den Politikern wieder. Admiral Lord Charles Beresford nennt unſern Durchbruch durch Belgien einen „unbarmherzigen, feigen und rohen

Angriff", und ſagt, das „Gewiſſen der ganzen Welt" ſei beleidigt worden durch die dabei begangenen „ſcheußlichen Barbareien". Lord Hardinge, als Vizekönig von Indien, ſpricht von einer „Reihe von Verbrechen", die kein Volk mit größerem Abſcheu beobachtet habe als — Indien. Vom Amtsvorgänger dieſes Mannes, dem Earl Curzon, werden wir als ein Feind Belgiens bezeichnet, „für deſſen Grauſamkeit es in der älteſten Geſchichte keine Parallelerſcheinung gibt". Daniel Reading, der Lord chief justice of England, ſchreibt: „Die Ausplünderung und Brandſtiftung von Löwen, die Zerſtörung von Mecheln, Termonde und tauſender belgiſcher Häuſer, die Verwüſtung des ganzen Landes, die Ermordung ſeiner Bewohner und die ſcheußlichen Grauſamkeiten, die in die Akten der belgiſchen Unterſuchungskommiſſion eingetragen ſind, alles das wird in Urkunden zu finden ſein, die einſt jedermann wird leſen können." Der jetzige Miniſter Arthur Balfour: „ . . . Wir ſehen Unrecht auf Unrecht, Infamie auf Infamie gehäuft. Falſch in der Kundgabe ſeiner Abſichten, brutal in ihrer Ausführung, hat der Vergewaltiger (Belgiens) erbarmungslos alle Geſetze mit Füßen getreten — nur das eine Geſetz der Strenge nicht. Er kennt wohl kein anderes. . . ." Ähnlich der Juriſt Sir Thomas Barclay: „Die Verletzung der belgiſchen Neutralität iſt ein Kollektivverbrechen, das jedes entehrende Individualverbrechen einſchließt: Mord, Raub, Brandſtiftung, Meineid, falſch Zeugnis, Treubruch uſw. . . ." Zu einer ſchon ans Lächerliche grenzenden Philippika verſteigt ſich der Earl of Rosebery: „ . . . Es gibt einen ritterlich und es gibt einen teufelsmäßig geführten Krieg: die Verwüſtung Belgiens wird lange als ein Muſter des letzteren gelten. . . Deutſche Kultur hat ſich ſchnell entwickelt — Ziviliſation*, Ehre und Ritterlichkeit hinter ſich laſſend. Die Preußen vollends haben dem alten Chriſtengott den Abſchied gegeben und die Verehrung einer heidniſchen Gottheit eingeführt, die ſie „Die Kraft" oder „Die Macht" nennen. Vor dieſem Moloch beugen ihre Führer, wenn ſie überhaupt irgendetwas verehren können, die Knie. Sein Wahlſpruch iſt Haß. Seine Engel ſind: Raſerei, Zerſtörung, Raubluſt. In ſeinem Namen rauben, plündern, morden ſie. Mit ſeiner Hilfe hofften ſie die Welt zu unterjochen. Belgien war das erſte Opfer. Ein zermalmtes Frankreich, ein gedemütigtes Rußland, ein annektiertes Holland ſcheinen nur die Meilenſteine auf dem Triumphmarſch zu dem eigentlichen, letzten Ziele zu ſein, welches die Erniedrigung und Vernichtung des britiſchen

* Es iſt hierbei zu bemerken, daß die Engländer die Ausdrücke „Kultur" und „Ziviliſation" in umgekehrter Bedeutung gebrauchen wie wir. Red.

Weltreichs iſt.“ So toll dieſe Phantaſien des Haſſes ſein mögen — den Gipfel erreicht der Admiral Lord Fiſher, bislang erſter Seelord des britiſchen Weltreiches. Dieſer Mann hat die Raffiniertheit, ſeine Gefühle durch zwei kurze Zitate zu offenbaren, von denen das eine aus der Bibel der Menſchheit (Jeremias, Kap. 51, Vers 56) genommen iſt und in Luthers Faſſung heißt: „Ein mächtiger Rächer iſt der Herr, der ſtrenge vergilt“; das andere aber aus der „Times“ (25. Oktober 1914) ſtammt und lautet: „Man fand ein armes Mädchen von 19 Jahren: das war nackt, vergewaltigt und gemordet. . .“

Gegen dieſen ſozuſagen gefrorenen engliſchen Haß, der ſich wie ein Grabſtein auf menſchliche Herzen legt, berührt der franzöſiſche beinahe wohltuend: wir empfinden ihn als einen Rauſch, und da wir den Haß der Franzoſen nicht erwidern, ſo können wir ihn gewiſſermaßen ironiſch genießen. Dazu lädt auch „King Alberts Book“ auf mancher Blattſeite ein. Allerdings wird dieſe äſthetiſche Freude manchmal dadurch beeinträchtigt, daß der franzöſiſche Haß hyſteriſche Formen annimmt. Das iſt z. B. der Fall, wenn Pierre Loti von den „unnennbaren Verſtümmelungen“ und von den „ſadiſtiſchen Vergewaltigungen“ ſpricht, vor denen die belgiſchen Ziviliſten geflohen ſeien; oder wenn Maurice Donnay von den Deutſchen in Summa ausſagt, ſie ſeien „unfähig der Gefühle der Hochachtung, der Verehrung, der Großmut und aller anderen Gefühle, die ſelbſt in den Schrecken des Krieges des menſchlichen Namens eingedenk bleiben“, und dann fortfährt: „Weiber, Kinder, Greiſe ſind hingeſchlachtet, oder vielmehr verſtümmelt, und zwar mit einem Raffinement, das kein Gorilla auszuſinnen vermöchte.“

Abſonderliche Gedanken produziert der Deutſchenhaß, wo er ſich in „King Alberts Book“ in dichteriſcher Form äußert. Ich beſchränke mich darauf, auf drei Erzeugniſſe von dieſer Art hinzuweiſen. Edmond Roſtand ſteuert ein Sonett bei, in dem u. a. Herr von Bethmann-Hollweg „plus double que son nom“ genannt wird. Rudyard Kipling dichtete 28 Zeilen, die er „The Outlaws“ überſchreibt: eine Charakteriſtik, die ausmalt, wie die Deutſchen — die „Geſetzesloſen“ — durch lange arbeitsreiche Jahre beſtrebt waren, ihre „Arſenale des Todes“ mit allerlei Gerät zu füllen, das über die Menſchheit im richtigen Augenblick ungekannte Schrecken bringen ſollte. Von Belgien und ſeinem König iſt hier bezeichnenderweiſe überhaupt keine Rede. Aber eine Geſchmackloſigkeit, die aus Gaſſeninſtinkten ſchwillt, entfaltet der Londoner Theatermann Herr Beerboom-Tree, der ſeine grellen

Bühnenkünſte auch in Deutſchland zeigen durfte. Dieſer ſchreibt dem König Albert zu Ehren einen Einakter, den er „Das Ultimatum“ nennt. Es treten darin zunächſt auf: der „Herrſcher eines großen Volkes“ und ein — „Hühneraugenoperateur“, und zwar im „marmornen Badezimmer“ des Herrſchers, der ſich eben behandeln läßt. Der „Hühneraugenoperateur“ wird im Verfolg des Geſprächs, das er mit dem Herrſcher hat, auf den Abend in das Palaſtzimmer befohlen, allwo die (dem Herrſcher fatale) Unterzeichnung des Ultimatums (an Belgien scil.) vor ſich gehen ſoll. Denn der „Hühneraugenoperateur“ hat einen Buckel, und der Herrſcher iſt auf Grund eines Wortes ſeines großen Vorfahren der Meinung, daß es glückbringend ſei, in entſcheidenden Augenblicken „einen Buckel neben ſich zu haben“. In einem nun folgenden Monolog entpuppt ſich der „Hühneraugenoperateur“ als der mißhandelte Sohn eines von den Soldaten des Herrſchers erſchoſſenen Anarchiſten. Er gelangt zu dem Entſchluß, den Herrſcher im entſcheidenden Augenblicke durch Gift zu töten, dadurch „den Krieg zu verhindern“ und „ein unſterblicher Wohltäter der Menſchheit“ zu werden. In der großen Sitzung nun, an der „Prinzen, Herzöge, Staatsminiſter, ein Prieſter, ein Profeſſor und Sykophanten“ beteiligt ſind, verrichtet der „Hühneraugenoperateur“ die Funktionen eines Mundſchenks. Schon ſchickt er ſich an, auf dem Höhepunkt der Situation dem Herrſcher in den dritten Likör ſein Gift zu miſchen . . ., da tritt ein Herzog auf den wankenden Helden zu und überreicht ihm — „den Orden vom Goldenen Lamm“! Dieſem Argument kann in Deutſchland, ſo will der Verfaſſer wohl ſagen, ſelbſt ein Königsmörder nicht widerſtehen, und ſo wird das Ultimatum unter dem Jubel des Volkes gezeichnet.

Der bekannte Britenhochmut läßt ſich vernehmen in einem Gedicht des Herausgebers bzw. „Geſamtorganiſators“ unſeres Buches, Hall Caine, das „Great Britain“ überſchrieben iſt. Der Verfaſſer führt darin aus, daß Großbritannien nicht um äußerer Macht willen groß ſei, ſondern daß dieſem Lande die allbeherrſchende Stärke gegeben ſei, um „als Mutter der Nationen, ſtreng und doch milde, die Schwachen zu beſchützen: „Therefore it is that God made Britain Great.“ Womit erſichtlich eine Art von geiſtiger Statthalterſchaft Gottes auf Erden für das nach Allmacht ſtrebende Britenreich proklamiert wird. In einem artigen Gegenſatz hierzu ſteht ein Beitrag des auſtraliſchen Bevollmächtigten George Reid, der das Herkommen und die Endzwecke des britanniſchen Machtſtrebens zwar nicht poetiſch verherrlicht, aber um deſto handgreiflicher verſtehen macht. Dieſer Right Honourable

Gentleman berichtet nämlich mit einer Umſtändlichkeit und poſſierlichen Feierlichkeit, daß „ . . . Parlament und Regierung von Auſtralien, auf eine edle Weiſe die Gefühle und Wünſche der Bevölkerung des Gemeinweſens darſtellend, einen großartigen Beweis für die unendliche Bewunderung und Sympathie für das Belgiervolk gegeben haben, indem ſie eine Summe von zwei und einer halben Million Franken zur Linderung der Leiden dieſes heroiſchen Volkes bewilligten . . .“; worauf er den bezüglichen Senatsbeſchluß, die Schilderung der Überweiſung dieſer Summe und die Empfangsbeſtätigung von der Hand des Miniſterpräſidenten Asquith im Wortlaut folgen läßt — dies alles zu Ehren eines Königs, deſſen eigentliche Tragik es iſt, ſeine ganze moraliſche Kraft einem Staatsweſen geliehen zu haben, das mit einzig daſtehender Ausſchließlichkeit die wirtſchaftliche Ausbeutung der Erde und die Begründung und Feſtigung einer Weltherrſchaft durch das Mittel des Geldes zu ſeinem eigentlichen Daſeinszweck erhoben hat. Wenn König Albert aus dem ihm gewidmeten Buche etwas lernen kann, ſo das Letzte und Beſte aus dieſer feierlich-ſchönen Protokollierung einer Geldgabe an ſein Volk.

Daß England in dieſem Kriege um nichts anderes als um ſeine wirtſchaftliche Vormachtſtellung in der Welt kämpft, kommt auch in „King Alberts Book“, ſo laut auch auf jeder Blattſeite die Wiedereinſetzung Belgiens in ſeine Rechte als Beweggrund aller Anſtrengungen bezeichnet wird, doch unmißverſtändlich zum Ausdruck. Natürlich ſind die Söhne Albions hier wie überall politiſch genug, ihre diesbezüglichen Hoffnungen und Erwartungen poſitiv *nicht* zu formulieren. Nur ein einziger unter ihnen verſpricht ſich einmal. Dieſer, anſcheinend ein Lobredner des Krieges aus darwiniſtiſcher Weltanſchauung — es iſt der Juriſt Sir *James Barr* — ſpricht davon, daß die Alliierten „mit der Eroberung Deutſchlands nicht zufrieden ſein“ dürften, ſondern auch „eine königliche Raſſe auf den Schild erheben“ müßten, „deren Einfluß der ganzen Welt für immer fühlbar ſein“ ſolle. Im übrigen kennzeichnet aber auch dieſer Unvorſichtige das engliſche Kriegsziel *negativ*. Wie der engliſche Maler *William Richmond* „Europa von den Barbaren befreit“ ſehen möchte, wie der Oxforder Gelehrte *Frederic Harriſon* den „Militarismus in Deutſchland für immer ausgerottet“ wiſſen will, und wie der Ritter der Ehrenlegion Sir *Hirlam Maxim* erklärt, daß die Ziviliſation „die völlige Beſeitigung“ unſeres Regierungsſyſtems verlange, ſo fordert James Barr, daß „die Familien Habsburg und Hohenzollern mit Stumpf und Stiel ausgerottet (eliminated root and branch),

und vernünftige Herrſcher an ihre Stelle geſetzt werden"; außerdem ſoll es „vornehmſte Pflicht der Verbündeten ſein, darauf zu ſehen, daß die Machtverhältniſſe derart verändert werden, daß dieſer Kampf niemals wieder ausbrechen kann". Natürlich werden auch dieſe negativ umſchriebenen Kriegsziele Englands nicht aus realpolitiſchen Erwägungen, ſondern ganz und gar vom moraliſchen Standpunkt aus erhoben. Es kennzeichnet die tiefe Weſensverſchiedenheit des franzöſiſchen und des engliſchen Geiſtes, ja man darf ſagen des europäiſchen und des angelſächſiſchen Geiſtes, daß demgegenüber ein Mann wie Paul Bourget mit rückſichtsloſeſter Ehrlichkeit auch poſitiv bekennt, was ihm — und mit ihm vielleicht der Mehrzahl der gebildeten Franzoſen — als eigentliches Kriegsziel vorſchwebt. Dieſer ehrliche Mann geht zunächſt der „Phraſeologie" zu Leibe, die in der ganzen Welt ſo gern gegen Deutſchland ausgeſpielt wird: als ob nämlich der gegenwärtige Krieg ein Kampf zwiſchen Demokratie und Feudalſtaat ſei. „Dieſe Phraſeologie entſpricht keineswegs der Wirklichkeit", ſagt Bourget. „Wir kämpfen nicht als Demokraten. Die Engländer haben nicht aufgehört, die Jahrhunderte alte Monarchie und Ariſtokratie zu ſein, die ſie auch vor dem 2. Auguſt 1914 waren .... Deutſchland aber iſt kein Feudalſtaat mehr. Es iſt keine Handvoll von Krautjunkern, was wir vor uns haben, ſondern ein Volk von Handeltreibenden, Induſtriellen, Bauern und Arbeitern." Dann aber enthüllt Paul Bourget, nachdem er, vom realpolitiſchen Boden ſeiner Betrachtungen ſich entfernend, den Widerſtand König Alberts als eine moraliſche Großtat gefeiert hat, ſein ſehr intereſſantes Zukunftsprogramm. Es kommt Bourget darauf an, „die große Linie" der traditionellen europäiſchen Politik Englands wiederherzuſtellen. „Es gab einſt," ſagt er, „ein Europa, das aus lauter Kleinſtaaten beſtand, und deſſen Zerſtückelung eine angreifende Bewegung von ſo enormen Menſchenmaſſen, wie wir ſie jetzt mitmachen, ſehr viel ſchwerer machte. Es war Herr von Bismarck, das ſchlimme und tatgewaltige Genie, der es fertig brachte, dieſes ſo klug zuſammengeſetzte Europa über den Haufen zu werfen... Wenn wir, nach dem Vorbeigang des Sturmes, einen dauernden Frieden bereiten wollen, ſo müſſen wir die Politik der Erſchaffung von Kleinſtaaten wieder aufnehmen. Einer der Monarchen der Verbündeten ſagte ſehr weiſe zu einem unſerer größten Geſandten: ‚Das Streben der Verbündeten geht dahin, Europa in die Lage vor der Zeit Bismarcks zurückzuführen.' In dieſe Richtung geht in der Tat unſer Wollen, nicht aber auf unmögliche und chimäriſche Friedensproklamationen,

und auch nicht auf das fürchterliche Projekt eines größeren unifizierten Deutſchland unter republikaniſcher Etikette. Es iſt wichtig für die Zukunft der ziviliſierten Welt, daß es nicht mehr ein (einiges) Deutſchland, ſondern nur noch Deutſche gebe — ein Moſaik von Kleinſtaaten und nicht mehr jenen Block, den die mächtige Hand eines eiſernen Kanzlers zuſammengeſchweißt hat." Das ſei das Prinzip, führt Bourget weiter aus, für welches Engländer und Belgier kämpften, für das auch die Franzoſen kämpfen müßten, da es auch dieſe „in die große Linie ihrer Geſchichte wieder einſchwenken" laſſe. Denn die alte franzöſiſche Monarchie habe niemals ein anderes Programm gehabt, und „die wahre Politik begegnet ſich mit der wahren ſozialen Ordnung in der Hand des Königs". Dieſe Hand habe aber König Albert auf die ſelbſtverſtändlichſte Weiſe ſehen laſſen. — Man könnte gegen dieſes franzöſiſche Zukunftsprogramm natürlich mancherlei einwenden, unter anderm, daß es einen Naturvorgang wie die gewaltige Volksvermehrung Deutſchlands, die als die letzte treibende Urſache ſeines Wachstums und ſeiner Kraftentfaltung anzuſehen iſt, unberückſichtigt laſſe; daß es Europa, mit eingeſchloſſen das in der Volkszahl zurückgehende Frankreich, der Willkür Englands und Rußlands unterſtelle, ja einen Kampfplatz aus ihm mache, auf dem die künftigen Intereſſengegenſätze dieſer beiden Rieſen ausgefochten werden würden; daß es das Rad der Geſchichte gegen alle natürlich wirkenden Kräfte und gewordenen Zuſtände rückwärts drehen wolle uſw. uſw. Aber es kommt hier nicht ſo ſehr darauf an, das Programm eines bedeutenden Franzoſen zu widerlegen, als darauf, es mitzuteilen. Paul Bourgets Stimme, die mit verehrenden Seitenblicken auf König Albert ein franzöſiſches Königreich erſehnt, das er mit allen anderen europäiſchen Kleinſtaaten, insbeſondere den deutſchen, unter die Aufſicht Englands und Rußlands ſtellt — dieſe Stimme iſt nicht eben ein Symptom gefeſtigter Stärke der franzöſiſchen Republik. Und wenn man dieſe Vorliebe Paul Bourgets, der ſicher nur einer unter vielen iſt, mit der etwas auffälligen Tatſache zuſammenhält, daß keiner der politiſchen Führer der franzöſiſchen Demokratie in „King Alberts Book" vertreten iſt, ſo könnte man geneigt ſein, auch hierin ein Symptom zu erblicken. Wie es aber immer um die Stellung des franzöſiſchen Volkes zu König Albert beſchaffen ſei: erfreulich und Sympathie weckend iſt, daß einer ſeiner namhaften Vertreter, wo er von dem Kriegsziel der Gegner Deutſchlands ſpricht, die engliſche Maske rundweg verſchmäht.

Es fehlt auch ſonſt nicht an Äußerungen in „King Alberts Book",

an denen man eine rein menſchliche Freude haben kann — auch als Deutſcher. Freilich ſind ſie ſelten, und am ſeltenſten auf engliſcher Seite. Die Gerechtigkeit verlangt aber, des Guten auch in ſeinem beſcheidenſten Ausmaß Erwähnung zu tun. Da ſei denn anerkannt, daß der engliſche Admiral Sir John Jellicoe, neuerdings Erſter Seelord, den männlichen Ausſpruch tat: „So wie Belgien ſeinen Heroismus in Taten ausgedrückt hat, ſo hoffen wir von der großen Flotte unſere Sympathien auch durch Taten ausdrücken zu können"; daß Lord Burnham, ſo tief ſeine Worte ſonſt auch in der konventionellen engliſchen Anſchauung der Dinge ſtecken bleiben, als einziger weißer Rabe unter ſeinesgleichen das Eingeſtändnis macht, daß „die Unabhängigkeit und Integrität Belgiens ein vitales Intereſſe Englands iſt"; und daß Viscount Gladſtone, ehemaliger Gouverneur von Süd-Afrika, den beherzigenswerten Ausſpruch tut: „daß die beſte Ehrung für den König Albert in perſönlichen Aufwendungen und Dienſten beſchloſſen liege, die geeignet ſeien, eine große Zahl von Männern, Frauen und Kindern zu unterſtützen, die jetzt leiden müſſen." Sympathiſcher noch berühren einige Beiträge von franzöſiſcher Seite. Es will gewiß ſchon viel heißen, wenn Männer wie Anatole France, Henri Bergſon, Maurice Maeterlinck, Emile Verhaeren zum König von Belgien ohne die Anwürfe gegen Deutſchland reden können, die „King Alberts Book" zu einem Rieſenpamphlet machen, wie es die Geſchichte noch nicht hervorgebracht hat. Anatole France — ganz ohne das Roſewort „Barbaren" geht es natürlich bei ihm doch nicht ab — feiert den König in warmen, nur nicht immer ganz zutreffenden Worten als einen „Helden und als einen Gerechten". Maeterlinck ſagt, daß es ihm nicht zukomme, den Ruhm ſeines kleinen Vaterlandes zu feiern und ſpricht dem Herausgeber ſeinen Dank aus. Henri Bergſon feiert König Albert als den zweiten Philoſophen — nach Marc Aurel — auf einem Herrſcherthron, und macht im Verlauf ſeiner Darlegungen folgendes nicht ganz unbedeutſame Zugeſtändnis: „Man forderte von Belgien nur die Erlaubnis zum ungehinderten Durchzug. Man würde ihm, ſagte man, ſeinen Landbeſitz vollſtändig zurückgeben. Hätte mans getan? Ich weiß es nicht, aber es ſtand dem kleinen Volke ja frei, es zu glauben. Und wenn es nun erklärt hätte, daß es der Gewalt weiche, daß es das Unvermeidliche hinnehme — wir hättens beklagt, aber wir hätten nicht gewagt es zu tadeln." Wenn ein Mann wie Bergſon dies ausſpricht, ſo wird man daraus folgern dürfen, daß Belgien den Weg realpolitiſch wägender Vernunft ſehr wohl hätte beſchreiten können, ohne vor dem

Richterſtuhl der Weltgeſchichte verdammt zu werden. Emile Verhaeren endlich richtet ſich in bewegten Worten direkt an ſeinen König: „Sie ſind in dieſer Stunde der einzige König in der Welt, den ſeine Untertanen, ohne eine einzige Ausnahme, einsgeſinnt und von ganzer Seele lieben und bewundern. Dieſes Glück iſt einzig, und es iſt das Eure, Sire. Kein Herrſcher unter den Menſchen durfte es ſo auskoſten wie Sie, ſo lange die Erde läuft"... Man wird dieſe geſteigerten Empfindungen, die ein Dichter in welterſchütternder Stunde zu ſeinem König ſpricht, auch auf der andern Seite, auf unſerer Seite, hochachten, wenn ſich auch von ihr aus alles ſo ganz anders anſieht. Weiter berühren angenehm die Worte, die Romain Rolland dem König Albert und dem belgiſchen Volke ins Buch ſchreibt. Nicht daß es darin an Ausfällen gegen uns fehlte: unter anderm wird unſer Kaiſer mit Philipp II., dem aus Schillers „Don Carlos" und aus Goethes „Egmont" bekannten Peiniger Vlanderns, in einem Atem genannt. Auch macht Rolland kindlicherweiſe „das ſieggewohnte Deutſchland" verantwortlich für „die allgemeine Aufnahme einer Realpolitik, die ſich plump auf Macht und Intereſſen ſtützt". Aber Rolland iſt voll von Zärtlichkeit für Belgiens alte (germaniſche! möchte ich erinnern) Kultur, während die andern nur voll von Haß gegen Deutſchland ſind; und dann hat dieſer Franzoſe noch ſo viel geſchichtliche Erinnerung, daß er im Vorbeigehen auch der Leiden gedenkt, die Belgien — dem germaniſchen alten Kulturland! — von franzöſiſchen Königen und vom franzöſiſchen Volke zuteil wurden. Um ihrer Schönheit und um ihrer reinen Hingabe an den König Albert willen verdienen endlich Hervorhebung noch die Worte des franzöſiſchen Schriftſtellers Henri Lavedan. Auch in ihnen, und das macht dieſe Worte auch politiſch intereſſant, ſchlägt die reinmenſchliche Liebe an einigen Stellen in eine fühlbare Sehnſucht um, eine Sehnſucht, die zwar nur mit bedeutſamen Worten zu ſpielen ſcheint, aber darum doch leicht erkennbar iſt. Lavedan ſagt beiſpielsweiſe: „Dieſer Albert ohne Land, dieſer Albert Belgiens und Frankreichs iſt in dieſem Augenblick der berühmteſte, der geliebteſte, der mächtigſte aller Könige, denn er regiert abſolut über unſere Herzen . . ." Vielleicht iſt es aber auch nur der tapfere Soldat in König Albert (einem Koburger), der es Henri Lavedan angetan hat. Jedenfalls lebt in ſeinen Worten, die völlig ohne Gift und Galle ſind, etwas von der altfranzöſiſchen Ritterlichkeit.

Die Kennzeichnung des Buches würde aber ſehr unvollſtändig ſein, wollte man die Stellung der Neutralen darin nicht beſonders erwähnen. Die Beteiligung der Neutralen an dieſer Kundgebung des

europäiſchen Geiſtes gegen Deutſchland bedeutet nämlich eine Schwäche, ja ein Mißlingen der Abſichten der Herausgeber. Denn dieſe Beteiligung iſt ſehr ſchwach, und ſicherlich ſchwächer, als erwartet wurde. Den 187 Mitarbeitern von kriegführender Seite, unter denen wieder 152 Briten ſind, ſtehen nur 51 Mitarbeiter von neutraler Seite gegenüber, von denen ſich 21 Stimmen als Engliſch-Amerikaner dokumentieren. Was haben dieſe 51 Neutralen zu ſagen? Und wer ſind ſie, die als „repräſentative Perſönlichkeiten" ihrer reſpektiven Länder bezeichnet werden? Die Antwort lautet für England nicht gerade günſtig. Eine große Anzahl Frauen ſind darunter, die auffallend unbedeutende, ja unſinnige Äußerungen tun. So fordert eine „amerikaniſche Philanthropin" namens Alma Belmont das ſofortige Eingreifen der Vereinigten Staaten zugunſten unſrer Feinde. Eine andere Amerikanerin, Gertrude Atherton, rechnet mit der Möglichkeit des Entſtehens einer „Großen europäiſchen Republik" (mit Ausſchluß Englands) als dem Reſultat dieſes Krieges und „fühlt poſitiv, daß, wenn die Vereinigten Staaten mit wählen dürften, König Albert der populäre Präſidentſchaftskandidat ſein würde". Weiter finden ſich unter den Neutralen eine Anzahl Künſtler, die es ſich genügen laſſen, eine Bildbeigabe oder eine Muſikkompoſition zu ſpenden. Was hiernach noch bleibt ſind nicht ganz zwei Dutzend Perſönlichkeiten von geiſtigem Rang. Dieſe wieder ſcheiden ſich in zwei Klaſſen: nämlich in ausgeſprochene Deutſchfeinde, um nicht zu ſagen Deutſchenfreſſer, die den Herausgebern willfährig ſind, und in kühl geſtimmte Zuſchauer, die wohl ein freundliches Wort für den geſchlagenen König Albert, aber keinerlei Beſchuldigung für Deutſchland haben. In die erſte Klaſſe gehören etwa zehn Perſönlichkeiten — die damals noch neutralen Italiener mit eingerechnet —, die ihrer deutſchfeindlichen Stellungnahme Ausdruck geben.

Wie gelegentlich eine vereinzelte ſchwediſche Stimme, ſo dürften auch einige Meinungsäußerungen aus dem, Deutſchland nicht ungünſtig geſinnten Lande Spanien ganz und gar perſönlichſte Angelegenheit von Außenſeitern ſein. Das gilt nicht ſowohl von dem Dichter Vinzente Ibanez, der ſeine Angriffe hauptſächlich auf unſern Kaiſer richtet, „der die halbe Welt niederbrennen würde, wenn dies ſeiner Nero-ähnlichen Ruhmſucht neue Nahrung zuführen könnte", als vielmehr ganz beſonders von dem ehemaligen Premierminiſter Conde de Romanones, der es ausſpricht, daß „die ziviliſierte Welt mit Angſt die Ergebniſſe dieſer ſchrecklichen Ereigniſſe erwartet", und daß „die kleine belgiſche Nation nicht verſchwinden darf und ihre Selbſtändigkeit" —

die nach einem opfervollen Kriege doch nur ein Geſchenk des Siegers ſein könnte! — „nicht wird verlieren können". Ähnlich verletzt der ehemalige Premierminiſter von Dänemark, J. C. Chriſtenſſen, die Pflicht neutraler Zurückhaltung, indem er ſagt: „Wenn Belgiens König und ſein Volk nicht in allem, was ſie jetzt leiden, rehabilitiert werden, dann, ſo ſcheint uns, iſt die Gerechtigkeit in den Staub getreten, und alles Gerede über europäiſche Kultur muß verſtummen." Vollends in einen Taumel redet ſich der damalige portugieſiſche Miniſter des Auswärtigen, Antonio Macieira, der mit der Feſtſtellung beginnt: deutſche Betätigungsart ſei „Barbarei, geſteigert durch Wiſſenſchaftlichkeit", „ziviliſierte Barbarei", und endigt: „Dieſe Huldigung, die ich in tiefer Bewegung der tapferen Regierung eines tapferen Volkes darbringe, geht Hand in Hand mit der Huldigung, die das portugieſiſche Volk zum Ausdruck bringt — will ſagen in Kürze zum Ausdruck bringen wird: und zwar in Taten, wie ich hoffe." — Stehen dieſe Stimmen in den Ländern, aus denen ſie erklingen, vereinzelt oder allein, ſo haben die amerikaniſchen Urteile zweifellos das „große Publikum" hinter ſich. Es ſeien zwei dieſer Urteile angeführt, die für die oberflächliche Denkweiſe der amerikaniſchen Intelligenz kennzeichnend ſind. Der frühere Geſandte der Vereinigten Staaten in London und erſter Abgeordneter für die Internationale Friedenskonferenz im Haag, Joſeph H. Choate, ſpricht in der herkömmlichen Weiſe, d. h. ohne die mindeſte Berückſichtigung der tieferen Zuſammenhänge der politiſchen Dinge, von einem von Deutſchland begangenen „Verbrechen", um dann in blindem Vertrauen auf engliſche Zeitungsmeldungen fortzufahren: „Für ihr kühnes Einſtehen für Recht und Pflicht wurden die Belgier, die keinen Angriff planten, durch eine Übermacht erdrückt, in den Staub getreten und dem Hungertode („starvation") ausgeliefert, ihre Häuſer wurden zerſtört, ihr ganzes Land verwüſtet und in ein einziges Schlächterhaus gewandelt." Aus der Froſchperſpektive eines politiſchen Schlagwortphiloſophen, der von der Wirklichkeit der Dinge noch weiter entfernt iſt als Amerika von Deutſchland, beurteilt der amerikaniſche Schriftſteller Winſton Churchill — nicht zu verwechſeln mit ſeinem engliſchen Namensvetter — unſere Verhältniſſe. Er ſagt: „Einmal in Taten umgeſetzt, ſind die Ideen von Treitſchke und Bernhardi von der ganzen ziviliſierten Welt zurückgewieſen worden. Dieſe Ideen ſind beſonders den Amerikanern zuwider. Militarismus und Monarchismus, der irgendetwas von Abſolutismus in ſich hat, haben diesſeits des Atlantics immer Verdacht und Mißvergnügen erregt. Ein wachſender,

aufgeklärter Teil unſerer Bevölkerung ſieht eine den Weltfrieden und die wohlverſtandene Weltwohlfahrt bedrohende Fauſt in dem ſtreitbaren, nationalen Handelsideal, das die Deutſchen ſo prächtig mit ihrem Monarchismus zu verweben gewußt haben, in der Hoffnung das Leben dieſes Monarchismus zu verlängern. Dieſes nationale Handelsideal iſt außerdem eine logiſche Konſequenz des wirtſchaftspolitiſchen Grundſatzes vom wohlverſtandenen Selbſtintereſſe, deſſen Anwendbarkeit auf das moderne Leben ernſthaft beſtritten worden iſt." Darauf ſpricht dieſer typiſche Amerikaner, der die Beſchützung des engliſchen Überſeehandels durch eine Rieſenflotte ſicherlich als einen natürlichen Zuſtand anſieht, und ebenſo ſicherlich niemals Zeit gehabt hat, um die gefährliche geographiſche Lage Deutſchlands zwiſchen zwei großen Militärmächten genauer zu betrachten, nämlich auf Grund des harten Textes, den die Geſchichte geſchrieben hat, — auf dieſe naive Anſichtsäußerung ſpricht Churchill die Hoffnung aus, daß Deutſchland in nicht zu langer Zeit „zu ſeinem beſſern Selbſt erwachen möge", und gelangt von hier mit einem kühnen Sprung zu der beruhigenden Feſtſtellung: „Das britiſche Weltreich kämpft ſo ſicher für das deutſche Volk wie für das eigene..." Die Anzahl der neutralen Stimmen, die in „King Alberts Book" das erbetene „Schuldig" und „Kreuzige" über Deutſchland rufen, iſt, wie ſchon oben geſagt wurde, nicht ſonderlich imponierend. Aber man muß zugeben, daß dieſe geringe Zahl immer noch ſchwerer wiegt auf der Wage der Menſchheit, als das Gewicht ihrer Gründe.

Nun aber iſt den Herausgebern das Experiment auch inſofern fehlgeſchlagen, als manche Neutrale — wirklich neutral bleiben, indem ſie ſich darauf beſchränken, dem König Albert in vielſagender Kürze ihr menſchliches Mitgefühl auszuſprechen, ohne ſich über Deutſchland zu entrüſten. In die Reihe dieſer Mitarbeiter gehören z. B. die holländiſchen Dichter Frederik van Eeden und Louis Couperus, der Pole Henryk Sienkiewicz, der Schwede Jonas Bojer, der Spanier Ramon Perés u. a. m. Zu dieſen Perſönlichkeiten, die wir natürlich keineswegs als Deutſchfreunde anſprechen wollen, geſellen ſich einige andere, die ſogar ſo etwas wie einen Willen zur Objektivität erkennen laſſen. So ſpricht Fridtjof Nanſen mit fühlbarer Abſichtlichkeit von der Tragödie Belgiens als von einem „Schickſal", und in demſelben Sinne ſagt Ellen Key: „Dies Schickſal iſt über Belgien gekommen, weil die Welt noch durch Macht, nicht durch Recht regiert wird". Einen Schritt weiter geht der amerikaniſche Expräſident William Taft, der ausdrücklich betont, „in keiner Hinſicht Partei ergreifen zu

wollen". Und eine unmißverſtändliche Abſage erteilt den engliſchen Seelenfängern Gottfried Billing, der Biſchof von Lund, der den Ausſpruch tut: „Sympathien bringen wir, aus der Tiefe unſeres Herzens, allen Völkern entgegen, die an dieſem Kriege teilnehmen", was er mit der einen, „den Geiſt erhebenden" Wahrnehmung begründet, „daß in jedem Lande, das in den Krieg verwickelt iſt, eine völlige Einigkeit herrſcht, daß die Trennung nach Klaſſen und Parteien aufgehoben iſt, daß alle Bürger eins ſind in der Darbringung jedweden Opfers, das zum Wohle und zur Ehre des Vaterlandes gefordert werden mag ..." Es liegt nahe zu fragen: ob den Herausgebern nicht etwa mehr ſolcher Antworten auf ihre Rundfrage zugegangen ſein ſollten, Antworten, die aus ebendieſem großen, unbefangenen und allesumfaſſenden Mitgefühl des Biſchofs Billing hervorgegangen wären, Antworten, die auch der verwickelten und vielſeitigen belgiſchen Frage von einem höheren Standort und aus gerechter Erwägung aller Tatſachen und Verhältniſſe beizukommen ſuchten?

Als feſtſtehend kann aber ſchon jetzt erklärt werden, daß wenigſtens einer der Befragten, der norwegiſche Schriftſteller Nils Kjaer, den Herausgebern von „King Alberts Book" eine entſchiedene Abſage erteilt hat. Die Erklärung, die dieſe Abſage rechtfertigt, iſt eine tödliche Kritik des ganzen Unternehmens. Nils Kjaer ſchreibt: „Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß es England war, das dieſen Weltbrand entfacht hat. Ein Krieg zwiſchen Deutſchland und Rußland auf der einen Seite, zwiſchen Deutſchland und Frankreich auf der andern Seite war noch kein Weltkrieg. Wäre England nicht hinzugekommen, ſo würde Deutſchland bereits vor Monaten volle Freiheit gehabt haben ſeine Abrechnung mit Rußland abzuſchließen, was für Europa ein ewiger Segen geweſen wäre und über kurz oder lang auch für Frankreich. — Aber Europa iſt der Weltteil, deſſen Schickſal England am wenigſten bedrückt. Dieſes alte Raubvogelneſt vor Europas Küſte hat vier andere Weltteile, wo es ſeine Gefräßigkeit ſättigen kann. Denn nur in uneigentlichem Sinne iſt England eine europäiſche Macht mit Verantwortung für Europa; deshalb fühlt dieſes Imperium es auch durchaus nicht als eine Demütigung, daß es ſich in Geſellſchaft mit dem volksarmen Frankreich, um das germaniſche Volksheer zu bekämpfen, ſelbſt mit der gelben Gefahr, dieſer widerwärtigen Zwergraſſe im äußerſten Oſten, verbünden muß. Auf eine derartige Herausforderung konnte Deutſchland nur eine Antwort geben, nämlich die Erhebung des Islams. — In England, wo ohne Unterlaß Belgiens

wegen aufgeſchrieen wird, wird über Finnlands Schickſal, das auch ſeine Kümmerniſſe hat, geſchwiegen. Im Bündnis mit den Weſtmächten kann Rußland es ſich geſtatten, die letzten finniſchen Flecken auf der moskowitiſchen Reichseinheit zu entfernen. In dieſem liberalen England und in dieſem radikalen Frankreich erlaubt man dieſe letzte Kränkung einer Volksindividualität mit Reſignation, während man gleichzeitig behauptet, für die Freiheit Europas zu kämpfen. — Gerade uns Skandinaviern gibt dieſe ſo verſchiedene Haltung der Weſtmächte zwei Völkern — dem belgiſchen und dem finniſchen — gegenüber Stoff zum Nachdenken. Von England wird verſucht, einen Welthaß gegen Deutſchland wegen Verletzung der belgiſchen Neutralität zu entfachen. *Hier iſt England intereſſiert.* Gleichzeitig wird ein loyales, ein leider allzu loyales Volk, das finniſche, mit vollſtändiger Ausſchaltung aus der Reihe der Völker bedroht. *Denn hier iſt England zurzeit nicht intereſſiert!* Bedingungen, die Deutſchland dem überwundenen feindlichen Belgien zu bieten niemals geſonnen wäre, bietet Rußland dem friedlichen und harmloſen Finnland. Und Seite an Seite mit dieſem Rußland kämpft England für der kleinen Nationen Freiheit und Recht!“...

Wir haben im vorſtehenden „King Alberts Book“ durch eine Reihe von Auszügen zu kennzeichnen geſucht. Wie alle Tendenzſchriften kennzeichnet ſich dieſes Buch aber nicht nur durch das, was darin ſteht, ſondern auch durch das, was *nicht* darin ſteht, was aber darin ſtehen könnte, darin ſtehen ſollte. Man entſtellt die Wahrheit ja nicht nur durch Ausſagen, ſondern auch durch Verſchweigen. Vergegenwärtigen wir uns noch kurz was „King Alberts Book“ in dieſem Betracht bedeutet. — Die belgiſche Frage war von den Herausgebern zur Diskuſſion geſtellt! Wie aber wird ſie erörtert? Weder aus großen geſchichtsphiloſophiſchen oder geſchichtlichen Geſichtspunkten, die die Anomalie und die faktiſche Unhaltbarkeit eines ſo künſtlichen Gebildes wie der belgiſchen Neutralität dartun müßten, noch unter gerechter Berückſichtigung aller Verhältniſſe, die zum Bruch und zur Verletzung dieſer Neutralität geführt haben. Wer allen diplomatiſchen Geheimniſſen der beiden letzten Jahrzehnte: denen, die in den Akten ſind und jenen, die nicht in den Akten ſind, auf den Grund kommen könnte, würde vielleicht erkennen, daß König Albert und ſeine Regierung nur die Geſchobenen waren, als ſie mit engliſchen Militärs Vereinbarungen trafen und ihr Land zu einer Feſtung machten, die England ſchützen und als engliſches Ausfallstor gegen Deutſchland benutzt werden ſollte. Aber kann ſchwäch-

liches Mitſichgeſchehenlaſſen ein Rechtfertigungsgrund ſein, wenn es zu Kataſtrophen führt? Nicht nur wird dieſe Frage gar nicht aufgeworfen in „King Alberts Book“, ſondern es wird nicht einmal, mit der leiſeſten Andeutung nicht, auf jene in Brüſſel gefundenen Dokumente Bezug genommen, die Belgiens Neutralitätsbruch und politiſches Aktivwerden gegen uns unwiderleglich dartun. Wer aber als „repräſentative Perſönlichkeit“ in einem feierlichen Dokument, das die Zeiten überdauern ſollte, zur belgiſchen Frage das Wort ergriff, war der's nicht ſich und ſeiner Stellung ſchuldig, ſie in ihrem vollen Umfang wenigſtens anzudeuten — oder aber, als übereine noch unaufgeklärte Angelegenheit, zu ſchweigen? Stillſchweigen ſehen wir in „King Alberts Book“ aber nur da beobachtet, wo die Tatſachen für Deutſchlands großes und ſtarkes Recht eine unmißverſtändliche Sprache führen.

Umſchau

(Werke, Ereigniſſe, Menſchen)

Grenzen Als der Krieg ausbrach bemächtigte ſich unſer ein dumpfes Gefühl dafür, daß die Karte Europas anders werden würde. Das verſtieg ſich hinauf bis zur Karikatur. Es entwarf etwa ein Witzbold eine Malerei, die die neuen Grenzen Deutſchlands offenbaren ſollte; ein findiger Händler zog das Bild auf eine Anſichtspoſtkarte ab; ein mißgünſtiger Neutraler brachte das Produkt ins feindliche Ausland, und ſchließlich lief das Gebilde als ernſter Beweis für die Herrſchſucht des Gegners um.

Die Zeit ſolcher Karikatur iſt vorüber. Das Grenzproblem fällt jetzt zu ſchwer auf unſere Seelen, als daß es witzig behandelt werden könnte. Und je näher es rückt, deſto härter wird der Druck. Denn es kommt jetzt das Stadium der Verantwortlichkeit. Wer jetzt noch redet, muß bedenken, daß er das Geſprochene auch vertreten muß. Das bedeutet dann ganz von ſelbſt eine Verſchärfung der Gegenſätze. Und ſolche Gegenſätze ruhen nicht bloß im Mehr oder Weniger, ſondern vor allem in der Art. Eine neue Linie in die Karten zeichnen iſt ſchon ſchwer, aber viel ſchwerer der Entſchluß, was bis zu dieſer Linie gelten ſoll. Wir kennen es von Elſaß-Lothringen her, und das war ein Kinderſpiel gegen die Einverleibungen oder Angliederungen von heute. Man braucht bloß Polen zu nennen, um den Wirbel der Meinungen zu verſpüren.

Jedes ſolches Sinnen über die „Art“ läßt das Weſen der Grenze in einem ganz anderen Lichte erſcheinen. Das Wort Grenze wird dadurch verinnerlicht. Und es ſpringt uns gleichſam ins Geſicht die Erkenntnis, daß *geiſtige Werte* vonnöten ſind, um die Grenze zu finden und um ſie zu wahren.

Haben wir den Weltkrieg geiſtig erfaßt? Das muß entſchieden verneint werden. Vielleicht kann überhaupt kein einziger Krieg von ſeinen Zeitgenoſſen voll be-

griffen werden. Ernſte Denker behaupten das ſogar von den Befreiungskriegen. Aber vom gegenwärtigen Kriege gilt es in vielfachem Maßſtabe.

Dieſer Krieg iſt, wie nun alle wiſſen, aus der Weltverteilung, der Handelseiferſucht, den kolonialen Notwendigkeiten erwachſen. Das alles wieder erwuchs aus dem Aufſchwung des Handels und der Technik. Und das wieder iſt den ungeheuren Fortſchritten der naturwiſſenſchaftlichen Erkenntnis zu verdanken.

Haben wir nun dieſe Vorbedingungen, dieſe Unterlagen der gegenwärtigen Geſchehniſſe ſchon voll begriffen? Auch hier bleibt ein ſtarkes Nein. Es kann doch wohl nicht bezweifelt werden, daß Dampf und Elektrizität, Zelle und Vererbung und alle die andern Neuwerte der letzten Jahrzehnte bis jetzt nur Fernblicke ſind nach neuen geiſtigen Erlebniſſen. Eine Welterkenntnis, die das ſchon alles verarbeitet hätte, oder gar eine Religion, der die Abklärung dazu gelungen wäre, fehlt uns durchaus. Einige auserleſene Geiſter mögen vielleicht dieſes Überwinden der neu andringenden Erkenntniſſe ſchon in ſich tragen. Aber die Gemeinde, das ganze überzeugte Volk, das ſuchen wir heute vergeblich.

Überdies iſt die natürliche Wiſſenſchaft ſelbſt noch längſt nicht ans Ende gelangt. Oder richtiger geſagt: zur Ruhe gekommen. Denn ans Ende kommt ſie nie. Wohl aber durchlebt ſie große Zeiten, denen dann lange Ruhepauſen folgen. Und gerade eine ſolche große Zeit, eine der größten wohl, umſchließt uns, die wir vom neunzehnten ins zwanzigſte Jahrhundert hinübergegangen ſind. Wie ſoll da ſchon die Umſetzung des Erkennens in eine Lebensanſchauung, die geiſtige Abklärung erzielt ſein? So ſtehen wir alſo andächtig und erſchauernd ſtill vor jenen ganz andern Grenzen, die ſchon vor dem Kriege da waren und den Krieg überdauern werden.

Darf man von einem Zuſammenhang dieſer beiden Dinge reden? Hier heißt es Ja! Wer das Denken über politiſche Grenzen verinnerlicht, der trifft auf ſeiner Straße den, der die neuen Erlebniſſe ſeines Denkens zur Allbeherrſchung des ganzen Lebens machen und inſofern, wenn man will, veräußerlichen möchte.

Und ſo tritt es denn mehr und mehr vor uns hin wie eine eherne Forderung, über dem körperlichen Erfolg nicht das unſterbliche Teil zu vergeſſen. Ja, wir müſſen es bleiben, über den Krieg hinaus, das Volk der Denker und Dichter. Vor allem Denker, aber auch Dichter. Nur ſo werden wir langſam an das Erfaſſen dieſes Krieges und ſeiner tieferen Urſachen heranreifen. Und ſind wir es ſelbſt nicht mehr, dann unſere Nachfahren. Aber in jedem Falle müſſen es Deutſche ſein!

Leben wir nicht bisher in einer Welt auswendig gelernter Begriffe und unerfaßbarer Zahlen? Was nützen uns die bloßen Ziffern der Handelsbilanzen, die Summen von Tonnen und Pferdekräften, oder die Jahrmillionen, mit denen die Forſcher rechnen? Und ähnlich im Kriege. Wenn wir es in der täglichen Zeitung leſen, daß anderthalb Millionen gefangener Menſchen in Deutſchland leben, daß ſiebzig Millionen ſo viele oder ſo viele Millionen Kilogramm Brot verbrauchen, ſo bleibt das doch ein äußerliches Erfaſſen; es fehlt noch ganz das letzte Umſchwingen in ſeeliſche Werte. Und nun verſtehen wir es auch, daß das „ſelbſtändige Königreich Polen“, daß der Platz an der Sonne zunächſt nur als eine Äußerlichkeit an uns herantreten; und daß es möglich iſt, unſere Weltgeltung und die geforderte kraftvolle Ausnützung der kriegeriſchen Erfolge lediglich nach politiſchen Grenzen abzuzirkeln. Möglich iſt es. Aber ſoll es das letzte Ziel und unſere oberſte Befriedigung bleiben, nur nach ſolchen Grenzen zu ſtreben?

Wenn wir nicht beizeiten anfangen das alles zu durchgeiſtigen, dann können wir uns einen Vorſprung auf Jahre, vielleicht auf Jahrzehnte ſichern, aber nicht in ein ganzes Jahrhundert hinein. Wenn es dagegen gelingt, in der heraufziehenden neuen Weltanſchauung, die kommen muß, weil die alte verſinkt, die Führung zu erringen, dann wird es ein leichtes ſein, auch die politiſchen Grenzen auf lange hinaus zu halten; denn dann wird es eine Eingliederung von Geiſtes wegen, nicht unter dem Druck der Kanonen. Vor allem aber wird uns nur ſo der tiefſte innere Frieden erwachſen.

Was aber ſollen wir tun, um ſolchem Doppelſiege zuzuſtreben? Das iſt unendlich ſchwer zu ſagen. Es handelt ſich ja nicht um die Befolgung eines feſt geformten Katechismus oder um die Erfüllung eines klaren Programms. Das Unbewußte iſt es, dem die meiſte zeugende Kraft bei derlei zukommt. Und doch, auf der anderen Seite darf gewiß nicht alles dem reinen Toren überlaſſen bleiben.

Mut haben wir an erſter Stelle nötig, friſchen jungen Mut. Der läßt ſich erziehen, neben der reinen aufnahmefreudigen Seele. Nur der Mut kann über den ſchwindelerregenden Zweifel hinweghelfen, ob denn wirklich die Menſchenbruſt fähig ſei, all das Neue zu verarbeiten. Nur der Mut wird den Dichter gebären, der die unerhörten Vorgänge der Jahre 14 und 15 verklären und menſchlich faßbar machen wird. Nur der Mut wird die Erben Kants und Fichtes zeugen, die ſich bemühen, das Naturerkennen unſerer Tage reſtlos zu Ende zu denken und in Philoſophie, Religion, Vaterlandsliebe umzuſetzen. Ob das nicht wertvoller wäre als der Mut, nach der belgiſchen Küſte oder der Weichſellinie oder etlichen nutzbaren Kolonien zu rufen?

Dazu dann Geſundheit. Nur im geſunden Körper wohnt der kraftvolle Mut. Alſo wird es gelten, dem Volkskörper alles fern zu halten, was ihm giftig werden könnte. Und weil wir dabei weit in die Zukunft hineindenken müſſen, wird den Kindern das beſte Teil unſerer Sorge gelten müſſen. Iſt es nicht an der Zeit, daß das Deutſchland, dem die Greiſe und Kranken und Verunglückten die erſte großdurchdachte Fürſorge verdanken, auch das Land der beſten Kinderpflege werde? Wie ein Wunderland winkender Aufgaben tut es ſich vor uns auf, wenn wir nur daran denken, daß hier die Grenzen nicht weit genug hinausgeſchoben werden können.

Und ſchließlich Gemeingeiſt. Denn kein Arnold Winkelried nützt, wenn nicht der Schwarm der andern ſeiner Gaſſe folgt. Darum gilt es, Ehre darzubringen allen deutſchen Meiſtern, auf daß ihr Errungenes Gemeingut ihrer tauſend Brüder werde. Wehe, wenn die die Grenzen machen, denen der Erwerbsſinn im Kleide vaterländiſchen Wachstums ein und alles iſt. Das ſind unſere Meiſter nicht. Denn ſie entblößen von vornherein die Idee der Grenze von jeder geiſtigen Verklärung und denken des Bruders nicht, dem ſie das Wohlſein kürzen durch ihren Erwerb.

Blüht uns der Mut, bleibt uns Geſundheit, und führt der Gemeinſinn alle zuſammen zu einem großen Ganzen, dann fehlt uns nur eins noch: der Glaube. Den können wir nicht in unſere Herzen zwingen. Er muß da ſein! Aber, trügen die Zeichen nicht, dann iſt er vorhanden. Mögen zur Linken die Lärmenden gehen, die mit Getöſe Deutſchlands Weltmiſſion durch die Gaſſen ſchreien, mögen zur Rechten die Stummen abfallen, denen ihr kosmopolitiſches Träumen oder die Verſtümmelung ihrer Seelen das Wort vom Vaterlande geraubt hat,—wenn nur in der feſten Mitte das Volk ſich lagert, dem eine Gottesſtimme im Innern ſagt: Deine Morgenröte war ſchön, nun kommt der Tag. Juſtus

Vom deutſchen Nationalismus

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß in dieſen Zeiten der Abwehr eine ſtarke nationale Empfindlichkeit herrſcht, und es wäre ganz falſch, um jeden Preis Objektivität gegenüber dem Ausland zu predigen, denn zu allen Taten gehören ſtarke einſeitige Empfindungen. Aber muß die nationale Empfindlichkeit zur chroniſchen Überempfindlichkeit werden? Warum beſitzen wir jedem Lob und Tadel des Auslands gegenüber keine vornehme Zurückhaltung und werden mit Vorliebe „belehrend“? Und ſteht dieſer Empfindlichkeit ein ſtarkes, gewachſenes Nationalgefühl, ein deutliches Bewußtſein unſerer Zukunftsaufgaben gegenüber?

Der kühle Beobachter kann folgendes konſtatieren. Lobt uns jemand im Ausland, ſo werden ſeine Worte von unſerer Preſſe ſo übereifrig kommentiert, daß derſelbe bei ſeinen Landsleuten verdächtig wird. Ich denke u. a. an Stijn Streuvels, der, um ſich vor den Anfeindungen ſeiner Landsleute zu retten, ſein Lob zurücknehmen mußte. Andererſeits, tadelt uns jemand im Ausland, beſonders Künſtler und Gelehrte, ſo ſieht man in dieſem Tadel eine Beleidigung auf Tod und Leben, ſtatt in überlegener Ruhe kühl zu bleiben. Man muß ſich doch klar machen, daß derartige Urteile auf Empfindungen beruhen, deren Quellen man gar nicht kennt. In der Regel ſind es ja die Beeinfluſſungen der fremden Preſſe. Es läßt ſich ferner konſtatieren, daß alle Völker voneinander herzlich wenig wiſſen, und wir als „Volk der Denker“ noch immer keine Ausnahme machen.

Man kann auch beobachten, daß ſo mancher feingeiſtige Franzoſe, der Deutſchland kennt und nicht von ſeiner korrumpierten Preſſe oder von politiſchen Cliquen beeinflußt iſt (im Gegenteil, er pflegt beide zu verachten), meint, daß mit unſeren Siegen ein gröberer Materialismus in der Welt zur Herrſchaft kommen würde. Er kämpft nach ſeiner Meinung für ein höheres Ideal. Wir in Deutſchland dagegen ſprechen in einem fort wegwerfend über die Äußerlichkeit franzöſiſcher Kultur verbunden mit innerlicher Roheit. Ich erinnere mich, daß mir ein Soldat erzählte, daß ihm am 27. Januar ſeine franzöſiſche Wirtin, eine bejahrte Frau aus dem Volke, im Feldquartier einen mit Blumen geſchmückten Kuchen auf den Tiſch ſetzte, „weil ſeines Kaiſers Geburtstag ſei“. Iſt das nun unpatriotiſche Charakterloſigkeit oder feine Menſchlichkeit, die zu unterſcheiden weiß zwiſchen Gaſtfreundſchaft dem Einzelnen gegenüber und den Völkergegenſätzen? Vielleicht iſt uns Deutſchen der Romane in der Eigenſchaft überlegen, daß er nicht alles ſo grundſätzlich nimmt wie wir, die wir nicht umſonſt das Sprichwort beſitzen, daß man aus der Mücke einen Elefanten machen könne.

Aber wie kommt der Franzoſe in tieferem Sinne dazu, uns als Barbaren zu empfinden? Einfach weil ſeine Denker im 19. Jahrhundert unſere materialiſtiſche Weltanſchauungsperiode nicht mitgemacht haben. Sie beſitzen noch ununterbrochenen Zuſammenhang mit Fichte und Hegel, und es iſt bezeichnend, daß der am meiſten in Fichte eingedrungene moderne Philoſoph ein Franzoſe iſt. Ich erinnere mich gern an ein paar Plauderſtunden in Bergſons Hauſe vor wenigen Jahren, bei denen ich einen tiefen Eindruck gewann, von welch hohen Idealen aus die moderne franzöſiſche Philoſophie Berührung mit dem Leben ſucht. Ein anderer ſozialiſtiſcher Profeſſor der Sorbonne gab mir in ähnlicher Weiſe Aufſchluß über den Zuſammenhang der franzöſiſchen Volksſeele mit der mangelnden Induſtrietätigkeit Frankreichs. Es iſt nicht etwa Schlaffheit und Faulheit, wenn der Franzoſe den Tanz ums goldene Kalb nicht ſo mitmacht, wie es bei uns in Deutſchland in den letzten Jahrzehnten begann, als wir

England nachahmten. Nun, es wird wohl nach dem Kampfe auch die Zeit kommen, wo wir uns wieder franzöſiſches Denken klar machen werden.

Aber eine andere Frage iſt: ſoll wirklich der deutſche Philiſter, allen Schlagworten zugänglich, nach dem Krieg herrſchen, oder ſollten einſichtige Menſchen jetzt ſchon auf die Aufgaben, die uns dann bevorſtehen, hinarbeiten? Oft ſieht man Gelehrte, die ſonſt immer mit ihren internationalen Beziehungen geradezu prunkten, nun mit einem Male, wohl aus einem ſchlechten Gewiſſen heraus, ihre ganze Vergangenheit ſo ganz und gar verleugnen wie Petrus den Jeſus. Was wollen ſie nach dem Kriege anfangen? Oder rechnen ſie auf die Vergeßlichkeit der Menſchen und wollen ſich gar nicht innerlich von deren Mehrzahl unterſcheiden, die ſich nicht von innen heraus entwickelt, ſondern von einem Schlagwort, von einer Mode zur anderen eilt? Oder Zeitſchriften, die ſich führend nennen, proklamieren fortgeſetzt das Stammtiſchniveau der ſtets ihr Publikum findenden Verkleinerung. So brachte kürzlich eine Münchener Monatsſchrift ein hanebüchenes Pamphlet als Orientierung über die „ruſſiſche Frau". Nichts an ihr taugte was. Warum? Weil die Ruſſin nicht aus ſich heraus verſtanden war, ſondern weil ihr der Beobachter ſein Ideal von der deutſchen Frau entgegenhielt. Als ob nicht auch bei der deutſchen Frau, wie bei jedem Volke überhaupt, Licht und Schatten verteilt wären.

So drängt ſich die Befürchtung auf: geht es ſo weiter, geraten wir in die Gefahr einer Verengerung unſeres Horizontes. Darum heraus, ihr geiſtigen Führer, duldet nicht länger, daß wir auf dem Wege zum Chauvinismus ſind! Glücklicherweiſe hat jetzt Zeiß eine neue Erfindung gemacht, ſie iſt noch Kriegsgeheimnis, darum bitte ich von ihr nicht weiter zu erzählen. Er hat nämlich eine neue Linſe zu einem Fernrohr erfunden, mit der man neue geiſtige Horizonte ſehen kann. Ich freue mich bereits auf die Zeit, wo ich dieſes Jenaer Fernrohr einigen meiner Freunde, die von Deutſchlands zukünftiger Größe zwar reden, aber noch keine Augen dafür haben, in welcher Weiſe man für ſie zu arbeiten hat, ſchenken kann. Mit billigen Geſinnungen allein kommen wir als Volk nicht weiter.

Eugen Diederichs

Guſtaf F. Steffen und unſer Krieg

Was 1870 Carlyles Brief an die „Times" bedeutete, das bedeutet, nur in weit größerem Maße, in dieſem Kriege des Schweden Steffen Buch über Krieg und Kultur*: wieder eine deutſchfreundliche Stimme aus dem neutralen Ausland, wieder zunächſt berechnet auf die gleichgültigen und die deutſchfeindlichen Neutralen, vielleicht auch auf die Urteilsfähigen in den Ländern unſerer Gegner. Seine langſame bedächtige Art, mit der er engliſche und ruſſiſche Urteile über Deutſchland und über die Urſachen des Krieges ernſt nimmt, ruhig prüft, um ſie ſchließlich als aus barer Unkenntnis hervorgegangen abzutun, verſpricht ihm, und damit mittelbar unſerer Sache, bei ſolchem Publikum nachhaltigeren Erfolg als ſeinem Landsmann Sven Hedin, deſſen enthuſiaſtiſch deutſchfreundliche Berichte aus der deutſchen Weſtfront wegen ihrer männlich rückhaltloſen Parteinahme an ſich etwas Berückendes haben und ſeinen Namen bei uns ſo von aller Welt verlaſſenen Deutſchen ſo populär gemacht haben, ihm aber im feindlichen oder auch nur neutralen Ausland im beſten Falle ein bedauerndes Kopfſchütteln eintragen werden, wenn da das Buch des Ketzers überhaupt

* Guſtaf F. Steffen, Krieg und Kultur. Sozialpſychologiſche Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914. (Aus dem Schwediſchen überſetzt.) Eugen Diederichs Verlag in Jena.

noch Leſer findet: hat es doch der in Deutſchland ſo heimiſche Sven Scholander nicht über ſich gebracht, einen Blick in die Schrift ſeines verſchwärmten Freundes zu werfen.

Steffen bleibt kühl und gerecht, weder ſchwärmt er, wie Hedin, für das ſtolze deutſche Volk in Waffen, noch nimmt er wie andere Neutrale, namentlich Amerikaner, mitleidig, und daher im Grunde beleidigend für uns, die Partei des Schwächeren, Verleumdeten, Verfehmten: von einem leidenſchaftsloſen, kaum noch zeitgenöſſiſchen, halb ſchon hiſtoriſchen Standpunkt aus, mit kritiſch weiſem Verſtande, ſucht er wie einſt Leſſing-Nathan den Streit der Religionen, den Prozeß der Völker: Angelſachſen, Germanen und Ruſſen zu ſchlichten und ſpricht ein ſo unerwartetes Urteil, das ihm die Gunſt der Liferer drüben wie der Patrioten hüben verderben muß. Man wird ihn verwechſeln mit dem leicht betörten Richter, der aus ſeinem gar zu friedlichen Gemüt beiden Parteien recht gab; und, wenn ein Plus zu Deutſchlands Gunſten herausſpringt: ſo werden enragierte Deutſchenhaſſer ihn als einen zweiten Sven Hedin nicht hören wollen und deutſchen Patrioten wird es zu wenig dünken. Solche Zurückhaltung, sine ira et studio, wird man ſagen, mag dem Neutralen ziemen, uns, die wir in heißem Kampfe ſtehen, ſoll er damit verſchonen. Wir wiſſen, daß unſere Sache gerecht iſt. Gegen die anderen gerecht ſein wollen, hieße ſich ſelbſt aufgeben. Wer uns rät, ſo zu tun und die andere Partei zu hören, erinnert uns an unſre alte liebenswürdige Schwäche, jetzt, da wir gerade aufgehört haben, ſo liebenswürdig ſchwach zu ſein. Eins iſt jedenfalls ſicher: in den erſten Kriegswochen, wo ein elementarer Haß hochflammte bei uns ſonſt ſo Geduldigen, Friedlichen gegen Koſaken und Krämer, hätte Steffens Buch nicht erſcheinen dürfen. Ihm wäre keine Stätte in deutſchen Landen beſchieden geweſen. Man hätte es ausgewieſen, wenn es der Ausweiſung erſt noch bedurft hätte: ſo fern lag uns damals jede gerechte Würdigung unſerer Feinde.

Nun: was damals richtig geweſen ſein mag, braucht heute nicht mehr zu gelten. Späterer Geſchichtsſchreibung bleibt es vorbehalten, die Geſchichte des Krieges, die innere Geſchichte, die der wechſelnden Stimmung der kriegführenden Nationen gegeneinander zu behandeln. Hier ſeien nur die Hauptlinien, ſagen wir der ſeeliſchen Fieberkurve angegeben, ſoweit ſie die Aufnahme und die Wirkung eines Buches wie des Steffenſchen bei uns beeinfluſſen mußten.

Ganz antik, beinahe mythologiſch hat der Krieg in einer für unſer überſpanntes Gedächtnis ſchon lange vergangenen Zeit — wir feierten gerade Sommerſonnenwende — mit der allgemeinen Empörung über den heimtückiſchen Fürſtenmord in Serajewo, mit Blutrache gegen das Volk des Mörders, mit beinahe ſagenhafter Waffenbrüderſchaft und alten Trutzliedern gegen den welſchen Erbfeind begonnen. Uns fehlte, was Völker brauchen, die nicht wie England für Geld, ſondern mit eignem Gut und Blut ihre Kriege führen: ein greifbares, allgemein verſtändliches, hoch und niedrig begeiſterndes patriotiſches Zukunftsideal, wie es die Ruſſen ſeit Peter dem Großen an der Gewinnung der Küſten und der Befreiung der Hagia Sophia, die Franzoſen an der Revanche und der Befreiung des trauernden Straßburg, die Italiener an der Erlöſung der von Fremdherrſchaft noch „unerlöſten“ Volksgenoſſen haben. Uns blieb, um den einmal unvermeidlichen Krieg kräftig zu beginnen, die moraliſche Entrüſtung über die ungerechten Friedensbrecher; die alte Wacht am Rhein, ja ſelbſt das ganz alte Prinz-Eugenius-Lied taten von neuem ihre Wirkung, und Stubengelehrte begeiſterten ſich und ihre Zuhörer, wenn ſie Vorträge über die Verwüſtungen der Franzoſen in der Pfalz ankündigten und „Revanche für 1689 ff.“ riefen. Das Eiſerne Kreuz wurde erneuert, und wie Körner einſt ſeinen Aufruf, ſo dichtete jetzt ein ſo

moderner Dichter wie Liſſauer ſeinen Haßgeſang gegen England. Die Vortrefflichkeit der Deutſchen wurde mit Stellen aus Tacitus belegt, das Barbarentum der Ruſſen aus altbyzantiniſchen Schriftſtellern bewieſen, bei Plato fand ſich eine Weisſagung, wie ein friedliebendes kultiviertes Volk auf dem Feſtland dem Neid und der Habgier eines räuberiſchen Inſelvolkes zum Opfer fällt, und die älteſten Quellen von Cäſar an wurden als Zeugen für den von jeher hinterliſtigen Charakter der Belgier bemüht. Völker aber, die ſo frevelhaften ungerechten Krieg begannen, konnten dann nicht anders, als ihn, aller Menſchlichkeit zum Hohn, ſo grauſam wie feig führen. Dem wohlgemeinten Schießen auf Automobile und Flieger und dem patriotiſchen Einwerfen von Fenſterſcheiben folgten aufſtachelnde racheheiſchende Berichte von höchſt ſenſationellen Greueltaten der Belgier und Koſaken, ſowie verächtliche Mitteilungen über Disziplinloſigkeit und Feigheit im ruſſiſchen, franzöſiſchen, engliſchen Heere. Es braucht nicht geſagt zu werden, daß dieſes Benehmen gegen die Feinde auf Gegenſeitigkeit beruhte, daß uns unſere Gegner hierin noch übertrafen. Man ſoll auch nicht verlangen, daß ſich Feinde gegenſeitig in den Himmel heben, am wenigſten, wenn der Krieg beginnt. Volkskriege müſſen ſo beginnen und werden auch künftig mit einer ſolchen gewaltſamen Mobilmachung der Gemüter beginnen. Seit es uns an Abenteurerluſt und Raufbegier gebricht und ſo lange wir morden und brennen müſſen um zu ſiegen, und ohne Haß und Leidenſchaft nicht morden und brennen können, müſſen wir haſſen, müſſen wir allein für die gerechte Sache kämpfen und Gott mit uns im Bunde ſein. Damals, in den erſten Kriegswochen, wäre es ſchon geſchrieben geweſen, hätte Steffens Buch unmöglich ins Deutſche überſetzt werden können. Damals ſprach man in Deutſchland eine Sprache, die ſo wenig wie die Sprache Luthers für ein ſo vorſichtiges Abwägen des Für und Wider geeignet geweſen wäre. Selbſt wir, die wir auf Univerſitäten gelernt hatten, unparteiiſch zu prüfen und ſtets beide Parteien zu hören, und im Verkehr mit Engländern und Franzoſen verlernt hatten, ſie zu verachten, ließen heiße Leidenſchaft durch unſre Adern rinnen und freuten uns, ſo geſetzt und reif wir waren, mit ganzer Seele darauf, für Deutſchland gegen alle ſeine Feinde unſer Leben einſetzen zu können.

Aber draußen im Felde kam die Wandlung. Nicht daß wir unſerm Fahnenſchwur untreu geworden wären. Wir würden heute gerade noch ſo ſchwören. Ja unſer Schwur würde ſchwerer wiegen, weil er von weniger leidenſchaftlichen Lippen käme. Zunächſt verflog draußen die Geringſchätzung des feindlichen Heeres. Beide Gegner fanden heraus, daß ſie vor der Welt ſchlecht fuhren, wenn ſie nur gegen ſchlechte Schützen und feige Soldaten zu kämpfen hatten. Hieß es anfangs, wie ſchlecht die Franzoſen ſchießen und wieviel Blindgänger ſie haben, wie geſchwind die Engländer bei St. Quentin Reißaus genommen und wie die Ruſſen vor Hunger ſcharenweis die Hände ſtreckten, ſo gaben bald die Öſterreicher die ausgezeichnete Ausbildung der Kiewer Schießſchule und der ſibiriſchen Kontingente zu, wir die Bravour der Franzoſen, die Kourage der Turkos, die Kaltblütigkeit der engliſchen Söldner und die zähe Ausdauer der Belgier. Dann erlahmte der perſönliche Haß von Feind zu Feind. Statt von Greueltaten wußte man bald von Beiſpielen rückhaltloſer Anerkennung deutſcher Tapferkeit, ritterlichen Benehmens gegen Gefangene, gegen eroberte Feſtungen (Tſingtau, Przemyſl) und Gefallene (engliſche Inſchriften auf deutſchen Gräbern) zu berichten, wir im Schützengraben verbaten uns die für den Gegner beleidigenden Ulkpoſtkarten, und ſchon haben zwei Berliner Geſchwiſter den in der Kriegsgeſchichte beiſpielloſen Plan, Dokumente der Menſchlichkeit in dieſem Kriege zu ſammeln und zum Friedens-

ſchluſſe dem erſtaunten Europa vorzulegen. Wie aber? Mußte mit dem Haß nicht auch Mut und Wille zum Sieg in unſern Reihen ſchwinden? Die Bevölkerung der Schützengräben hüben und drüben lernte ſich in wochenlangem Gegenüberliegen kennen, und das Bewußtſein, von denen in der Heimat weit dahinten zum Kampf gegeneinander ausgeſchickt zu ſein, drohte erſtickt zu werden von dem Solidaritätsgefühl, durch welches Soldaten ſich noch immer als Soldaten verbunden fühlen. Wir hüben, ihr drüben, junge Kerle, die Blüte unſrer Völker, von unſern Lieben umjubelt, und beweint, wenn wir fallen, derſelben Sonnenglut, demſelben Regen ausgeſetzt: — wir tun unſre Pflicht, ihr tut die eure. Gut noch, wenn's bei dieſer Schlußfolgerung blieb, wenn bei aller Verſöhnlichkeit gegen den Einzelnen doch der Wille lebendig blieb, das Vaterland gegen den Anſturm der Feinde zu ſchützen, „Deutſchland" zu ſchützen vor „Rußland", „England" und „Frankreich". Aber gegen Weihnachten blieb es *nicht* dabei und die Reaktion auf den flackernden Haß im Auguſt und September waren *Schützengrabenfraternitäten*, die ſogar vom Publikum im Lande naiv wie rührende Geſchichten weitererzählt und ausgeſchmückt wurden, von demſelben Publikum, das ſich noch eben an Greuelgeſchichten geweidet hatte, wie denn in einem guten Schundroman zwiſchen grauſamen, blutrünſtigen Kapiteln einige rührſelige nicht fehlen dürfen; von demſelben Publikum, das bei Beginn des Krieges die doch ebenfalls rührend-romantiſchen Huldigungen, von deutſchen Damen franzöſiſchen Gefangenen dargebracht, mit Recht als takt- und geſchmacklos verrufen hatte! Dieſe Fraternitäten wurden, als es zu bunt wurde und die Beſinnung zurückkehrte, beiderſeits verboten. Sie waren in der Tat eine bedauerliche Entgleiſung des in ſo heiklen Fragen wie Krieg und Blutvergießen höchſt unſicheren modernen Empfindens. Aber was nun? Die Gefühlsſkala von primitivem Haß zu primitiver Liebe war durchlaufen. Man wollte wieder kämpfen, aber woher den Mut zu neuen Kämpfen nehmen? Für eine Weile hatte man beiderſeits weniger mit dem Feinde als mit Wind und Wetter zu kämpfen. Man ſchoß kaum mehr, man baute Unterſtände und Pumpanlagen, man fluchte nicht mehr auf die Engländer — was konnten die ſchließlich dafür! die hatten's drüben auch nicht beſſer — ſondern auf den Schlamm und den ewigen Regen. Drüben ſchoß die franzöſiſche Artillerie ihr tägliches Penſum, gewiſſenhaft, mit ſtreng innegehaltener Arbeitszeit, leidenſchaftslos, regelmäßig, tagaus, tagein. Wir hoben immer neue Kilometer Schützengraben aus, ließen uns auf Arbeiten ein, die uns Wochen, Monate in Anſpruch nahmen, als ſollte alles jahrelang ſo weiter gehen und womöglich ganz Frankreich ausgegraben werden, und bezogen unſere Stellungen in regelmäßigem Turnus, Horch- und Grabenpoſten mit ſo mechaniſcher Gewohnheit, wie nur irgendeiner von uns im Frieden des Alltags ſeinem Berufe nachgeht.

Doch die innere Teilnahmloſigkeit und äußere Langeweile bei aller aufreibenden Entbehrung und unproduktivem Kraftaufwand kann ein vernünftiger Menſch auf die Dauer nicht ertragen, und darum ſtellte ſich bei vielen ein Überdruß dieſer ruhmloſen Mühſale und eine gefährliche, weil vorzeitige Friedensſehnſucht ein; draußen wie drinnen. Und doch — prüfen wir unſer Inneres — keiner hätte ſeinen Poſten verlaſſen. Es hatte ſich längſt eine neue edle und kräftige Stimmung in uns zu bilden begonnen, die ſchon vor dem Kriege in uns keimte und nur vorübergehend durch primitivere Gefühle des Haſſes und patriotiſcher Begeiſterung verdrängt worden war. Dieſe Stimmung iſt nicht ſo leicht in Schlagworte zu faſſen wie nötig iſt, um einen Krieg populär zu machen, ſie weiß nichts davon, daß wir Gott und das Recht auf unſerer Seite haben, nichts davon, daß an deutſchem Weſen die Welt geneſen ſoll,

nichts davon, daß Franzoſen und Engländer abgewirtſchaftet haben. Sie beſteht weſentlich in dem Wunſche, daß unſer innerlich ſo wertvolles, geſundes, tüchtiges Volk den zu ſeinem weiteren Gedeihen unentbehrlichen Raum auf Erden, Luft bekomme, um zu wirken, um zu ſchaffen, um zu leben, und zwar, wenn es ſein muß, auch gegen den Einſpruch der Weltgroßgrundbeſitzer England und Rußland. Und da kommen Bücher wie die treffliche Feldpoſtausgabe von Rohrbachs Deutſchem Gedanken in der Welt und Steffens erſter Band, betitelt Krieg und Kultur, und der demnächſt erſcheinende offenbar noch gedankenreichere, poſitivere zweite gerade zur rechten Stunde, um denen draußen und drinnen, die den Krieg mit ganzer Seele weiter führen wollen, „bis er fertig iſt“, ein neues nachhaltigeres Ethos zu geben als der primitive, nur auf Wochen angelegte Haß es war. Ihnen wird dann klar, daß es bei dieſem Kriege ganz belanglos iſt zu fragen, wer „angefangen“, wer „angegriffen“ hat, wer daran „Schuld“ iſt; daß es ſchief iſt, von Neid und beleidigter Eitelkeit zu reden, wo es ſich vielmehr um Steigerung oder Herabminderung der Vitalität lebenskräftiger Völker handelt, wenn eins ſeinen Wirkungskreis in der Welt ausdehnen kann oder einzuſchränken gezwungen wird; daß wir überhaupt viel zu viel veraltete Begriffe roh ſchematiſcher Natur mit uns ſchleppen, mit deren Hilfe der Krieg, der moderne Weltkrieg immer noch nach Art früherer Kabinettskriege oder bürgerlicher Verbrechen aufgefaßt wird, wo nur eine Partei Recht haben kann. Der Krieg iſt über England mit derſelben Natur- oder wenn man lieber will Geſchichtsnotwendigkeit gekommen wie über uns, wie ein zu allgemeinem Verderb — wahrlich nicht leichtſinnig — heraufbeſchworenes Unwetter. Solange das Wetter tobt, frage keiner lange, wo es herkam, ſondern ſtehe für die Fluren ſeines Landes, ſo gut er kann, und ſuche ſich phyſiſch und moraliſch zu bewähren. Wir wollen ruhig glauben: es hat jeder Recht in dieſem Kriege. Engländer, Ruſſen, Franzoſen wie Deutſche kämpfen um ihre größere Zukunft, um ihr Leben und Wohlergehen, alle alſo für eine berechtigte „gerechte“ Sache. Das neue vornehme Ethos, das Steffen in uns Kämpfern ſtärkt, iſt: daß wir wiſſen, es iſt kein Widerſpruch zu ſagen: Wir wollen kämpfen und ſiegen für unſere gerechte deutſche Sache gegen die noch ſo gerechte Sache unſrer Gegner; unſre Liebe zu Deutſchland muß ſo ſtark ſein, daß wir des Haſſes und der Wut gegen unſere Gegner gar nicht erſt bedürfen, um gegen ſie zu kämpfen, um dieſen Krieg mit innerer Überzeugung zu führen. Vielleicht dürfen wir in dieſem Sinne den engliſchen, oft als chauviniſtiſch verſchrieenen Wahlſpruch: Right or wrong, my country uns ſo überſetzen: Recht oder Unrecht? das heißt hier ſchief gefragt, ich jedenfalls ſtehe für Deutſchland, und der gerechte Kämpfer bringt es fertig, gegen Feinde ſeines Vaterlandes anzurennen und ſelbſt im Kampfe zu fallen als ging's gegen Hölle und Teufel, ohne irgendwelche Bitternis gegen den Feind in ſeinem Herzen, er kämpft mit dem vollen Bewußtſein der tiefen Tragik des modernen Krieges, Menſch gegen Menſch; er als erſter bringt es fertig — in kant-herderiſchem Geiſte, der jeden Menſchen, jede Nation als ſelbſtherrlich anerkannt — ſeine Feinde — zu lieben. Walter Fränzel

Nicht übers Ziel! In ſtillen Stunden, die uns Daheimgebliebenen zwiſchen vermehrten Arbeitsleiſtungen bleiben, ſinnen und planen wir, ſchauen in die Zeit und bauen für die Zukunft. Unſer Streben nach ideeller Ganzheit vollendet dann das Zukunftshaus aus dem Gegenwartsmaterial bis zum Dachfirſt, und doch wiſſen wir, es iſt vergebliches Bemühen. Unſer Baumaterial iſt voll organiſchen Lebens und das fertige Stockwerk wandelt ſich unter uns von ſelber in

Stoff und Form. Schon das nächſte Höhenmeter bedarf deshalb modifizierter Architektur, ſoll nicht ein babyloniſcher Bankerott herausſpringen. Doppelt vorſichtig müſſen wir deshalb jetzt Bauplätze abſtecken, die Träger prüfen, Licht und Luft verteilen, damit nicht aus momentanem Abwehrbedürfnis ein mittelalterliches, unwohnlich finſteres und feuchtes Gewölbe entſtehe.

Benno Jaroslaw, unter den Wirtſchaftsethikern längſt ein Führer, ſcheint uns in ſeiner „Neugruppierung im künftigen Wirtſchaftsleben“, ſo ſehr wir im ganzen mit ihm einig ſind, die immanente Entwicklungstendenz ſchief zu beurteilen und in ſeinen Zukunftsforderungen zum Teil übers Ziel hinaus zu ſchießen.

„Der Krieg hat einen ſcharfen Schnitt zwiſchen der Tätigkeit zur Beſchaffung der Notwendigkeiten und ſolcher, die nur der Annehmlichkeit dient, gezogen.“ Er hat manche Produktion ausgeſchaltet, in der Tat, durch Mangel an Rohſtoffen, Arbeitern oder Käufern. Bewußtheit aber treffen wir nur bei den Erzwingern dieſes Vorganges, ſodann bei den betrachtenden Wirtſchaftsethikern, kaum bei den Produzenten und Konſumenten. Sonſt würde nicht bei Herſtellern und Verkäufern das Qualitätsgewiſſen, bei den Handwerkern die Arbeitsſorgfalt, bei den Käufern der Wertſinn ſo gänzlich ſchwinden, wie wir es leider ſo oft beobachten müſſen. Die Kitſchfabrikation iſt im Kriege geſchwollen, die Poſtkarten- und Andenkeninduſtrie iſt im Zeichen des „Patriotismus“ fürchterlicher als je entartet. Bedauerlicherweiſe befördern gerade die patriotiſchen Kriegswohlfahrtsunternehmen die Verbreitung des ſchauerlichſten Kitſches in Poſtkarten und Bildern. Der künſtleriſch Empfindende kann deshalb nur halben Herzens allen ſolchen Unternehmungen zuſtimmen. Was ſie durch Geldſammeln Poſitives leiſten, ſündigen ſie reichlich durch Unkultur. In Lazarett- und Garniſonſtädten kann einem gruſeln, wenn man ſieht, was unſern Soldaten angehängt wird und was ſie nun als Kultur hinaus und aufs Land ſchleppen. Das „Kreuz“ muß auf jedem Gegenſtand patriotiſch ekelhaft prahlen. Jegliche Kritik an ſolcher Entſtellung und Entartung provoziert eine häßlich geſinnungsprotzige Zurechtweiſung. — Von Einſchränkung, von Abſchaffung des Luxus iſt kaum irgendwie und wo die Rede. Man ſenkt nur ſein „Niveau“, kauft Luxusſchund ſtatt der gediegenen „Komfort“artikel. Man ſpart, gewiß! Aber mit Erſchrecken muß man es beobachten: Nicht am Material, ſondern am Geld! Die Haushaltsvorſtände ſind am Monatsende ſtolz auf die zurückgelegte Summe, nicht darauf, mit ökonomiſchem Begreifen ihren Verbrauch vom Seltenen zum hinreichend Vorhandenen übergeleitet zu haben. — Mit Potthoff klagen wir: Der Kriegswucher iſt Sitte. Jegliches Geſchäft ſchlägt auf. Waren, die ſeit Jahren lagern, werden mit 25 bis 50 Prozent Preiserhöhung verkauft. Der Verkäufer erklärt: „Alles wird teurer!“ Wir erwidern: „Was hat dieſe vor Jahren ſchon hergeſtellte Ware mit dem Kriege zu tun? Weder erhöhte Material- noch Arbeitskoſten ſtecken in ihr!“ — Der Verkäufer: „Ja, dann müſſen Sie in Kriegszeiten eben nichts kaufen!“ — Wir: „Ja, ſo geht es. Erſt heißt es: Kauft wie in Friedenszeiten, damit Handel und Wandel aufrecht erhalten bleiben! Kauft man aber, ſo wird man ausgewuchert.“ —

Die Verfaſſerin hat als Sekretärin des Deutſchen Käuferbundes bei Kriegsanfang einen Aufruf, der zu Hunderttauſenden verbreitet wurde, hinausgehen laſſen, in dem der Käuferbund das Publikum bat, jetzt wie ſonſt zu kaufen, vor allem jetzt aber Qualitätsware zu bevorzugen. Wir können die Kaufaufforderung jetzt nicht mehr aufrecht erhalten, ſeit wir ſehen, wie das Warenniveau ſinkt, wie der Preiswucher blüht, wie der Geſchmack ſyſtematiſch verdorben wird, wie man an Perſonal und Löhnen „ſpart“.

Wir wünſchen alſo mit Jaroslaw wohl Einſchränkung des Luxus in Produktion und Kauf, aber wir ſehen gar keine Anſätze dazu und befürchten von der wirtſchaftlichen Not nach dem Kriege nur einen verheerenden Geſchmacksverderb; der Schundluxus tritt dank der „anpaſſungsfähigen" Induſtrie ein für den Wertluxus.

Die ſcharfe Trennung zwiſchen Inland und Ausland, die Jaroslaw vollzieht, wird ſich tatſächlich nie durchführen laſſen: Wer Luxusproduktion wünſcht, um das Produkt zu exportieren, wird es dem Inland nicht vorenthalten dürfen und können, da er ja wohl auch dem Ausland nicht Schund, ſondern Qualitätsware liefern will! Wir glauben, dieſe Lehre könnte allen ethiſchen Zielen von Jaroslaw zum Totſchläger werden.

Wir beobachten täglich: Jetzt wird gegeben, verbraucht und auch verſchwendet in der zum Teil leichtfertigen Hingabe an den Augenblick. Es ſteckt eine gewiß in mancher Hinſicht bewunderungswürdige Sicherheit im Volke, die aber leider alles Erwägen und Überlegen über den Moment hinaus, jeden Gedanken an Bilanz und Bilanztermin hinwegweiſt. Ein billiges „Vertrauen" ſtempelt den Vorauswägenden zum „Schwarzſeher" und „Miesmacher". Mit Eugen Diederichs, dem wir ſchon ſo häufig in ſeiner Kritik, z. B. auch des Parvenüdeutſchen im Auslande, zufolge eigener Beobachtung zuſtimmen mußten, ſtehen wir vorläufig ein geſchwollenes Bewußtſein um ſich greifen, das das „Präſtieren" an die Stelle des „Seins" ſetzen möchte.

Wir ſollen ſparen und wägen! Gewiß! Verwaltungsreform bei den Behörden, im Wege vom Rohſtoff zum Verkauf des Fertigfabrikats! Aber nur der Nationalökonomie halber, nicht des Unternehmergewinns wegen, wie es uns wohl drohen wird im Taylorismus. Spart die Gelder für Repräſentationen und anarchiſch zerfahrene Konſtruktionen! Es war vor dem Kriege z. B. Sitte, die Gehälter leitender Beamten zu erhöhen, wenn ihr induſtrielles „Wegengagement" drohte, um die „wertvolle Kraft" dem Staate, der Stadt zu erhalten. Oft war es keine effektive „Kraft", ſondern eine Kraft der Inſzenierung, der Reklame, die ſo erhalten wurde. — Welche Rieſenſummen vergeudet z. B. Groß-Berlin durch ſeine Desorganiſation. Wieviel Kräftevernichtung im Gegeneinanderarbeiten, wieviel kindlich-neidiſcher Wettbewerb. Kaum zeigt der Zweckverband Spuren einer Beſſerung. Die „Selbſtverwaltung" dient — wie oft! — nur der Geſchäftlhuberei, der Wichtigtuerei, und hat deshalb viele Feinde. Ihre Verſenkung nicht nur in die Laſten, auch in die Intereſſen des „Verwalteten" würde ihrem guten Kern ganz andere Freunde ſchaffen. — Wie viel ſchreibende und redende Beamte kann man erſparen, wenn man den Kongreß- und Begrüßungsunfug, den Austauſch höchſt überflüſſiger Rede- und Schreibübungen unterlaſſen wollte. Wo zeigt der Krieg den Anfang? Jaroslaw kommt in Gefahr, als Schwurhelfer von Unternehmern, die ihre Arbeiter von Vorgeſetzten, die ihre Untergebenen überlaſten wollen, mißbraucht zu werden.

Jaroslaws Schutzforderungen für deutſche Arbeit ſind gewiß beachtenswert. Doch droht Gefahr vor einer Überſpannung. Die Wiſſenſchaft iſt ohne ehrlichen Internationalismus nicht möglich. Gerade die Fortſchritte der Chemie und Medizin bedürfen um unſeres Wiſſens vom Mikrokosmus und um unſerer eigenen Hygiene willen rückhaltloſeſten Austauſches. Daß in der chemiſchen Technologie manches Geheimnis „nationaliſiert" werden kann, und zeitweiſe ſollte, iſt wohl richtig. Die Promotionsſporteln ſind häßliche Auswüchſe, aber keine allgemeine Triebkräfte des wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes und Austauſches. Die unheilvollen Folgen des

privatwirtſchaftlichen Charakters der Rüſtungsinduſtrie beurteilen wir noch weit ſchärfer als Jaroslaw. Hier *muß* die Nationaliſierung einſetzen, die Verſtaatlichung. Wer exportieren will — und wir werden exportieren müſſen, um ein hoffentlich noch wachſendes Volk von 70 Millionen dauernd zu hoher Lebenshaltung zu befähigen — kann nicht den Export deutſcher Intelligenz perhorreszieren. Deutſche Intelligenz erſcheint uns vielmehr als unſer *beſter* Exportartikel. Wir wünſchen, daß nach dem Kriege der deutſche Fleiß, von der Schule bis zum Großbetriebsleiter, erhöht einſetze, daß wir in Bildung, Tüchtigkeit, unermüdlichem Qualitätsſtreben immer unvergleichlicher werden, daß „deutſch" ſein eben heißt: tüchtig, zuverläſſig, entſchieden und ſicher ſein. *Die exportierte Intelligenz muß ſich nur mit Feinheit, Entſchiedenheit und feſtem Deutſchtum paaren.* Die Erziehung fremder Nationen zu höherem Ziviliſationsniveau wird eine Aufgabe aller Exportländer bleiben. Es iſt eine alte und immer noch richtige Theſe: Was man durch Einrichtung induſtrieller Betriebe im Auslande an *billigem* Export einbüßt, das gewinnt man am Export von Qualitätsware in das Land mit geſtiegenen Bedürfniſſen. Nach wie vor werden ſich die Völker darum reißen, den Chineſen, den Aſiaten überhaupt, die Lehrer zu ſtellen, um des Handels willen. Alſo exportiert deutſche Intelligenz, aber feinfühlige und innerlich deutſchſichere Naturen, die nicht durch ihre Ziele perſönlicher Karriere und perſönlichen Profits veranlaßt werden, dem neuen Lande ihr Heimatgefühl zu opfern! Seit Jahren bedauern wir, daß nicht begabte deutſche Jugend ſich in Scharen dem Studium des Ruſſiſchen, des Chineſiſchen, der vorder- und inneraſiatiſchen Sprachen widmet. Hier liegt eine Zukunft voll rieſiger Entwicklungsmöglichkeiten. Damit wir Teil an ihnen haben, müſſen wir Sprachen lernen und dieſe Völker ſtudieren, ihre Seele erforſchen, nicht, gleich dem Engländer *unſere* Sprache aufdrängen und durchſetzen auf die Gefahr hin, die Völker nicht zu kennen, nur zu zähmen.

Wir ſind mit Jaroslaw in den Richtlinien einig, wir freuen uns, daß ihm aus Kant-Lykurg die Folge Lykurg-Kant wurde, daß er aus dem wirtſchaftlichen Pädagogen mehr und mehr zum Organiſator zu werden ſcheint, aber wir ſehen faſt nirgends Anſätze zur Ethiſierung, Vereinfachung, Veredlung des Wirtſchaftslebens im Kriege. Was wir ſehen, *erzwang die Not*. Die Not wird auch weiter eine harte Lehrmeiſterin ſein. Gewiß, aber nur, wenn wir mit der feſten Hand des Zwanges ihr die Bahn des „Lehrens" vorſchreiben. Dann, auf dem durch Zwangsregeln feſtgeſchotterten wirtſchaftlichen Kampfplatz, deſſen Einzäunung doch freien Blick und freies Hinüber- und Herüberreichen zuläßt, dürfen wir auch „Vertrauen" zum fairen Sinn, in die Einſicht, haben. Sehen wir aber ſtatt der böſen Wirklichkeit unſere *Wünſche* bereits verwirklicht, ſo entſteht ein rettungsloſer Abſtieg.

Ilſe Müller-Oeſtreich

Kriegswucher und Kriegsgewinn

Zwiſchen beiden iſt ſcharf zu ſcheiden — wenigſtens grundſätzlich und in der Theorie. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Verſorgung des Heeres und des Volkes mit dem notwendigen Bedarfe hauptſächlich auf dem gleichen Wege erfolgen muß wie im Frieden — durch die Privatwirtſchaft. Dieſe beruht darauf, daß gegen Entgelt gearbeitet und geliefert wird —, und zwar gegen ein Entgelt, das dem Liefernden einen Gewinn läßt. Dieſe Begründung des ganzen Wirtſchaftsverkehrs auf den Profit des Einzelnen iſt zu alt und tief eingewurzelt, als daß ſie in einigen Kriegsmonaten abgeſchafft werden könnte. Einen Vorwurf gegen die „Gewinnenden" kann

man aus der Tatſache ihres gewinnreichen Arbeitens nicht machen, ſondern ein Vorwurf kann ſich nur darauf gründen, daß der Gewinn unangemeſſen hoch (Wucher), oder mit unlauteren Mitteln erreicht (Betrug), oder das Ergebnis nicht in genügender Weiſe dem Vaterlande nutzbar gemacht worden iſt. Wenn alle Bürger, die durch ehrliche und nützliche Arbeit im Kriege reicher werden, einen erheblichen Teil (vielleicht die Hälfte) der Geſamtheit zuführten (dem Heere, der Verwundetenpflege, der Hinterbliebenenverſorgung o. dgl.), ſo würde niemand etwas gegen ihre Arbeit ſagen. Weil das bisher nicht der Fall war und leider auch keinerlei Gewißheit beſteht, daß es im Jahre nach dem Frieden der Fall ſein wird, iſt die Forderung nach einer beſonderen Kriegsgewinnſteuer entſtanden. Sie ſoll uns die hundert Millionen ſchaffen, die wir ſofort nach Kriegsſchluß brauchen, ehe die (hoffentlich ausgiebige) Kriegsentſchädigung der Gegner eingeht. Sie ſoll vermeiden helfen, daß wir die aus blutigſtem Ringen heimkehrenden Helden ſofort mit neuen Staatslaſten empfangen müſſen. Sie ſoll etwas den ungeheuerlichen Gegenſatz ausgleichen, daß Millionen von Staatsangehörigen Beruf und Erwerb verloren haben, um unter den Fahnen zu bluten, andere aber in der ſicheren Heimat blieben und aus ihrer Tätigkeit perſönlichen Vorteil zogen.

Der Gedanke iſt ſo einleuchtend und ſozial, daß er Gemeingut des ganzen Volkes geworden iſt (einſchließlich vieler, die bezahlen ſollen); ſo ſehr Gemeingut der maßgebenden Kreiſe, daß eine geplante Kundgebung angeſehener Nationalökonomen und Sozialpolitiker als überflüſſig unterbleiben konnte. Auf Grund der Beſprechung mit Finanzminiſtern der Einzelſtaaten am 10. Juli hat der Reichsſchatzſekretär eine Vorlage darüber in Ausſicht geſtellt; und im Reichstage wird keine einzige Partei dagegen ſein. Aus der amtlichen Notiz in der Preſſe geht hervor, daß die Regierung ſich den Vorſchlägen anſchließt, die zuerſt im Aprilhefte der „Tat“ veröffentlicht worden ſind. Danach ſollen nicht einzelne Arten von Geſchäften oder Gewinnen beſteuert werden, ſondern alle Gewinne, die in der Kriegszeit gemacht worden ſind. Die Steuer wird vom Reiche erhoben und ſchließt ſich an das Beſitzſteuergeſetz von 1913 an. Sie iſt alſo eine Abgabe vom Vermögenszuwachſe. Nach dem beſtehenden Geſetze muß jeder, deſſen Vermögen Ende 1916 um mindeſtens 10000 M größer iſt als Ende 1913 (Wehrbeitrag) drei Jahre lang eine Abgabe zahlen, die je $^1/_6$—$^1/_2$ vom Hundert des Zuwachſes ausmacht. Für die erſte Einſchätzung wird der Steuerſatz weſentlich erhöht, hoffentlich auf das dreißigfache zum mindeſten. Über die Höhe wird ſicher geſtritten werden; man möge nicht vergeſſen, welche Bevorzugung in jeder Vermögenserhaltung liegt, und wie ſehr alle Bereicherung „Konjunkturgewinn“ darſtellt, der in erſter Linie nicht der eigenen Tätigkeit, ſondern dem ſiegreichen Aushalten unſerer Feldgrauen zu danken iſt.

Über die Einzelheiten, die Berückſichtigung eines erhöhten Einkommens, die notwendigen Ausnahmen, die Sicherungsmaßnahmen dagegen, daß in der Bilanz der Zuwachs verſchleiert oder die künftige Abgabe ſchon im voraus auf die Preiſe für Heereslieferungen geſchlagen wird, iſt beſſer erſt zu reden, wenn der Geſetzentwurf vorgelegt oder wenigſtens in ſeinen Grundzügen angekündigt iſt. Nur das muß noch betont werden, daß die ſtarke Inanſpruchnahme jeder Bereicherung berechtigt, und daß die Steuer nicht etwa eine geſetzliche Anerkennung deſſen iſt, was als Kriegswucher ſeit einem Jahre auf unſerem Volksleben laſtet.

An dieſer Stelle iſt wiederholt der Niedergang unſerer Geſchäftsmoral (die in anderen Staaten noch ſchlimmer iſt) gekennzeichnet worden (vgl. April- und Juliheft).

Es iſt dabei ſtets darauf hingewieſen, daß unſer Geſetz in § 138 BGB. (Ungültigkeit wucheriſcher Geſchäfte) und in § 302e RStrGB. (Geld- und Gefängnisſtrafe gegen gewerbsmäßigen Wucher) genügende Handhaben bietet, um durch ſtrenge Verurteilungen und ihre öffentliche Bekanntmachung die Geſchäftsmoral zu heben. Dazu bedurfte es nur der Anerkennung, daß auch das Wirtſchaftsleben in Zeiten der Kriegsnot unter höheren ſozialen Anforderungen ſteht als im Frieden — ſtatt umgekehrt. — Daß unſere Gerichte in dieſer Beziehung leider verſagt haben (vielleicht liegt die Hauptſchuld bei der Staatsanwaltſchaft), iſt jetzt von höchſter Stelle anerkannt. Nachdem zunächſt das Münchner Generalkommando und ihm folgend verſchiedene andere ſcharfe Erlaſſe gegen Preistreibereien gerichtet (vgl. Auguſtheft der „Tat"), hat nunmehr auch der Bundesrat ein für das ganze Reich gültiges neues Strafgeſetz geſchaffen, deſſen Hauptbedeutung in einer Interpretation des Wuchergeſetzes liegt, durch die deſſen Anwendbarkeit auch dem unempfindlichen Richter nahegelegt wird. Es wird unterſtellt, daß bezüglich der Gegenſtände des täglichen Bedarfs (Nahrungs- und Futtermittel, Heiz- und Leuchtſtoffe uſw.) und des Kriegsbedarfs allgemein eine Notlage beſteht. Deswegen wird mit Gefängnis und Geldſtrafe bedroht, wer für ſolche Gegenſtände Preiſe fordert, die einen „übermäßigen Gewinn" enthalten. Der Begriff des „übermäßigen" iſt allerdings ebenſo dehnbar wie die Beziehung auf die „Berückſichtigung der geſamten Verhältniſſe, insbeſondere der Marktlage". Deswegen wird das neue Geſetz nur dann Wirkung haben, wenn die Richter anerkennen, daß bisher die „Verhältniſſe" auf „übermäßigen" Gewinnen beruhten und die Regierungsverordnungen ſelbſt vielfach Schuld daran tragen. Oder kann man noch von einem „mäßigen" Gewinn reden, wenn die Zuckerfabrik Kujavien in Amſee eine Dividende von 28 Proz. vorſchlägt?

Neu iſt die Vorſchrift einer gleichen Strafe für den, der ſolche Gegenſtände „zurückhält, um durch ihre Veräußerung einen übermäßigen Gewinn zu erzielen". Wenn dieſer Satz eine Bedeutung haben ſoll, ſo muß er dahin ausgelegt werden: Wenn jemand ſich weigert, mit einem „mäßigen" Gewinn ſeinen Vorrat abzugeben. So angewandt, kann er ſich bewähren. In der gleichen Richtung geht die allgemeine Vorſchrift, daß zurückgehaltene Vorräte durch Anordnung der oberſten Landesbehörde zu angemeſſenen Preiſen enteignet werden können. Der Kriegsausſchuß für Konſumentenintereſſen hat verſchiedene Beſchlagnahmeanträge gegen zurückgehaltenen Zucker geſtellt und auch teilweiſe Erfolg erzielt.

Schließlich wird noch unter die Strafe geſtellt, „wer, um den Preis für die genannten Gegenſtände zu ſteigern, Vorräte vernichtet, ihre Erzeugung oder den Handel mit ihnen einſchränkt oder andere unlautere Machenſchaften vornimmt". Dieſer Satz iſt von höchſter moraliſcher Bedeutung, denn er bezeichnet die bisher allgemein üblichen Geſchäftspraktiken zur Preisſteigerung als das, was ſie (mindeſtens in Kriegszeiten) ſind: als „unlautere Machenſchaften", die nicht nur jedes damit herbeigeführte Geſchäft der Nichtigkeit preisgeben (§ 138 BGB.), ſondern auch Gefängnisſtrafe von einem Jahre nach ſich ziehen können. Wenn alſo künftig ein Kartell durch „Regelung der Produktion" den Preis treibt; wenn ein Bauernverein vorübergehend die Milchlieferung nach einem Platze einſtellt, damit die Händler den Milchpreis erhöhen können ..., dann muß der Strafrichter einſchreiten. Er muß, denn wir haben das ſogenannte Legalitätsprinzip, nach dem die Staatsanwaltſchaft jeden Verſtoß gegen Strafgeſetze zu verfolgen hat. Wenn die Landwirte weiter drohen, daß ſie ohne auskömmliche (das heißt immer: höhere) Preiſe die Milcherzeugung einſtellen

würden, machen ſie ſich ſtrafbar. Nicht anders jeder, der einen Teil des reichlich vorhandenen Gemüſes unterpflügt, damit der andere Teil gute Preiſe bringt. — Würden nicht gerade diejenigen Kreiſe, die nicht ohne rentable Preiſe produzieren wollen, ſich aufs höchſte entrüſten, wenn etwa die Kohlenarbeiter gemeinſam die Arbeit einſtellten, weil der Preis (Lohn) angeſichts der geſtiegenen Koſten (Lebenshaltung) keinen Gewinn bringe?! Unſere Arbeitermaſſen, denen man früher vielfach einen Mangel an Vaterlandsliebe nachſagte, haben ſich der ernſten Zeit würdig bewieſen, indem ſie nirgends den Verſuch machten, einen höheren Gewinn ihrer Tätigkeit zu erzwingen durch Mittel, die der Bundesrat jetzt als „unlautere" bezeichnet. Die andern Kreiſe des Wirtſchaftslebens müſſen durch Strafgeſetz zu gleicher Würde *gezwungen* werden! Iſt das nicht eine tolle Ironie? Sie trifft aber weniger die Perſonen als die Verhältniſſe und erhöht die Notwendigkeit einer neuen Regelung unſeres Wirtſchaftslebens und ſeiner Moral.

Auch hier ſteht vor dem Kampfe der Vertrag. In der gegenwärtig dringenden und ſchwierigen Milchfrage haben die Kriegsausſchüſſe der rheiniſch-weſtfäliſchen Konſumenten einen bemerkenswerten Verſuch gemacht: In einer Verſammlung zu Eſſen am 2. Auguſt iſt ein Ausſchuß aus Vertretern der Landwirte, der Milchhändler, der Konſumenten, der Städte und Landkreiſe gewählt worden, der eine einheitliche Regelung der Milchverſorgung für den ganzen Induſtriebezirk vereinbaren ſoll. Gelingt der Verſuch, ſo iſt ein Weg zu friedlichem Ausgleich im ganzen Reiche und auf verſchiedenen Gebieten gewieſen. Mißlingt er, ſo iſt es Aufgabe der organiſierten Verbraucher, für eine häufige und energiſche Anwendung der neuen Strafgeſetze gegen alle „unlauteren Machenſchaften" zu ſorgen. *Heinz Potthoff*

Zur Entwicklung des freideutſchen Jugendgedankens

Der beſte Beweis, wie lebenskräftig unſere neue Jugend iſt, die aus ihrem Innern herausleben will und die damit das „organiſche" Lebensgefühl der neuen Zeit gegenüber dem „mechaniſchen" Autoritätsgefühl der rationaliſtiſchen alten Zeit repräſentiert, iſt die trotz Kriegszeit in dieſem Sommer erfolgte Gründung einer ſozial-religiöſen Jugendzeitſchrift „*Der Aufbruch*", an der ſich auch die Kreiſe der Jugendzeitſchrift: „*Der Anfang*" beteiligen. Der folgende Brief wurde Ende Juli an einen Politiker gerichtet, welcher dem Verfaſſer ſeine Bedenken gegen die Gründung der neuen Zeitſchrift geäußert hatte. (Red.)

Sie ſchrieben mir von Ihrer Unklarheit betreffs der neuen Zeitſchrift „Der Aufbruch", die von Ernſt Joël herausgegeben werden ſoll. Sie zu beſeitigen ſei die Aufgabe dieſes Briefes.

Zwei Worte aus Joëls Aufruf zu ihrer Gründung ſind mir klar in der Erinnerung haften geblieben und ſie ſcheinen mir ſehr wichtig — nämlich dieſe: „Es handelt ſich um eine ſozialiſtiſche Bewegung des Geiſtes" und „Die Zeitſchrift ſoll daran arbeiten, Politik und Philoſophie einander feſt zu verbinden". Anders ausgedrückt: Die Zeitſchrift ſoll nicht Organ irgendwelcher realpolitiſcher Klaſſenintereſſen werden, ſondern ſie ſoll helfen, daß endlich einmal und immer wieder die Frage nach dem letzten „Warum" aller Politik geſtellt werde; die Frage nach einem „Warum", das jenſeits aller materiellen Intereſſen liegt (ein ſo wichtiger Faktor dieſe natürlich immer in der Politik bleiben werden). Und es erſcheint mir keineswegs zufällig, daß dieſer Ruf

gerade von uns, von der Jugend ausgeht. Denn was haben wir für beſtimmte materielle Klaſſenintereſſen? Ich möchte es vielmehr — paradox — ſo faſſen: Das Geiſtige iſt das Klaſſenintereſſe der Jugend.

Und nun muß ich von jener Wandlung ſprechen, die mir durch den Krieg mit der Jugend (oder doch mit beſtimmten Teilen der älteren Schülerſchaft) vorgegangen zu ſein ſcheint. Sie wiſſen, daß wir vor dem Kriege alle ſoziale, insbeſondere praktiſche Betätigung ablehnten. Wir ſagten ſtets allen ungeduldigen Eiferern: „Wohl glauben wir zu ahnen, daß unſer in der Welt eine große Aufgabe harrt, aber noch iſt ſie uns hinter einem Schleier verborgen; was wir erkennen können, iſt, daß wir erſt etwas ſein müſſen, ehe wir etwas tun können".

Und nun kam der Krieg! Und er rannte die Mauern unſerer Abgeſchiedenheit gewaltſam um. Gewiß, er iſt kein organiſches Ereignis in unſerm Leben geweſen und viele Knaben machte er gewaltſam zu Männern. Eines ließ er uns alle mit ungeheurer Wirklichkeit erleben: unſere unlösliche Verquickung mit dieſer Welt und ihrem Schickſal. Aber kein paſſives, leidendes Verquicktſein lehrte er uns, ſondern er führte uns zu der Erkenntnis des aktiven Verpflichtetſeins. Und als wir in den Krieg zogen, da geſchah es nicht in erſter Linie für das Deutſchland, wie es ſichtbar vor unſern Augen ſtand und ſteht. Dies zu verteidigen hätte uns vielleicht bewegen können, in den Krieg zu ziehen, wie man ſein nacktes Leben verteidigt. Als wir uns aber freiwillig meldeten, trieb uns etwas anderes.

Vor dem Kriege war unſer Verhältnis zum Deutſchtum (es kann hier nur andeutungsweiſe davon geſprochen werden) ungefähr ſo: Was da draußen in der Wirklichkeit des Alltags uns mit dieſem Namen entgegentrat, ſchien unſerm Innern ſo wenig weſentlich und verpflichtend, ſo im Alltag bleibend, daß wohl einer der unſern auf dem Meißner leidenſchaftlich ausrufen konnte: „Was iſt uns Deutſchtum? Wir wollen Jugend!" Und als nun der Krieg ausbrach, da erlebten wir es in heller Klarheit, daß nicht, was jene deutſch nannten, ſondern, was uns im Tiefſten heilig war, den innerſten Kern deutſchen Weſens bildete. Über allem erhebt ſich klar und leuchtend der Gedanke, daß jeder Menſch zur Schau Gottes berufen iſt, der Gedanke, daß in den Tiefen eines jeden Menſchen ein Quell auf Erlöſung wartet. Und ſo verbinden ſich uns Staat, Politik und Religion zu einem ganz neuen undogmatiſchen Sinne. Ich weiß, daß es Stimmen gibt, die mir zurufen: „Verräter, was du ehedem mit uns als Wahrheit ſaheſt, willſt du nun mit dem Schmutze der Wirklichkeit mengen. Was du das „ſoziale Erlebnis der Jugend" nennſt, es iſt im Grunde nichts anderes als ein Erdrücktwordenſein von den Tatſächlichkeiten, als der Triumph der Welt der Wirklichkeit über die Welt der Wahrheit."

Ich antworte: Stolz und unbezwungen ſteht unſere Idee der Wirklichkeit gegenüber. Unſer Mut zur Wahrheit kündet uns hart und unerbittlich die böſe Zuſtändlichkeit dieſer Welt, aber er lehrt uns auch das andere: daß wir mit dieſer Zuſtändlichkeit auf Tod und Leben unlösbar verquickt ſind, und daß jede ſcheinbare Überwindung dieſer Welt in Einſiedeleien eben nicht Weltüberwindung, ſondern Weltflucht bedeutet. Wir können die Wirklichkeit nicht anders überwinden, als durch tätige Geſtaltung. — Dieſe Liebe zu alledem, was uns Deutſchtum in geiſtigem Sinne bedeutet und was uns nun durch dieſen Krieg in ſeinem Beſtande bedroht ſchien, das war es, was uns trieb, als wir uns im Auguſt 1914 als Freiwillige ſtellten.

Nun aber erlebten wir mit der Zeit immer deutlicher noch etwas anderes: Der deutſche Gedanke iſt nicht nur von außen bedroht — dieſe Gefahr wird früher oder

ſpäter einmal abgewendet ſein —, ſondern es iſt auch unter den Deutſchen nur eine kleine Schar, die ihn verwirklichen will. Verwirklichen will in einem Kriege, der nach dieſem Kriege beginnt und der ebenſo Opfermut und Tapferkeit fordern wird wie der, den wir jetzt noch draußen in den Schlachten führen müſſen. Und die letzte eigentliche Bewährung wird jeder einzelne erſt in dem Kampfe zu zeigen haben, der nach dem Kriege anheben ſoll. Hier die Fahne hoch zu halten und ſich um die Feldzeichen der Führenden zu ſcharen, ſcheint mir die beſondere Aufgabe der Jugend zu ſein, die in dem obigen Sinne freiwillig in den Krieg zog. Wir können ja nicht mehr in die Abgeſchiedenheit der Knabenjahre zurück; das Deutſchland, das wir mit retten halfen, müſſen wir auch bauen helfen.

Und dies alles iſt nichts anderes, als was Ernſt Joël „Vereinigung von Politik und Philoſophie“ nennt.

Wir ſprachen einmal früher von der Einwirkung, die die neue Jugend auf das öffentliche Leben haben müßte. Laſſen Sie mich hier noch einmal an das erinnern, was ich damals ſagte. Im Mittelpunkt des großen Erziehungsplanes von Guſtav Wyneken ſteht die Bildung eines neuen Menſchen, der die Welt nicht als eine gegebene Realität hinnimmt, ſondern ſie nach dem Ebenbilde Gottes neuformen will. Und ſo muß notwendigerweiſe, wo eine ſo geſinnte Generation in die Öffentlichkeit tritt, eine geiſtige Revolutionierung der Geſellſchaft einſetzen, wenn nicht ſchon Anknüpfungen da ſind, von denen aus wir weiter bauen können. Und deshalb iſt auch der Mitarbeiterkreis dieſer Zeitſchrift nicht nur auf phyſiologiſch junge Menſchen beſchränkt. Jung iſt uns hier jeder Menſch, der, um mit Fichte zu reden, „Ewiges in Irdiſches“ verflößen will.

So ſoll uns denn Politik nichts ſein, was beziehungslos zu unſerer inneren Welt daſteht, ſondern was mit Notwendigkeit aus dem Willen fließt, unſer wahres Sein zu verwirklichen.

Ich will geſtehen, daß ich mir nicht über alle Wege, die wir gehen müſſen, ganz im klaren bin, daß ich mehr Ziele als Pfade ſehe, — aber ich habe die fröhliche Gewißheit, ich habe ſie ganz feſt und ſicher, daß uns ſeine Erkenntnis beſchieden ſein wird. Und dazu ſoll uns die Zeitſchrift helfen. Was ich hier meine, möchte ich an einem Beiſpiel verdeutlichen: Wird es möglich ſein, die Sozialdemokratie mit einem über das materielle Tagesintereſſe hinausgehenden tätigen Willen zu erfüllen? Wird ſie erkennen, daß es nicht gilt, die Herrſchaft einer Klaſſe zu entthronen, und dafür die Herrſchaft einer anderen aufzurichten, ſondern daß es ſich darum handelt, mit der Herrſchaft jeder ſozialen Klaſſe zu brechen, um zu einer neuen geiſtig beſtimmten Schichtung zu gelangen? — Ich habe die ſichere Hoffnung, daß Sie mich hier verſtehen.

Um es zuſammenzufaſſen: Darin ſehe ich die vornehmſte Aufgabe der neuen Zeitſchrift, alle die zur gemeinſamen Tat zu ſammeln, die von einem gemeinſamen Willen beſeelt ſind; und helfen ſoll ſie, den Weg zu finden, der vom Willen zur Tat führt. Ich glaube, daß uns ein Sammelplatz aller wirklich und ernſthaft Wollenden ſehr notwendig iſt, um Macht über die zu gewinnen, die träge mit dem Seienden zufrieden ſind und nur mühſam fortſetzen, anſtatt kühn den Neubau zu wagen.

Walter Meyer, kriegsfreiw. Unteroffizier (zur Zeit im Felde)

Zum Thema: Die Frömmigkeit der Zeit Seit April dieſes Jahres wird dieſes Thema unter

den verſchiedenſten Titeln in der Umſchau der „Tat“ behandelt. Von allem, was hierzu geſagt worden iſt, ſcheint mir der Aufſatz von Ad. Bloch im Juliheft, betitelt „Jeſus, Chriſtus und die Frömmigkeit“, der am wenigſten ſtichhaltige zu ſein. Die Gründe dafür ſeien im folgenden dargelegt.

Soweit Bloch eine analyſierende Darſtellung der gegenwärtigen Richtung und Verfaſſung des religiöſen Gefühls gibt, könnte ich mich noch mit ihm einverſtanden erklären, wenngleich er mir z. B. die im Chriſtusglauben der Gegenwart ſchlummernden Kräfte bedeutend zu unterſchätzen ſcheint. Sobald er aber dazu übergeht, ſeinerſeits ein Bild vom Aufbau und Werden einer neuen, zeitgemäßen Religioſität zu zeichnen, befinde ich mich in fundamentalem Widerſpruch zu ſeinen Ausführungen, ſpeziell zu ſeinem Begriff von Religion. Ich greife einen Satz heraus: „Ein neuer Gottesglaube, eine neue Gotteserkenntnis, eine neue Religion müßte vielmehr unſerm Volke dargeboten werden, und zwar in einer Weiſe, daß die tiefſten Gedanken aller Religionen und auch der religiöſe Inhalt der Chriſtusmythe gewahrt bleiben und auf eine für das heutige Denken unanfechtbare Grundlage zu ſtehen kommen.“ In dieſem Satze ſcheinen mir zwei Grundirrtümer über Weſen und Werden wahrer Religion enthalten zu ſein.

Den erſten Grundirrtum ſehe ich darin, daß Bloch eine zeitgemäße Religioſität durch Syntheſe der verſchiedenſten Religionsſyſteme und religiöſen Anſchauungsformen gewinnen zu können meint. Es ſoll, wie er an andrer Stelle ſagt, eine Religion ſein, die „nicht nur dem rationalen Bedürfnis entſpricht, ſondern auch alle Höhen und Tiefen der Myſtik und alle wertvollen Gedanken der Chriſtusmythe in ſich aufzunehmen fähig iſt“. Ich möchte ſtark bezweifeln, ob durch einen ſolchen Eklektizismus eine wirklich brauchbare Religioſität zuſtande kommen kann, die zum Herzen unſeres Volkes ſpricht. Das gäbe im beſten Falle eine äſthetiſch gefärbte Religion der Gebildeten, eine Religion der Philoſophen und Gelehrten, aber keine Volksreligion. Bloch ſcheint kein Empfinden dafür zu haben, daß Religion *Schöpfung* iſt, göttliche Schöpfung in den Menſchenſeelen. Was er als „allein zeitgemäße Religion“ empfiehlt, iſt nichts anderes als eine religionsphiloſophiſche Mache. Ich möchte mir nur *eine* Frage erlauben: wie kann eine „zeitgemäße“ Religion dadurch entſtehen, daß man die Religionen aller Zeiten kombiniert? Eine ſolche Religion würde doch den Stempel der Charakterloſigkeit an der Stirne tragen und wenn das die „zeitgemäße“ Religion ſein ſollte, dann wäre eben der Charakter unſerer Zeit in der Charakterloſigkeit zu ſuchen. Sollte wirklich eine ſolche Religion für das deutſche Volk der Gegenwart gut genug ſein?

Nun will Bloch freilich mit Auswahl vorgehen: nur „die tiefſten Gedanken aller Religionen“ ſollen in der neuen Religion zum Ausdruck kommen. Aber welches ſind eigentlich die garantiert „tiefſten Gedanken aller Religionen“? Welches ſind beiſpielsweiſe die tiefſten Gedanken des Chriſtentums? Der eine findet ſie in der altchriſtlichen Chriſtusmythe, der zweite in der mittelalterlichen Myſtik, der dritte in der modernen liberalen Theologie, der vierte bei Sören Kierkegaard uſw. Hierzu nehme man dann die tiefſten Gedanken des altindiſchen Brahmanismus, des Buddhismus und Neubuddhismus, des Islam, der griechiſchen Mythologie, der altnordiſchen Götter- und Heldenſagen und beachte hierbei, daß Bloch aus alledem einen „gereinigten“ Gottesbegriff gewinnen möchte. Nein, auf dieſe Weiſe kann eine neue, brauchbare Religion nicht zuſtande kommen. Religion kann überhaupt nicht „gemacht“ werden — man verzeihe den Ausdruck —, am allerwenigſten durch Religionsmiſchung. Sie iſt ein

Wehen aus der Tiefe der Zeit, und eine zeitgemäße Religion kann nur eine ſolche ſein, die aus der ſeeliſchen Verfaſſung, aus den Erlebniſſen und Bedürfniſſen des gegenwärtig lebenden Geſchlechts hervorwächſt und mit Urgewalt entſpringt, ein Strom aus verborgenen Tiefen. Was jetzt in den Köpfen und Herzen der Millionen deutſcher Männer draußen im Felde heranreift, die Eindrücke, die ſie empfangen und geiſtig verarbeiten, die geiſtige Umkehr, zu der uns der Krieg zwingt, dies alles wird für die neue Religion von größerem Belang ſein, als alle Religionskongreſſe, die ſich mit der Religion der Zukunft befaſſen. Ob dieſe freilich aus der Seele *eines* Mannes geboren werden wird, der gewaltig genug wäre, den geiſtigen Horizont ſeiner Zeit zu umſpannen, und dem ungeheuer differenzierten religiöſen Streben der Gegenwart, zuſammenfaſſend, die Wege zu weiſen, iſt noch eine Frage. Aber aus dem Fühlen und Empfinden *unſerer* Zeit heraus muß ſie geboren werden. Oder ſind wir innerlich ſo arm geworden, daß wir die Lebensſchwingungen Gottes in der Gegenwart nicht mehr ſpüren und auf die Vergangenheit zurückgreifen müſſen, um uns eine „brauchbare" Religion zuſammenzuzimmern? Ich denke an das Wort Fauſts: „ſitzt ihr nur immer, leimt zuſammen, braut ein Ragout aus andrer Schmaus" uſw. Das iſt eine Religion des Epigonentums, der das erſte Merkmal wahrer Religion fehlt: *Urſprünglichkeit*!

Dieſes Fehlen des urſprünglichen Gefühls in der Blochſchen Anſchauung von Religion geht aber auf einen Grundirrtum über den Urſprung des religiöſen Bedürfniſſes zurück. Bloch ſucht den *Urſprung* des religiöſen Bedürfniſſes einſeitig im Intellekt, während in Wahrheit die Geſamtheit der geiſtigen Kräfte des Menſchen an der religiöſen Erfaſſung der Welt beteiligt iſt. Er ſucht „zu einem Gottesglauben zu gelangen, der mit dem logiſchen Denken und mit dem Wiſſen der Gegenwart nicht mehr in Widerſpruch ſteht", zu einem „einheitlichen, ungebrochenen und vernünftigen Gottesglauben", und die Grundlage zu einem ſolchen Gottesglauben iſt ihm folgerichtig der kritiſche Realismus. Das iſt eine ſtarke Überſchätzung des rationalen Elementes und eine Unterſchätzung des irrationalen, das einen notwendigen Beſtandteil aller Religion bildet. Es ſcheint faſt, als verwechsle Bloch Religion mit Erkenntnistheorie. Die Erkenntnistheorie mag ſich bemühen, ein lückenloſes Weltgebäude zu konſtruieren, in welchem Widerſprüche im einzelnen möglichſt ausgeglichen ſind; Aufgabe der Religon oder auch nur eines Teiles der Religion, der Gotteserkenntnis, iſt das nicht. Die Religion geht nie aufs Einzelne, ſondern ſtets auf den Zuſammenhang des Ganzen, ſie iſt Lebensgefühl des Individuums dem Univerſum gegenüber und trägt deshalb, wie das Leben überhaupt, an ſich ſchon irrationalen Charakter. Dieſes Lebensgefühl ſtellt das Individuum vor zwei große Grundfragen. Die eine gilt dem Sinn und dem Zweck des Univerſums, dem Erfaſſen deſſen, „was die Welt im Innerſten zuſammenhält". Der kritiſche Realismus wird nie imſtande ſein, auch nur eine Löſung dieſer Frage vorzubereiten, weil der eigentliche Kern aller Erſcheinungen, das Leben ſelbſt, als etwas Irrationales jeder wiſſenſchaftlich-begrifflichen Analyſe ſpottet. Hier tritt eben der „Glaube" in ſein Recht, und wenn dieſer ſich auch niemals über wiſſenſchaftlich anerkannte Tatſachen hinwegſetzen darf, ſo genügen die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft auf der andern Seite doch nicht, um gerade die tiefſten Welträtſel zu löſen. Die zweite Grundfrage gilt ſodann dem Sinn und Schickſal des ins Univerſum hineingeſtellten Individuums ſelbſt. Hier dürfte Luthers religiöſe Grundfrage: „wie kriege ich einen gnädigen Gott?" auch für den modernen Menſchen noch von zentraler Bedeutung ſein, inſo-

fern, als auch dieſer den ewigen Zwieſpalt zwiſchen den zwei Seelen in ſeiner Bruſt, zwiſchen gut und böſe, fühlt und ſtets aufs neue zu bewältigen ſuchen muß. Hier iſt dann mit Vernunft und Wiſſenſchaft allein erſt recht nichts getan, da iſt im letzten Grunde jeder auf ſich ſelbſt angewieſen. Ich würde mich deshalb auch hüten, einer Religioſität, die den parſiſchen Dualismus noch nicht „überwunden" hat, den Vorwurf der „Rückſtändigkeit und Ärmlichkeit" zu machen. Man braucht nicht gerade Anhänger der altorthodoxen Erbſündenlehre zu ſein, um den ewigen Wahrheitskern dieſes parſiſchen Dualismus zu erkennen, und die chriſtliche Kirche der Gegenwart iſt in dieſem Punkte zweifellos auf dem richtigen Wege, wenn ſie gegenüber modernen, wirklichkeitsblinden Nivellierungsverſuchen an der Bedeutung dieſes tief einſchneidenden Konfliktes für das religiöſe Leben feſthält. Man mag in der oben erwähnten erſten Grundfrage mehr oder weniger moniſtiſch denken, in der perſönlichen Heilsfrage wird der Dualismus nie ganz zu umgehen ſein.

Aus allen dieſen Gründen dürfte es ſchwer halten, „einen Gottesbegriff zu gewinnen, der allen Anſprüchen des neuzeitigen Menſchen genügt". Meinem Gefühl nach gibt es in der Religion überhaupt keine Anſprüche, ſelbſt wenn es ſich um den „neuzeitigen Menſchen" handelt; es müßte denn ſein, daß der Menſch der Schöpfer und Gott ſein Geſchöpf wäre. Die fortſchreitende Selbſtoffenbarung des nie ganz zu Begreifenden, das wir Gott nennen, erſcheint mir als das ſchöpferiſche Prinzip aller Religion, während der Menſch nur die Aufgabe hat, ſich dieſer Offenbarung zu bemächtigen (durch „Glauben"). Man wird mir deshalb den Vorwurf machen, ich hätte — horribile dictu — eine paſſive, rezeptive Religioſität. Mag ſein; auf jeden Fall aber halte ich eine Auffaſſung von Religion, wie ſie in Ad. Blochs Aufſatz zu tage tritt, für unzutreffend und irreführend. H. Fackler

Die Verblendung Englands*

Angeſichts der unerhörten Weltgeſchehniſſe iſt es wohl vielen ſo ergangen wie mir: Nicht der Krieg ſelbſt mit allen ſeinen Schrecken und Taten, mit ſeiner Hoffnung und Unruhe hat den Sinn am meiſten belaſtet. Noch viel ſchwerer haben wir den Wortkampf empfunden, wodurch der hohe und neutrale Boden der Gerechtigkeit den Eroberungs- und Verheerungszügen ausgeſetzt iſt. Am meiſten trifft dies für die Meinung zu, die ſich der ganzen ſogenannten neutralen Welt aufdrängt und von einem der kriegführenden Länder herrührt, welches, mit Ausnahme von Japan, durch ſeine Lage am beſten imſtande wäre, ſein Maß und ſeine Ritterlichkeit zu bewahren. Selbſtverſtändlich iſt England gemeint. Dies iſt peinlich genug für die, welche in Bewunderung des engliſchen Weſens und Charakters aufgewachſen ſind und in großer Schuld zur engliſchen Kultur ſtehen. Es wird für ſie ein Problem zu löſen ſein, wie die alte Auffaſſung mit den neuen Erfahrungen vereinigt werden kann, wie ein Volk, aus deſſen Stimme heraus man vielleicht mächtiger als aus den Stimmen

* Per Hallſtröm iſt wohl der feinſinnigſte Novelliſt der ſkandinaviſchen Literatur und in dieſer ſeiner Eigenſchaft rühmlich in Deutſchland bekannt. Dieſer ſchwediſche Dichter, Mitglied der Akademie, iſt aber zugleich ein außerordentlicher Eſſayiſt und Kenner der Kulturgeſchichte; ſo hat er ſich eingehend mit der engliſchen Dichtung beſchäftigt und iſt in ſeinen vortrefflichen Renaiſſancedramen von Shakeſpeare beeinflußt. Es iſt deshalb für die Stimmung Schwedens ganz beſonders typiſch, daß gerade dieſer hervorragende Dichter in einem ausführlichen Eſſay des „Svenska Dagbladet" eine ſehr ernſthafte Stellung zu der Haltung Englands in dieſem Kriege nimmt. Wir bringen hiermit den weſentlichen Teil des Artikels. Red.

der anderen den tiefen und ſtarken Ton des Gewiſſenslebens vernommen hat, plötzlich Erde und Himmel mit einem hyſteriſchen Rieſengeſchrei von Schreck, von Prahlerei und Liſt, von nationalem Egoismus in der Verkleidung der Rechtfertigung, von grober, lauter Disharmonie erfüllt. Das Problem iſt aber nicht ſo hoffnungslos, wie es den Anſchein hat, wenn es auch meine Gabe, es vollſtändig zu löſen, überſteigt. Der Ausgangspunkt gibt ſich nämlich von ſelbſt.

Völker und Individuen ſind einander gleich; wie würdig ſie einer Gefährdung ihres Glückes, ihrer Geſundheit oder ihrer Gemütlichkeit begegnen, hängt nicht nur von ihrem Mut und ihrer Tüchtigkeit ab, es hängt auch davon ab, wie das Leben ſie auf einen Umſturz vorbereitet hat. Wer ſtets von Sicherheit und Erfolg umgeben geweſen iſt, faßt dieſe Gabe als ein Grundreglement einer vernünftigen Weltordnung auf, und der bloße Gedanke an eine andere Wendung erregt ihn, als wäre es ein Verbrechen. „Rule Britannia" in ihrer Forderung auf ewige Herrſchaft über die Meere, womit verſchiedenes folgt, was die Ufer betrifft, kann als eine etwas unbeſcheidene Volkshymne betrachtet werden, ſie iſt aber ganz echt und naiv, und die Naivität wird von anderem entſchuldigt als den Anſprüchen eines Jahrhunderts. Wenn man ſo lange auf einer breiten Bank geſeſſen hat, fällt es ſchwer, die Größe nicht nach dieſer Bank einzurichten. Das Blut ſteigt einem zu Kopfe bei der geringſten Andeutung einer mäßigen Teilung. England ſteht vor dem Mitbewerber auf dieſem Gebiet wie der reiche Geldfürſt und die Stütze der Geſellſchaft, dem allmählich die Augen über ein Schild einer neuen Bank in der Stadt aufgehen. Der Gedanke an die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge iſt ihm neu, obgleich die Worte recht oft in ſeinen Andachtsübungen vorhanden waren; er erhält deshalb eine Macht über die Phantaſie, die leicht zur Monomanie entartet. Gut und ehrwürdig, wie er ſelbſt iſt, leidet er an dem Zweifel an der Ehrlichkeit und der Moral des Neulings, und würde es paſſieren, daß er ſeinen Stock in das Fenſterglas des neuen Banklokals ſtößt, ſo hat ſeine Idealität die Waffe gezogen und den Goldknopf mit Energie geladen. Dies ſieht man am beſten an ſeinem guten Willen, die Auffaſſung zu verändern, im ſelben Augenblick, wo der Mitbewerber ſeinen Beruf geändert hat und einen neuen wählte, wo ſeine guten Seiten zu ihrem Rechte gelangen. Ebenſo wie der Franzoſe nach Faſchoda jeden Tag gemütlicher wurde, ſo würde der Deutſche nach einem Konkurs, in Weimar ſeßhaft und mit einem dritten Teil des „Fauſt" beſchäftigt (der doch keine Ausſicht haben würde, ins Engliſche überſetzt zu werden), als eine Geſtalt, mit menſchlichen Eigenſchaften ausgerüſtet, betrachtet werden, mit einer gewiſſen, etwas ländlichen aber herzlichen Kultur und mit einer vortrefflichen Singſtimme verſehen. Der engliſche Haß verflüchtigt ſich ſofort im Siegesrauſch. Nur ſolange die Buren unter Waffen ſtanden, waren ſie nicht des Atmens wert; unmittelbar hierauf waren ſie ein ehrbares, ja regierungstüchtiges Volk. Die Derwiſch-Krieger des Sudans wurden, nachdem ſie von den Maſchinengewehren zu Boden geworfen waren, faſt mit dem Glanze eines halb komiſchen Heldenmutes umgeben. Jeder hat die Hoffnung, die Sympathie der Briten zu erwerben, wenn er nur ſeinen Platz weiß und ſich anſpruchslos dort hinſtellt.

Aber die jetzige Gefühlsglut beſitzt eine tiefere Grundlage als die Verachtung des reichen Mannes für arme Leute und Emporkömmlinge. Zu der Konkurrenzfurcht iſt ein kälteres Erſchauern hinzugetreten. Ein Krieg, der mit der Ausſicht der geringſten Möglichkeit den eigenen Boden bedroht, wird zu etwas Unerhörtem, zu etwas Unleidlichem, ebenſo erregend durch ſeine grauſame Barbarei wie durch Indecency.

Daß England ebenſo wie andere Länder eine Invaſion riskieren würde, wenn es ſich zu einem bewaffneten Beſuche bei einem Nachbar angemeldet hat, das macht denſelben Eindruck von Aufruhr gegen die Naturgeſetze, als wenn die Tür, der man einen Fußtritt gibt, es unternehmen würde, einen Fußtritt zurückzugeben. Die Überraſchung wäre ebenſo peinlich wie verwirrend. Was in 700 Jahren die Vorausſetzung eines engliſchen Krieges geweſen iſt, daß er bei Fremden (Freunden oder Feinden) und gern mit fremden Söldnern ausgefochten wird, — dies iſt ein Paragraph des Völkerrechts geworden. Ein Kriegsunternehmen gegen England ſelbſt iſt nicht Krieg, ſondern Mord, Aufruhr und Gottloſigkeit, und niemand ſoll verlangen, daß der Überfallene ſich mit dem gewöhnlichen Maß der Auflehnung gegen den Feind begnügt. Wer einige der Bücher lieſt, in welchen patriotiſche und prophetiſche Engländer in den letzten Jahren die deutſche Gefahr geſchildert haben, wird ſich über die Beſchaffenheit des Feindes wundern. Der „Hunnenname“ war noch nicht erfunden. Die Phantaſiekraft in der Ausmalung war aber mindeſtens ebenſo lebhaft wie jetzt. Es tobt in dem dichtenden Gehirn, die Greuel werden um ſo unverantwortlicher, als die Opfer friedlich, ehrlich, wie ſie ſind, ſo ſtark mit der liſtigen Brutalität der Büttel kontraſtieren. Der Krieg für uns andere, ein ſchwerer, aber annähernd durchdachter Begriff, iſt auf dieſer Inſel eine lahmlegende Neuigkeit, ein Toben, ein Weltuntergang. Man weiß ſchließlich nicht, was man über den inneren Zwieſpalt denken ſoll, wodurch eines der größten Eroberungsvölker der Geſchichte ſein Land als den unverletzbaren Tempel des Friedens betrachtet! Wie dem auch ſei — die Überraſchung iſt vollſtändig echt. Dies möge ausmachen ſoviel es wolle, um die Ausſchreitungen der Kriegsſtimmung zu entſchuldigen.

Es gibt aber eine tieferliegende Urſache zu dieſen Ausſchreitungen, die in einem ebenſo ſpeziellen engliſchen Charakterzuge zu finden iſt. Der beiſpielloſe Erfolg des engliſchen Volkes in der Welt beruht nicht nur auf der geographiſchen Lage, ſondern iſt vor allem aus Klugheit und Kraft und einer ſtrengen Disziplin des Charakters geſchaffen. Der engliſche Proteſtantismus wurde praktiſch und tätig, behielt aber mehr von ſeinem religiöſen Urſprung als derjenige des Holländers. Was den Staat vorwärts trieb, ſo weltlich wie er geführt wurde, das war die lebendige geiſtige Kraft der breiten Volksſchichten und das Beſtreben der Individuen, ein ſehr viel forderndes Ideal zu verwirklichen: das Ideal des fleckenloſen chriſtlichen Geldmannes oder das des Geſchäftsmannes. In dieſer Weiſe entſtand die „respectability“, die der Überhebung oft zugrunde liegt und die von den Ausländern oft Heuchelei genannt wird, und nicht nur von den Ausländern. Eine ganze Anzahl der größten Dichter Englands haben die Heuchelei in flammenden Worten verhöhnt. Die „respectability“ iſt zum großen Teile echt, aber auch ſo wird ſie zu einer Gefahr, wenn ſie vor dem Problem ſteht: Wie in aller Welt kann ſich jemand erdreiſten, ihr den erſten Platz ſtreitig zu machen? Je höher ihre Auffaſſung von ihrem eigenen Werte iſt, um ſo geringer muß ſie denjenigen des Feindes ſchätzen, und — ein ſchlechter Pſychologe — wie ſie es iſt — denn man diſſitiert nicht gut mit Handſchuhen — glaubt ſie faſt an jede phantaſtiſche Sache.

Dies Phariſäertum — das Wort iſt nicht zu hart, und die urſprünglichen Phariſäer waren bekanntlich ehrwürdige Leute — iſt ſeiner Natur nach nicht dadurch verändert, daß ſeine Kardinaltugend im Laufe der Zeit zum Teil eine andere Baſis erhalten hat: den Liberalismus. Das iſt eine Farbe, die ebenſo weiß in der Sonne leuchtet und kleine Gebrechen ebenſogut wie religiöſe Moralität verſchleiert. Dem

naiven Durchſchnitts-Engländer bietet es keine Schwierigkeiten, ein Ritter der Freiheit in Rußlands Geſellſchaft zu ſein. Man ſieht nur von gewiſſen Tatſachen mit Hilfe eines Willensaktes ab, ebenſo wie Don Quichote durch eine feierliche Erklärung die papiernen Teile ſeines Helmes zu einem homogenen Stahl verwandelte. Wer etwas mehr nachdenkt, gibt der Freiheit eine einſchränkende Erklärung, er kämpft gegen den „Militarismus" (zu Land) und will die Menſchheit von allgemeiner Wehrpflicht befreien, um ſie ſelbſt los zu werden. Dies heißt: ſeinem Nächſten dasſelbe wie ſich ſelbſt zu gönnen, und die Begeiſterung für das ſchöne Ziel iſt um ſo aufrichtiger, als die beibehaltene Herrſchaft über das Meer dafür bürgt, daß die Gleichgeſtelltheit theoretiſch, ideell und luftig wird. Die Regierenden wiederum ſind ſich bewußt, daß auch dies Programm nur proviſoriſch iſt; ſie bereiten in ihren Kombinationen ſicherlich ſchon den neuen heiligen Krieg für die Freiheit vor, gegen den jetzigen Freund und mit Hilfe von geſchlagenen und geſchonten Feinden.

Dann werden auch andere kleine Völker Gelegenheit haben, die Dankesſchuld zu bezahlen, mit der ſie jetzt überhäuft werden. Eliminiert man die Freiheit aus den Equationen heraus, ſo bleibt für England ein Zifferreſultat übrig und für die anderen die Annehmlichkeiten des Krieges. Es iſt nur natürlich, daß dieſe Herren ähnliches verſchweigen, ſie ſollten aber dann auch mit ihren Worten von Moral innehalten.

Von einem dieſer Art rührt der am meiſten kompromittierende Ausdruck des Nationalhaſſes her; ich meine die Worte des Lord Curzon über den erträumten Einzug in Berlin, von den bengaliſchen Lanciers unter den Linden und den kleinen braunen Ghurkas im Parke Potsdams. Das iſt die Wut, zu einer Art gaſtronomiſchem Genuſſe umgebildet. Der Tapfere und wirklich mit Recht ſtolze Feind ſollte den Trank der Demütigung nicht nur mit Galle und Eſſig leeren, ſondern mit exotiſchen Kräutern, damit die Nerven nicht erſchlaffen. Hier ſind die ſchlimmſten Fehler des engliſchen Charakters gehäuft: die Härte des Reichtums, der Egoismus des Verwöhnten und die Selbſtüberhebung des Reſpektablen. Von dieſem brutalen Beiſpiel, das man vergeſſen möchte, wenn man es könnte, gehen die Nuancen aufwärts bis zu dem normalen Maß der nationalen Verblendung.

Es wäre dem engliſchen Volke zu wünſchen, daß es ſich bald von der intellektuellen und moraliſchen Krankheit, welche jetzt ſeine Züge verändert hat — und ſie durchaus nicht verſchönert, erholen möge.

Per Hallſtröm

Romain Rollands Antwort

Das „Journal de Genève" (Nr. 209 vom 31. Juli 1915) bringt Rollands Erwiderung auf meinen „Offenen Brief" im Auguſtheft der „Tat". Sie ſoll hier unverkürzt folgen. Nur muß ich zur Erläuterung noch eine Bemerkung vorausſchicken. In Zürich (im Verlag von Orell Füßli) erſcheint ſeit kurzem eine „Internationale Rundſchau" (in deutſcher und engliſcher Ausgabe), die der Verſtändigung der Intellektuellen in den kriegführenden Ländern dienen will. In dem dritten Heft (vom 20. Juli 1915) habe ich es als eine notwendige Vorausſetzung jeglicher Verſtändigung bezeichnet, daß Äußerungen, die der Herbeiführung des Friedens dienen wollen, ſo aufgefaßt werden, wie ſie gemeint ſind. Wer ſie willkürlich deute als Zeichen des Erlahmens, der Schwäche in einem der kriegführenden Völker, oder als Symptom der Unzufriedenheit mit der Regierung, der ſtachele die Kampfesluſt bei der eigenen Nation wieder auf und mache ſich ſo mitſchuldig an der Fortdauer des Krieges. Dies

veranſchaulichte ich durch die Deutung, die Rolland den Äußerungen A. Kleins gegeben hatte. Auf dieſen meinen Artikel hat jener ebenfalls Bezug genommen.

Der erwähnte Aufſatz des Journals bringt zunächſt einen Brief Rollands an den Leiter der „Internationalen Rundſchau“ (der im dritten Heft jener Zeitſchrift im unmittelbaren Anſchluß an meinen Artikel in deutſcher Überſetzung veröffentlicht worden iſt). Damit ſich der Leſer ſelbſt ein Urteil bilden kann, will ich ihn in möglichſt getreuer Überſetzung hier wiedergeben. Er lautet:

„Mein Herr!

Seit einem Jahr habe ich meine Ruhe, meinen Erfolg, meine Freundſchaften dem Bemühen zum Opfer gebracht, die Unvernunft und den Haß zu bekämpfen. Ich habe verſucht, jedes unſerer beiden feindlichen Völker — und beſonders das meinige — fühlen zu laſſen, daß ſeine Gegner Menſchen ſind, die leiden wie es. Ich habe im heutigen Deutſchland nicht ohne Mühe Äußerungen geſammelt, die in franzöſiſchen Herzen ein ſympathiſches Echo wecken könnten, freimütige und gerechte Worte, die den Abgrund der Mißverſtändniſſe, der zwiſchen den beiden Völkern klafft, zu überbrücken vermöchten. Jeder meiner Artikel hat mir Kränkungen in beiden Ländern eingetragen. Auf beiden Seiten bin ich demſelben Unverſtändnis begegnet. Die Kränkungen machen auf mich keinen Eindruck, aber das Unverſtändnis macht mich ſchließlich wehrlos. . .

Herr Meſſer wird zufriedengeſtellt werden. In einem offenen Brief an die ‚Tat‘ verlangt er, um ſeinen Freund, Profeſſor Klein (wie es ſcheint) zu ehren, ich ſolle urbi et orbi erklären, daß dieſer Freund die Handlungen der deutſchen Regierung billigte, und daß er die Verletzung der belgiſchen Neutralität zu verteidigen ſuchte durch Argumente, die bereits Spitteler charakteriſiert hat. — Ich werde das bekannt machen. Und ſo wird mit einem Schlage bei den franzöſiſchen Leſern die Achtung dahinſchwinden, die ich für das Andenken Kleins gewinnen konnte.

In einem Artikel in der ‚Internationalen Rundſchau‘ tadelt mich Herr Meſſer bitter, daß ich die loyale Geſinnung ſeines Freundes verkannt hätte, und er erklärt ſchließlich, daß ich mich ‚mitſchuldig an der Fortdauer des Krieges mache‘ — dieſes Krieges, den ich, faſt allein unter den franzöſiſchen Schriftſtellern, humaner geſtalten wollte — wenigſtens unter den Intellektuellen! . . .

Das iſt zu viel. Ich ziehe mich für den Augenblick aus dem blinden Wirrwarr zurück, wo jeder der Kämpfer nur auf ſeine Leidenſchaft hört und ſtumpfſinnig ſeine eigenen Argumente wiederholt, ohne auch nur zu verſuchen, ſie den anderen ein wenig zugänglich zu machen. Ich habe es für ſie tun wollen; ich habe Unmögliches verſucht. Ich bereue es nicht; es war meine Pflicht, den Verſuch zu machen; aber ich fühle die Zweckloſigkeit, damit fortzufahren — für den Augenblick wenigſtens. Ich ziehe mich zu meiner Kunſt zurück, meiner unverletzten Zufluchtsſtätte; und warte, bis der Wahnſinn der Welt vorüber iſt.“

Zugleich mit dieſem Schreiben veröffentlicht das „Journal de Genève“ einen weiteren Brief Rollands:

„Ein alter Weiſer hat einmal geſagt: ‚Mein Gott, ſchütze mich vor meinen Freunden; vor meinen Feinden werde ich mich ſelbſt ſchützen‘. Ich denke, daß dieſe Freunde viel Ähnlichkeit haben mußten mit Herrn Dr. Auguſt Meſſer, Profeſſor zu Gießen.

Dieſer beklagt ſich in Briefen an die ‚Internationale Rundſchau‘ und an die ‚Tat‘, daß ich Unrecht getan habe gegen das Andenken ſeines Freundes Dr. Albert Klein,

von dem ich in meinem letzten Artikel ſchöne, rührende Briefe veröffentlichte. Er erklärt, daß Dr. Klein die Handlungen der deutſchen Regierung und namentlich die Verletzung der belgiſchen Neutralität billigte und ſie mit dem (in Deutſchland) üblichen Argument der belgiſchen Illoyalität verteidigte. Wir wollen von dieſer Erklärung Vermerk nehmen. Aber wenn uns Herr Meſſer am Schluſſe ſeines Briefes zumutet, Herrn Dr. Klein unſere Achtung zu bewahren, ſo antworten wir, daß wir ihm lediglich unſer Mitleid bewahren können, wie jedem Menſchen, der leidet. Was die Achtung betrifft, ſo hat Spitteler ein für allemal geantwortet: ‚Um weißer auszuſehen, ſchwärzte Kain den Abel. . . Das Opfer erwürgen war reichlich genug. Es noch verläſtern iſt zu viel.‘“

Soweit Romain Rolland!

Seine Ausführungen könnten uns leicht dazu bringen, den eigentlichen Streitpunkt aus dem Auge zu verlieren. Faſt möchte man nach ſeinen Briefen meinen, ich hätte mit ihm über die Frage der belgiſchen Neutralität zu diskutieren. Nichts liegt mir ferner.

Was ich mit Herrn Rolland zu verhandeln habe, iſt lediglich dieſes. Ich hatte ihm dargelegt, daß er Äußerungen Albert Kleins in einer — mindeſtens objektiv — wahrheitswidrigen Weiſe gedeutet und fälſchlich zugunſten der franzöſiſchen Auffaſſung ausgebeutet habe. Herr Rolland hat nirgends auch nur den Verſuch gemacht, dieſe meine Darlegung anzufechten. Er konnte ſich alſo der Einſicht nicht entziehen, daß ſie richtig ſei. Hätte er nun kurz erklärt, daß er in der Interpretation der Sätze Kleins fehlgegriffen habe, ſo hätte er in ſachlicher und ritterlicher Weiſe die Angelegenheit erledigt. Alles, was er darüber hinaus ſchreibt, gehört ſtreng genommen nicht zur Sache. Und wenn er gar den Gekränkten und Verkannten ſpielt, wenn er über blinde Leidenſchaftlichkeit und Unbelehrbarkeit klagt, ſo weiß ich in der Tat nicht, wodurch ich ihm zu ſolcher Klage Grund gegeben haben ſoll.

Habe ich nicht ausdrücklich rühmend anerkannt, daß er gedankenreiche deutſche Äußerungen franzöſiſchen Leſern zu Gehör brachte?

Aber heißt es „den Abgrund der Mißverſtändniſſe zwiſchen Deutſchen und Franzoſen überbrücken“, wenn man durch willkürliche, wahrheitswidrige Auslegung deutſcher Ausſprüche den Eindruck erweckt, als mißbilligten in Deutſchland gerade die geiſtig Hochſtehenden die Politik der eigenen Regierung? Bedeutet das nicht, die Franzoſen in den Glauben einwiegen, als werde die Gerechtigkeit ihrer Sache auch von den Urteilsfähigſten unter den Deutſchen anerkannt? Bedeutet das nicht, ihnen die hartnäckigſte Fortſetzung des Krieges zur moraliſchen Pflicht machen? Wer aber ſolches tut — und zwar gegen die Wahrheit — macht der ſich nicht „mitſchuldig an der Fortdauer der Krieges“?

Und wie ſteht es mit der Verkennung des Gegners?

Herr Rolland hätte gerade bei der Lektüre der „Tat“ Gelegenheit zu ſehen, daß es Deutſche gibt, die ſelbſt Spitteler, obwohl er ſeine abweichende Anſicht über die belgiſche Frage in unnötig kränkender Weiſe zum Ausdruck brachte, trotzdem ihre Achtung nicht entziehen. Für Herrn Rolland aber ſteht es von vorn herein feſt, daß jemand, der das deutſche Verfahren gegen Belgien billigt, keinen Anſpruch auf Achtung mehr habe. Bedeutet das einen ernſtlichen Verſuch machen, den Gegner zu verſtehen?

Wenn Herr Rolland ſich wirklich für einige Zeit vom Kampfplatz zurückzieht, ſo

möge er in Ruhe auch noch einmal über unſere Kontroverſe nachdenken: er wird dann wohl zu der Einſicht kommen, daß er bei ſeinem löblichen Bemühen, Mißverſtändniſſe zu beſeitigen, doch nicht vorurteilslos und gründlich genug verfahren iſt, und daß ihn ſein Temperament zu Klagen und Vorwürfen fortgeriſſen hat, zu denen ihm meine ſachliche Beweisführung keinerlei objektive Berechtigung gab.

Auguſt Meſſer

Gedanken zur Zeit

Unſer Verhältnis zum Schöpferiſchen. Iſt jetzt durch die Kriegsnot der Geſchmack des Publikums vertieft? Kommt die Menge Menſchen und Dingen innerlich näher? Arbeiten Kirche, Preſſe, Organiſationen auf ein mehr vergeiſtigtes Leben mit dem Bewußtſein ihrer Verantwortlichkeit und mit feſten Zielen hin?

Verſtändige Menſchen aus Bädern und Sommerfriſchen berichten, es iſt noch nichts weſentlich anders geworden in der Welt, die ſich amüſiert. Kurtheater ſpielen immer noch die flachen, auf Sinnlichkeitskitzel berechneten Schwänke mit Entkleidungsſzenen, in denen das letzte faſt unverhüllt geſagt wird. Das junge Mädchen mit leerem Puppengeſicht ſitzt immer noch, lüſtern auf Kuchen, mit durchbrochenen Strümpfen in den Konditoreien herum und füllt ſeine innere Leere durch Süßigkeiten, Kaffeehausmuſik und andere Äußerlichkeiten aus. Waldeinſamkeit iſt vor ihresgleichen ſicher. Ernſte junge Mädchen leiden aber darunter, was ſie mit erſchreckender Deutlichkeit beobachten, die eheliche Treue gilt jetzt während des Krieges noch weniger wie vorher, in den Bädern herrſchte in dieſem Sommer die junge Frau, deren Mann im Kriege iſt. Die Genußſucht, die unſerem Leben vor dem Kriege ihren Stempel aufdrückte, gilt noch immer, denn ſie ſteht noch nicht unter Verachtung. Unſere Hoffnung auf die Zukunft Deutſchlands beruht ſomit auf denen, die in der Trauer um Gefallene ihr Leid durchkämpften und überwandten, und auf unſeren Kämpfern, die ſtündlich im Felde dem Tod gegenüberſtanden und als feſte Charaktere zurückkehren werden. Denn ſie hat Pflicht und Not erzogen, ſie kamen über einſeitiges Ichmenſchentum hinweg. Wie weit dieſe Erziehung aber den Leuten im Etappendienſt gefehlt hat und ob jene als noch größere Genußmenſchen zurückkommen, darüber wird ein ernſtes Wort nach dem Kriege zu reden ſein.

Es wäre zu wünſchen, daß aus dem Leſerkreis ergänzende Beobachtungen kommen, ob ſich leere Genußſucht und äußerliches Auftreten gemindert haben oder nicht. Nicht aus Schwarzſeherei, dazu haben wir keinen Grund, ſondern damit wir auf neue Lebensformen hinarbeiten. Der Ausländer, der in Deutſchland gelebt hat, kehrt mit großer Achtung und Hochſchätzung in ſein Land zurück, denn er hat uns bei der Arbeit kennen gelernt; doch die Ausländer, die den Deutſchen nur als Reiſenden kennen, ſind wenig von ihm begeiſtert. Woran liegt das? Wir haben uns unſere Lebensformen eben noch nicht geſchaffen, die unſere Tüchtigkeit auch ſichtbar machen, und der größte Feind dieſer notwendigen Zukunftsaufgabe iſt: das Genußmenſchentum.

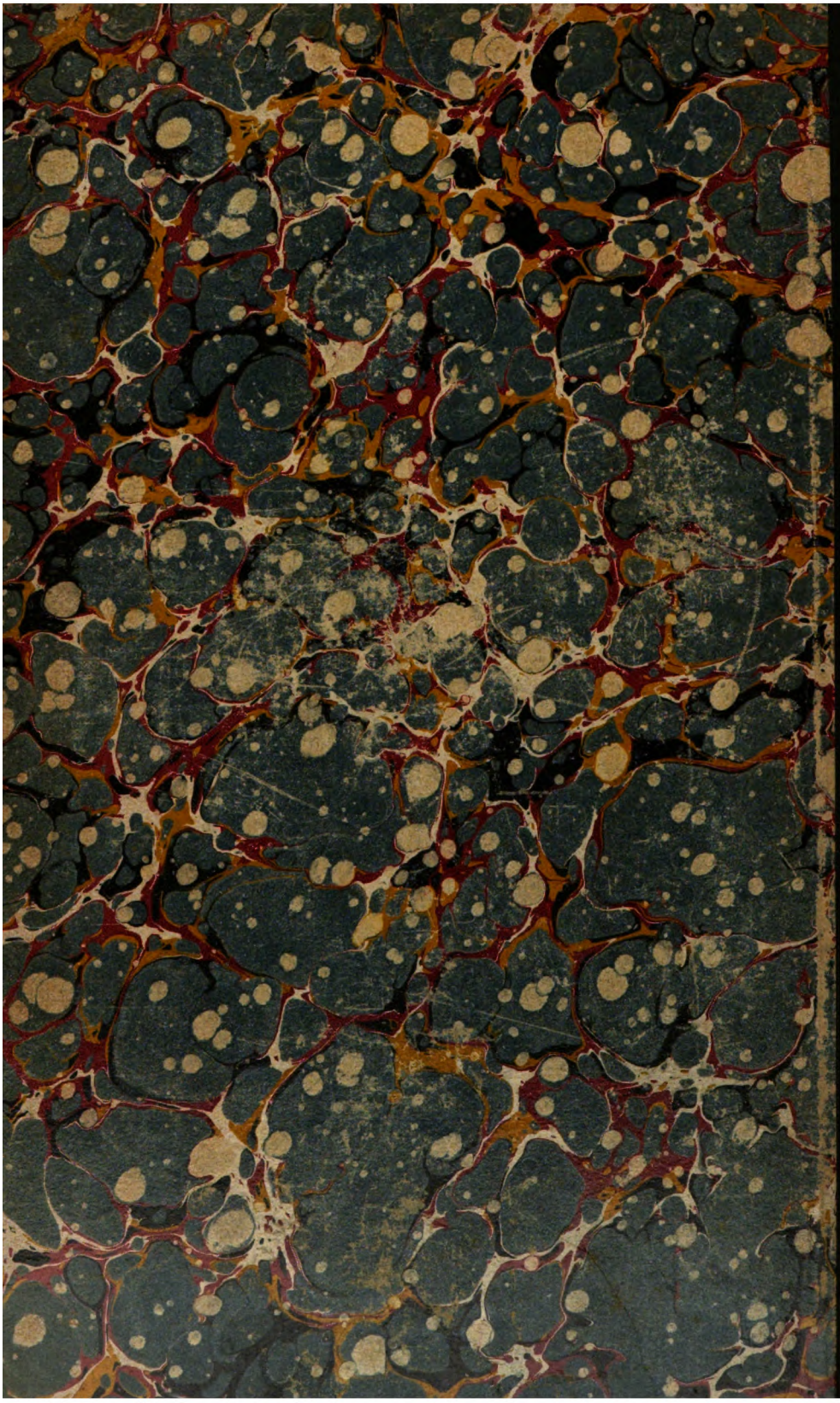
E. D.

Aufmunterung im Felde. Ein ehemaliger Feldzugsteilnehmer berichtet ergänzend zu dem Everthſchen Aufſatz im Juliheft: Ein großer ſeeliſcher Hunger herrſchte bei uns in der Truppe wohl, aber nicht nach geiſtiger Koſt, ſondern nach einer Spur Liebe. Jedes Wort war notwendig, ſachlich, war Befehl, Verfügung, Drohung. Nur einer von den Offizieren beſaß die Gabe, manchmal etwas über das Notwendigſte hinaus zu den Leuten zu ſprechen, und ich ſehe noch, mit welcher Begierde alle an ſeinen Lippen hängen, als er von der allgemeinen Lage ſpricht, von der

Notwendigkeit durchzuhalten, von dem Zweck und der Wichtigkeit unſeres Vorgehens, daß ſich jeder für das Vaterland einſetzen muß. Durch wenige ermunternde Worte wurde die allgemeine Stimmung unglaublich gehoben.

Über die Spittelerhetze ſoll hier kein Wort mehr verloren werden. Es hätte bei der Verſchwendung von Druckerſchwärze und bei all den anonymen Schmähbriefen etwas Gutes herauskommen können, wenn man das eigentliche Problem geſehen hätte, nämlich: Wie verhält ſich ein dichteriſch-ſchöpferiſcher Geiſt zur Außenwelt in politiſchen Dingen? Wie hat ſich der Menſch, der durch einen anderen eine ſtarke innere geiſtige Bereicherung empfangen hat, zu verhalten, wenn er in Meinungsdifferenzen mit ihm kommt? Wie weit geht dann Dankbarkeit und Treugefühl der Rückſicht auf andere vor? Durch welche Stellung wird geiſtige Entwicklung beim Einzelnen und beim Volke mehr gefördert? Hat man aus innen heraus zu leben oder hat geiſtige Freiheit eine leere Phraſe zu bleiben?

Statt deſſen wird ein Rattenkönig von Mißverſtändniſſen aufgehäuft. Irgend ein Zeilenſchinder erfindet in irgend einer Zeitung glattweg — und die Alldeutſchen drucken es ihm mit Trompetengeſchmetter nach —, ich hätte behauptet, der deutſche Generalkonſul Faber du Faur in Zürich habe mit ſeiner Frau an der Spittelerfeier teilgenommen. Darauf beantragt der Generalkonſul bei ſeiner vorgeſetzten Behörde eine Unterſuchung gegen ſich. Darüber wird dann wieder in der Preſſe getratſcht, und ſo geht es weiter. Pfui Teufel! Können Meinungsdifferenzen nicht mit Ehrlichkeit und Sauberkeit behandelt werden? Ich wünſchte Ihnen mehr Verantwortungsgefühl, meine Herren! Ich muß Ihnen ſagen, es iſt mein innerſtes Erleben, daß ich fühle, ich habe mit meiner Teilnahme an Spittelers Geburtstagsfeier im Geiſte Fichtes gehandelt. Auch Fichte mußte ja einmal als „Atheiſt“ eine Hetze über ſich ergehen laſſen, weil er ein Eigener war. Heute fußt auf ſeinem Atheismus unſere zukünftige religiöſe Entwicklung. Auch mein Tag wird kommen, wo der Vorwurf des mangelnden Patriotismus auf die Hetzer zurückfällt. E. D.

Redaktionelle Bemerkung Zur religiöſen Debatte liegen noch mehrere Einſendungen vor, die in den nächſten Heften veröffentlicht werden. Es ſei noch darauf hingewieſen, daß Dr. Guſtav Wyneken ſeine religiöſen Anſichten im Aprilheft der „Tat“ in der Zeitſchrift „Die Freie Schulgemeinde“ Heft 4 (im gleichen Verlage M —.60) weiter ausgeführt hat. Der Aufſatz von Edgar Jaffé iſt der Schluß eines Vortrags, den der Verfaſſer in Anweſenheit des Königs von Bayern im Januar 1915 im Polytechniſchen Verein in München hielt. Der ganze Vortrag erſchien im Verlag Mohr (Tübingen) unter dem Titel „Volkswirtſchaft und Krieg“ (M —.75). Der Aufſatz von Gertrud Prellwitz iſt ihrem kürzlich erſchienenen Buch entnommen: „Durch welche Kräfte wird Deutſchland ſiegen?“ (Verlag von Eugen Diederichs, M 2.—).

Wegen militäriſcher Dienſtleiſtung des Herrn Dr. Karl Hoffmann iſt bis auf Weiteres für die Redaktion verantwortlich nur Herr Eugen Diederichs in Jena, an den auch in Zukunft alle Manuſkripteſendungen erbeten werden. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig.